Stimmen aus Maria-Laach

Digitized by Google

Book
Box

Liverpool
Physical Society

Proceedings
of the
Physical
Section

Incorporating
The Optical Club

Digitized by Google

Digitized by Google

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Neunundzwanzigster Band.

A z 38
1885 II

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1885.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Digitized by Google

0902
.282
Bd.22

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Inhalt des neunundzwanzigsten Bandes.

	Seite
Fürſt, Mann und Chriſt. (M. Meſchler S. J.)	1
Ein Wort über Freiheit der Rede. (A. Lehmkuhl S. J.)	19
Eine Epiſode aus Biſchof Laurents Leben. (W. Kreiten S. J.)	25
Schwebende Fragen der Aſtronomie. (J. G. Hagen S. J.)	39. 138
Das katholiſche Island des Mittelalters. (A. Baumgartner S. J.)	51
Wahlrecht und Wahlpflicht. (A. Lehmkuhl S. J.)	105
Zur Vorgeſchichte der Bartholomäusnacht. (B. Duhr S. J.)	116
Biſchof Leslie über Maria Stuart, Moray und Bothwell. (G. M. Dreves S. J.)	150
Islands mittelalterliche Literatur. (A. Baumgartner S. J.)	160
Der neueſte Religionsſtifter und ſein „Evangelium“. (W. Kreiten S. J.)	181
Iſt Voltaire's Glaubensbekenntniß vom Jahre 1769 „gefälſcht“ und „ein Muſter pfäffiſcher Intriguenkunſt“? (W. Kreiten S. J.)	221
Die Entwicklung der Inſtincte in der Urwelt. (E. Wasmann S. J.)	248. 383
Roms Stellung zur Bartholomäusnacht. (B. Duhr S. J.)	263
Adam von St. Victor. (G. M. Dreves S. J.)	278. 416
Islands Verfall nach der Glaubenstrennung und Wiederaufleben im 19. Jahrhundert. (A. Baumgartner S. J.)	296
Geſchichtliche Entwicklung des Wetterdienſtes in Nordamerika. (J. G. Hagen S. J.)	349
Cardinal Schwarzenberg. (R. v. Noſtitz-Rhieneck S. J.)	365. 478
Von Reykjavik nach Iſafjördr. (A. Baumgartner S. J.)	397
Verſicherung und Verſicherungszwang. (A. Lehmkuhl S. J.)	465
Organiſation des Wetterdienſtes in Nordamerika. (J. G. Hagen S. J.)	497
Das Paſſionsſpiel von Vorderthierſee in Tirol. (Th. Schmid S. J.)	511
Von Iſafjördr nach Akureyri. (A. Baumgartner S. J.)	526
Die Rudhard-Sage. (W. Kreiten S. J.)	540

Recenſionen.

Janſſen, Geſchichte des deutſchen Volkes. IV. Band. (A. Baumgartner S. J.)	72
Gerlach, Lehrbuch des katholiſchen Kirchenrechts. (A. Lehmkuhl S. J.)	83
v. Scherer, Handbuch des Kirchenrechts. I. Band. I. Hälfte. (A. Lehmkuhl S. J.)	84
Scholz, Commentar zum Buche des Propheten Joel. (J. Knabenbauer S. J.)	88

507258

Digitized by Google

Seite

Haffner, Grundlinien der Philoſophie. (Th. Brühl S. J.) 90

Fellöcker, Kripplgſángl und Kripplſpiel. — Allálai chriſtlichö Gſanger und Gſpiel. (G. M. Dreves S. J.) 93

Schmid, De Inspirationis Bibliorum vi et ratione. (J. Knabenbauer S. J.) 199

Loenartz, Die Reſtitutionspflicht des Beſitzers fremden Gutes. (A. Lehmkuhl S. J.) 203

Schrörs, Hinkmar, Erzbiſchof von Reims. (A. Cauduff S. J.) 205

Glöckler, Sanct Maternus. (St. Beiſſel S. J.) 209

Schneider, Aus alten Tagen. (W. Kreiten S. J.) 210

Lohmann, Das Leben unſers Herrn und Heilandes Jeſus Chriſtus. (J. Knabenbauer S. J.) 317

Oswald, Angelologie. — Die Schöpfungslehre. (Th. Granderath S. J.) . 319

Commer, Syſtem der Philoſophie. (Th. Brühl S. J.) 324

Wer ſoll unſere Mädchen erziehen und unterrichten? (L. v. Hammerſtein S. J.) 329

Muth, Roſen der Heide. (W. Kreiten S. J.) 334

Revue de l'art chrétien. (St. Beiſſel S. J.) 339

Cornely, Historica et critica Introductio in utriusque testamenti libros sacros. (A. Lehmkuhl S. J.) 442

Specht, Geſchichte des Unterrichtsweſens in Deutſchland. (G. M. Dreves S. J.) 446

Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux. (B. Duhr S. J.) . 451

Spillmann, Rund um Afrika. (H. Jürgens S. J.) 454

Schwane, Allgemeine Moraltheologie. (A. Lehmkuhl S. J.) 558

Van der Aa, Praelectionum Philosophiae Scholasticae brevis conspectus. (Th. Brühl S. J.) 561

Joſtes, Die Waldenſer und die vorluther. deutſche Bibelüberſetzung. (J. Knabenbauer S. J.) 562

O'Connor, Luther's own statements concerning his teaching and its results. (Chriſtian Peſch S. J.) 568

Hettinger, Aus Welt und Kirche. (A. Baumgartner S. J.) 569

Empfehlenswerthe Schriften 96. 212. 340. 456. 575

Miscellen.

König Friedrich II. von Preußen und das Collegium Germanicum . . 101

Vorbereitungen zur Feier des Prieſterjubiläums Sr. Heiligkeit Papſt Leo' XIII. 218

Über die Staatsprüfungen an den Mittelſchulen Irlands 346

Statiſtiſche Zahlen und Unzahlen 348

Die deutſche Preſſe in den Vereinigten Staaten Nordamerika's . . . 463

Die „Allgemeine israelitiſche Allianz" 578

Digitized by Google

Fürſt, Mann und Chriſt.

Es liegt vor uns ein hübſch ausgeſtattetes Schriftchen. Dasſelbe führt den Titel: „Ein chriſtlicher Fürſt. Heinrich von Frankreich, Graf von Chambord, geboren den 29. September 1820, geſtorben den 24. Auguſt 1883.“ [1]

Der Hingang des Grafen Chambord zu Frohsdorf war wohl das wichtigſte Ereigniß des Jahres 1883. Überall hat dieſer Tod den ehrendſten Nachruf gefunden. Erfreut hat er eigentlich Niemand, den Meiſten ſchien er ein wahres Unglück, von Allen wurde er mit Ernſt und achtungsvoller Theilnahme vernommen. Ein braver Mann war mit dieſem Hingang weniger in der Welt.

Zwei Jahre ſind es nun bald, daß ſich das Grab geſchloſſen über dem edlen Manne, dem Träger ſo vieler und gerechter Erwartungen und Hoffnungen, und noch immer hallen Nachklänge von ihm zu uns herüber. Bereits verewigt, ſpricht er, wie vorliegendes Büchlein beweist, noch zu uns durch ſein ſchönes und erbauliches Leben.

Die Aufgabe des Schriftchens iſt, den Prinzen von ſeiner religiöſen Seite, als Chriſt und Katholik zu ſchildern. Vor einigen Monaten entwarfen wir in dieſen Blättern das Bild eines chriſtlichen Mannes. Was dort in allgemein redenden Worten ausgeführt iſt, haben wir hier in greifbar lebender Geſtalt vor uns. Der Graf von Chambord iſt, wie je Einer, der ganze, chriſtliche, katholiſche Mann, wie ihn unſere Zeit braucht. Wir erlauben uns, in dieſer Abſicht der erwähnten Schrift einige Gedanken zu entlehnen und ſie mit Hilfe anderer Quellen zu erweitern. Wir ſehen bei unſeren Ausführungen von aller politiſchen Bedeutſamkeit des Grafen ab; wir haben es nicht zu thun mit dem Könige

[1] Un Prince chrétien. Henri de France, Comte de Chambord etc. Par Émile de Regnault S. J. Imprimerie St Augustin, Desclée, de Brouwer & Cie. Lille, Rue royale 26, 1885.

Digitized by Google

und Prätendenten, als inſoferne die religiöſe Frage auch dieſe Beziehungen ſtreift. Was uns beſchäftigt, das iſt der Mann von Ehre, von Religion und Charakter, der Chriſt und Katholik.

I.

Was wir unter dem „Manne" verſtehen, haben wir früher ſchon ausgeführt. Nach dem hl. Thomas[1] iſt das Höchſte im Menſchen die Vernunft, und in der Vernunft ſelbſt iſt die höchſte Spitze das Vermögen, Gott und die ewigen Wahrheiten zu erfaſſen, im Lichte dieſer Wahrheiten alles Geſchaffene und ſich ſelbſt zu ſchauen, und aus dieſer Anſchauung Grundſätze und Regeln für das Leben in all ſeinen Beziehungen und Vorkommniſſen zu gewinnen. Das iſt das höchſte Einſtrahlen des göttlichen Lichtes in den Menſchen, und es vollzieht ſich in der Religion und durch die Religion. Iſt die Religion einmal der unverrückbare Leitſtern aller Abſichten, Entſchlüſſe und Handlungen, dann iſt der Menſch in ſich geeint, dann iſt er der Mann, den wir meinen.

So ein Mann nun war der Graf von Chambord.

Bei aller Leutſeligkeit, bei all ſeiner feinen und geiſtreichen Heiterkeit des Umgangs war der Graf ein durch und durch religiöſer, frommer Mann, ja ein innerer Mann, ein Mann des Gebetes. Die erſten Stunden des Tages gehörten unveräußerlich Gott und dem Gebete. Zum üblichen Morgengebet, das er ſtets auf den Knieen vor ſeinem Hausaltar verrichtete, fügte er jeden Tag noch als Ritter vom Orden des heiligen Geiſtes die Tagzeiten vom heiligen Geiſt und eine betrachtende Leſung aus einem Erbauungsbuche. — Keinen Tag verſäumte er die heilige Meſſe. Er meinte, es fehle ihm etwas und er ſchäme ſich förmlich den ganzen Tag, wenn er die Meſſe verfehlt; es ſei ihm übrigens nicht ſchwer, der Meſſe beizuwohnen; wenn man glaube, daß der Heiland uns mit ſeinem Blute erlöst, ſei es doch das Wenigſte, was man thun könne, jeden Tag ſich bei der Handlung einzufinden, in der er ſein Opfer erneuert. Sehr regelmäßig und eifrig war der Empfang der heiligen Communion, und das größte Leid, das ſeine letzte Krankheit ihm brachte, war, daß ſie ihm den Empfang der Communion nicht ſo oft geſtattete, als er es wünſchte. — Nebenbei hatte ſeine Frömmigkeit noch Vorrath und Überfluß für alle Andachten, die dem katholiſchen Herzen lieb ſind. Den Roſenkranz betete er jeden Tag; oft beſuchte er einen kleinen Wall-

[1] Summa S. Th. p. 1. q. 79. a. 9.

Digitized by Google

fahrtsort der Mutter Gottes in der Nähe, und jedes Jahr vollzog er mit großer Feierlichkeit das Gelübde Ludwig' XIII., das Frankreich unter den Schutz der Himmelskönigin stellte. Vor Allem aber waren ihm theuer die Andachten zum göttlichen Erlöser im heiligen Altarssacramente, zum Herzen Jesu und zum bittern Leiden. Diese Liebe zum Gottmenschen trieb ihn selbst zu einer Wallfahrt in's Gelobte Land, und der größte Schatz seines Hauses war ein kostbares Crucifix mit Reliquien, das er von den heiligen Stätten mitgebracht hatte. Es war auch sein Gesellschafter in den langen Tagen und Nächten seiner letzten Krankheit. „Das ist mein großer, einziger und wahrer Tröster," sagte er oft. Seine erstarrten Hände hielten es noch umschlungen, und der Pilgerstab, der ihn durch das Heilige Land begleitet, mußte ihm mit in den Sarg gegeben werden. So wollte er anklopfen an den Pforten des himmlischen Jerusalems, als frommer und lieberglühter Pilger Jesu Christi. — Der Graf war ein großer Liebhaber der Jagd. Aber seinen Gebetsstunden durfte sie keinen Abbruch thun. Die Messe wurde dann auf frühere Stunden angesetzt, und bei dem Ausritt, oder bei der Rückkehr, oder selbst auf dem Anstand benutzte er die Zeit, um seinem Rosenkranz gerecht zu werden. Gott, die Religion, Frömmigkeit und Heiligkeit war sein Höchstes. Er war noch ein Knabe von kaum zwölf Jahren, als man ihn fragte, was er lieber sein möchte, Ludwig XIV. oder Ludwig der Heilige. „O, Ludwig der Heilige," war seine entschiedene Antwort, „Heiligkeit geht ja über Alles."

Ein so frommes Herz mußte auch ein gutes Herz sein. In der That hatte der Graf die liebenswürdige Leidenschaft, Gutes zu thun und Menschen glücklich zu machen. Er wollte hierin Heinrich IV. ähnlich sein, der bekanntlich wünschte, daß jeder Bauer am Sonntage sein Hühnchen im Topfe habe. Chambord gab unverdrossen und gerne und viel, und er wußte auf die rechte Weise zu geben. Schon aus seiner frühesten Jugend sind die rührendsten Züge edler, selbstloser Güte und Wohlthätigkeit bekannt. Um den jungen Prinzen zum Lernen anzuspornen, wies ihm der König eine Zulage aus seinen Privateinkünften an. Das war nun die Armenkasse des Kleinen, und wenn es Schwierigkeiten im Lernen gab, brauchte man ihm nur zu bemerken, die Armen müßten das entgelten, und hurtig war er wieder am Studiren. — Der General Coutard, den Karl X. wohl leiden mochte wegen seiner Offenheit und Geradheit, bemerkte einmal dem Könige in einer Unterhaltung scherzend, es sei merkwürdig, daß er jetzt, da er ein Bischen zu Geld und Einkünften

gelangt, ſo viele arme Vettern entdecke. Beim Abſchiede lief ihm der kleine Prinz, der die Unterhaltung mit angehört hatte, nach und drückte ihm ein Goldſtück in die Hand. Der General weigerte ſich, es anzunehmen. „So nehmen Sie wenigſtens dieſe Düte Zuckerwerk. Sie iſt für Ihre vielen armen Vettern.“ — Ein anderer Offizier ſeiner Begleitung erzählte ihm eines Tages, in ſeinem Heimathsdorf wäre ein Kloſter von barmherzigen Schweſtern gar nothwendig. „Ei, dann ſtiften Sie es doch,“ meinte raſch der Prinz. Der Offizier entſchuldigte ſich mit ſeinen unzureichenden Mitteln. Von dem Tage an bemerkte man, wie der Kleine keinen Sou mehr für Liebhabereien ausgab. Niemand wußte, wohin das Geld floß, und weder die Erzieher noch die Mutter konnten dem Geheimniß auf die Spur kommen. Nach Verlauf von zwei Jahren fragte eines Tages der Prinz ganz unverhofft ſeinen Offizier: „Nun, wie ſteht's mit Ihrem Kloſter? Sie ſagen mir ja gar nichts mehr davon.“ Der Offizier bemerkte, die alte Schwierigkeit laſſe ihn kaum mehr daran denken. „Ob ſich da nichts machen läßt?“ erwiederte der Prinz, zog aus einer Schublade einen ganz anſehnlichen Beutel und gab ihn dem Offizier. Der Beutel enthielt die Erſparniſſe der zwei Jahre. — Und wie Paris, ſo wurde auch Edinburgh, Prag, Wien, Görz und jeder Ort, wo der Graf ſich aufhielt, der Schauplatz unzähliger Wohlthaten. Namentlich wurde Frohsdorf eine Quelle, aus welcher reichliche und unverſiegbare Ströme der Wohlthätigkeit in alle Theile der Welt abfloſſen, ſei es als Peterspfennig nach Rom, oder als Beiträge für innere und äußere Miſſionen, oder als Unterſtützung klöſterlicher Niederlaſſungen und katholiſcher Schulanſtalten. Es gab kein verdienſtliches Unternehmen, das nicht auf Hilfe von Frohsdorf rechnen konnte, und kein Hilfsbedürftiger verließ das gaſtfreundliche Schloß ohne Troſt und thätigen Beiſtand. Die armen Kranken, die ſich daſelbſt ſtellten, wurden unentgeltlich behandelt von den Ärzten. Auch die einſamen Spaziergänger durch die ſteyeriſchen Berge und Wälder könnten rührende Züge von perſönlicher Hilfeleiſtung erzählen. Noch in den letzten Stunden des Lebens bekümmerte ſich der Graf um die Verſorgung eines Armen, den ein Unfall in hilfloſe Lage gebracht hatte.

Welch rührend kindliche Großmuth übte er nicht gegen ſeine Mutter, die Herzogin von Berry, die ſich ſpäter mit dem Herzog della Grazia vermählte. Erſt durch die Wiener Zeitungen erlangte der Graf Gewißheit über die Verlegenheit der Mutter in ihren zeitlichen Angelegenheiten. Sogleich erhielt der Hausmeiſter Befehl, Alles aufzubieten und nichts zu ſchonen, nicht einmal den Silberſchatz, die Kleinodien und Pferde des

Grafen, um die Mutter einem verdemüthigenden Vorkommniß zu entreißen; in nichts, nicht einmal in ihrer Liebhaberei für Kunſtſeltenheiten, ſollte ſie verkürzt werden. Bald war Alles zur Befriedigung geordnet, und als dem Grafen nach dem Tode der Mutter deren Schloß Brunſee durch Erbſchaft zufiel, wollte er in ſeinem Edelmuth nicht, daß ihre nachgeborne Familie des liebgewordenen Heims entbehren ſollte, ſondern ſchenkte ihr das Schloß mit allem Zubehör für immer. — Für alle Glieder der bourboniſchen Familie, die durch die Revolutionen ſo arge Einbuße litten, war er ein Vater in liebender Sorge und Hilfeleiſtung.

Über Allem aber in der irdiſchen Liebe ſtand ihm Frankreich, ſein Vaterland. Er betrachtete ſich immer als das rechtmäßige Haupt des Landes und den angeſtammten Herrn der Krone Frankreichs. Dieſe Anhänglichkeit und Liebe hatte für ihn einen höhern, faſt prieſterlichen Charakter; es war die Pflicht, die ihm Gott aufgelegt. Nichts konnte dieſe Liebe erſchüttern, keine Verbannung, kein Fehlſchlagen ſeiner Erwartungen, keine Täuſchungen und bittern Erfahrungen von Seiten Frankreichs ſelbſt. Mit rührender Theilnahme verfolgte er ſtets die Schickſale ſeines Landes, und er griff nach dem Maße, das ſeine Stellung ihm erlaubte, bedauernd, rathend und helfend in dieſelbe ein. Seine öffentlichen Kundgebungen ſind voll von Beweiſen dieſer edlen Liebe. „Gott iſt mein Zeuge, ich habe nur *eine* Leidenſchaft im Herzen: die iſt das Wohl Frankreichs ... das iſt die Erbſchaft, welche mir Niemand ſtreitig machen kann.“ Er hatte für dieſe Liebe nicht bloß Worte, ſondern auch Thaten und Opfer. Seine Mildthätigkeit gehörte zuerſt Frankreich[1]; um einen Franzoſen zu empfangen, er mochte ſein wer immer, hatte er ſtets Zeit und Luſt. Oft in ſeinem Leben und noch in ſeiner letzten Krankheit betheuerte er, wenn ſein Tod Frankreich etwas nützen könne, wolle er gern in der Verbannung ſterben und Frankreich nicht wieder ſehen. In ſeinem Todeskampfe beſchäftigte ſich ſein Geiſt mit Frankreich. Die letzten Worte, die ſeine ſterbenden Lippen liſpelten, waren: „Frankreich ... meine Frau ... meine Orléans!“

Aber auch in perſönlichen und viel heikleren Punkten zeigte ſich die tiefe Religiöſität des Grafen. Chambord war ein Muſter von ſittlichem Ernſt und von Herzensreinheit, deren Gegentheil leider ſo oft die traurige

[1] Am Todestage Ludwig' XVI. ließ er regelmäßig 10000 Francs unter die Armen von Paris vertheilen, und als ein Anhänger ihm über zwei Millionen vermachte, wies der Graf ſofort die Summe zur Errichtung von Schulen in Frankreich an.

Kehrſeite mancher Größe iſt. Einer ſeiner Lehrer ſchenkte ihm einſt eine ſchöne Stickerei, die Lilien darſtellte, welche vom Blute des göttlichen Herzens bethaut wurden und die Umſchrift führten: „Serva lilia.“ — „Verſtehen Sie?“ fragte der Lehrer den Jüngling. — „Gewiß,“ antwortete er. „Das heißt: ‚Schütze die Bourbonen.‘“ „Kann es aber nicht auch einen andern Sinn haben?“ entgegnete der Lehrer. — „Richtig! Bewahre die Reinheit des Herzens. O hochwürdiger Vater! ſeien Sie unbeſorgt,“ war die Antwort. In der That, Wien, Rom, London und andere der großen Städte Europa's haben ihn zeitweilig beherbergt, und überall machte er ſeine Jugend achtbar und ehrwürdig durch die Reinheit und Tadelloſigkeit ſeiner Sitten. — Welch ungetrübter Friede und welch herzliches Einverſtändniß herrſchte die 37 Jahre hindurch zwiſchen ihm und ſeiner edlen Gemahlin! Nur in ihrer Nähe ſchien er ſich heimiſch und befriedigt zu fühlen; am liebſten arbeitete und ſtudirte er in ihren Gemächern; zuſammen beteten ſie, gaben Audienz und ergingen ſich im Freien. Nur der Tod trennte die treue Gattin von ſeinem Schmerzenslager, von dem ſie mehrere Monate weder Tag noch Nacht gewichen war.

Der Graf konnte auch Beleidigungen ruhig ertragen und edelmüthig vergeben. Auf Reiſen kam es vor, daß er unbekannter Weiſe ſehr unſchmeichelhafte Bemerkungen und Auslaſſungen über ſeine Perſon und ſeine politiſche Befähigung zu hören bekam. Er ſaß dann ruhig da, verbot ſeiner Begleitung mit einem Wink jede Erwiederung und hörte gelaſſen die Strafpredigt zu Ende. — Auf der letzten Wiener Ausſtellung meldete man ihm, eine ganze Geſellſchaft Communarden, die ausgeſtellt hatten, finde ſich in einem Saale des Gebäudes zuſammen. Sogleich ging er hin und ließ ſich als Grafen von Chambord vorſtellen; kein Hut erwiederte ſeinen Gruß. Er band aber ſo freundlich an und erkundigte ſich ſo angelegentlich um die Geſchäfte der Herren und unterhielt ſich ſo ungezwungen und herzlich mit ihnen, daß die ganze Geſellſchaft allmählich aufthaute und eine Stirne nach der andern ſich des Hutes entledigte. — Welch inniges Bedauern widmete er nicht der unglücklichen Familie Napoleons, als der junge Prinz im Zululande ſo elend um das Leben kam! Sogleich ließ er das heilige Opfer für deſſen Seelenruhe entrichten. — Es iſt bekannt, mit welch ſchwerer Schuld ſich die Familie Orléans gegen die ältere Linie Bourbon, deren Haupt der Graf war, beladen hatte. Der Vater Louis Philipps, der berüchtigte Egalité, hatte für den Tod Ludwig' XVI. geſtimmt; Louis Philipp hatte Karl X., den Großvater des Grafen, vom Throne geſtoßen und ihn in die Ver-

bannung getrieben. Als nun ſpäter Louis Philipp ſelbſt aus Frankreich nach England flüchten mußte, richtete der Graf die herzlichſten Worte der Theilnahme und des Troſtes an ihn. Später beſuchte er die Wittwe Louis Philipps. Mit Freuden ging er auf den Vorſchlag eines Ausgleiches und einer Wiedervereinigung ein, und den ſchönſten Tag in ſeinem Leben nannte er es, als er die Ausſöhnung mit der entzweiten Familie vollzog und ſeine Rechte auf den Grafen von Paris, das Haupt der orleaniſchen Linie, übertrug.

Wohl am glänzendſten hat ſich des Grafen tiefe Religiöſität geoffenbart und bewährt in ſeinem geraden, ehrlichen Sinne und in ſeiner Gerechtigkeitsliebe. Sie trat beſonders hervor in ſeiner öffentlichen Stellung und ſeiner politiſchen Laufbahn. Wie wir geſehen, liebte er Frankreich, und dieſes Frankreich war unglücklich, ſiechte dahin und blutete an innerer Zerriſſenheit und Rathloſigkeit und wirbelte, von Abenteurern und unlautern Parteimännern getrieben, wie im Schwindelkrampf von Abgrund zu Abgrund; der Graf hatte die feſte und klare Überzeugung, daß das arme Land nur durch Zurückgehen auf die erbliche Monarchie ſich wieder erheben, geſunden und erſtarken könne. Deßhalb hielt er es für ſeine Pflicht, bei jedem Regierungswechſel und bei jeder Wendung der politiſchen Ereigniſſe in öffentlichen Kundgebungen ſeine Stimme zu erheben und ſein Recht geltend zu machen. Er that dieſes mit großer Würde, aber mit ebenſo viel Ruhe und Mäßigung. Und das war Alles. Nie hat er für ſeine Sache das Schwert gezogen, er wollte nicht als Eroberer, ſondern als Hirte und Vater Aller unter ſein Volk treten; nie bediente er ſich geheimer Mittel und Ränke, nie gemeiner Künſte und Bewegungsmittel, nie hat er fremden Mächten und ſeinem Vaterland Verlegenheit bereitet, nie innere Spannung und innern Zwiſt hervorgerufen, nie hat er ſeinen Namen zu zweideutigen Umtrieben hergegeben.

Aber warum, könnte man fragen, hat er ſich zurückgezogen, als man ihn ſuchte? Warum hat er abgelehnt, als die Krone ihm angetragen wurde? Oft, ja faſt allgemein hat man ihm dieſen Entſchluß zum Vorwurf gemacht als einen politiſchen Mißgriff, als Kurzſichtigkeit und Engherzigkeit, ja als Eigenſinn und Syſtemmacherei. Im Grunde aber war es wieder nichts als ſeine Gerechtigkeitsliebe und Gewiſſenhaftigkeit. Das Königthum wurde ihm angeboten, aber nicht das Königthum von Gottes Gnaden, ſondern das nach den Grundſätzen von 1789, deren Symbol die dreifarbige Fahne ſein ſollte. Das verſtieß

gegen ſeine Anſchauungen und Grundſätze. Indeſſen ſcheint die Fahnenfrage nur die Außenſeite und eine Nebenſache geweſen zu ſein. Der Graf ſelbſt äußert ſich darüber dahin, er behalte ſich vor, über den ganzen Vorgang völliges Licht zu verbreiten, wenn ihm die Zeit gekommen ſcheine. Er hatte alſo noch andere Gründe, abzulehnen, als die bekannt wurden. Er bemerkt, man habe ihm einen Majordom geben wollen, er habe nur das Haupt einer Partei, ein König mit gebundenen Händen ſein ſollen[1]. Offenbar wollte der Graf die königliche Gewalt nur zum wahren Wohle des Volkes ausüben, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen und in Unabhängigkeit von jedem fremden und unberechtigten Willen. Anders wollte er die Krone nicht. Indeſſen hätte es nur einer kleinen Unwahrheit, ja nur eines Zurückhaltens ſeiner perſönlichen Anſicht, nur eines ſtillſchweigenden Hinübergleitens über die Frage gebraucht: er hätte nur den Salzburger Brief nicht zu ſchreiben brauchen, und er war am Ziele ſeiner irdiſchen Wünſche, die Monarchie war hergeſtellt. Das war aber gegen ſeine gewohnte Offenheit und Ehrlichkeit und gegen ſein Gewiſſen. Er ſchlug rund ab.

Es war dieſe Entſcheidung ſo recht das Werk ſeines Herzens und ſeines Charakters. Schon von Jugend auf hatte der Graf einen außerordentlich lebendigen und ausgebildeten Sinn für Recht und Gerechtigkeit. Seine Erzieherin ſagte von ihm, ihr ſei nie ein Kind begegnet, das ein ſo rechtsliebendes Herz gehabt. Bei einer ſpätern Gelegenheit ſagte der Graf, der Beiname, der ihm am beſten gefiele, wäre „der Rechtsliebende", und die Ehrlichkeit bezeichnete er in einem Manifeſte als die erſte öffentliche Tugend[2]. Sie lenkte all ſeine Schritte und Entſcheidungen. Er folgte alſo in dieſer Entſchließung einfach ſeinem geraden, rechtsliebenden und gewiſſenhaften Herzen. Wenn es wahr iſt, was man erzählt, lehnten ſeine Freunde und Getreuen, in dieſer Angelegenheit um ihre Anſicht und ihren Rath befragt, aus naheliegenden Gründen jede Entſcheidung ab. Da fing der Graf an zu beten, beichtete und empfing die heilige Communion. Von dieſem Augenblicke an ſtand ſein Entſchluß feſt. „Es iſt nun entſchieden," ſagte er einer vertrauten Perſon. „Ich ſchicke eben meine Erklärung nach Paris mit dem Auftrage, ſie ſofort zu veröffentlichen. Ich bin es meiner Ehre und wohlverſtandener Maßen auch dem Wohle Frankreichs ſchuldig. Das iſt mir

[1] Briefe an Marquis Foreſta, den 26. Juli 1879, und an Eugène Veuillot, den 23. April 1883.

[2] Manifeſt vom 9. December 1866.

klar wie Sonnenlicht, und in dieſer Beziehung bin ich ganz ruhig.“ Und es muß wohl das Rechte geweſen ſein.

Mit dieſer That ſchied der Graf aus dem öffentlichen Leben. Sie zeigt ſo recht, wie würdig er des Thrones war. Die Gerechtigkeit iſt ja die königliche Tugend. Er hat ihr Alles, ſein Theuerſtes zum Opfer gebracht. Es folgten nun nur noch wenige Jahre ſtiller Zurückgezogenheit und wohlthätigen Wirkens und Gebetes, dann ſtarb er und konnte wie Papſt Gregor VII. ſagen: „Die Ungerechtigkeit habe ich gehaßt und die Gerechtigkeit geliebt, deßhalb ſterbe ich in der Verbannung.“ Da ruht er nun, der letzte und vielleicht beſte Sprößling einer langen Herrſcherreihe, nicht in den Königsgräbern von St. Denis, ſondern in der ſtillen, engen Franciscanergruft von Caſtagnovizza auf dem Hügel von Görz, neben ſeiner Schweſter, der Herzogin von Parma, und ſeinem Großvater, Karl X. Die weiße Fahne der Monarchie von Gottes Gnaden, die er mit in die Verbannung genommen, die er immer treu feſtgehalten, aber nie entrollt, weil er ſie nicht beflecken wollte, liegt nun als Bahrtuch über ſeinem Sarge. Sie ziert ihn ſchön mit dem reinen Weiß und den goldenen Lilien. Sie iſt das Abbild ſeines Lebens, ſeiner Geſinnungen und ſeiner Tugenden, ſeiner Frömmigkeit, ſeiner Reinheit, ſeiner Güte und Ehrenhaftigkeit. Der Wahlſpruch ſeines Vorfahren, des heiligen Ludwig, könnte auch auf dem Sarge Heinrich' V. ſtehen, er faßt ſein ganzes Leben zuſammen: Fürchte Gott, halte auf deine Ehre und liebe Frankreich.

II.

Das war Heinrich V., Graf von Chambord, durch und durch ein Ehrenmann und Edelmann, ein Fürſt und Chriſt im beſten und vollſten Sinne des Wortes. Religion, Ehrenhaftigkeit und Gewiſſen hatten dieſes Herz ganz eingenommen und erfüllt. Es iſt ein ſchönes Wort, das er von ſeiner politiſchen Laufbahn ſchreiben konnte: „Ich habe kein Wort zurückzunehmen und keinen Schritt zu bereuen.“ Und Pius IX. beſtätigte dieſes Wort, indem er von dem Grafen ſagte: „Was er ſagt, iſt gut, und was er thut, iſt recht gethan.“

Es iſt nun gewiß von Intereſſe, zu ſehen, wie dieſe edle, chriſtliche Geſinnung ſich in ihm ausbildete und ihn zu dem machte, was er geworden.

Wie wir geſehen, hat ihm Gott eine treffliche Naturanlage, ein Herz voll Güte und Gerechtigkeitsliebe als koſtbaren Antheil in die Wiege gegeben — gewiß ein unſchätzbares Geſchenk, wenn man die treibenden

Urſachen des menſchlichen Lebens kennt und beobachtet, welch bedeutender Theil an unſern Entſchließungen und Thaten unſerer Naturanlage zufällt.

Dieſe guten Veranlagungen gab Gott in die Hände trefflicher Erzieher und Lehrer, die ſie heranzogen, entwickelten und ausbildeten. Welche Grundſätze bei dieſer Erziehung maßgebend waren, ſagt uns einer ſeiner Lehrer, der nachmalige Biſchof Frayſſinous. „Wenn man glaubt," ſchreibt er, „ich ſuche den Prinzen nur in dem Gedanken zu erziehen, daß er einſt regieren werde, ſo täuſcht man ſich. Vor Allem trachte ich einen braven Mann und Chriſten aus ihm zu machen, der Glück und Unglück zu beſtehen vermag." „Es liegt wenig daran, ſage ich ihm, ob Sie einſt König ſein werden. Das liegt in Gottes Hand. Worauf Alles ankommt, iſt, daß Jeder ſieht, wie Sie des Thrones würdig ſind, ob Sie nun zu demſelben gelangen oder nicht." Was Frayſſinous am Ende der Erziehung von ſeinem Zögling vorausſagte, iſt eingetroffen: „Wird der Graf von Chambord König, wird man ihn lieben; wenn nicht, wird man es bedauern."

Vor Allem aber nahm ihn die göttliche Vorſehung ſelbſt in die Königsſchule der Leiden und des Unglücks. Sehr früh fing dieſe Schule an.

Der Prinz wurde am 29. September 1820 in den Tuilerien in Paris geboren. Die alte Monarchie war kaum wieder eingezogen und die Reſtauration wob einen kümmerlichen Schimmer wie Abendſonnenglanz im Spätherbſt um das alte Königsſchloß. Aber was für unheimliche Erinnerungen ſchwirrten in dieſem Spätlicht — die erſte Revolution, das erſte Kaiſerreich und deſſen jäher Sturz, die hundert Tage, das waren die erſten Märchen, denen das Ohr des Kindes lauſchte — und welch ernſte Geſtalten webten in dieſem goldenen Duftglanz! Da waren die alten Könige, Ludwig XVIII. und Karl X., die Brüder und Erben des unglücklichen Ludwig XVI., beide wandelnde Zeugen der Unſtätigkeit irdiſcher Dinge; da war die ernſte Prinzeſſin Louiſe, die Tochter Ludwig' XVI., ſie lächelte faſt nie, ſie hatte als Kind zu Schreckliches geſehen; da ſaß an der Wiege die jugendliche Mutter, ihr Auge hing entzückt an dem Liebling, aber ihr thränenumflorter Blick bewahrte für das Kind ein gräßliches Geheimniß, ſie konnte dem fragenden Kinde keinen Vater zeigen; da ſtanden an den Thoren die Grenadiere, dieſe wahrhaften verwitterten Überreſte des Kaiſerreiches, das wie eine flüchtige Lichtſpiegelung aufgeflammt und zugleich vorüber war, und draußen um die goldenen Gitter des Palaſtes ſchlichen unheimliche Geſtalten, die Enkel

der alten Revolution; die Jakobinermützen, die Keule und die Holzſchuhe hatten ſie weggethan, aber es waren dieſelben wilden Geſellen, nur etwas zahmer im Frack und Spazierſtock. Sie regten ſich nur zu bald. Das waren die erſten Eindrücke, die auf das Kind wirkten, ſämmtlich trüb und düſter wie Prophezeiungen kommenden Unglücks.

Der Prinz war auch kaum zehn Jahre alt, da pochte die Julirevolution an die Tuilerien. Karl X. flüchtete mit dem jugendlichen Enkel vor dem eigenen Vetter. Man erzählt, der Prinz habe, als man ſeine Hand ergriff, ihn aus dem Schloß zu ziehen, nicht folgen wollen, habe ſich mit Gewalt geſtemmt und ſich an Truhen und Tiſchen feſtgeklammert, als fühlte er, daß ihm ſein Heim für immer verloren ging. Die Flucht ging nach England und Edinburgh, in das Königsſchloß Holy-Rood, eine neue Stätte königlichen Unglücks, wo einſt eine unglückliche franzöſiſche Königin, Maria Stuart, ſo unſäglich viel Leid und Schmach erduldet und wo im Prätendenten die Herrlichkeit des ſchwergeprüften Königshauſes noch einmal aufleuchtete und dann für immer zu Grabe ging. In dieſem Palaſt feierte der Prinz ſeine erſte heilige Communion, und an dieſem Tag erſt enthüllte ihm der Großvater das ſchreckliche Geheimniß, wie der Herzog von Berry, ſein zweiter Sohn und des Prinzen Vater, im Theater vom meuchleriſchen Dolch getroffen zuſammenſank und in einem Nebenſaal des Opernhauſes auf einem armſeligen Lager den Geiſt aufgab. So bezeichneten auch dieſen Freudentag des königlichen Kindes bittere Thränen. Der Prinz vergab von Herzen dem Mörder ſeines Vaters. — Von England, wo der Boden nicht mehr ſicher war für die Flüchtlinge, ſiedelte Karl X. nach Prag in den Hradſchin und ſpäter nach Görz über, wo er 1836 ſtarb.

Mit dem Tode des Herzogs von Angoulême trat der Graf förmlich in die Rechte der alten Dynaſtie ein und gab deren Antritt den Höfen kund. Er gründete in Frohsdorf ſein bleibendes Heim, und ſeine Vermählung mit Maria Thereſia von Öſterreich-Eſte und die ſeiner Schweſter mit dem Herzog von Parma brachte ihn zu den Höfen in entſprechende Stellung. Aber der Segen der Nachkommenſchaft ward ihm nicht vergönnt.

Schlag auf Schlag folgten die politiſchen Ereigniſſe in Frankreich und Europa, die der Reihe nach ſeine Hoffnungen wachriefen und immer wieder vernichteten: auf das Bürgerkönigthum folgte die Republik, das zweite Kaiſerthum. In Italien brachen die alten Throne zuſammen, mit ihnen ſelbſt der älteſte und heiligſte, die zeitliche Herrſchaft des Papſtes,

und häuften in ſeiner eigenen Familie Ruinen auf Ruinen; der alte deutſche Bund riß auseinander und Frankreich brach, dank dem zweiten Kaiſerthume, in Schande, in Blut und Feuer zuſammen. Im Jahre 1871, nach der Abſchaffung der Verbannungsgeſetze, ſah der Graf endlich Frankreich und Paris wieder. Er beſuchte Notre Dame und beſah die Tuilerien, welche die Communiſten verwüſtet hatten. Mit Thränen in dem Auge zeigte er ſeinem Begleiter das Fenſter, an dem er einſt als Kind ſeine Bleiſoldaten in Reih und Glied geſtellt; es war halb ausgebrannt, Fenſterrahmen und Scheiben waren zertrümmert. Noch einmal im Jahre 1873 kam er flüchtig und faſt wie im Geheimen nach Frankreich und ſah ſein Schloß Chambord und Verſailles. — Frankreich war immer taub für ſeine Stimme, vertraute ſeine Geſchicke lieber unreinen Händen an, und dieſe ſtürzten es immer tiefer in den Abgrund der Schmach, der Unordnung und des Verderbens. Und nun, wo es nothgedrungen ſich ſeiner erinnerte und ihn anging, wo Aller Augen ſich auf ihn richteten, wo die Wünſche Aller ihn herbeiriefen und die Entſcheidung bei ihm war, konnte er nicht und wollte er nicht. Es war nun, die Ehre und den Himmel ausgenommen, Alles verloren.

So verlief das äußere Leben des Grafen. Es war, wenn man es überſieht, eine lange Schule bitterer Prüfungen, wenn man will, eine immer neu ſich verſchlingende Kette zeitlichen Unglücks. Im großen Stil hat ihm Gott die Vergänglichkeit der Welt und aller irdiſchen Größe gepredigt, er iſt ihm überall entgegen getreten, er hat ihn immer von dem Ziele, wenn er ſeiner habhaft zu ſein ſchien, zurückgeworfen, er hat alle ſeine zeitlichen Pläne zu nichte werden laſſen. Und was beabſichtigte Gott mit dieſer Führung? Offenbar wollte er ſein Herz läutern, es vom Irdiſchen abziehen und auf das Ewige richten. Und, Gott ſei Dank! der Prinz hat die Lehre verſtanden. Glücklicher Weiſe hatte er von Jugend auf ſchon einen feſten Flug zu dieſem Ziele gewonnen. Sein Vorſatz bei der erſten Communion war: „Ich werde in meinem Glauben nie wanken.“ Den Vorſatz hat er gehalten. Das erneute Fehlſchlagen ſeiner Pläne, das fortwährende Hingehaltenſein und Wacheſtehen an den Thoren der Vorſehung und der Unberechenbarkeit der menſchlichen Entſchließungen, das den Mann oft empfindlicher prüft, als ein raſches Zuſammenbrechen ſeines Lebensglückes, dieſes langſame Abſterben des natürlichen Menſchen hat ſeinen Glaubensmuth nie gebeugt und den feſten Aufblick zur Ewigkeit nie getrübt. Im Gegentheil, er gewann daraus gerade dieſen chriſtlichen Geiſt des Glaubens, der uns die ewigen Güter

als unſer Ziel zeigt und alles Zeitliche für ſie überſehen lehrt. Je mehr Stützen ſeines zeitlichen Strebens zuſammenbrachen, um ſo feſter wandte ſich ſein Geiſt dem ewigen Ziele zu. Deßhalb war er bei aller Entſchiedenheit im Eintreten für ſeine Rechte doch ſo voll Ruhe und maßvoller Würde, ohne Aufregung und Ungeduld. Seine Perſon war ihm nichts, ſein Princip, ſeine Sache Alles. Für ſeine Sache aber forderte er nichts von der Gewalt; von der Geſchicklichkeit der Menſchen, ſagte er, erwarte er wenig, aber Alles von der Gerechtigkeit Gottes. Und als ihn auch dieſe zu vergeſſen ſchien, blieb er ruhig und ohne Klage. Selbſt an ſeinem Leben hing er wenig. Als in ſeiner letzten Krankheit überall für ſeine Geneſung gebetet wurde, wollte er allein es nicht thun. „Ein einziges Mal habe ich," ſagte er, „um meine Geſundheit gebetet, als 8000 Bretonen für mich zur hl. Anna wallfahrteten, dann nie mehr." So nahm der Glaube immer mehr ſein Herz und ſeine Gedanken ein. Der Ritter und Fürſt wurde immer mehr Chriſt, und der unerſchütterliche Prätendent der Krone Frankreichs wurde ein noch glühenderer Prätendent des Himmels. „Perenne solum." „Nun bleibt mir noch das ewige Reich!" rief Ludwig der Heilige muthvoll, als er ſeiner Familie und dem ſchönen Frankreich den Rücken wandte, um an fremder Küſte ſeinen Kriegsruhm und ſein Leben zu laſſen. So ſtarb auch Chambord in der Verbannung ruhig und heiter im Hinblick auf den Himmel. Wir haben alle Hoffnung, daß wenigſtens dieß ihm nicht fehlgeſchlagen, das er verdient durch ſein tugendhaftes, chriſtliches Leben, durch die Verdienſte ſeines Erlöſers und durch den Anſchluß an die römiſch-katholiſche Kirche, welcher er ſtets ein kindlich und treu ergebener Sohn war. Noch am 15. März 1870, mitten in den Kämpfen für und gegen die päpſtliche Unfehlbarkeit, ſchrieb er an Pius IX.: „In dieſem Augenblicke, wo die Feinde der Kirche doppelte Kraft einſetzen, ſie anzufeinden, iſt es mir ein Bedürfniß, Eurer Heiligkeit die feierliche Erklärung der kindlichen Liebe für Ihre erhabene Perſon und meine unverbrüchliche Anhänglichkeit an den Stuhl des hl. Petrus zu wiederholen, dieſen unerſchütterlichen Fels, an dem die Wuth der Hölle ſich brechen wird. Welch ein Leid iſt es für mich, daß ich aus Gründen der Klugheit, die Eure Heiligkeit kennen, nicht in Perſon kommen kann, um mit meinen eigenen Worten zu verſichern, daß ich leben und ſterben will als ein unterthäniger Sohn des unfehlbaren Statthalters Chriſti auf Erden und daß ich mich nach dem Tage ſehne, an dem ich in thatkräftiger Weiſe meine gänzliche Hingabe beſtätigen kann."

Chambord war ein gläubiger Chriſt. Er hatte ein Wort, eine Politik, weil einen Glauben.

So hat denn der Glaube die Erziehung des königlichen Zöglings vollendet. Und er mußte es. Der Glaube vollendet Alles, gibt Allem Wahrheit, Werth und Dauer. Der Glaube allein macht die Tugend durch und durch kernhaft. Der Glaube allein ſtählt und härtet uns gegen die Verſuchung, welche der Tugend nachſtellt. Der Glaube endlich erſetzt Alles, ſelbſt die härteſten Opfer, welche die Pflicht hienieden von uns erheiſcht. Der Glaube iſt ja die Unterlage der Dinge, die wir hoffen (Hebr. 11, 1). Die Hoffnung begleitet immer den Glauben, und die Hoffnung macht nicht zu Schanden. Wenn auch der zeitliche Glücksbau in Trümmer fällt und alle irdiſchen Hoffnungen begräbt, wenn das Leben ſelbſt unter dem Tritte des Todes zerſtiebt, der Glaube ſteht da wie die ſchöne Todtenkapelle auf dem italiſchen Kirchhof mit den leuchtenden Worten an der Stirne: „Io spero“, ich hoffe mitten im Untergange aller Dinge. Für den Glauben und für die Hoffnung allein iſt Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen. Sie haben die Verheißungen des ewigen Lebens!

So gibt es noch etwas viel Feineres, Höheres und Nothwendigeres, als ein Staatsmann und ſelbſt ein Ehrenmann zu ſein, nämlich ein gläubiger Chriſt. Ohne das iſt alles Andere nichts!

III.

So viel aus dem Leben Heinrich' V. Es iſt ein eigenartiges Leben. Er hat 63 Jahre gelebt und 53 in der Verbannung. Er iſt immer Prätendent geweſen, hat keine Stunde regiert, nie hat er den Thron beſtiegen, und keinen Augenblick hat es in ſeinem Leben gegeben, wo er des Thrones nicht werth war. Iſt das nicht ein eigenthümliches Spiel der göttlichen Vorſehung mit dieſem Leben? Hat es überhaupt noch eine providentielle Aufgabe? Iſt das Leben nicht verloren?

Ja, ſein Leben war ein bloßes Prätendentenleben und verlief ganz in proviſoriſchen Zuſtänden, und es war verloren, hätte er kein anderes Ziel angeſtrebt, als die Wiedererrichtung ſeiner zeitlichen Herrſchaft. Glücklicher Weiſe hat er die Bedeutung des Lebens richtiger aufgefaßt. Es war ihm, wie wir geſehen, mit all ſeinen Gütern, in all ſeiner Breite und Mannigfaltigkeit der Beſtrebungen nur eine Vorbereitung, ein Mittel für die Ewigkeit. Auf der Suche nach der irdiſchen Krone hat er die

himmliſche nicht vergeſſen, und je ferner ihm jene rückte, um ſo heller und herrlicher leuchtete dieſe ſeinem Geiſte auf. Hat er dieſes Ziel erreicht, war ſein Leben nicht verloren, im Gegentheil, es hat ſeinen einzigen und ſchönſten Preis errungen. Das iſt ja das unſchätzbare und majeſtätiſche Vorrecht dieſes ewigen Zieles, daß wir es überall und unter allen Lebensumſtänden erreichen können und müſſen. Vor dieſem Ziele ſind wir Alle gleich, es muß und kann erreicht werden, wir mögen auf dem Throne ſitzen, oder in der Mittelmäßigkeit des Lebens uns bewegen. Ja, Alles in Allem berechnet iſt ein Mittelſtand, ſelbſt Armuth, Leid und Unglück dem Heile der Seele förderlicher, als der Glücksſtand der Hohen dieſer Welt. Es iſt König ſein eben eine gefährliche Gelegenheit. Nichts fordert mehr Demuth, Gottvertrauen, Selbſtbezwingung und Starkmuth, als das Leben auf dem Throne. Manche haben ihn mit Tugend und Heiligkeit geſchmückt, und Graf Chambord, hoffen wir, hätte es auch gethan; aber weit mehr hat er verderbt und unglücklich gemacht. Graf Chambord kannte nicht die Annehmlichkeiten und den Glanz des Thrones, aber auch nicht ſeine Sorgen und Gefahren, ſeine Enttäuſchungen und ſchrecklichen Wechſelfälle. Und ſo möchten wir ihm nur Glück wünſchen und ſagen: Glücklich, wer nicht zum Throne berufen iſt; glücklich, wer berufen iſt und ihn nie beſteigt; dreimal glücklich, der ihn der Gerechtigkeit halber preisgibt und verliert.

Das hat Graf Chambord gethan, und das möchten wir ſeine providentielle Aufgabe nennen. Er hätte die Krone haben können; ſie war ihm angeboten, aber um den Preis ſeiner Pflicht und ſeines Gewiſſens. Er wollte ſie nicht und er hatte den Muth, das zu bekennen. Er iſt deßhalb ſehr unpopulär geworden „in unſerer Zeit". Er war ein trefflicher, großer Charakter, ſagt man, aber in ſeiner edlen Vereinſamung kannte er die Zeit und das Bedürfniß nicht, ſich anzupaſſen, er war kein Politiker. Wir möchten ſagen: Um ſo beſſer. Gerade das that unſerer Zeit noth, ein großes Beiſpiel, daß man für ein Princip der Wahrheit, für Recht und Gerechtigkeit das Seinige und alles Zeitliche opfern muß und kann. Der Nutzen des Augenblicks beherrſcht ja Parteien, Grundſätze, Gewiſſen, Religion und Alles. Das iſt die Weltklugheit unſerer Zeit, die hohe Politik. Wir fragen: Iſt die Welt nicht voll ſolcher Politiker und wird es beſſer? Dieſe hohe Politik bringt die Menſchheit um ihren guten Namen, entehrt ſich ſelbſt und macht die Welt unglücklich. Graf Chambord diente der Wahrheit und Gerechtigkeit ganz, er war die Ehrlichkeit ſelbſt und zwar nicht die gewöhnliche, ſondern die

im erhabenen Stil, die heldenmäßige, weil er ihr Alles zum Opfer gebracht hat. Es handelte ſich, wie wir geſehen, nicht um ein nutzloſes Kraft- und Schauſtück von altritterlicher Offenheit und Ehrlichkeit, ſondern um wahre Gewiſſenspflicht. Für die kannte er allerdings keine Anpaſſung, keine Zweideutigkeit und kein Zugeſtändniß. Ohne ein Volk und einen Thron zu haben, predigt er doch allen Völkern und Königen, was die einzig wahre und feſte Grundlage ihres Beſtandes und ihrer Wohlfahrt iſt, nämlich Recht und Gerechtigkeit. Das war ſeine Aufgabe. Er hat ſie gelöst und zwar nicht ohne Vortheil für die Partei und für das Princip, das er vertrat. Er hat durch ſeine Tugenden die Monarchie wieder achtbar gemacht, er hat einen feſten Kern gut geſinnter Männer herangezogen, er hat dem Königthum in ſeinem Lande Ausſichten und Hoffnungen geſchaffen, die es ſeit Langem nicht mehr beſeſſen. Und überdieß hat er für ſich und ſeine Perſon die Achtung, Bewunderung, Liebe und Ehrfurcht der ganzen Welt gewonnen, wie kein Anderer. Er hatte keine Krone, kein Land, keine Armeen; ſeine Macht und Größe trug er in ſeinem Charakter. Er regierte nicht und zählte doch immer zu den regierenden Häuptern. Alle ſahen auf ihn und rechneten mit ihm. So lange er lebte, hoffte man immer noch auf eine beſſere Zeit für Frankreich; man betrachtete ihn als ein wahres Unterpfand des Glückes und der Hoffnung. Als er ſtarb, war Alles in Klage und Trauer, Freund wie Feind.

Einer ſeiner politiſchen Gegner[1] widmet ihm folgenden ehrenden Nachruf, der ſeine ganze Stellung in der Zeit enthüllt: „Es war eine edle und achtunggebietende Geſtalt, dieſer Graf von Chambord, und es fällt uns nicht ſchwer, zu geſtehen, daß wir ihn von Herzen bewundert haben. Angethan mit ſeinem Auctoritätsprincip wie mit einer Rüſtung, iſt er gefallen und liegt nun auf ſeiner Bahre wie die alten Ritter auf ihren Steinſärgen, die Hände gefaltet, das Schwert an der Seite und die Augen dem Himmel zugewendet.

Er iſt nie zurückgewichen, hat nie Schwäche verrathen. Immer in der Verbannung, iſt er doch ein großer König geweſen, größer als viele, die auf dem Throne ſaßen. Ohne Krone und ohne Reich, hat er doch regiert.

Der Grund iſt, weil Charaktere heutzutage eine Seltenheit ſind. Talent findet ſich überall und überall Geiſt, aber Willenskraft nirgendwo.

[1] Caſſagnac im „Pays“.

Es iſt ſo weit gekommen mit der moraliſchen Schlechtigkeit, daß es eine Ausnahme iſt, wenn man ſeine Meinung nie geändert, ein Verdienſt, wenn man kein Apoſtat geweſen, und eine große Tugend, wenn man ſeine Partei nie verrathen hat. Natürlich in dieſer gemeinen Zeit, wo man Alles in den Handel bringt, Alles verkauft, wo man keine Zeit hat, ein ehrlicher Mann zu ſein, muß uns dieſer Chambord wie ein hehres Weſen vorkommen aus einer geſchwundenen Zeit. Er ſtand wie ein Fels im Meer: die aufgeregten ſchmutzigen Wogen unſerer Zeit ſchlugen an ihm auf, brachen ſich und zerrannen zu ſeinen Füßen.

Man hat ihm vorgeworfen, er habe nicht kommen wollen. Welch bitterer Hohn! Wer kennt denn heute nicht die eigentliche Wahrheit an dieſer nunmehr geſchichtlichen Thatſache? Man bot ihm den Thron an, aber unter unannehmbaren Bedingungen. Er ſollte herrſchen, aber nicht regieren. Das wollte der König nicht und er ſchlug ab.

Wer iſt am Ende heldenmüthiger, er oder ſein Ahnherr Heinrich IV.? Für eine Meſſe konnte der Spottvogel von Béarn wohl Paris kaufen: der Graf von Chambord wollte die Krone nicht für den Preis einer einzigen gemeinen und feigen That.“

Immerhin bleibt es ein Geheimniß der göttlichen Vorſehung, warum Heinrich V. nicht zum Throne gelangte. Man ſollte denken, das unglückliche Land wäre doch, wie kein anderes, einer gewiſſenhaften und ſtarken Regierung benöthigt geweſen, und in Heinrich hatte ſich Alles gefunden, was ein Volk glücklich machen kann: Herzensgüte, Frömmigkeit, Feſtigkeit und unbeugſamer Gerechtigkeitsſinn; ja man kann ſich des Gedankens nicht entſchlagen, wie glänzend und ſegensreich ſich zum Wohle des Volkes ſeine herrlichen Eigenſchaften bewährt, wie viel Unglück und Unheil Frankreich und den Nachbarländern erſpart geblieben wären, ja ob die Dinge in Europa nicht eine ganz andere Geſtaltung gewonnen hätten, wäre dem Grafen ſtatt Louis Philipp oder Napoleon III. der Thron zugefallen. Aber von all dem iſt nichts geſchehen. Heinrich mußte in die Verbannung, er blieb in der Verbannung und ſtarb in der Verbannung kinderlos. Mit ihm geht, wie ein Schriftſteller ſagt, nicht bloß ein edles, hohes Leben, ein Mann und der Beſte eines großen Stammes, ſondern ein Princip zu Grunde, das Königthum von Gottes Gnaden und das Schwert im Dienſte Gottes. — Sieht das nicht einem Strafgerichte Gottes gleich? Es will faſt ſcheinen. Könige und Völker ſtrafen an einander die Ausſchreitung und den Mißbrauch der Macht, die Gott ihnen einräumt. Sie werden ſich ſelbſt und gegenſeitig zur Geißel.

Das Volk richtet und ſtößt die Könige hinaus, und wenn es in ſeiner Noth die Arme nach ihnen ausſtreckt, werden ſie ihm nicht gegeben und gerade die beſten nicht. Den Übermuth der Gewaltigen aber erreicht früh oder ſpät auch die züchtigende Hand Gottes, und wenn ſie ſich ein Opfer wählt, dann ſind es auch gerade die beſten. Die Geſchichte beweist es. Und mit Recht. Wie könnten ſie ſonſt die Sühne leiſten und Gott verſöhnen? Das ſind große, beweinenswerthe Übel, und wer wehrt ihnen? Allein die Gerechtigkeit; ſie erhöht die Völker [1] und befeſtigt den Thron [2], oder ſie ſchafft endlichen Ausgleich durch die Strafe.

Das iſt die letzte Lehre, welche die Fürſtengruft von Caſtagnovizza gibt. In Frohsdorf iſt die weiße Fahne gefallen, in Caſtagnovizza iſt ſie begraben und ziert als Sargdecke das Grab des letzten der eigentlichen Bourbonen. Dieſe weiße Fahne — das ehrwürdige Abzeichen eines hohen, heiligen Princips, aber in der Folge der Zeiten leider ſo oft das unheilvolle Zeichen einer traurigen Politik der Willkür, des Übermuthes und der Ungerechtigkeit — dieſe weiße Fahne ſo voll ſchmerzlicher Erinnerungen für die ganze Chriſtenheit und vornehmlich für das deutſche Reich und das öſterreichiſche Haus — dort gerade hat ſie ihre letzte Zufluchtsſtätte gefunden und dort modert ſie nun auf deutſch-öſterreichiſcher Erde, die ſie einſt ſo grauſam geſchädigt. Sunt rerum vices — das ſind ernſte Wechſelfälle, die dieſe Fahne erlebt — sunt et lacrimae rerum. — Aber nun ſind die dunkeln Flecken der Fahne ja ausgewaſchen durch das Blut des ſechzehnten Ludwig, durch die Verbannung und das nie endende traurige Geſchick der Königsfamilie. Ja, entſühnt durch Unglück, hat ſie durch die Treue und Ehrenhaftigkeit des letzten königlichen Bannerherrn neuen Glanz gewonnen, ſie wurde in voller Reinheit und Wahrheit wieder die Standarte des alten heiligen Princips, des Königthums von Gottes Gnaden, und gerade deßhalb iſt ſie nun gefallen und zu Grunde gegangen. Ob das nicht vermögend iſt, zu verſöhnen? Und ob das nicht rührende Theilnahme verdient?

„Die Gerechtigkeit erhöht die Völker und Unglück verhängt über ſie die Sünde“ (Prov. 14, 34).

„Und nun, ihr Könige, wollet es einſehen und laſſet euch belehren, ihr Richter der Erde“ (Pſ. 2, 10).

M. Meſchler S. J.

[1] Prov. 14, 34. [2] Prov. 16, 12.

Ein Wort über Freiheit der Rede.

Bis vor wenigen Jahrzehnten gehörte Preß- und Redefreiheit zu den utopiſchen Wünſchen einer neuerungsdurſtigen Partei, welche die Überlegung althergebrachter Bureaukratie von der Tagesordnung discutirbarer Sätze wegſtrich. Kirche und Staat hatten ihre Cenſur als Präventiv und ihre Strafen als rächendes Mittel.

Die Kirche iſt von ihren Grundſätzen und von ihrer Handlungsweiſe nicht abgewichen. Wo das ihr anvertraute Gut der Glaubenswahrheit gefährdet wird, hat ſie gegen Rede und Schrift die ſchärfſten geiſtigen Strafen bereit, welche ſie jemals in Anwendung bringt, und durch gleiche Strafen hält ſie die Ihrigen ab, ſich mit jenem Gifte der Seele in Berührung zu ſetzen. Sie weiß zu gut, daß das geſprochene wie das geſchriebene Wort üppiger Saat gleich aufkeimt in der Seele deſſen, der es aufgenommen hat, und daß die Giftpflanze weit fruchtbarer fortwuchert, als die gute Saat. Darum räumt ſie nur mit großer Vorſicht ſolchen, die ſie gegen Irrthum geſichert glaubt, die Befugniß ein, ſich mit den Irrlehren und deren verführeriſchen Schleichwegen des Nähern bekannt zu machen. Pflicht der Kinder der Kirche iſt es, auf dieſe Mahnungen zu hören und dieſe Vorſchriften zu befolgen.

Die Staatsgewalten haben in der Freiheitsära mit andern Freiheiten auch die Rede- und Preßfreiheit, wenigſtens nominell, gegeben. Daß die bis dahin geübte Knebelung und der in abgeſchmackter Weiſe angewandte bureaukratiſche Druck aufhörte, braucht nicht bedauert zu werden: die loſeſten und frivolſten Schriften hatten ja vielfach einen Freipaß; hingegen ernſte und heilige Sachen, welche nach göttlichem Rechte hätten unangetaſtet bleiben müſſen, wurden von der Preßbureaukratie vielfach unterdrückt. Und wie mit der Preßfreiheit, ſo ſah es auch aus mit der Redefreiheit. Die ſelbſtgenügſame Staatsweisheit bleibt ſich immer gleich. Hat ja doch auch der ſogenannte Culturkampf, da ihm Präventivmaßregeln nicht füglich zu Gebote ſtanden, ſeine Strafgeſetze mit dem berüchtigten Kanzelparagraphen begonnen, während ſtaatsumwälzende Theorien im Schatten ſtaatlichen Schutzes und unter ſtaatlicher Pflege

heranwachsen durften. So wird also nicht einmal eine Parität zwischen Gut und Schlecht gewahrt; sie wird in schreiender Weise zu Ungunsten des Erstern verletzt. Würde eine solche Parität ehrlich durchgeführt, so ließe sich praktisch noch auskommen. Ein grundsätzlich richtiges Verfahren wäre es allerdings nicht, nicht einmal richtig vom einseitigen Standpunkte eines confessionslosen Staates aus.

Nothgedrungen hat man durch das Socialistengesetz die Redefreiheit, insofern ihr sonst nur durch nachträgliche Strafverfolgung ein Zügel angelegt wird, auf einmal durchlöchert. Es geschah in höchst inconsequenter Weise. Consequent ist nur Eines von Beiden: entweder auch den Socialisten und ihren Theorien freien Lauf lassen, oder mit den Socialisten noch eine ganze Reihe von Vertretern nicht minder gefährlicher Lehren und Grundsätze von der allgemeinen Freiheit ausschließen. Richtig ist nur das Letztere.

Allseitig richtig handelt freilich auch in dieser Beziehung die staatliche Auctorität nur dann, wenn sie sich an die gottgesetzte Auctorität der Kirche anlehnt und über doctrinäre Verirrungen und gefahrbringende Lehren und Lehrgebäude deren Weisungen folgt.

Das will nun aber einmal der aus dem Vaterhause flüchtig gewordene Sohn, der sich mündig dünkende Staat nicht. Aber wie? Berechtigt ihn jene Mündigkeit auch, mit der Lossagung von der kirchlichen und göttlichen Auctorität sich zugleich allen Gebrauches von Vernunft und Verstand zu begeben? Thatsächlich reicht auch das bescheidenste Maß der natürlichen Vernunft hin, um einzusehen, daß es gegen die höchsten Pflichten und Interessen des Staates selbst verstößt, die Begünstigung und Verbreitung von Lehren zu dulden, welche der Aufgabe des Staates Hohn sprechen, welche sogar seine Lebenskraft bis in's innerste Mark zernagen und seinen Bestand bis in die tiefsten Grundvesten hinein erschüttern.

Aufgabe der Staatsgewalt ist es freilich nicht, den Religionslehrer zu spielen, wohl aber nebst andern Rechten auch das religiöse Recht der Staatsangehörigen zu schützen, zumal das feierlich zugesicherte, das bei Übernahme der Landeshoheit beschworene Recht. Der Staat, d. h. die leitenden Staatsmänner begehen ein schreiendes Unrecht, wenn sie dulden, daß die Religion durch Wort und Schrift angegriffen oder lächerlich gemacht, der beste Theil der Bevölkerung tief in's Herz hinein verletzt wird. Wenn solche Angriffe, sobald sie das Gewand der Wissenschaft sich um die Schulter werfen, im Namen der Freiheit der Wissenschaft frei sein

ſollen: dann kann oder will man nicht mehr die Wiſſenſchaft vom Komödiantenflitter einer Scheinwiſſenſchaft unterſcheiden; dann muß nach gleichem Rechte im Namen einer Gewerbefreiheit auch das Diebsgewerbe, das Geſchäft der Halsabſchneider und der Dynamithelden eine Freiſtätte finden. Das mögen gemeinere Hantierungen ſein; gefahr- und verderbenbringender als Hohn und Spott auf Religion ſind ſie nicht. Das jüdiſche Geſetz beſtrafte Diebe mit der Buße vier- oder fünffachen Erſatzes, Religionsſpötter und Läſterer mit dem Tode. Für ſolche verhältnißmäßige Verſchiedenheit hat unſere charakterloſe Zeit kein Verſtändniß mehr: und doch war es das göttlich beſtätigte Strafmaß, welches dort zur Anwendung kam. — Wenigſtens aber ſollte ein ſo enormes Verbrechen nicht unbeſtraft bleiben, noch auch bloß in einer Strafe, welche nicht einmal an die Strafe einer Ehrenkränkung reicht, ſeine Sühne finden. Ein Staat, der ſich ſo weit vergißt, iſt ſelber dem Todesgericht Gottes verfallen.

Es gibt eine Summe von Wahrheiten, welche kein vernünftiger Menſch läugnen kann, und von welchen die Staatslenker um ſo weniger Umgang nehmen können, weil in ihnen gerade der ganze Beſtand des Staates wurzelt. Es iſt und bleibt wahr, daß es nicht einerlei iſt, Revolution und Fürſtenmord zu predigen, oder den Treueid zu halten und deſſen Verpflichtung zu vertheidigen; nicht einerlei, mit Pulver und Dynamit Hab und Gut und Menſchenleben zu zerſtören, oder mit Gefahr des eigenen Lebens einen Gefährdeten aus den Flammen eines Brandes zu retten; nicht einerlei, Arme und Hilfloſe zu unterdrücken und Schweiß und Blut ihnen auszupreſſen zur Selbſtbereicherung und Verſchwendung, oder ſich ſelbſt mit all dem Seinigen freiwillig dem Dienſte der Armen und Kranken zu weihen. — Keiner kann ſo ſehr die ihm von der Natur in's Herz gegrabene Schrift verwiſchen, daß er gar nicht mehr den Unterſchied zwiſchen Gut und Bös, zwiſchen Erlaubt und Unerlaubt wahrnähme. Nicht ſo ſehr kann Jemand das Licht ſeines Verſtandes auslöſchen, daß er jenen Unterſchied ganz aufgehen ließe in reine Zufälligkeit, nach welcher allein die eine Handlung von Menſchen beſtraft werde und werden könne, die andere ſtraflos bleibe. Kein Menſch kann ſich ſoweit ſelbſt verblenden, daß er einen nicht ertappten Räuber und Mörder für beſſer und edler hielte, als Jemand, der in der Rettung eines halbtodt geſchlagenen Unſchuldigen ergriffen und boshafter Weiſe als Übelthäter hingerichtet würde. — Es iſt und bleibt eine unaustilgbare Wahrheit, daß der letzte Grund des Unterſchiedes zwiſchen Gut und Bös, zwiſchen

Erlaubt und Unerlaubt, zwiſchen Tugend und Verbrechen auf einen alle Menſchen bindenden Geſetzgeber zurückgeführt werden muß, welcher ſich in der Stimme des Gewiſſens einem Jeden vernehmbar macht. Wer dieſen höchſten Geſetzgeber, einen allwaltenden Gott läugnet, der begeht damit das denkbar höchſte Verbrechen an dem Staate und der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, indem er alle Ordnung, alles Geſetz unmöglich macht, und die wildeſte Freiheit für Alles und Jedes in Anſpruch nimmt, was Polizei und Staatsſchwert nicht erreichen oder nicht mit Erfolg behaupten kann.

Wenn nicht Gott den Menſchen und ſein Inneres bindet, dann begreift ſich ſehr wohl die Sprache des Atheiſten und Nihiliſten: Kein Gott bindet mich: wie ſollte mich eine Kammer, eine Majorität binden, wie Fürſt und Kaiſer mich binden? die ſtehen mir höchſtens gleichwerthig gegenüber, Staub und Aſche, wie ich. Büttel können mich binden und meine Glieder in Feſſeln ſchlagen; aber ſobald dieſe gelöst ſind, bin nur ich, mein eigener Wille, es, der mich, meinen Geiſt, meine Gedanken, Wünſche und Begierden bindet, nur ich und mein eigener Wille, der mich abhält oder drängt zur That, welche mir beliebt. Und wenn das Leben mir zur Laſt wird oder Unglück mir droht — dann werfe ich dieſe werthloſe Bürde des Lebens von mir, ſuche aber noch möglichſt Viele, denen das Glück holder war als mir, mit in meinen Sturz zu ziehen. Solche Worte ſind durchaus begreiflich im Munde eines Atheiſten. Will der Staat noch haushalten, wenn ſolche Ideen nicht bloß in den Köpfen üppiger Lebemänner und ſtaatsdevoter Goldkönige, ſondern auch beim darbenden Volke Wurzel gefaßt haben? Soll der Staat machtlos daſtehen, oder etwa erſt dann mit Schwert und Kanonen ſeine Arbeit beginnen dürfen, wenn dieſe Ideen in die That umgeſetzt werden und Menſch gegen Menſch wilden Beſtien gleich wüthet? Darf und muß er nicht das Verbrechen bei der Wurzel faſſen und der ſtaatsverbrecheriſchen Lehre Einhalt thun, mag ſie vom Lehrſtuhl ſtaatsbeſoldeter Profeſſoren, oder von der Rednerbühne volksverführender Demagogen, oder gar — wir ſtehen nicht an, das hinzuzufügen — in einem hohen Hauſe der Stände und Volksvertreter, oder vom Schreibtiſche irgend welcher Scribenten in die Welt hinaus ertönen?

Maßloſe Freiheit iſt überall ein Unding. Auch maßloße Freiheit der Rede halten wir für ein ſolches. Ein größeres und ſtaatsgefährlicheres Verbrechen begeht, wer durch Umſturzideen die Grundveſten des Staates unterwühlt, als wer durch ein einzelnes Verbrechen gegen die Ordnung

frevelt. Die Grundprincipien jeder Ordnung ſind die Wahrheiten des Daſeins eines perſönlichen Gottes und die Verpflichtung zu den Hauptpunkten des Dekalogs: dieſe ſieht jeder natürliche Verſtand, wenn er nur das Geiſtesauge nicht böswillig verſchließt, hinlänglich ein. Ein Läugnen dieſer Wahrheiten, um ſo mehr ein Ausbeuten und Ausbreiten dieſer Läugnung iſt ein Majeſtätsverbrechen, ärger als das Werfen der Sprengkugel, welche Alexander II. vor einigen Jahren blutig zu Tode riß. Nicht nur ſolch ein vollbrachtes Verbrechen hat der Staat zu ſtrafen, ſondern auch das Planen, das Attentat zu ſolchen Verbrechen kann und muß er ſtrafen und verhindern. Die dazu nöthigen Zügel kann und muß er der Rede- und Schreib-Freiheit in wirkſamer Weiſe anlegen. Nur ſo erfüllt er ſeine elementärſten Pflichten gegen ſich und gegen Gott. Ja, auch gegen Gott; denn auch gegen Gott hat der Staat oder haben die Staatsleiter als ſolche ihre Pflicht. Auf die Eigenſchaft eines chriſtlichen Staates wollen wir nicht hinblicken. Obwohl die Entchriſtlichung des Staates, wie ſie ja thatſächlich heute faſt überall ſtattgefunden hat, ohne eine ſchwere, ja ſehr ſchwere Schuld nicht hat geſchehen können: ſo iſt doch das Chriſtenthum als übernatürliche Religion nicht ſo mit dem Menſchen verwachſen, daß er ohne dieſe nicht denkbar wäre, und deßhalb iſt auch ohne chriſtlichen Charakter ein Staat noch denkbar. Undenkbar aber iſt er bei conſequenter Abläugnung aller Religion und jeder Pflicht gegen Gott. Dieſe Abläugnung zieht jede Rechtsordnung und jede Vernunft in den Koth. Dieſe Läugnung ſprengt jedes geſellſchaftliche Gebäude in Trümmer. Ein wenigſtens dürftiges Feſthalten an dem von jeder Vernunft erreichbaren Gott iſt der nothwendige Kitt jeder menſchlichen Geſellſchaft.

Man ſage nicht, die Staatsgewalt habe über Wiſſenſchaft und das Ergebniß ihrer Forſchungen nicht zu befinden, ſondern unbekümmert um deren Ergebniſſe die Wiſſenſchaft allſeitig in Pflege und Schutz zu nehmen. Wollte Gott, die leitenden Staatsmänner hätten und übten ehrlich noch wenigſtens dieſen Grundſatz: dann würde für die katholiſche Kirche, unter deren ungehindertem Einfluſſe die Wiſſenſchaften ſtets geblüht haben, bald eine beſſere Zeit des Friedens und der Freiheit anbrechen. Aber es iſt gar nicht vonnöthen, über die einfachſten Begriffe und Folgerungen der geſunden Vernunft ein weitläufiges Erkenntniß zu fällen. Was ein jedes zum Gebrauche der Vernunft gelangte Kind einſieht, das kann die Wiſſenſchaft nun und nimmer zerſtören. Wer im Namen der Wiſſenſchaft Gott und die damit zuſammenhängenden Grundwahrheiten der menſchlichen

Vernunft und der menschlichen Natur läugnet, der kommt mir vor wie ein Feldherr oder Minister, welcher sich böswillig weigern würde, einen von seinem König selber mit wohlbekannter Unterschrift und Siegel versehenen Befehl anzuerkennen und auszuführen auf die nichtssagende Ausrede hin, die Richtigkeit der Unterschrift und des Siegels sei ihm nicht verbürgt. Mag ein solcher in seinen Leistungen noch so tüchtig sein, mag er für gelehrt gehalten werden wie ein hochgefeierter Geschichtsmann oder Naturforscher, mag er staatlichen Schutz und hohe Ehre und Besoldung haben, wie nur je ein staatsvergötternder Professor gehabt hat: in sich betrachtet ist er ein Thor und ein Aufrührer, ärger als ein Verräther, der die Armee seines Fürsten zum Feinde hinüberführt, und nicht weniger als ein solcher schadlos zu machen.

Aber wie soll denn die Staatsgewalt ohne Inquisition der schlimmsten Art sich in solche Angelegenheiten einmischen können? Da gestehen wir gerne, daß wir die Staatsgewalt, diejenige unseres modernen Staates zumal, recht weit vom Inquisitionsamte weg wünschen, und viel weiter, als es ihr in Wirklichkeit gefällt — und dennoch könnte sie nach der angedeuteten Richtung hin sehr wohl ein gutes Stück ihrer Aufgabe vollziehen. Notorische Gotteslängner, solche, welche die ersten Principien der gesellschaftlichen Ordnung und alles Rechtsgrundes läugnen oder in Frage stellen — und dazu zählen sogenannte Pantheisten so gut wie diejenigen, die sich einfachhin für Atheisten ausgeben —, sind ohne weitere Inquisition kennbar und bekannt: wäre es denn eine unausführbare oder eine das Verbrechen auch nur annähernd erreichende Strafe, wenn diejenigen, die anerkannter Maßen zu jener Klasse gehörten, von selbst als unfähig gälten, irgendwie eine öffentliche Thätigkeit auszuüben, irgendwie durch Schrift und Rede ihren Einfluß geltend zu machen? Wenn das Heuchler erzöge, so blieben es doch Heuchler für sich: die Seuche ihrer Geisteskrankheit würde durch Ansteckung sich nicht verbreiten. Wenn aber Männer, die sich ihrer Gottlosigkeit rühmen, als staatsbesoldete Lehrer der Jugend dastehen; wenn solchen Männern von Staats wegen die Jugend zur Erziehung — nein, wir müssen sagen zur schrecklichsten Verführung — in die Hände geliefert und in die Hände gezwungen wird: dann überbietet der Staat oder vielmehr eine solche Regierung fast die denkbar höchste Pflichtverletzung; sie macht sich weit mehr als durch ein Gehenlassen der Verbreitung von gottlosen und ordnungswidrigen Lehren zum ärgsten Mitschuldigen an dem Todesverbrechen gegen Gott und gegen staatliche Ordnung selbst. Der mit Frevlerhand losgelöste Stein

wird rasch und immer rascher herabrollen und zur Lawine sich ballen, um Staat und Staatenbaumeister von der Erde wegzufegen. Es ist das ein Gottesgericht, welches die Geschichte der Vergangenheit und der in ihr vollzogenen Geschicke der Reiche und Throne uns drohend vorherverkünden. Sache der berufenen Mitarbeiter am Ausbau und Schutz der Staaten ist es, möglichst mitzuwirken zur Pflichterfüllung der staatlichen Organe in der gezeichneten Richtung, und so dem nahenden Unheile noch zeitig zu wehren.

A. Lehmkuhl S. J.

Eine Episode aus Bischof Laurents Leben.

(Nach ungedruckten Quellen.)

Es war im Jahre 1839, als den Pfarrer des kleinen Dorfes Gemmenich, Diöcese Lüttich, an der deutschen Grenze bei Aachen gelegen, die unerwartetste Kunde traf.

Pfarrer Johannes Theodor Laurent war ein geborener Aachener (1804) und hätte somit zur Kölner Erzdiöcese gehört, in deren Klerus er auch ursprünglich einzutreten gewillt war. Indeß hatte das hermesianisch-rationalistische Treiben an der Bonner Universität, an welcher Laurent seine theologischen Studien absolviren wollte, ihm allmählich einen großen Widerwillen gegen diese Universität eingeflößt. Da keine Hoffnung auf Wandel vorhanden, Hermes im Gegentheil immer mehr in der Gunst des schwachen Erzbischofs von Spiegel gestiegen war, faßte er den Entschluß, in die Lütticher Diöcese überzutreten, und führte ihn nicht ohne Kämpfe mit dem Erzbischof durch. Zuerst als Kaplan in Heerlen angestellt, wurde der seeleneifrige Priester bald genug zum Pfarrer von Gemmenich (1835) ernannt, und hoffte, in der Einsamkeit des kleinen Pfarrdörfchens sein Leben zubringen zu dürfen. Allein es waren damals gerade die entscheidenden Tage über die Kirche Deutschlands mit der Gefangennahme des Erzbischofs Clemens August hereingebrochen, und Pfarrer Laurent hätte ein Anderer sein müssen, wenn er nicht mit der ganzen Kraft seines Glaubens und Wissens für die ver-

folgte Wahrheit eingetreten wäre. Sein Pfarrhaus wurde ihm während jener Tage zu einem Vorpostenzelt, von dem aus er die Manöver des Feindes beobachtete und die Freunde über jede Gefahr in Kenntniß setzte. Nicht bloß schrieb er fleißig in ausländische Zeitungen, sondern beeilte sich auch, seine Wahrnehmungen und Befürchtungen wegen der hermesischen Lehrstreitigkeiten direct nach Rom gelangen zu lassen. Bei all diesen Schritten leitete ihn eine großartige Begeisterung für die Wahrheit und die klare, wahrhaft überraschend weit ausschauende Erkenntniß der Wichtigkeit aller jener damals auftauchenden dogmatisch-philosophischen und kirchenpolitischen Fragen [1]. Was er durch sein unscheinbares, ganz im Verborgenen wirkendes Vorgehen für die deutsche Kirche erzielt hat, wollen wir hier des Näheren nicht erörtern; uns genügt es, daß er dadurch auch für seine eigenen Geschicke eine entscheidende Wendung herbeiführte. Rom erkannte das Verdienst des jungen Landpfarrers und glaubte es am besten dadurch anzuerkennen, daß es ihn auf einen Posten berief, der mehr als das belgische Dörflein geeignet war, dem Seeleneifer und der kirchlichen Gesinnung Laurents ein passendes Feld zu bieten. Und so überraschte denn den nichts Ahnenden am 12. August 1839 ein Brief des Brüsseler Nuntius Fornari, welcher ihm die Mittheilung machte, daß Se. Heiligkeit ihn zum apostolischen Vikar von Hamburg ernannt habe.

„. . . Vielleicht wird diese Mittheilung Ihnen im ersten Moment Erstaunen verursachen; ich bin jedoch überzeugt, daß wenige Augenblicke genügen werden, um bei Ihnen den Entschluß zur Reife zu bringen, sich dem Willen des Heiligen Vaters vollkommen zu unterwerfen . . . Die Berichte, welche Sr. Heiligkeit zugekommen sind, haben den Heiligen Vater davon überzeugt, daß er in Ihrer Person den seeleneifrigen und kenntnißreichen Hirten finden werde . . . Nochmals wiederhole ich's Ihnen, lassen Sie sich durch das Unerwartete dieser Ernennung nicht abschrecken von der Übernahme eines für Sie so ehrenvollen, für Andere so segensreichen Amtes; bedenken Sie, daß in Betreff dieser Promotion, die Sie

---

[1] „Eben die systematischen Skandale in Deutschland sind der beste Beweis, wie unentbehrlich der unfehlbare Richter des Glaubens ist; würde der anerkannt, dann wär' schon lange Friede. Ich weiß nicht, welchen Impuls ich in mir fühle, mein Leben und alle meine schwachen Kräfte an die Vertheidigung der großen Wahrheit von der päpstlichen Unfehlbarkeit zu setzen." — „Wenn die deutsche Kirche sich nicht wieder fest an Rom schließt, so geht sie zu Grunde unter der innern Erschlaffung und Reibung und der äußern Bedrängung" (Brief vom 4. August 1837).

in keiner Weise gesucht, Sie zweifelsohne dem heiligen Geiste selbst gehorchen."

Die Angelegenheit war eine in jeder Hinsicht viel zu ernste, als daß Laurent sie selbst hätte entscheiden wollen. Er reiste zu seinem väterlichen Freunde und Bischof Msgr. van Bommel nach Lüttich. Dieser kannte seinen Untergebenen bis in die verborgensten Herzenstiefen, und auch er, wie der Papst, war der Ansicht, Laurent sei der Mann für den schweren Posten.

Am Feste des hl. Johannes des Evangelisten empfing Laurent in Lüttich die Bischofsweihe und suchte nun baldmöglichst in seinen ihm zugewiesenen Hirtensprengel zu gelangen. Es liegt nicht in unserer Absicht, die offenen und geheimen, officiellen und officiösen Machinationen der Diplomaten und Zeitungsschreiber wiederzugeben, welche sich dem Willen des Heiligen Vaters entgegenstellten. Wir möchten vielmehr bloß die kleine Aachener Episode als trauriges Beispiel für die Continuität preußischer Culturkampfsideen bringen.

Am 18. Januar 1840 schreibt Laurent seinem Freund, Professor Möller, in Löwen: „Du wirst es wissen, daß der Federkrieg über meine Sache in den Zeitungen fortdauert. Die angreifenden Artikel tragen ganz augenscheinlich den preußischen Stempel, kommen wahrscheinlich sogar von einigen ehrlosen Federn hier in Aachen, von Beamten nämlich, und beruhen zu sehr auf geflissentlicher Entstellung des wahren Verhältnisses, um Aufmerksamkeit zu verdienen. Die Leute möchten gerne Kameraden in ihrer Verfolgung der Kirche werben, um nicht allein vor den Augen Europa's die Brandmarke zu tragen, und weil die russische Genossenschaft nicht zu ehrenvoll für sie ist. Indessen finden sich der Vertheidiger mehr und vor Allem bessere als der Angreifer, und Dank der Geschicklichkeit dieser letzteren ist die Sache jetzt zur Principienfrage und von allgemeinem Interesse für die katholische Sache in Deutschland geworden und wird sich schon gar nicht vermuffen lassen."

„Die alten Weiber," schreibt Joseph Laurent von Düsseldorf aus an den Bruder (22. Jan.), „scheinen sich endlich in den Zeitungen ausgesprochen zu haben. Die Elberfelder hat Dich schon ‚mit Deinen Leuten' durch's Wupperthal zum Orte Deiner Bestimmung durchziehen lassen. Soll man nicht glauben, du zögst mit Roß und Reisigen den guten Hamburger Spießbürgern auf den Hals, um sie katholisch zu schlagen! Ein anderer Artikel in demselben Lügenblatt, von Aachen datirt, läßt Dich auf Veranlassung des Hermes aus der Diöcese spediren und danach

Deine Würdigkeit abmessen. Diese Fingerzeige sollen von hoher geistlicher Obrigkeit kommen[1]. Es ist mir dieß nicht unglaublich, denn es hat ganz den Ketzergeruch. Jesuitae aut necandi aut patria ejiciendi aut saltem omnibus mendaciis et calumniis opprimendi sunt, sagt der edle Calvin, und die Hermesianer wollen ihm an Edelsinn nicht nachstehen. Die Ketzergeschichten sehen sich doch so ähnlich wie ein Ei dem andern."

Bischof Laurent hatte unterdessen seine Pfarrei Gemmenich verlassen und wohnte bis zu seiner ersehnten Abreise nach Hamburg bei seinen Verwandten in der Vaterstadt Aachen. Man muß sich nun in die Zeiten zurückdenken, welche der Gefangennehmung des Erzbischofs Clemens August folgten, um das Gefühl der Aachener Bürgerschaft zu verstehen, als sie so glücklich war, einen Bischof in ihrer Mitte zu sehen. Die Begeisterung für den von den Zeitungen so arg befehdeten und verleumdeten Prälaten, der zudem selbst ein „Aachener Kind" war, wurde bald so groß, daß Johann Theodor nicht mehr zu Fuß durch die Straßen der Stadt gehen konnte. Fuhr er des Morgens durch eine Straße, um in einer Kirche die heilige Messe zu lesen, so kündigte schon von Weitem das Rauschen und Wogen der vorauseilenden Menge das Herannahen seines Wagens an. In der Predigerkirche wurde einmal die Communionbank zerbrochen, weil sich das Volk so schaarenweise herbeidrängte, um dem heiligen Opfer beizuwohnen und den bischöflichen Segen zu empfangen. Im Übrigen aber wurde kein Auflauf oder sonstige Unordnung dadurch verursacht, und da die Polizei nichts zu strafen fand, mußte man, wenn auch ungern, die Sache einige Tage gehen lassen.

Um sich jedoch nach oben hin zu decken, berichtete man die Angelegenheit an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, und dieser beeilte sich, den Generalvikar Hüsgen in Köln zu interpelliren. Man glaubt irgend ein Regierungsschreiben aus den siebenziger Jahren zu lesen, wenn man das Schriftstück sieht, in welchem mit der ganzen Schärfe polizeilicher Protokolle die Vergehen des „p. p. Laurent" aufgezählt werden.

Das Document lautet:

„An den Erzbischöflichen General-Vikar Herrn Dom-Dechanten Dr. Hüsgen Hochwürden, Köln.

Der nach den Nachrichten öffentlicher Blätter von dem Papste zum Bischof von Chersones und apostolischen Vikar im Norden ernannte, von den

---

[1] Von dem unglücklichen, der Regierung verfallenen Generalvikar Hüsgen, der Bischof Laurent als einen der „gefährlichsten" Gegner fürchtete und haßte.

betheiligten Gouvernements aber nicht zugelassene belgische Geistliche Johann Theodor Laurent ist, wie mir amtlich angezeigt worden, am 6. v. M. mit einem Passe, in welchem er als Particulier sans profession bezeichnet wird, zu Aachen angekommen und hat bei seinem seitherigen Aufenthalte daselbst Anfangs alles öffentliche Aufsehen vermieden, indem er sich darauf beschränkte, eine stille Messe zu lesen.

Am 12. v. M. jedoch hat derselbe in der St.-Paulus-Kirche einer großen Menge von Gläubigen die Communion ertheilt und in der St.-Jakobs-Kirche den Nachmittags-Gottesdienst gehalten. Auch am 22. hat er in der St.-Michaels-Kirche die Frühmesse mit Austheilung der Communion unter sehr großem Zudrange der Bevölkerung in solenner Weise celebrirt und sich dabei vom Pfarrer Trost assistiren lassen.

Eines Tages, als der p. Laurent in der Kirche des Pfarrers Dilschneider Messe zu lesen beabsichtigte, sind dort ohne Vorwissen des Letzteren für ihn besondere Vorkehrungen getroffen worden. Der genannte Prälat wird sowohl von dem Klerus als von den Laien als Bischof behandelt. Diejenigen Geistlichen, welche ihm weniger Zuvorkommenheit beweisen, sollen sich dadurch Anfeindungen zuziehen.

Derselbe erscheint bei seinen kirchlichen Functionen in ausgezeichneter Kleidung und ertheilt dann den bischöflichen Segen, was zu der im Volke laut werdenden Meinung Veranlassung gibt, als sei er zum neuen Oberhirten der Erzdiöcese bestimmt.

Am 28. v. M. soll der p. Laurent in der St.-Peters-Kirche unter ungewöhnlichem Zudrang auf die solenneste Weise eine Hochmesse zur Feier des Karlstages gehalten, demnächst die Communion ausgegeben und eine Generalabsolution für die Mitglieder der Dreifaltigkeits-Bruderschaft ertheilt haben und nach beendigtem Gottesdienst unter feierlicher Begleitung von der Kirche über die Straße nach dem Pfarrgebäude von St. Peter zurückgegangen sein.

Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß der fremde Prälat nunmehr nach Düsseldorf und Koblenz zu reisen und alsdann nach Aachen zurückzukehren beabsichtige.

Koblenz, den 2. Februar 1840.

Der Oberpräsident der Rheinprovinz."

Hüsgen mußte ob dieser Zuschrift um so erstaunter sein, als er gerade um diese Zeit wegen des Laurent'schen Aufenthaltes an die Aachener Stadtpfarrer geschrieben hatte — und bei dem unglücklichen Charakter Hüsgens kann man sich denken, in welchem Sinne. Wer wie Bischof Laurent die ganze verrätherische Handlungsweise des Intrusen, seine förmliche Judasrolle zwischen Kirche und Staat kannte, wird sich nicht zu sehr wundern, wenn Laurent seinem Freunde gegenüber das neue Eingreifen Hüsgens mit dem Ausdruck meldet: „Der Lump in Köln[1] hat

[1] Man muß, wie Laurent, die ganze Natur Hüsgens und den entsetzlichen

die Aachener Pfarrer zur Verantwortung ihres Benehmens gegen mich aufgefordert, wie er vorher schon sie angewiesen, mir keine kirchlichen Verrichtungen zu erlauben; mit Recht, weil ich Bischof und apostolischer Vikar bin. Das Maß muß voll werden, ehe es überfließt — nur Geduld!"

Das Schreiben Hüsgens an die Pfarrer ist überaus bezeichnend für den Mann und die Zeiten:

„An den Ehrenstiftsherrn und Stadtdechanten Herrn Oberpfarrer Mürkens Hochwürden zu Aachen.

Mit Bezugnahme auf meinen Erlaß an Ew. Hochwürden vom 5. d. M. theile ich Ihnen in der Anlage mit einen Auszug aus dem Schreiben des königlichen Oberpräsidenten und beauftrage Sie, die darin bezeichneten Pfarrer über die angegebenen Thatsachen und über die Beweggründe ihres Benehmens gegen den Herrn Titularbischof Laurent zu Protokoll zu vernehmen, welches Sie mittelst gutachtlichen Berichts einreichen wollen.

Köln, den 8. Februar 1840.

Der Generalvikar des Erzbischofs von Köln, gez. Hüsgen.

Geht b. m. an die Herren Pfarrer Wisdorf, Trost, Dilschneider und Kloth Hochwürden mit dem Auftrage, uns ihre schriftlichen Äußerungen über die angeregten Thatsachen und die Beweggründe ihres Benehmens zukommen zu lassen.

10./2. 1840. Mürkens."

Die Pfarrer hatten es dießmal um so leichter, sich über die Beweggründe ihres Benehmens zu äußern, als sie sich gar nicht in dem fraglichen Sinne „benommen" hatten. Bereits ehe das erste Schreiben Hüsgens, wodurch dem Bischof jegliche kirchliche Function, also auch das einfache Messelesen untersagt werden sollte, in Aachen anlangte, war Laurent auf andere Weise „unschädlich" gemacht.

Das Übel der Volksaufwiegelung und die Gefahr für das Vaterland wurden nämlich mit jedem Tage größer, und die Aachener Regierung scheint die Sache für dringend genug gehalten zu haben, um sie direct nach Berlin zu berichten. Und in Berlin machte man in Anbetracht der Wichtigkeit einfach kurzen Proceß. Hören wir die Erzählung der Vorgänge aus Bischof Laurents Feder:

Schaden, den er der Kirche zufügte, gekannt haben, um die Stärke dieses Ausdrucks in einem Privatbrief nicht übertrieben zu finden. Laurent war es übrigens ein Jahr später vorbehalten, dem Heiligen Stuhl Aufklärung über Hüsgen zu geben und so zu dessen Beseitigung wesentlich beizutragen.

„Gestern Mittag (4. Februar) kam der Polizei-Director von Lüdemann von dem Polizei-Assessor von O. begleitet zu mir heran und theilte mir einen Brief des Inhaltes mit (vom Chef-Präsidenten Kuni an ihn gerichtet): ‚Da der ehemalige belgische Pfarrer Laurent, jetziger Bischof in partibus inf., der in seinem Passe nur als Particulier bemeldet und solchen nur zur Durchreise durch Aachen visirt habe, sich dort fortwährend aufhalte und kirchliche Functionen ausübe, so habe des Königs Majestät durch Cabinets-Ordre (Januar oder Februar), die durch den Telegraphen eingegangen, dem königlichen Regierungspräsidium aufgetragen, den längeren Aufenthalt des besagten Laurent in königlich preußischen Staaten nicht mehr zu gestatten und solchen zur unverzüglichen Abreise zu nöthigen, auch sofort durch den Telegraphen Bericht abzustatten, ob und wie diese Abreise erfolgt sei.‘ Mit der Ausführung dieses Befehls beauftragt, forderte nun der Polizei-Director mich auf, augenblicklich unter Begleitung des Herrn v. O. abzureisen. Ich fragte vorerst nach den Gründen dieses Befehls; da wurde mir aber bedeutet, daß sich nicht nach Gründen einer Allerhöchsten Beschließung frage. Indessen hatte er die Gewogenheit, mir mitzutheilen, wie der hauptsächliche Grund darin liege, daß ich, als Privatmann designirt, mich doch als Bischof gerirt habe und dadurch Demonstrationen des Volkes hervorgerufen worden, die sich immer noch steigerten, und in den jetzigen Umständen gar nicht statthaft wären.

Ich erwiderte: 1. Daß ich in meinen Functionen mich nicht als Bischof gerirt, als insofern dieß nach den bestehenden kirchlichen und bürgerlichen Gesetzen zulässig sei, indem ich keine Pontificalfunctionen noch Jurisdictionsacte vorgenommen, sondern lediglich Messe gelesen und zweimal einen Abendgottesdienst gehalten, und zwar nur auf ausdrückliche Einladung der Pfarrer; 2. daß die meinetwegen geschehenen öffentlichen Demonstrationen weder politischer noch auch bürgerlicher, sondern sammt und sonders rein religiöser Art gewesen und sich darauf zurückführten, daß das Volk meiner Messe häufig zugeströmt und in der Straße knieend von mir den Segen begehrt; 3. daß solche religiöse Bewegung nicht aufreize und aufrühre, sondern eher beschwichtige und beruhige, ja daß diese selbst im wohlverstandenen Interesse der Regierung geschähe, indem in den Leiden und Bedrängnissen der Kirche in unserem Lande, bei der Entfernung und Haft des Oberhirten die Gegenwart eines Bischofes dem Volke ein Trost wäre und dessen ruhiges, ungestörtes Einhergehen als Beweis von Milde und Mäßigung von Seite der Behörden gälte; 4. daß ich endlich nicht Urheber dieser religiösen Bewegung sei, sondern bloßer Gegenstand, und ganz in meinem Rechte geblieben, da ich in meinem Hause wohnte, meine Standestracht trüge und meine religiösen Pflichten und Bedürfnisse erfüllte.

Den ersten und zweiten Satz mußte der Herr zugeben; den dritten stellte er in Abrede und gab mir den vierten wieder zu. Das war aber bloßes Gerede, und es handelte sich um meine Erklärung. Die lautete, daß ich allerdings einer königlichen Cabinets-Ordre mich nicht widersetzen könne, also mich entfernen würde, jedoch mich wider die falschen Berichte von hier aus oder anderswo, wodurch solche herbeigeführt worden, feierlich verwahre

und darüber selbst an den König berichten würde; daß ich aber die augenblickliche Abreise und unter Polizei-Begleitung im eigenen Interesse der Regierung sowohl als meiner Familie förmlich verweigere, jedoch mich verbinde, den Abend freiwillig abzureisen, und bis dahin nicht die mindeste Aufreizung des Volkes meinerseits stattfinden würde. Die Herren, die selbst nicht reinen Mund gehalten, sondern laut gejubelt, ehe sie zu mir kamen, fürchteten für ihre Haut und drangen auf augenblickliche Abreise; als ich aber auf meiner Weigerung bestand, lief Lüdemann zum Chef-Präsidenten, Verhaltungsbefehl einzuholen, und kam dann mit gnädiger Bewilligung zurück. Nun fragte es sich um das Ziel meiner Reise: ob ich etwa nach Paderborn oder wieder nach Belgien wolle. Ich erklärte mich dann natürlich für Letzteres. Meine Frage, ob die Cabinets-Ordre nur von verweilendem Aufenthalte oder auch von der Durchreise handle, wurde in ersterem Sinne beantwortet, jedoch mir gerathen, mich deßhalb in Berlin zu erkundigen.

Ich machte dann mein Paket, und nachdem ich bei Andró (Fey) mit meinen näheren Freunden zu Nacht gegessen, reiste ich um 10 Uhr ab. Die Truppen waren in den Kasernen consignirt und hatten scharfe Patronen; die Polizei und die Gensdarmen streiften durch die Straßen; es war ein Nachspiel vom 20. November."

Laurent wandte sich wieder nach Lüttich, wo Msgr. van Bommel den „Ausgewiesenen" mit herzlichster Liebe aufnahm. Als Bischof Johann Theodor seinen Aachener Freunden ein Rendez-vous in Mastricht vorgeschlagen, erfuhr er, „daß die preußische Polizei auch dorthin geschrieben und gewarnt habe, ich (der Bischof) werde hinkommen, predigen und pontificiren; ich wurde auch bei meiner dortigen Ankunft gleich nach meinem Paß gefragt. Ich ging aber, dem königlichen Commissaren resp. dem Gouverneur meine Aufwartung zu machen, und es gelang mir, die Herren völlig zu enttäuschen und sie gar zu gewinnen; sie entließen mich freundlich und erwiederten mir gleich meinen Besuch. Die angesehensten Bürger kamen, mir Besuche zu machen, und die Geistlichkeit führte mich in der Stadt umher und begleitete mich drei Stunden weit fort."

„Wie doch," schrieb Laurent am Tage nach seiner Ausweisung, „so ein paar niedrige hämische Ketzer Stadt und Land betrüben, Fürst und Volk entzweien! Ich bin sehr begierig, zu vernehmen, wie das gute Aachener Volk den plötzlichen Abschied des armen Bischofs aufnimmt. Ich wünsche, daß Alles in den strengsten Schranken gesetzlicher Ordnung bleibe, aber ich wünsche auch, daß diese neue kleine Entbehrung den Schmerz der alten großen (derjenigen des rechtmäßigen Erzbischofs Clemens August) wieder auffrische und den Glauben wieder neu belebe."

In seiner echtdeutschen Ehrlichkeit und katholischen Wahrheitsliebe konnte Bischof Laurent sich übrigens unmöglich einreden, daß der König die harte Maßregel gegen ihn mit voller Sachkenntniß getroffen, daß Se. Majestät nicht eben selbst getäuscht war. So entschloß Laurent sich denn, in einer Immediateingabe die Verhältnisse klarzulegen und dem König eine Sprache zu reden, die dieser unmöglich oft gehört hatte. Der Brief des Bischofs ist in jeder Beziehung das Muster eines freien, katholischen bischöflichen Wortes, das Niemand ohne Erhebung, ja Begeisterung, lesen wird.

„Brüssel, den 13. Februar 1840.

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Vor einigen Tagen, am 4. d. M., traf Unterzeichneten, Bischof von Chersones und ernannten apostolischen Vikar für Norddeutschland und Dänemark, das harte Loos, daß ihm durch Cabinets-Ordre Ew. Majestät der längere Aufenthalt in Allerhöchstihren Staaten untersagt und die unverzügzügliche Abreise von Aachen anbefohlen wurde. Diesem Allerhöchsten Befehle habe ich mich sogleich in schuldiger Unterwürfigkeit gefügt und bin wenige Stunden darauf nach Belgien abgereist.

Zwar drang der Herr Polizei-Director v. Lüdemann auf meine unmittelbare Abreise in Begleitung des mit ihm gekommenen Polizei-Assessors von O. und wollte sich mit meinem Ehrenwort, mit der nächsten Post abzureisen und bis dahin die Sache streng geheim zu halten, nicht begnügen; da jedoch diese Gewaltmaßregel in dem königlichen Befehl nicht vorgeschrieben war, so glaubte ich mich dieser willkürlichen Forderung im Interesse der öffentlichen Ruhe und zur Schonung meiner guten Familie widersetzen zu müssen, und der Herr Chef-Präsident Kuni willigte darein ein. Dennoch hatte ich den Verdruß, am Abende mehrere Stunden vor meiner Abreise die bewaffnete Macht die Straßen durchziehen zu sehen und zu vernehmen, wie das Militär in den Kasernen consignirt und mit Patronen versehen war, als wollte ich Aufruhr in der Stadt anregen, obwohl ich meinem Versprechen gemäß nichts von meiner bevorstehenden, gezwungenen Abreise hatte kund werden lassen, und das Gerücht von derselben nur von den Polizei-Beamten selbst hatte ausgehen können.

Die Beweggründe des wider mich ergangenen Allerhöchsten Beschlusses sind mir zwar nicht amtlich eröffnet worden, jedoch habe ich solche aus mündlicher Mittheilung des Herrn Polizei-Directors entnehmen können. Es bestehen dieselben in Thatsachen, deren gehörige Würdigung von der richtigen Erkenntniß ihrer Tendenz und meiner Betheiligung und Absicht dabei abhängt, und die daher sehr verschiedener Deutung fähig sind. Daß sie Ew. Majestät in dem schlimmsten, mir nachtheiligsten, meiner wohl-

begründeten Überzeugung nach durchaus unwahren Sinne berichtet worden, läßt mich die Strenge des erfolgten außerordentlichen Beschlusses nicht bezweifeln.

Wenn nun schon für den Privatmann Seinesgleichen gegenüber die Vertheidigung der ihm verletzten Ehre eine heilige Pflicht ist, so muß mir in meiner amtlichen Stellung noch mehr daran liegen, von einem so mächtigen und einflußreichen Fürsten nicht verkannt zu sein; am meisten aber muß ich als Unterthan suchen, mich gegen das unverdiente Mißtrauen meines Landesvaters zu verwahren. Und dieses Unterthanenverhältniß gegen Ew. königliche Majestät habe ich nie freiwillig aufgegeben. Wohl habe ich elf Jahre im Königreiche der Niederlande, hernach Belgien, gewohnt und bin dort in der Lütticher Diöcese als Seelsorger angestellt gewesen; da ich jedoch in meiner Geburtsstadt Aachen immer Grundbesitzer geblieben und unabläßig ein- und ausgegangen, habe ich mich nie als Ausgewanderten aus dem Vaterlande betrachtet und mich keiner Bürgerpflicht dort entzogen, wogegen ich in Belgien immer als Ausländer und bloßer Bewohner gegolten habe. Demnach darf ich nicht unterlassen, Ew. Majestät von dem wahren Thatbestand in Kenntniß zu setzen, wenn ich hoffen kann, mich dadurch von aller Schuld in Allerhöchstihren Augen zu reinigen. Und so wage ich denn in vollem Vertrauen auf die Gerechtigkeitsliebe Ew. königlichen Majestät, meine unterthänigste Rechtfertigung Allerhöchstdemselben vor Augen zu legen.

Der Erklärung des Herrn Polizei-Directors gemäß sind die gegen meine Person vorliegenden Beschwerden diese: Daß mein Paß nur zur Durchreise durch Aachen visirt sei, ich aber daselbst Aufenthalt genommen habe; daß er nur auf einen Privatmann laute, ich mich aber als Bischof gerirt habe; daß endlich öffentliche Demonstrationen gegen mich stattgefunden, die in den gegenwärtigen Umständen nicht zu gestatten seien. Die beiden erstgenannten Gründe konnten wohl die Allerhöchste Entschließung nicht hervorgerufen haben, da dieselben höchstens einen Verstoß gegen die Form betreffen, der von einer untergeordneten Staatsbehörde erledigt worden wäre. Nun erlaube ich mir, Ew. Majestät zu betheuern, daß jedenfalls dieser Verstoß ohne alle arge Absicht von meiner Seite geschehen ist. Da mein vom belgischen Ministerium ausgestellter, vom Allerhöchsten Gesandten am belgischen Hofe visirter Paß für ganz Deutschland für ein Jahr lautet, so dachte ich nicht auf eine bloße Durchreise durch Aachen beschränkt zu sein; wie mir denn auch die Polizei-Behörde bei Niederlegung meines Passes diese Bemerkung gar nicht machte, vielmehr meine zugleich ausgesprochene Absicht, mich mehrere Wochen dort aufzuhalten, genehmigte. Daß ich mich aber dort und so lange (vom 6. Januar) aufhielt, dazu lag die Ursache theils in den durch unberufenes Zeitungsgeschwätz erregten Schwierigkeiten, die meine Abreise zu meiner Bestimmung noch verhinderten, theils in meinen Familien- und Freundschafts-Verhältnissen, die mich diese Wartezeit meist in meiner Vaterstadt zuzubringen bewogen. — Und hätte ich mir nicht schon irgend einer Schuld gegen das Vaterland bewußt sein, oder in den Schutz des Landesvaters ein Mißtrauen setzen müssen, wenn ich die letzten Wochen vor meinem Hinauszug in die Fremde nicht in

meinem väterlichen Hause, im Kreise der Meinigen, in meinem Eigenthum hätte verweilen wollen?

Wenn ich meinen Paß als Privatmann nahm, so war einerseits mein Amt, meine Profession eines apostolischen Vikars damals noch nicht nennbar, weil die Vorbereitungs-Maßregeln zu dessen Antritt vom apostolischen Stuhl noch nicht beendigt waren, die Würde eines Bischofs in partibus aber, die für sich keine Wirksamkeit gewährt, ein bloßer innerer Charakter ist, schien mir nicht zu einer Qualification in meinem Passe zu gehören, und so meinte ich wirklich bloßer Privatmann vor der bürgerlichen Behörde zu sein, weßhalb ich diesen auch meine Aufwartung nicht machen zu dürfen glaubte, um keine mir nicht gebührende Auszeichnung in Anspruch zu nehmen. Auch wollte ich eben durch diese Umgehung aller besonderen Qualification in meinem Passe es mir möglich machen, bei meiner Weiterreise durch Deutschland das Incognito zu bewahren und alles Aufsehen zu vermeiden, und da mir als Privatmann schon der Eingang und Aufenthalt in Allerhöchstderen Staaten gestattet ward, konnte ich mir nicht vorstellen, daß derselbe mir als Bischof und apostolischem Vikar verweigert oder erschwert werden könnte; in Aachen aber, wo meine Person von Jugend auf bekannt, wo die Thatsache meiner in Lüttich feierlich vollzogenen Bischofsweihe öffentlich war, konnte ich das völlige Incognito unmöglich halten. Wollte ich daher das Aachener Volk nicht in dem Wahn bestärken, die bischöfliche Würde an sich sei in Preußen verdächtig oder ungern gesehen, so durfte ich die meine doch nicht verbergen, mußte sie unbefangen zeigen, zeigte sie jedoch nur in rein kirchlicher Äußerung und insofern dieß die allgemein-kirchlichen, die Diöcesan- und die weltlichen Gesetze erlauben. Wohl hat der Herr Erzbischof von Köln auf Antrag des Herrn Oberpräsidenten ausländischen Geistlichen die kirchliche Function in seinem Sprengel untersagt, hat aber auch an den verstorbenen Propst Claessen die amtliche, sämmtlichen Pfarrern eröffnete Erklärung abgegeben: daß dieses Verbot nur die Predigt und die Lossprechung, nicht aber die heilige Messe und den Gottesdienst im engsten Sinne betreffe, wie es denn auch in der ganzen Diöcese verstanden und beobachtet wird und ohne Verletzung des allgemeinen kirchlichen Verbandes nicht verweigert werden kann. Auf die tägliche Messe aber mit den wenigen der Privatmesse eines Bischofs außer seiner Diöcese gebührenden liturgischen Auszeichnungen, auf ein dreimaliges Hochamt (nicht Pontificalamt), wie jeder Pastor es hält, und auf zweimalige Abhaltung eines Abendlobs, das bloß im Segen und Absingung einiger lateinischen Gebete besteht, haben sich meine geistlichen Verrichtungen in Aachen beschränkt, und nirgends, als wo ich von den Pfarrern und Rectoren der Kirchen dringend eingeladen wurde, habe ich solche vorgenommen. Pontificalfunctionen oder Jurisdictions-Acte aber habe ich gar nicht ausgeübt und nach alter hierarchischer Ordnung nicht ausüben können. Ich konnte um so weniger denken, daß dieß mein Benehmen anstößig wäre, da noch im Verlaufe des vorigen Jahres ein französischer Bischof, der von Meaux nämlich, bei seinem mehrwöchigen Aufenthalt in Aachen, sich ebenso verhalten hat, ohne daß von geistlicher oder weltlicher Behörde etwas dawider erinnert worden wäre.

Bin ich also bei meinen geistlichen Verrichtungen in den Grenzen meines Rechts und meiner Pflicht geblieben, so sind nur noch die meinetwegen geschehenen öffentlichen Demonstrationen übrig, in welchen der Grund zu meiner Verweisung aus meiner Vaterstadt zu suchen wäre.

Da lebe ich aber der Gewißheit, wären diese Demonstrationen ohne Mißverständniß aufgefaßt und Ew. Majestät ohne Entstellung berichtet worden, so hätten dieselben mir Allerhöchstihr Mißfallen nicht zugezogen. Ich kann und will es nicht läugnen, daß die Bewohner von Aachen, die sich ebenso durch Glaubenseifer gegen ihre Kirche als durch Pflichttreue gegen ihren König auszeichnen, über die Gegenwart eines Würdenträgers ihrer Kirche, eines Bischofs und apostolischen Vikars, der noch dazu der erste, so weit die Erinnerung reicht, aus ihrer Mitte genommen und aus dem bürgerlichen Mittelstande hervorgegangen, viele herzliche Freude und Theilnahme an den Tag gelegt haben. Indessen waren alle diese Beweise schon ihrem Gegenstande gemäß durchaus nicht politischer oder bürgerlicher Art, wie denn nicht einmal die geringste bürgerliche Ehre oder Auszeichnung mir erwiesen worden, sondern waren rein religiöse Acte und bestanden lediglich darin, daß die Leute oft, wenn sie mich auf der Gasse trotz meiner beständigen Verhüllung erkannten, vor mir knieten, um den bischöflichen Segen zu begehren, daß sie in größerer Zahl als gewöhnlich zu meiner Messe kamen, auch wohl an Sonntagen, wie in Aachen bei jeder kirchlichen Festlichkeit geschieht, haufenweise hinströmten und gern die heilige Communion aus meiner Hand empfingen, ohne daß bei solchen Gelegenheiten je Unordnungen oder Störungen vorgefallen wären, welche eine Zwischenkunft der Polizei erheischt hätten. Es wäre aber eine ebenso kränkende Verkennung des Geistes der katholischen Religion und der Gesinnung Allerhöchstihrer Unterthanen, als geflissentliche Nichtachtung der Erfahrung, diese Beweise des Glaubens und Übungen der Andacht, die ihrer Natur nach nur beruhigend und stärkend auf das Gemüth zurückwirken, als politische Aufreizungen betrachten zu wollen, aus denen dem Staate Unheil oder Besorgniß erwachsen könnte. Hätten die in Rede stehenden religiösen Demonstrationen auch nur die leiseste Spur einer solchen politischen Richtung an sich getragen, wie wäre es denkbar, daß mit der Bürgerschaft auch der Klerus der Stadt Aachen dieselben begünstigt, daß das Capitel der Collegiat-Stiftskirche, die sämmtlichen Pfarrer und Rectoren der meisten Kapellen gleichsam um die Wette mich zur Abhaltung der heiligen Messe in ihren Kirchen eingeladen? Bloß um diesen frommen Wetteifer zu befriedigen, ließ ich mich bewegen, ungeachtet meiner persönlichen Scheu vor den nicht zu hindernden religiösen Ehrenbezeugungen, meinen Aufenthalt in Aachen über meine ursprüngliche Absicht hinaus zu verlängern, und erlaube mir Ew. Majestät die freimüthige, aber gegründete Bemerkung: ich glaubte damit dem Staate eher zu dienen als zu schaden (wie mir denn auch bis zum Tage meiner Verweisung von den Staatsbehörden nicht das geringste Zeichen von Mißfallen über mein Verhalten zu erkennen gegeben worden ist). Denn eben in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, eben in der obwaltenden Spannung zwischen Kirche und Staat, schien das ruhige und ungestörte Ver-

weilen eines katholischen Bischofes und apostolischen Vikars in den königlich preußischen Staaten, schien die ungehemmte und ungehinderte Erweisung religiöser Verehrung gegen ihn mir und allen Weitersehenden des Volkes ein Beweis von Mäßigung und Duldung, von Großmuth und Kraft von Seiten der Regierung zu sein, der eher zur Lösung als zur Steigerung jener beklagenswerthen Spannung geführt hätte.

O wie erfreulich wäre auch der fernste Beitrag zu einem so glückseligen Ergebniß meiner persönlichen Gesinnung gewesen, die, gleich entschieden abgeneigt allem Ungehorsam und aller Untreue wider die vom Weltheiland gestiftete Kirche, wie wider die von der göttlichen Vorsehung angeordnete Obrigkeit, in dem friedlichen und freundschaftlichen Zusammenwirken beider Gewalten allein die Gott gefällige, für Zeit und Ewigkeit ersprießliche Ordnung der Gesellschaft ersieht und erwünscht!

Wohl weiß ich, daß meine Loyalität vielfältig in Verdacht gezogen, vielleicht sogar auch bei dieser Gelegenheit Ew. Majestät verdächtig gemacht worden ist.

Allein im Bewußtsein meiner Redlichkeit, in der Überzeugung, daß keine Handlung meines ganzes Lebens als Gegenbeweis angeführt werden kann, darf ich alle solche Beschuldigungen und Anschwärzungen kühn als gehässige und gewissenlose Verleumdung bezeichnen. Auch hat mir der Polizei-Directcor v. Lüdemann selbst in Gegenwart des Polizei-Assessors v. O. wiederholt das Zeugniß gegeben, daß nicht allein von Seiten des Volkes gar keine politischen Demonstrationen gegen mich stattgefunden, sondern auch die geschehenen religiösen durchaus nicht auf irgendwie verkehrte oder tadelnswerthe Absicht auf meiner Seite schließen ließen; weßhalb er sogar als unnöthig erklärte und verweigerte, meine feierliche Protestation gegen alles Eingeständniß irgend einer schuldigen und strafbaren Absicht oder Handlung, das aus meiner bereitwilligen und augenblicklichen Unterwerfung unter die Allerhöchste Willenserklärung gefolgert werden möchte, in das geführte Protokoll aufzunehmen.

So richte ich denn zum Schlusse an Ew. Majestät gefeierte Gerechtigkeit und landesväterliche Milde die vertrauensvolle Bitte, Allerhöchstdieselben wollen das auf unrichtige Darstellungen wider einen ihrer Unterthanen ohne all sein Verschulden gefaßte Mißtrauen fallen lassen, die aus irriger Meinung mir unverdienter Weise entzogene königliche Huld mir wieder zuwenden, und die Erlaubniß zu nöthigem und mäßigem Aufenthalt und Durchzug in Allerhöchstihren Ländern und namentlich meiner Vaterstadt mir wieder zu gestatten geruhen.

Durch diese Gnade werden Ew. Majestät dem Heiligen Vater in einem seiner Stellvertreter einen verbindlichen Dienst leisten, Allerhöchstihrer getreuen Aachener Bürgerschaft eine große Freude und Genugthuung bereiten, einer tiefgekränkten Familie den schönsten Trost gewähren, und zu beständigem Dank und Diensteifer verpflichten den, der mit tiefster Hochachtung und Unterthänigkeit verbleibt

Ew. königlichen Majestät

treu gehorsamer Unterthan und ergebener Diener
Johann Theodor Laurent, theol. Dr.,
Bischof von Chersones und ernannter apostolischer
Vikar für Norddeutschland und Dänemark."

Ungefähr einen Monat später traf die Antwort des Königs auf diese Eingabe ein:

„An den Bischof Laurent in Brüssel.

Auf Ihre Eingabe an Mich vom 13. v. M. gebe Ich Ihnen zu erkennen, daß Sie sich zwar zu Meinen Unterthanen nicht mehr zählen dürfen, da Sie Ihr Vaterland ohne Erlaubniß freiwillig verlassen, elf Jahre im Auslande verlebt und daselbst ein Amt angenommen haben, daß Ihnen aber ebenso wenig verwehrt ist, ihren Geburtsort zu besuchen, als auf Ihren Wunsch durch meine Staaten zu reisen. Wenn Sie am 4. v. M. durch polizeiliche Maßregeln genöthigt worden sind, sich von Aachen zu entfernen, so haben Sie solches nur Ihrem eigenen Verschulden beizumessen, indem Sie daselbst mit einem Ihre Identität verläugnenden Passe eingetroffen und im Laufe mehrerer Wochen als Geistlicher und Bischof aufgetreten sind, wodurch Sie zur Aufforderung der Polizei: Ihrem Passe gemäß die Reise fortzusetzen, Veranlassung gegeben haben.

Berlin, den 11. März 1840.

gez. Friedrich Wilhelm."

Zu diesem kurzen königlichen Schreiben machte der Empfänger folgende Anmerkungen:

„1. Ich weiß nicht, ob man nicht zuweilen Domicil gesetzlich haben kann, und ob man solches nicht da hat, wo man Grundeigenthümer und Betheiligter in einem Geschäfte ist, und als solcher alle Staatslasten mitträgt.

2. Meine Entfernung von Aachen wurde, soviel mir angezeigt ward, nicht durch ‚polizeiliche Maßregeln', sondern durch Cabinets-Ordre und telegraphische Depesche verfügt.

3. Es ward mir nicht bloß anbefohlen, ‚meine Reise fortzusetzen', sondern auch der Aufenthalt in den preußischen Staaten verboten.

4. Mein Paß ‚verläugnete meine Identität' keineswegs, da er meinen vollständigen Namen und mein vollständiges Signalement enthielt, er verschwieg nur meinen geistlichen Charakter, und dieß mit Wissen, also mit Bewilligung, des meinen Paß visirenden preußischen Geschäftsträgers.

5. Mein Auftreten als ‚Geistlicher und Bischof' beschränkt sich, wie ich bewiesen habe, lediglich auf die heilige Messe, wohl zu unterscheiden von Pontificalamt, und ich wußte nicht, daß man in Preußen auch zum Messelesen einer Legitimation seiner priesterlichen Qualität vor der Polizei, also einer Autorisation der Regierung bedurfte.

6. Es wird mir erlaubt, nicht allein durch ‚die preußischen Staaten zu reisen', sondern auch ‚meinen Geburtsort zu besuchen', womit doch offenbar auch einiger Aufenthalt bewilligt ist; der preußische Geschäftsträger in Brüssel aber hat meinen neuen Paß, worin auch meine geistliche Qualität ausgedrückt ist, nur ‚zur Durchreise durch die königlichen Staaten' visirt, wogegen er meinen früheren Paß ohne alle Bedingung oder Beschränkung visirte. Wird

mir dadurch nicht aller Aufenthalt verweigert? Wird mir dadurch nicht verboten, als Geistlicher und Bischof aufzutreten, obschon meine Identität und Qualität weder verläugnet noch verschwiegen ist?"

Inzwischen verwickelten sich jedoch die diplomatischen Verhandlungen wegen der Übersiedelung nach Hamburg immer mehr; ein persönlicher Aufenthalt des neuen apostolischen Vikars in Rom schien dringend nothwendig, und so entschloß sich Johann Theodor Ende April 1840 zu der Reise nach Italien.

Durch diese Abreise fand auch die „preußische Frage" eine endgiltige Lösung. Der Leser aber wird unwillkürlich an das Bismarck'sche Wort gedacht haben: „Derselbe Faden — nur eine andere Nummer." Bischof Laurent erlebte auch den neuen Culturkampf von anno 71, aber er hatte zu viel erfahren und gesehen, um über irgend etwas in Hinsicht bureaukratischer Verfolgung der Kirche durch Preußen zu staunen.

W. Kreiten S. J.

Schwebende Fragen der Astronomie.

Der obige Titel hat im Laufe des letzten Jahres einige Popularität erlangt durch einen Vortrag, den Professor Young auf der letzten Versammlung des Amerikanischen Vereins für den Fortschritt der Wissenschaften in Philadelphia gehalten hat. Es soll hier jedoch dieser Vortrag, dessen kurzgedrängte Form wohl einer Naturforscher-Versammlung, nicht aber einem weiteren Leserkreis munden kann, weder vollständig noch summarisch reproducirt werden. Was die folgenden Zeilen beabsichtigen, ist, auf Grundlage der Young'schen Ideen unsern Lesern einen Überblick über diejenigen Fragen zu geben, an deren Lösung die Astronomie auch hinfort noch zu arbeiten hat. Nachdem man Jahre lang an die übertriebenen Prahlereien vom Fortschritte der Wissenschaft gewöhnt worden ist, findet man es wahrhaft wohlthuend, einen Fachmann wie Professor Young, Präsident des Amerikanischen Vereins für den Fortschritt der Wissenschaften und Director einer der Hauptsternwarten der Vereinigten Staaten, in bescheidener Sprache die vielen und großen

Mängel unſeres aſtronomiſchen Wiſſens aufdecken zu ſehen. Es gereicht ihm dieſes nicht weniger zur Ehre als dem Sokrates ſein berühmtes Bekenntniß: er wiſſe, daß er nichts wiſſe.

Unſer aſtronomiſches Wiſſen und Nichtwiſſen gruppiren wir am leichteſten um den uns ſo geläufigen Ausdruck „Sonne, Mond und Sterne", in der Reihenfolge, wie uns dieſe Lichter des Firmamentes durch Wärme, Glanz und Geſtalt in die Sinne fallen. Bei dem Namen Sterne haben wir dann die ſchon im grauen Alterthum bekannte Unterſcheidung zwiſchen Fixſternen, Wandelſternen und Haarſternen zu beachten und namentlich nicht zu vergeſſen, daß ſeit Copernicus' Zeiten auch unſere Mutter Erde zu den Wandelſternen gezählt wird.

1. Die Sonne. Die Sonne iſt derjenige Himmelskörper, von dem wir eigentlich am meiſten wiſſen ſollten, nicht nur weil unſer geſammtes organiſches Leben von ihm bedingt wird, ſondern auch weil er ſeiner Größe und Lichtſtärke wegen am leichteſten zu beobachten iſt und am hellen Tage zu jeder Stunde geſehen werden kann. Und doch, wenn wir anfangen, die Ziffern aufzuzählen, die mit Sicherheit feſtgeſtellt ſind, ſo ſind wir ſehr bald am Ende, während der Hypotheſen und Theorien ſozuſagen unzählige ſind. Die Geſchwindigkeit, mit der ſich die Sonne um ihre Axe dreht, iſt allerdings bis auf einen ſehr kleinen Bruchtheil bekannt; auch kennt man ihre Dichtigkeit, Maſſe und Größe ziemlich genau: frägt man aber nach ihrer Conſtitution, nach der Natur der Flecke und Lichtausbrüche, nach der Licht- und Wärmemenge, die ſie ausſtrahlt, nach ihrem magnetiſchen Verhalten, oder gar nach den äußeren Lichthüllen, wie Corona oder Zodiakallicht, ſo beſchränkt ſich die Antwort hauptſächlich auf die Aufzählung der verſchiedenen Hypotheſen, und in vielen Fällen geradezu aller denkbaren Hypotheſen.

In welch anderem Zuſtande z. B. könnte die Sonne ſein, als entweder im gasförmigen, flüſſigen oder feſten? Und alle drei Theorien ſind vertreten. Nach der erſten beſteht die lichtgebende Oberfläche oder Chromoſphäre aus condenſirten Wolken, die ihre glühenden Tropfen auf den heißen Gasball hinunter regnen. Nach Kirchhoff und Zöllner hingegen beſteht dieſelbe aus einem Ocean geſchmolzener Metalle, während Herſchel den Sonnenkern für feſt, ja ſogar für bewohnbar hält. Was können die Sonnenflecke anderes ſein, als entweder ziehende Wolken oder ſchwimmende Schlacken oder kraterförmige Vertiefungen? Und wiederum ſind alle drei Theorien vertreten, und zwar in der angegebenen Reihenfolge von Spörer, Zöllner und P. Secchi S. J. Was man aber

eigentlich wissen sollte und möchte, im ersteren Falle wie im letzteren, sind nicht die verschiedenen Möglichkeiten, sondern die Entscheidung, welche von allen Möglichkeiten der Wirklichkeit entspricht. Zu dieser Ungewißheit über die Natur der Sonne und ihrer Flecke kommt noch eine ganze Reihe ungelöster Räthsel, wie z. B. die schnelle Eigenbewegung der Flecke, die sich in einem einzigen Tage auf zwei Längengrade oder 3000 geographische Meilen belaufen kann, und weiter die Thatsache, daß die Winkelgeschwindigkeit der Flecke am Äquator schneller ist als in höheren oder tieferen Breiten. An geistreichen Erklärungsversuchen dieser und ähnlicher Erscheinungen fehlt es zwar nicht; allein Erklärungsversuche sind noch kein Wissen. Die zwölfjährige Periode der Häufigkeit der Sonnenflecke mit andern Erscheinungen in Verbindung zu bringen, sobald dieselben eine ungefähr gleich lange Periode besitzen, ist zu einer Art Mode geworden. Der Ausdruck „Mode" wird nicht zu stark erscheinen, wenn man bedenkt, daß man außer der gleichen Periode noch keinen innern Zusammenhang der Sonnenflecke mit irgend welchen andern Erscheinungen nachgewiesen hat, wie z. B. mit der Umlaufszeit des Jupiter, dem Steigen und Fallen der magnetischen Curven, der Häufigkeit der Nordlichter, Witterungswechsel, der Gestalt der Sonnen-Corona ꝛc. Schon die Tendenz, jede zwölfjährige Periode mit den Sonnenflecken in Verbindung zu bringen, zeigt die Ungewißheit, in der wir schweben. Vor Allem aber ist die Dauer der Periode selbst noch um ein oder zwei Jahre unsicher und vielleicht das Resultat mehrerer über einander liegender, noch unbekannter Perioden.

Von der Spectralanalyse hatte man gehofft, sie werde uns über die glühende Gashülle der Sonne, die sogenannte Chromosphäre, vollständigen Aufschluß geben; aber abgesehen davon, daß die hellen Linien auf räthselhafte Weise bald aufflammen und bald erlöschen, bald verzerrt und zerklüftet, bald gerade und scharf begrenzt erscheinen, und daß die 30 Linien im photographischen Spectrum der Protuberanzen noch meist unbekannt sind, ist zu fürchten, daß diese ganze Beobachtungsmethode auf unsicherem Boden steht. Gewichtige Stimmen sprechen dafür, daß das Spectrum der Elemente stark beeinflußt werde von den physischen Bedingungen, wie Temperatur, Druck u. s. w. Und wer wollte läugnen, daß letztere auf der Sonne ganz anders sind als in unsern Laboratorien — und weiter, daß die Stoffe, die wir chemische Elemente nennen, auf der Sonne vielleicht in weitere Bestandtheile aufgelöst werden, also in der That keine Elemente sind?

Was den Betrag von Licht und Wärme betrifft, den die Sonne ausſtrahlt, ſo ſcheint es faſt, als würden unſere bisherigen Begriffe in nicht langer Zeit großentheils umgeſtoßen werden, und zwar in Folge jahrelanger Experimente eines amerikaniſchen Aſtronomen, Profeſſor Langley's, welche dieſer am Meeresſpiegel und auf einer 15 000 Fuß hohen Station in Californien angeſtellt. Früher nahm man mit Pouillet an, die Wärmemenge, welche nothwendig ſei, um die Oberfläche der Erde auf ihrer mittleren Temperatur von 15° C. zu erhalten, wäre hinreichend, um jährlich eine die ganze Erde umgebende Eisſchale von 57 m Dicke zu ſchmelzen, aber nur 31 m kämen auf Rechnung directer Sonnenſtrahlung, während die noch übrigen 26 m von der „Temperatur des Raumes", d. h. von der geſammten Wärmeſtrahlung der Sterne müßten geſchmolzen werden. Nach Langley wäre nun die Licht- und Wärmeſtrahlung der Sonne beinahe zweimal ſo groß als man bisher geglaubt, alſo groß genug, um die Sternenwelt ganz von ihrer Mithilfe zu dispenſiren und die „Temperatur des Raumes" in ihr Nichts zurückfallen zu laſſen. Wer wird nun Recht behalten?

Frägt man weiter, woher die Sonne ſelbſt ihre Wärme beziehe, ſo weiß wieder Niemand, welcher der Erklärer Recht hat. Nach Helmholtz erzeugt das allmähliche Zuſammenſchrumpfen der Sonne genug Hitze, um die Ausſtrahlung zu erſetzen, was die Vergangenheit dieſes Sternes auf einige 20 Millionen Jahre und ſeine Zukunft auf den halben Betrag beſchränken ſoll. Directe Meſſungen liegen dieſer Anſicht nicht zu Grunde. Nach Andern wird die Oberfläche der Sonne von einem ſo dichten Regen von Meteorſteinen fortwährend gepeitſcht, daß ſie davon warm genug wird, um ihre Strahlen verſchwenderiſch in den unendlichen Raum zu ſenden. Von dieſem Meteorregen erhielte natürlich auch unſere Erde ihren Theil, nach Maßgabe ihrer Größe und Anziehung; allein ſie erhielte des Guten wohl etwas zu viel, nämlich nach Profeſſor Peirce täglich mehr als 150 Tonnen auf die Quadratmeile. Unzufrieden mit dieſem verſchwenderiſchen Haushalte, conſtruirte C. W. Siemens eine mehr ökonomiſche Maſchinerie. Die Sonne ſendet ihre Wärme durch die Centrifugalkraft ihres Äquators in Geſtalt von aufgelöſten Elementen in den Raum, die ihrerſeits nach einigen Irrfahrten an den beiden Polen wieder in die Sonne eintauchen und ſo die ausgeſtrahlte Wärme ohne Verluſt heimbringen, um alsbald wieder vom Äquator aus auf Reiſen zu gehen. Von den Bedenken gegen letztere Theorie erwähnen wir nur zwei, nämlich, daß dieſe Wanderelemente ein

ſogenanntes „widerſtehendes Mittel“ für die Planetenbewegung bilden würden, und daß der Strom von Waſſerdampf, durch den nach Siemens unſere Erde zu laufen hätte, jährlich einen Regen von mehr als 30 Zoll über der ganzen Oberfläche verurſachen müßte. Aus dieſen Anſtrengungen geht zur Genüge hervor, wie wenig wir von der Quelle wiſſen, aus der die Sonne ihre ausgeſtrahlte Wärme erſetzt.

Erheben wir unſern Blick in die höhern Regionen der Sonnenatmoſphäre, ſo begegnen wir der ſogenannten Corona, d. h. einem weißen Lichtſchimmer, der bei totalen Sonnenfinſterniſſen in ſolchem Glanze erſcheint, daß er das Licht des Vollmondes übertrifft. Thatſache iſt, daß dieſer Schein ſich von einer Finſterniß zur andern ändert; aber was er iſt, weiß Niemand. Sonſt wären nicht acht verſchiedene, ſich theilweiſe widerſprechende Hypotheſen im Umlaufe. Aus dem Spectrum der Corona hat man noch keine bekannten Stoffe erkannt. Ihr Licht, meint man, ſei theils gebrochen, theils reflectirt, was auf Gaſe und feſte Körper ſchließen ließe, und unlängſt erfreute der engliſche Aſtronom Huggins die Gelehrtenwelt mit der Nachricht, er habe die Corona im vollen Sonnenſcheine photographirt. Wenn der geiſterhafte Lichtring dieſer Photographien wirklich die Corona darſtellt, ſo iſt letztere ohne Zweifel eine die Sonne umgebende Hülle von Gaſen und feſten Körpern, welcher Art auch immer ihr Urſprung und ihre Bewegung ſein mag. Nun tritt aber eine amerikaniſche Autorität auf und erklärt Alles für optiſche Täuſchung! Profeſſor Haſtings hat ſich auf ſeiner Expedition nach der Carolinen-Inſel im Stillen Ocean durch die Beobachtung der totalen Sonnenfinſterniß im Jahre 1883 überzeugt, daß dieſer Lichtſchein nicht der Sonne angehört, ſondern am Mondrande erzeugt wird durch ſogenannte Diffraction oder Zerſtreuung des Lichtes.

Nicht viel mehr weiß man über ein zweites Lichtphänomen, das ſich in noch weitere Regionen erſtreckt und mehr abgeplattet oder linſenförmig erſcheint, nämlich das Zodiakallicht. Über dieſen jedem aufmerkſamen Beobachter in die Augen fallenden weißen Schimmer ſteht ſo viel feſt, daß man noch nicht weiß, ob er der Sonne oder der Erde angehöre, oder ob er gar ein planetariſcher Ring zwiſchen der Venus- und Mars-Bahn ſei, und woraus er beſtehe. Sein Spectrum iſt continuirlich und ohne Spur von Linien. Daß Encke's Komet ſich in Folge eines widerſtehenden Mittels, welches möglicherweiſe das Zodiakallicht verurſache, alljährlich verfrühe, ſteht keineswegs feſt, da zufolge Berechnung einige der Aſteroiden an dieſer Störung ſchuld ſein können. Zur Entſcheidung der

allereinfachſten Fragen über dieſes der Ekliptik entlang ſich hinſtreckende Phänomen werden noch jahrelange Beobachtungen erfordert ſein, und zwar in ſüdlichen Breiten, wo man regelmäßig dem Zodiakallichte gegenüber den ſogenannten „Gegenſchein“ bemerkt.

Jedermann kennt die großen Anſtrengungen, welche die Aſtronomen, unterſtützt von ihren Regierungen, in den letzten zehn Jahren gemacht haben, um unſere Entfernung von der Sonne der Wahrheit um einige Tauſend geographiſche Meilen näher zu bringen. Allein die koſtſpieligen Expeditionen zur Beobachtung der letzten Venus-Durchgänge, zu denen die Vereinigten Staaten Nordamerika's allein eine halbe Million Dollar ausgegeben, ſcheinen eher das Gegentheil bewirkt zu haben. Die verſchiedenen Methoden, die man zur Löſung dieſes Problems anwendet, nämlich die Beobachtungen der Aberration, des Mondes, des Mars und der Vorübergänge der beiden untern Planeten vor der Sonnenſcheibe, ſtimmen in ihren Reſultaten nicht gut mit einander überein und müſſen mit conſtanten, aber unbekannten Fehlern behaftet ſein. Das Ergebniß der letzten beiden Venusdurchgänge wird indeſſen nicht mit Genauigkeit feſtgeſtellt werden können, bis alle Regierungen das Beobachtungsmaterial ihrer Expeditionen reducirt und veröffentlicht haben, und bis namentlich die amerikaniſche Commiſſion ihre tauſend photographiſchen Platten gemeſſen hat. Aber auch dann noch wird man auf einen zweiten Encke warten müſſen, der das Geſammtmaterial mit Meiſterhand combinirt und daraus den wahrſcheinlichſten Werth berechnet. Die Löſung dieſer Aufgabe hat nach dem Durchgange von 1769 beinahe ein Jahrhundert in Anſpruch genommen, und da nach ſo langer Zeit wieder neue Vorübergänge der Venus bevorſtehen und neue Verbeſſerungen nöthig machen, ſo iſt leicht vorauszuſehen, daß die Frage über die Entfernung der Sonne von der Erde, genau geſprochen, niemals aufhören wird, eine ſchwebende zu ſein.

Nur mit Zaudern wagt ſich der Aſtronom an die Frage, wie denn der große Helios ſeine Hunderte von Unterthanen auf Millionen von Meilen hin regiert und zu einer Familie vereinigt. Wohl hat Newton das Geſetz errathen, nach welchem dieſer Weltſtaat regiert wird; aber wo iſt der Bote, welcher das Geſetz vermittelt und in Ausführung bringt? Exiſtiren muß er, und einen Namen hat man ihm auch ſchon gegeben; aber unter allen Objecten des Weltſyſtems iſt wohl keines, das ſich aller directen Beobachtung ſo ſehr entzieht wie dieſes. Die Eigenſchaften, die man ihm angedichtet hat, ſind auch ſo wunderlich, daß der große

Herſchel und viele Aſtronomen und Phyſiker nach ihm ſich die Frage ſtellten, ob Ausdrücke wie „imponderable Maſſen" nicht zu abenteuerlich oder gar contradictoriſch ſeien. Nicht weniger räthſelhaft als dieſer Äther — denn das iſt der Name, den man dieſem unbekannten Weltboten gegeben hat — iſt die Attraction, deren Träger er iſt. Aus der Analogie mit Schall, Licht und Wärme ſchließt man freilich, daß dieſe weltregierende Kraft eine Welle ſei; wie aber eine Welle, die aus dem Äther-Ocean an das Ufer unſeres Planeten ſchlägt, dieſen mit ſo unwiderſtehlicher Kraft zur Sonne hinzieht, hat noch Niemand gezeigt; ebenſo wenig hat man dieſe Welle bis jetzt auf Reflexion und Refraction geprüft[1].

Das letzte Sonnenräthſel, das wir berühren wollen, wäre die Richtung und Geſchwindigkeit, mit der ſich unſer ganzes Sonnenſyſtem durch den Raum bewegt. Fragen wie die folgenden: Ob dieſe Bahn eine Ellipſe, Parabel oder Hyperbel ſei, wo der Brennpunkt dieſer Curven ſei, welches die Umlaufszeit ſei u. ſ. w., wird man noch für lange Zeit kaum zu ſtellen, geſchweige denn zu beantworten wagen, und wer die Entdeckung dieſer Eigenbewegung der Sonne in den begeiſterten Worten populärer Bücher lieſt, hat keine Ahnung davon, daß die Angaben der Aſtronomen über die Richtung dieſer Bewegung um volle 45 Grad, oder einen halben Quadranten am Himmelsgewölbe, und ebenſo über die jährliche Geſchwindigkeit derſelben um nicht weniger als drei Erdbahnhalbmeſſer auseinandergehen. Der Einfluß dieſer Eigenbewegung unſeres Sonnenſyſtems auf die ſogen. Aberration der Fixſterne wird zwar von den Aſtronomen geahnt, aber in allen Berechnungen vernachläſſigt, aus dem einfachen Grunde, weil er eine unbekannte Größe iſt.

2. Der Mond. Während uns die Sonne ihrer großen Energie und Thätigkeit wegen eine Unzahl phyſikaliſcher Probleme bietet, tritt uns der Mond als eine verhältnißmäßig ſtarre und todte Maſſe entgegen. Aber ungeachtet der geringen Zahl von Mondproblemen ſind und bleiben es immer noch Probleme.

Da tritt z. B. die Frage auf, ob der Mond Licht und Wärme nicht geborgt habe, ſondern als Eigenthum beſitze. Aber wer löst uns die Frage? Die Einen bejahen dieſelbe, die Andern ſtellen die Temperatur der Mondoberfläche unter den Gefrierpunkt des Waſſers und ſogar des

[1] Schreiber dieſer Zeilen hat dieſes zwar ſeit einem Jahre verſucht und zu dieſem Zwecke ein Inſtrument auf einem ſchweren Mauerpfeiler aufgeſtellt; allein das Reſultat der Beobachtungen war bisher bloß ein höchſt launenhaftes Verhalten dieſes empfindlichen Apparates.

Queckſilbers; nach Langley iſt ſie mit unſern feinſten Inſtrumenten unmeßbar, nach Lord Roſſe erreicht ſie die Hitze des ſiedenden Waſſers.

Ob der Mond eine Atmoſphäre habe, bildet heute noch eine Streitfrage, und was ſeine vulkaniſche Thätigkeit und Änderungen der Oberfläche betrifft, ſo iſt man zu der Überzeugung gekommen, daß Zeichnungen als incompetente und höchſt parteiiſche Zeugen zu verwerfen ſind. Welch großen, wenn auch unbewußten Einfluß die Einbildungskraft auf das Auge hat, davon hat nur der einen Begriff, welcher die verſchiedenen Zeichnungen von Planeten, Kometen und Nebelflecken mit einander zu vergleichen Gelegenheit hat. Man führt deßhalb gegenwärtig an verſchiedenen Orten Photographien der verſchiedenen Mondphaſen in großem Maßſtabe aus, um künftigen Geſchlechtern ein Mittel zu bieten, die Frage über die Veränderungen der Mondoberfläche zu entſcheiden.

So wenig uns die paar phyſikaliſchen Probleme des Mondes zu ſchaffen machen, um ſo verwickelter iſt die mathematiſche Theorie ſeiner Bewegung. Würde unſer Trabant nur von ſeinem Centralkörper, der Erde, angezogen, ſo wäre der mathematiſche Apparat, wie er dem Kepler vor dritthalbhundert Jahren zu Gebote ſtand, vollſtändig ausreichend, um ſeine Bahn zu berechnen. Das „Problem zweier Körper“ iſt längſt gelöst und ebendeßhalb kein Problem mehr. In der That wird aber der Mond auch von der Sonne und den übrigen Planeten beeinflußt, und ſo ſehen ſich die Aſtronomen vor das verwickelte Problem geſtellt: wenn mehrere Himmelskörper ſich mit gegebenen Anfangsgeſchwindigkeiten unter dem Einfluſſe gegenſeitiger Attraction bewegen, die Bahn eines jeden zu beſtimmen. Man ſpricht indeſſen gewöhnlich nur vom „Problem der drei Körper“, um anzudeuten, daß man ſchon froh wäre, wenn man es nur für drei löſen könnte. Daß das Problem völlig beſtimmt iſt und auch lösbar ſein muß, geht ſchon daraus hervor, daß man die neun Differentialgleichungen, von denen es abhängt, aufſtellen kann. Von den 18 Integralen aber, welche dieſe Gleichungen löſen ſollen, kennt man bloß zehn, die übrigen acht haben bisher der Anſtrengungen der größten Mathematiker geſpottet. Bis alſo ein zweiter Leibniz oder Newton aufſteht und uns dieſe acht Integrale liefert, bleibt nichts übrig, als durch indirecte Methoden möglichſt viele Correctionsglieder zu berechnen, und ſo den Fehler auf ein Minimum zu reduciren. Aber auch dieſe mühſame Arbeit ließe ſich der Menſch noch gefallen, wenn er nur ſchließlich zum Ziele käme. In der That aber iſt der Fehler der berühmten Mondtafeln von Hanſen ſeit dem Jahre 1863 ſchon auf zehn Bogenſekunden

angewachsen, was in der Bahn des Mondes einer Strecke von fünf Wegstunden entspricht. Ebenso hat sich herausgestellt, daß der Mond in diesem Jahrhundert langsamer läuft als im letzten, eine Ungleichheit, über welche die Mondtheorie noch keinen Aufschluß gibt. Nach so undankbaren Anstrengungen darf man sich nicht wundern, wenn selbst Fachmänner die Vermuthung aussprechen, daß außer der Gravitation vielleicht noch andere Kräfte auf Mond und Planeten wirken, oder daß gar das Newton'sche Gravitationsgesetz nicht in aller Strenge richtig sei.

3. Die Erde. Unter den Wandelsternen oder Planeten hat das meiste Interesse für den Menschen offenbar die Erde als sein Wohnhaus und als der Schauplatz seiner Geschichte; für den Christen aber ist sie ein Heiligthum, gleichsam das Sanctuarium unseres ganzen Planetensystems, weil der Gottmensch sie mit seinem Fuße betreten und zum beständigen Aufenthalt gewählt hat. Während die ungelösten Probleme auf Sonne, Mond und Sternen den gewöhnlichen Menschen wenig beirren, wird jede Frage über die Größe und Gestalt unserer Wohnung, über die Festigkeit des Fundamentes, über den Gang der Uhr, die unsere Geschäfte regelt, über die Luft, die wir einathmen u. s. w., eine Haus- und Familien-Frage sein.

Daß dem wirklich so sei, beweisen zur Genüge die Anstrengungen früherer Zeiten, um über Gestalt und Größe der Erde eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Die populäre Anschauung, daß die drei alten Welttheile auf einer unendlichen Wasserscheibe schwimmen, wurde schon Jahrhunderte vor Christus von den griechischen Philosophen überwunden, die an Stelle der Scheibe eine Kugel setzten und sogar deren Umfang auf etwa 200 000 Stadien schätzten. Diese Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde hielt sich bis auf Newtons Zeit, hatte aber mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie z. B. mit Einwürfen vom Aufwärtsregnen und von Menschen, die den Kopf nach unten hängen. Auch Columbus wußte nicht auf die Schwierigkeit zu antworten, die man ihm auf der Universität von Salamanca vorlegte: Vorausgesetzt, er komme mit seinen Schiffen glücklich hinunter an's andere Ende der Erdkugel, herauf komme er gewiß nicht wieder. Erst Newton beantwortete diese Fragen mit seinem Gravitationsgesetze und setzte auch an Stelle der Kugel ein abgeplattetes Rotationsellipsoid. Darauf begann ein Jahrhundert angestrengter Gradmessungen, an denen sich die Regierungen aller civilisirten Völker betheiligten, und schließlich vereinigte der große Mathematiker und Astronom Bessel alle bisherigen Messungen zu einem Gesammtresultate über die Abplattung und die große

und die kleine Axe der Erde, das ſich jetzt in allen Büchern findet und allen aſtronomiſchen Rechnungen zu Grunde liegt. Dieſer geſchichtliche Rückblick mag uns das Intereſſe zeigen, das der Menſch an ſeinem Wohnorte nimmt, und auch die Schwierigkeiten, die er überwunden hat; aber trotz alledem iſt die Frage über *Größe und Geſtalt* der Erde noch eine *ſchwebende Frage*, und unſer Planet iſt weder eine Scheibe, noch eine Kugel, noch ein abgeplattetes Rotationsellipſoid. Man ahnte dieſes ſchon deßwegen, weil die Meſſungen in verſchiedenen Ländern ſo ſehr verſchiedene Abplattungen ergaben, daß man von einer engliſchen, afrikaniſchen, oſtindiſchen, amerikaniſchen Abplattung ſprach. Dr. J. Hann hat in geiſtreicher Weiſe darauf aufmerkſam gemacht, daß die Continente wie gigantiſche Berge im Meere ſtehen und durch Attraction eine große Anſchwellung von Waſſermaſſen längs ihren Ufern verurſachen, ähnlich wie Waſſer in einem Glaſe am Rande höher ſteht als in der Mitte. Was aber die Capillarität des Glaſes im Kleinen thut, das verurſacht die Attraction der Feſtländer in großem Maßſtabe, ſo daß das Meer an den Küſten bis zu einer Höhe von 600—800 m emporſteigt. Da in Folge deſſen das Niveau auf offener See ſinken muß und dadurch manche Inſeln aus der Tiefe emportauchen, ſo kann man den Abſtand des geſtörten Niveaus vom ungeſtörten auf mehr als 1000 m ſchätzen. Aus alledem ergibt ſich, daß man die Gradmeſſungen nicht einfach auf das wirkliche Meeresniveau reduciren darf, ſondern auf ein ideelles beziehen muß. Die Aufgabe, die alſo noch zu löſen wäre, iſt folgende: Ein ideelles Rotationsellipſoid zu berechnen, das mit der Erde gleiches Volumen, gleichen Mittelpunkt und gleiche Rotationsaxe hat, und deſſen Abplattung ſo beſchaffen iſt, daß die Summe der Erhöhungen und Vertiefungen der Erde über dieſes ideelle Niveau ein Minimum wird. Eine Sternwarte hätte dann zur Beſtimmung ihrer Lage *drei* Dimenſionen zu beſtimmen, nämlich geographiſche Länge, Breite und Höhe, bezogen auf das ideelle Rotationsellipſoid. Dieſes Problem wird allem Anſcheine nach ein ungelöstes bleiben, bis man ſich entſchließt, Amerika mit Aſien und Europa über die Beringsſtraße und Sibirien durch wirkliche Triangulation zu verbinden und auch Afrika mit in das Triangulationsnetz hineinzuziehen. Die Unſicherheit über Größe und Geſtalt der Erde macht ſich den Aſtronomen beſonders bei Mondbeobachtungen geltend, die zu beiden Seiten des Atlantiſchen Oceans angeſtellt werden. Man hat aus denſelben z. B. die Lage der Sternwarte in Waſhington zu der am Cap der guten Hoffnung auf mehrere engliſche Meilen unſicher gefunden.

Das Unliebſte an unſerm Planeten iſt den Aſtronomen der Mangel eines feſten Fundamentes. Dieſen Mangel fühlt der gewöhnliche Sterbliche nur, wenn ihm der Stuhl zittert, auf dem er ſitzt, oder das Bett ſchaukelt, in dem er liegt, oder gar die Wohnung und die Stadt zuſammenſtürzt, in der er lebt; der Aſtronom beobachtet das Schwanken der Erdoberfläche jeden Tag. Der Hügel, auf dem die Sternwarte von Neuſchatel ſteht, wackelt einmal im Jahre hin und her mit einer Amplitude von 39 Bogenſekunden, und neigt ſich überdieß jedes Jahr um 24 Sekunden nach derſelben Richtung. Argelander hat feſtgeſtellt, daß die Sternwarte von Bonn ſich dreht. Daß die Meeresküſten ſich heben und ſenken und die geographiſchen Breiten der Sternwarten ſich mit jedem Jahre ändern, iſt eine längſt beobachtete Thatſache. Zur Erklärung dieſer Schwankungen hat man allem Anſcheine nach viele Urſachen in Betracht zu ziehen, und um denſelben auf die Spur zu kommen, hat die Britiſh Aſſociation im Jahre 1878 ein eigenes Comité aufgeſtellt mit dem Auftrage, ein Inſtrument zu conſtruiren und Beobachtungen anzuſtellen. Ähnliche Beobachtungen hat Herr d'Abbadie in den letzten 50 Jahren in Äthiopien, Braſilien und Südfrankreich angeſtellt. Gegenwärtig wird in Paris ein ſehr feines Inſtrument aufgeſtellt, um regelmäßige Nadir-Beobachtungen zu machen, und der Erfinder hat eine Einladung erhalten und angenommen, gleichzeitige Beobachtungen derſelben Art auch in Amerika anzuſtellen. Das Problem iſt aber bisher nur noch verwickelter geworden, indem ſich herausſtellte, daß die Schwankungen des Niveaus, ſcheinbar ohne Veranlaſſung, äußerſt ſchnell vor ſich gehen und innerhalb ſechs Stunden auf mehr als zwei Bogenſekunden anſteigen können.

Die Befürchtung mancher Aſtronomen, daß die Uhr, die uns der liebe Gott aufgezogen hat, nicht richtig gehe, iſt zum Glücke eine bloße Befürchtung geblieben. Das eben erwähnte Steigen und Sinken der Länder, die Erdbeben, die Anſchwemmungen durch Flüſſe und Meeresſtrömungen, die wandernden Eisberge und Gletſcher, wie auch Ebbe und Fluth, mögen, theoretiſch geſprochen, auf die Umdrehungsdauer unſerer Erdkugel, d. h. auf die Tageslänge, Einfluß haben: praktiſch genommen iſt aber letztere unveränderlich, wie ausgedehnte Unterſuchungen von Adams und Newcomb gezeigt haben. Es wird deßhalb nicht nöthig ſein und ſicherlich auch nicht geſchehen, daß man ſtatt der terreſtriſchen Zeit eine kosmiſche einführt, d. h. die Uhren, anſtatt durch die Umdrehung der Erde, z. B. durch die Verfinſterung der Jupitertrabanten

oder durch die Bewegung des Lichtes oder anderer Naturkräfte regulirt. — Dieſelben Störungen der Erdoberfläche, welche die Tageslänge allenfalls beeinfluſſen könnten, müßten auch die Erdaxe verlegen, d. h. die beiden Pole der Erde könnten ſich vielleicht jährlich um mehrere Zoll verſchieben, ein Betrag, der ſich jeder directen Beobachtung bisher entzogen hat. Man hat zwar gemeint, das jährliche Abnehmen der geographiſchen Breite von Pulkowa um eine Hundertſtelſekunde könnte darauf hindeuten, daß der Umdrehungspol im nördlichen Eismeere ſich von Pulkowa entferne; allein daß dieſes Problem noch ein ſchwebendes iſt und auch lange noch bleiben wird, geht aus einem in der internationalen geodätiſchen Conferenz zu Rom gefaßten Beſchluſſe hervor, nach welchem auf je zwei Stationen, welche zwar auf derſelben Breite, in der Länge aber einander gegenüber liegen, dieſelbe Reihe von Sternen mit gleichen Inſtrumenten und wo möglich von denſelben Perſonen zu beobachten iſt. Bewegt ſich dann der Nordpol in der Richtung von der einen Station zur andern, ſo könnten die ſorgfältigſten und Jahrzehnte hindurch fortgeſetzten Beobachtungen vielleicht Richtung und Größe dieſer Bewegung anzeigen; bewegt ſich aber der Pol ſenkrecht zu dieſer Richtung, d. h. ſeitwärts nach rechts oder links, ſo werden alle Anſtrengungen ſeitens dieſer beiden Stationen vergeblich ſein.

Nach den oben erwähnten Experimenten des Profeſſors Langley auf dem Felſengebirge wären unſere bisherigen Begriffe von der Abſorption der Erdatmoſphäre ganz irrthümlich geweſen. Wir hätten nämlich die „ſelective“ Abſorption außer Auge gelaſſen, vermöge welcher unſere Luft violette oder blaue Strahlen ſtärker abſorbire, als gelbe und rothe. Unſere Luft, ſagt er, wirke gerade umgekehrt wie ein Sieb: ſie laſſe die gröberen Strahlen (mit größerer Wellenlänge) leichter durch als die feineren. Danach erhielten wir von Sonne, Mond und Sternen verhältnißmäßig zu viel des rothen und zu wenig des blauen Lichtes, dieſe Himmelskörper erſchienen uns alſo zu röthlich, während ihr wahres Ausſehen mehr violett ſei. Dieſes letztere müßte man dann auch eigentlich weiß nennen, während unſer gegenwärtiges Weiß in der That eine Färbung ſei. Wir dürfen indeſſen dieſe neue Theorie noch unter das Kapitel der offenen Fragen ſtellen, ſo lange ihr Entdecker der Gelehrtenwelt allein gegenüberſteht.

(Schluß folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Das katholiſche Island des Mittelalters.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

Dem Katholiken kann kaum ein Land der Erde ein ganz fremdes Land ſein. Findet er ſeine Kirche daſelbſt nicht in jahrhundertaltem Beſitze oder in hoffnungerweckenden Miſſionsanfängen, ſo verkünden ihm wenigſtens majeſtätiſche Dome, herrliche Trümmer von Kirchen und Klöſtern, prachtvolle Kunſtwerke aller Art ihre einſtige Herrſchaft; oder wo ſolche Denkmäler fehlen, erinnern Orts- und Perſonennamen, Dichtungen und Legenden, Volksgebräuche und Feſte, alte Rechtsbücher und Gepflogenheiten, Literatur und Geſchichte daran, daß ſie einſt dageweſen, und daß ſie Land und Volk den Greueln des Heidenthums entriſſen.

Island hat keine alten Dome und Münſter. Aber ſeine Epiſkopal-Verfaſſung, ſeine Meßliturgie, ſeine alten Kirchenlieder, ſeine an ältere Muſter anlehnende geiſtliche Beredtſamkeit, ſeine Landeseintheilung, ſeine Geſchichte, ſeine Literatur, ſeine Orts- und Perſonennamen und hundert kleine Erinnerungen weiſen den katholiſchen Wanderer auf jene ehrwürdige Kirche hin, die noch heute wie ein Rieſendom über alle religiöſen und politiſchen Geſtaltungen Europa's emporragt, die alle Nationen desſelben erzogen und herangeſchult hat und die noch heute Allen zurufen kann: Ich bin eure Mutter.

Auch Island iſt ein Kind der katholiſchen Kirche.

Wie ein Jahrtauſend ſpäter bei der Gründung der nordamerikaniſchen Union, ſo haben auch zur Gründung des alten isländiſchen Freiſtaates Katholiken mitgewirkt, ſo Helgi Bjola, Helgi hinn Magri, Ketill hinn Filfs Örlygr Hrapprsſon, Jörundr hinn Kriſtni, Aſolfr Alſkikk und noch manche Andere. Von kampfgewaltigen Vikingern wurde neben den Opferſteinen Thors auch gleich im Anfang das Kreuz Chriſti gepflanzt.

Nachdem das Heidenthum etwas über ein Jahrhundert noch die Oberherrſchaft behauptet hatte, führte ein Isländer, Thorvaldr Viðförli, der „Weitgereiste", ſeiner Heimath den erſten Glaubensboten zu, den Biſchof Friedrich aus dem Sachſenlande. Das war im Jahre 981. Das erſte Jahr brachten ſie bei Thorvalds Vater Kodran in Giljá zu, die vier folgenden in Laekjamot im Viðidalr. Im Weſtland wie im Nordland nahmen Viele den Glauben an, im Nordland ſogar ſehr mächtige Männer. Als aber Thorvaldr auf Anregung Friedrichs es wagte, offen am Althing den Glauben zu predigen, erhob ſich lebhafter Widerſtand, Spott und Verfolgung. Thorvaldr, in welchem der chriſtliche Glaube die gewaltthätige Leidenſchaftlichkeit der Vikinger noch nicht gebändigt hatte, rächte blutig den Hohn, welchen Einige dem Biſchof

angethan. Gewalt erhob ſich nun gegen Gewalt. Die Heiden ſchaarten ſich zuſammen, um Thorvaldr und Friedrich in ihrem Hauſe zu verbrennen. Sie wurden in wunderbarer Weiſe daran gehindert; als aber Thorvaldr abermals einen Heiden tödtete, jenen Hedinn, der am Althing das Chriſtenthum am mächtigſten bekämpft hatte, trennte ſich der Biſchof von ihm und kehrte nach Sachſenland zurück.

Vergeblich war indeß dieſe erſte Miſſion nicht. Viele nahmen ernſtlich das Chriſtenthum an, Andere näherten ſich demſelben, und noch weit Mehrere wurden in ihrem alten Götterglauben wankend. Einen mächtigen Vorſchub erhielt dieſe Bewegung durch die geſetzliche Einführung des Chriſtenthums in dem Stammlande Norwegen durch den König Olafr Tryggvaſon, welcher, 995 zu Throndhjem zum König erwählt, das ganze Land bereiste und auf dieſer Huldigungsreiſe zugleich überall das Evangelium verkünden ließ. Er begnügte ſich nicht, mehrere Isländer in Norwegen für den Glauben zu gewinnen, ſondern ſandte bald nach ſeiner Thronbeſteigung ſeinen Freund Stefnir Thorgilsſon nach Island, um ſeinen Landsleuten die chriſtliche Lehre zu verkünden. Auch Stefnir, der 996 in Island landete, hatte wie Thorvaldr zwar den Eifer eines Neubekehrten, aber nicht die Klugheit und Sanftmuth, welche vor Allem den chriſtlichen Apoſtel zieren muß. Als ſeine Predigt ungünſtig aufgenommen wurde, zog er mit zehn Mannen als kühner Viking im Lande herum, riß Tempel und Altäre nieder und verbrannte die Götzenbilder. Dagegen erhob ſich naturgemäß bewaffneter Widerſtand, und am Althing wurde zwar die Predigt und Annahme des Chriſtenthums nicht verboten, allein Jeder für friedlos erklärt, welcher die Götter läſterte oder ſchändete. Stefnir, welchen in Folge des Geſetzes die Ächtung traf, kehrte nach Norwegen zurück.

König Olafr ließ ſich jedoch hierdurch nicht entmuthigen, ſondern ſandte dem vertriebenen Stefnir ſchon im folgenden Jahr den deutſchen Miſſionspriester Thangbrandr nach. Verſchiedenen Berichten zufolge war auch Thangbrandr ein wunderlicher Heiliger, ſchlug auf ſeinen Miſſionsreiſen tapfer mit dem Schwerte drein und machte die Hinterliſt der Heiden bald durch kluge Beſonnenheit, bald durch perſönliche Tapferkeit zu Schanden. Auch Wunder und fromme Züge werden übrigens von ihm erzählt, und es iſt kein Zweifel, daß er viele einflußreiche Familien — unter andern jene des geſetzeskundigen Njáll —, bekehrte und taufte. Obwohl man ihn ſchon unterwegs bewaffnet angefallen und er ſelbſt in ritterlicher Selbſtvertheidigung den mächtigen Heiden Thorvaldr getödtet hatte, ſo daß deſſen Sippe ihn nach dem Recht der Blutrache verfolgen konnte, ritt Thangbrandr muthig zum Althing, ward auch wirklich durch Njáll und die Oſtfjördinger beſchützt, predigte der Verſammlung den Glauben, und der bekehrte Hjalti Skeggjaſon wagte es ſogar, des alten Götzenthums auf dem Lögberg ſelbſt durch höhnende Verſe zu ſpotten:

Ich ſpare nicht, die Götter anzubellen,
Ein Hündchen däucht mir Freya,
Ewig wird einer von beiden
Ein Hündchen ſein, Odin oder Freya.

Nur mit Mühe setzten es die Heiden durch, daß Hjalti am folgenden Althing für diese Lästerung geächtet wurde. Thangbrandr und Hjalti mußten nun zwar 999 Island verlassen, aber die christliche Partei war durch die bisherigen Bekehrungen, das Ansehen der bekehrten Häuptlinge und die Kraft ihres Auftretens so sehr erstarkt, daß sie der heidnischen schon nahezu gewachsen war.

Es folgt nun die förmliche Annahme des Christenthums, die zwar schon früher Erwähnung fand, die aber ausführlicher erzählt zu werden verdient. Schon im folgenden Jahre, 1000, segelte Hjalti und sein Schwiegervater Gizurr hinn hviti (der Weiße) nach Island zurück. König Olafr Tryggvason gab ihnen den Priester Thormódr mit und verschaffte ihrer Sendung zugleich dadurch Nachdruck, daß er mehrere angesehene Isländer als Geiseln in Norwegen gefangen setzte. Sie landeten am 18. Juni auf den Westmannsinseln, zerstörten den Tempel daselbst und begannen an dessen Stelle den Unterbau einer christlichen Kirche, wozu König Olafr ihnen selbst Holz mitgegeben hatte. Am 20. Juni erreichten sie die isländische Küste und schickten sich an, sofort zum Althing weiterzureisen. Die Küstenbewohner, lauter Angehörige des heidnischen Tempelvorstehers Runolfr, verweigerten ihnen aber Pferde, und sie mußten eine weite Strecke zu Fuß zurücklegen, bis sie in Hafr endlich Verwandte Hjalti's trafen und Pferde bekamen. In Laugardalr, wo sie rasteten, wurde Hjalti abgemahnt, zum Thing zu reiten, bevor Gizurr rücksichtlich seiner Ächtung einen Vergleich zu Stande gebracht hätte. Hjalti blieb; als aber auf Botschaft Gizurs ihm ein ganzes Heer von Bewaffneten entgegenritt, vereinigte sich auch Hjalti mit ihnen, und sie ritten nunmehr in geordneter Schlachtordnung nach Thingvellir und fanden hier Aufnahme in den Buden des Ásgrim Ellidagrimsson, eines Neffen Gizurs, Die Heiden liefen ihnen in voller Rüstung entgegen, und es wäre beinahe zum Kampf gekommen.

„Thormódr hieß der Priester, den König Olafr Hjalti und Gizurr mitgegeben hatte. Er sang Messe den Tag nachher auf dem Gjábakka über den Zelten der Westfjördingr. Von da gingen sie zum Lögberg, sieben Männer in geistlichen Gewändern, sie hatten zwei Kreuze, welche jetzt in Skarð ytra stehen, das eine zeigt die Höhe des König Olafr, das andere die Höhe des Hjalti Skeggjason. Hjalti und seine Leute hatten Weihrauch auf der Gluth, und der Wohlduft verbreitete sich sowohl mit dem Wind als gegen den Wind. Und Hjalti und Gizurr gaben ihren Bericht gut und triftig. Die Männer aber verwunderten sich, wie beredt sie waren und wie gut sie sprachen."

Sie ersuchten das Volk freundlich und mit schönen Bittworten, ihren Entschluß zum Klügern zu wenden und sich der Gewalt und dem Dienste des höchsten Königs aller Könige zu unterwerfen. Wenn sie die Taufe empfingen und den heiligen Glauben hielten, würden sie von Gott selbst ewige Vergeltung erwerben, unendliche Seligkeit in der Herrlichkeit des Himmelreiches. Die Heiden aber wollten von solchen Verheißungen nichts wissen. Es entstand Tumult, Christen und Heiden riefen Zeugen gegen einander auf und sagten sich gegenseitig von der bisherigen Rechtsgemeinschaft los. Während

der Lärm wuchs, ſtürzte ein Bote mit der Meldung herbei, daß ein Erdfeuer ausgebrochen ſei und den Hof des Goden Thóroddr mit dem Untergang bedrohe. „Das iſt kein Wunder," ſprachen da einige Heiden, „daß die Götter zürnen über ſolche Reden." Snorri Goði aber, obwohl Heide, wies dieſe Erklärung mit den Worten ab: „Worüber haben denn die Götter gezürnt, als das Lavafeld brannte, auf dem wir ſtehen?" Die aufgeregte Verſammlung löste ſich abermals auf, ohne daß es zum Kampfe kam.

Die Chriſten wandten ſich an den mächtigen und angeſehenen Siðu-Hallr, daß er ihnen Geſetz ſprechen ſolle, wie es mit den Forderungen des Chriſtenthums zu halten ſei. Dieſer aber wandte ſich an den heidniſchen Tempelvorſteher Thorgeirr, welcher Geſetzesſprecher für ganz Island war, und bot ihm die gewöhnliche Amtstaxe, ein halbes Hundert Silbers, an, daß er für das ganze Volk, Chriſten und Heiden zugleich, Geſetz ſprechen ſollte. Dabei forderte er im Namen der Chriſten: 1. daß ſich alle Isländer taufen laſſen ſollten, 2. daß alle Tempel und Götzenbilder für unheilig, d. h. verletzlich erklärt werden ſollten, 3. daß ein durch Zeugen nachgewieſenes Götzenopfer mit Landesverweiſung beſtraft werden ſollte. Es waren ſtarke Forderungen an einen Mann, der ſelbſt als Gode bisher eine Stütze des Heidenthums geweſen war. Thorgeirr wies jedoch die Chriſten nicht von ſich. Er ging in ſein Zelt, legte ſich nieder, breitete ein Fell über ſein Haupt und verharrte ſo einen ganzen Tag, eine Nacht und abermals einen Tag. Die Heiden hielten unterdeſſen auch ihre beſondere Verſammlung, die ſtark beſucht wurde und zu dem grauſamen Beſchluß führte, jedes Viertel ſollte zwei Männer dem Tode weihen, um dem Zorn der Götter Einhalt zu gebieten und das weitere Vorſchreiten des Chriſtenthums zu hindern. Kaum hatten Gizurr und Hjalti das gehört, ſo riefen ſie auch die Chriſten zuſammen, kündigten ihnen den Beſchluß der Heiden an und forderten ſie auf, einen Gegenbeſchluß zu faſſen. „Die Heiden," ſprach Hjalti, „opfern die ſchlechteſten Männer und ſtürzen ſie von den Bergen und Felſen herab; wir aber wollen wählen nach Manneswahl und es nennen eine Siegesgabe an unſern Herrn Jeſus Chriſtus, um deſto beſſer zu leben und uns mehr vor Sünde zu hüten, als alle Andern, und wir, Gizurr und ich, ſtellen uns für unſer Viertel als Siegesgabe." Aus den andern drei Vierteln folgten je zwei der ausgezeichnetſten Männer ihrem Beiſpiele und verpflichteten ſich, zur Ehre Chriſti möglichſt gottgefällig leben zu wollen. Nur für die Weſtfjördinger fehlte ein zweiter Mann; da meldete ſich unerwartet und aus freien Stücken Ormr Kodranſſon, ein Bruder Thorvaldrs, des Weitgereiſten, der zwar mit dem Kreuze bezeichnet, aber noch nicht getauft war. Er ließ ſich nun taufen, und ſo ward die gewünſchte Zahl voll.

Am folgenden Tag erhob ſich der Gode Thorgeirr endlich aus ſeinen langen, einſamen Betrachtungen und rief die ganze Verſammlung aus ihren Zelten an den Lögberg. Als ſie aber beiſammen waren, da ſprach er: „Es ſcheint mir, daß es zum Unglück des Landes ausſchlagen wird, wenn die Männer hier im Lande nicht ein und dasſelbe Geſetz haben. Ich bitte euch, trennt euch nicht. Es würde nur Kampf und Unfriede daraus erwachſen und

zur Verwüstung des Landes führen. Zwei Könige, Dagr in Dänemark und Tryggvi in Norwegen, hatten langen Streit unter sich, bis endlich ihre Höflinge die Entscheidung an sich rissen und gegen ihre Absicht Frieden unter ihnen machten; doch dieser Rath führte dazu, daß sie nach wenig Jahren Zwischenzeit sich wieder Geschenke machten und ihr Leben lang Freunde blieben. So scheint es mir rathsam, nicht diejenigen entscheiden zu lassen, welche sich hier mit der größten Wuth gegenüberstehen, sondern die Sache so unter ihnen zu vermitteln, daß beiden einigermaßen Rücksicht getragen wird, wir alle aber ein Gesetz und eine Religion behalten; denn das wird sich immer bewahrheiten: ist das Gesetz zerrissen, so ist auch zerrissen der Friede." Auf Thorgeirrs Rede hin kamen beide Theile, Heiden und Christen, darin überein, daß sie die Gesetze annehmen wollten, welche er festsetzen würde. Thorgeirr entschied nun die größte Frage, welche je ein isländisches Althing zu verhandeln hatte, durch eine Gesetzesproclamation, úpsaga, welche im Wesentlichen den Forderungen der Christen entsprach, dem überwundenen Heidenthum aber vor der Hand noch einige Zugeständnisse machte. Alle Isländer sollten sich taufen lassen und an Einen Gott glauben; es sollte aber mit Rücksicht auf die bisherigen Gesetze erlaubt bleiben, Kinder auszusetzen, Pferdefleisch zu essen und privatim für sich, ohne Zeugen, zu opfern. Diese Clauseln, auf die sehr in Minderzahl stehenden noch eifrigen Heiden berechnet, fielen praktisch schon nach wenigen Jahren hinweg. Vorläufig ließ sich die ganze Thingwelt (þingheimr) taufen, als die Männer vom Thing nach Hause ritten: die Westmänner zu Reykjalaug im südlichen Reykjadalr, unter besonderer Förderung des Snorri Goði, die Nord- und Südländer zu Reykjalaug in Laugardalr. Es wird besonders vermerkt, daß die Leute Scheu vor kaltem Wasser hatten und darum warme Quellen aufsuchten, um sich taufen zu lassen. Auch die früher erbittertsten Gegner des Christenthums unterwarfen sich dem einmal angenommenen Gesetz, so z. B. der Götzenpriester Runolfr, der den Hjalti auf's Grimmigste verfolgt hatte. Als er getauft wurde, sagte Hjalti: „Wir lehren nun den alten Priester Salz kauen." Der König Olafr Tryggvason war hocherfreut, als er diese Nachrichten erhielt, und entließ die gefangenen Geiseln alsbald ihrer Haft. Nach kaum neunzehnjähriger Missionsthätigkeit war nun Island — wenigstens durch gesetzlichen Beschluß — ein Glied der katholischen Kirche.

Es liegt auf der Hand, daß durch den merkwürdigen Althingsbeschluß und die darauffolgende Taufe das Werk der Christianisirung noch keineswegs vollendet war. Von einigen Heiden wurde der Gesetzesspruch des Tempelvorstehers Thorgeirr als ein schlauer Staatsstreich aufgefaßt, der das Heidenthum politisch stürzte, ohne es innerlich völlig überwunden zu haben. Die so dachten, waren jedoch in geringer Minderheit. Die Mehrheit des Volkes nahm aufrichtig und gutwillig den christlichen Glauben an, unterwarf sich seinen Forderungen und traf sofort Anstalten, den bisherigen heidnischen Götterdienst abzuschaffen und den christlichen Gottesdienst einzuführen. Die Tempel wurden zerstört, die Götzenbilder verbrannt, dagegen christliche Kirchen erbaut und christlicher Gottesdienst gehalten, so gut es ging.

Die große Schwierigkeit war aber: wo Priester finden für das ganze, ausgedehnte Inselland? Unter dem Einfluß des Königs Olafr Tryggvason hatte sich in den letzten fünf Jahren nicht bloß ganz Norwegen und Schweden fast unerwartet dem Christenthum eröffnet, sondern zugleich die Shetlands- und Orkney-Inseln, die Färöer, Island und Grönland. Um das kirchliche Leben in all diesen weitentlegenen Ländern kräftig organisiren zu können, hätten wenigstens zwei- bis dreihundert Priester sofort bereit stehen müssen, Männer voll Seeleneifer, wissenschaftlich gebildet und dabei allen Strapazen und Gefahren der Vikingerzüge gewachsen.

Die Kirche that, was sie konnte. Das Nächstliegende und Nothwendigste war die kirchliche Organisation des Haupt- und Stammlandes Norwegen, welche sich unter den Königen Olafr dem Heiligen (1014—1030), Magnus dem Guten (1035—1047) und Olafr dem Stillen (1066—1093) in erfreulichster Weise vollzog. Island mußte vor der Hand mit einzelnen Missionären und Missionsbischöfen vorlieb nehmen. Als Missionsbischöfe werden außer dem früher genannten Sachsen Friedrich noch erwähnt: Jón, ein Irländer, der später in Vindland gemartert wurde; Bjarnvardr Vilrádsson der Weise, wahrscheinlich ein Engländer, der auf den Wunsch des hl. Olafr nach Island ging; Rudolf aus Rouen in der Normandie, der 19 Jahre auf Island wirkte, Heinrich, wahrscheinlich ein Deutscher, der wenigstens zwei Jahre blieb; endlich Bernhard der Sachse, ein Freund König Magnus' des Guten. Er lebte zwanzig Jahre meist im Nordlande und hat sich im Andenken des Volkes lange als derjenige erhalten, der, gleich dem hl. Patrick in Irland, Berg und Thal, Seen und Quellen, Wiesen und Äcker, Kreuze und Kirchen segnete und dem ganzen Land seine religiöse Weihe gab.

Unterdessen sollte sich aber auch aus dem isländische Volke selber heraus der Anfang einer kirchlichen Ordnung entwickeln, die allerdings noch lange mit großen Mängeln behaftet blieb. Gizurr der Weiße, welcher mit Hjalti Skeggjason zumeist die gesetzliche Einführung des Christenthums hatte herbeiführen helfen, erwies sich auch hier als der tüchtigste Förderer der christlichen Interessen. Nachdem er den Hof von Skálholt, in dem weiten Flußthal der Hvitá, eine Tagreise vom Thingfelde, errichtet hatte, brachte er seinen Sohn Isleifr selbst nach Deutschland und übergab ihn einer Äbtissin in Herfurda (wahrscheinlich Hervorden), daß sie für seine Erziehung sorgen sollte. Isleifr erhielt eine tüchtige Bildung, heirathete, nach Island zurückgekehrt, die reiche und fromme Dalla Thordvaldsdóttir, und ward der Vater dreier Söhne, von denen zwei, Teitr und Thorvaldr, später mächtige Höfdinge wurden, der erstgeborene Gizurr aber Bischof. Isleifr wird als ein allseitig tüchtiger, kluger, edelsinniger und sittenreiner Mann geschildert. Als er fünfzig Jahre erfüllt, drangen seine Landsleute in ihn, ihr Bischof zu werden. Er gab ihren Wünschen nach, reiste auf den Continent, besuchte erst den Kaiser Heinrich Konradsson, dem er ein Eisbärenfell als Geschenk mitbrachte, und dann den Papst Victor II., welcher ihn sehr freundlich und ehrenvoll aufnahm und längere Zeit bei sich behielt. Isleifr erhielt die nöthigen Vollmachten, sich von dem Bischof Adalbert von Bremen zum Bischof

für Island weihen zu lassen, und die Weihe fand am 26. Mai 1056 zu Bremen statt. Nach Island zurückgekehrt, richtete Isleifr sein väterliches Gut in Skálholt zum Bischofssitze her, unterrichtete viele tüchtige Männer, von welchen zwei später Bischöfe wurden, weihte Priester und verwaltete 24 Winter die neugegründete Diöcese. Sein Ansehen war groß, sein Eifer unermüdlich, sein Beispiel musterhaft. Über ein halbes Jahrhundert war indeß das Volk ohne eine geordnete Seelsorge aufgewachsen. Überall zeigte sich noch die alte Lust an wilden Raubzügen, Mord und Plünderung. Man machte sich nichts daraus, mehrere Weiber zu halten. Eine Fluth abergläubischer, halbheidnischer Vorstellungen und Gebräuche lebte wieder auf. Während die Hirtenthätigkeit Isleifs nicht selten auf Widerspruch und Unbotmäßigkeit stieß, lockte die Lust an Abenteuern auch Schwindler nach Island, die sich daselbst als Bischöfe aufzuspielen versuchten und das Volk dadurch gewannen, daß sie eine gelindere Sittenzucht heischten. Mehrere werden mit Namen erwähnt, so Örnolfr, Godiskalkr, drei aus Ermland: Petrus, Abraham und Stephanus. Andere behaupteten, aus Armenien herzukommen. Isleifr sah sich genöthigt, das Ansehen seines Metropoliten Adalbert von Bremen anzurufen, um dem Unfug ein Ende zu machen.

Als Isleifr 1080 dem Tode entgegenging, bezeichnete er den Priester Guttorm Finnolfsson als seinen Nachfolger und empfahl dem Volke, ihm mehr Gehorsam zu erweisen, als es ihm gezollt. Der letztere Wunsch des sterbenden Bischofs ging in Erfüllung, der erstere aber nicht. Als das Althing bereits Guttorm zum Bischof gewählt hatte, erschien Gizurr, Isleifs ältester Sohn, vor der Versammlung: da erklärte Guttorm seine eigene Wahl für nichtig, und das Althing erkor einstimmig Gizurr zum Nachfolger seines Vaters. Gizurr war ein tüchtiger, angesehener, allgemein beliebter Mann und insofern geeignet, in die noch immer wirren religiösen Zustände wenigstens etwas bessere Ordnung zu bringen. Er reiste über Deutschland nach Rom. Papst Gregor VII. wies ihn an den Erzbischof Hardwig von Magdeburg, der ihn am 4. September 1082 zum Bischof weihte. Nach Island heimgekehrt, genoß Gizurr nicht bloß das Ansehen eines Bischofs, sondern nahezu auch das eines Königs. Er baute in Skálholt eine schöne Kirche und stattete sie mit entsprechender Pracht aus. Unter ihm begannen die ersten Blüthen christlicher Bildung und Wissenschaft sich zu entfalten. Der gelehrte Priester Ari hinn Frodi legte den Grund zu der reichen isländischen Geschichtschreibung, Saemundr hinn Frodi genoß als Gelehrter und Dichter solchen Rufes, daß ihm später die Sammlung der älteren Edda zugeschrieben wurde. Der Gesetzessprecher Markus Skeggjason, der für den ausgezeichnetsten Juristen galt, entwarf die Anfänge einer neuen christlichen Gesetzgebung.

Im Verein mit diesen und anderen angesehenen Männern gelang es Bischof Gizurr, die Einführung des Zehnten durchzusetzen und so dem bisher von den Höfdingen abhängigen Klerus eine selbständigere Stellung zu sichern. Bei der vorgenommenen Schätzung zeigte sich, daß ganz Island 3800 unabhängige Männer zählte, 1200 im Nordland, 1000 im Südland, 900 im Westviertel, 700 im Ostviertel. Der Zehnte sollte alle Monate erhoben und

in vier Theile getheilt werden: ein Theil für die Kirche, ein Theil für den Bischof, ein Theil für den Priester, ein Theil für die Armen. Auf den Wunsch der Nordländer willigte Bischof Gizurr ein, daß Nord-Island einen eigenen Bischof zu Hólar erhalten sollte. Von höchster Bedeutung aber war es, daß er sein väterliches Gehöfte zu Skálholt, sowie viele andere Liegenschaften für ewige Zeiten als Dotation des Bisthums stiftete und für diese seine Stiftung die gesetzliche Gewährleistung des Althing erlangte. Erst hierdurch bekam das Bisthum einen auch pecuniär und politisch gesicherten Bestand. Viele der angesehensten Männer des Landes bewarben sich um kirchliche Bildung und wurden Priester. Als Bischof Gizurr, 75 Jahre alt, nach 36jähriger Amtsverwaltung im Jahre 1117 starb, waren nicht bloß alle Grundlagen einer festen kirchlichen Ordnung vorhanden, sondern der Klerus hatte auch schon die geistig bedeutendsten Männer der Insel an seiner Spitze.

Da Island vom Papste anfänglich mit den übrigen nordischen Ländern dem Erzbisthum Bremen-Hamburg zugetheilt worden war, ließen sich die ersten zwei Bischöfe in Deutschland weihen, Isleifr in Bremen, Gizurr in Magdeburg. Schon der dritte Bischof von Skálholt erhielt indeß seine Weihe in Lund, und für die nächste Zeit blieb Island unter diesem Primatialsitze, bis 1154 Throndhjem zur Metropole erhoben und nebst Norwegen auch Island seinen Erzbischöfen unterstellt wurde. Für die weitere Entwicklung des kirchlichen Lebens wirkte schon der Anschluß an Lund sehr förderlich. In Verbindung mit dem Erzbischof Özurr in Lund legten die Bischöfe Thorlákr Runólfsson von Skálholt und Ketill Thorsteinsson von Hólar den Grund eines isländischen „Christenrechtes", d. h. einer ausführlichen kirchlichen und kirchenpolitischen Gesetzgebung. Unter dem vierten Bischof Magnus Einarsson erweiterte sich das Besitzthum der Kirche von Skálholt um viele Liegenschaften, darunter den größeren Theil der Westmannsinseln, wo der Bischof, doch ohne Erfolg, ein Kloster zu gründen versuchte; unter dem fünften Bischof Klaengr Thorsteinsson wurde eine für Island glänzende Kathedrale gebaut, und feierlich, unter Assistenz eines zweiten Bischofs und eines Abtes, zu Ehren des hl. Petrus eingeweiht. Siebenhundert angesehene Gäste wohnten der Feier bei und erhielten von dem Bischof reichliche Geschenke, die sie alsdann durch neue, großmüthige Gaben und Stiftungen erwiederten.

Die ehrwürdige Ordensfamilie des hl. Benedict, welche das Civilisationswerk der übrigen germanischen Stämme so glorreich vollzogen hat, daß man einen ansehnlichen Theil mittelalterlicher Geschichte die Benedictinerepoche nennen könnte, sollte auch Island nicht fehlen. Kaum hatte Jón Ögmundarson 1106 als erster Bischof den Stuhl von Hólar bestiegen, so verpflichtete er sich auch durch ein Gelübde, ein Kloster zu stiften. Sein Herzenswunsch stieß auf große Schwierigkeiten, die nothwendigen Stiftungssummen gingen nur sehr langsam ein; sein Eifer und seine Standhaftigkeit siegten indeß schließlich doch, und unter seinem Nachfolger Ketill erhielt die Benedictinerabtei Thingeyrar 1133 ihren ersten Abt und ward für das Land eine unversiegliche Quelle des Segens, des Gebets, des Wissens und wahrer christlicher Bildung. Noch 22 Äbte folgten in ununterbrochener Reihe, bis den letzten

1551 das „reine Evangelium“ vertrieb. Im Jahre 1168 ermöglichte der reiche Thorkell Geirisson die Stiftung eines zweiten größeren Stiftes, des Augustinerklosters Thykkviboer in der Landschaft Alptaver an der Südküste.

Beide Orden, die Benedictiner und die Augustiner, erweiterten ihre segensreiche Thätigkeit durch Gründung noch anderer Klöster. Die Benedictiner eröffneten 1155 eine zweite Abtei zu Munkathverá am Eyjafjördr, und zwei Frauenklöster, Staðr i Reynisnesi (oder, wie der Ort heute heißt: Reynisstaðr) im Nordlande (1295) und Kirkjubaer im Südland (schon 1186). Die Augustiner dagegen gründeten zu ihrem Stifte Thykkviboer noch vier Mannsklöster, eines auf der Insel Flatey an der Westküste (1172), das später (1184) nach Helgafell verlegt wurde, eines auf der Insel Videy in der Nähe von Reykjavik (1226), eines zu Möðruvellir am Eyjafjördr, unweit von Akureyri (1295), eines zu Skriða im Ostlande (gegen 1500).

Selbst der protestantische Bischof und Geschichtschreiber Finn Jónsson konnte sich dem Eindruck nicht ganz entziehen, daß die neun Klöster sehr wesentlich zur Hebung des isländischen Geisteslebens beigetragen haben. „Man kann nicht läugnen,“ sagt er (Hist. mon. Isl. c. I.), „daß die Sitten mancher Ordensleute anfänglich tadellos waren, nur daß sie dem römischen Aberglauben allzusehr anhingen und damit Geld machten; in den meisten Klöstern blühten die Studien bis zum Jahre 1300 und darüber, sie hatten bisweilen gelehrte Äbte und ziemlich glänzende Bibliotheken.“

Der Begründer des Ordenslebens auf Island, Jón Ögmundarson, erster Bischof von Hólar, war schon als Kind mit seinen Eltern nach Dänemark gekommen, hatte später in reiferen Jahren Norwegen, Dänemark und Deutschland durchreist, Rom besucht und war dann über Paris, wo er Saemund Sigfusson traf, nach seiner Heimath zurückgekehrt. 1105 zum Bischof ernannt, kam er ein zweites Mal nach Rom und ward daselbst von Paschalis II. bestätigt. Er war ein überaus eifriger Seelenhirt, ging streng gegen die Reste heidnischen Aberglaubens und heidnischer Sitten vor, welche sich im Volk erhalten hatten, veränderte die alten heidnischen Namen der Wochentage in gleichgiltige (wie Odinstag in Miðvikudag = Mittwoch, Thorstag in Fimtudag u. s. w.), erließ strenge Decrete gegen Spott- und Liebesgedichte und schärfte dem Volke eine regelmäßige, tägliche Übung des Gebetes ein. Wahrer wissenschaftlicher Bildung war er aber durchaus nicht abhold, begünstigte sie vielmehr in jeder Weise. Unfern seiner Kathedrale errichtete er eine Schule, an welcher Gisli Finnson die Grammatik, sein Beichtvater Richinna aber Poesie und Musik lehrte. Aus dieser Schule gingen später viele Bischöfe, Äbte und andere gelehrte Männer hervor.

Vollständig lassen sich die Leistungen der isländischen Klöster nicht mehr überschauen, da zwei Drittel der Arna-Magnäischen Sammlung zu Kopenhagen schon im vorigen Jahrhundert ein Raub der Flammen wurden, von der geistlichen Literatur muthmaßlich sehr Vieles schon zur Zeit der Glaubenstrennung seinen Untergang fand. Die erhaltenen Überreste beweisen indeß nicht nur die regsamste wissenschaftliche Thätigkeit, sondern sind auch unvergleichlich bedeutender, als alles, was die Klöster Norwegens aus dieser Zeit

aufzuweisen haben. Daß die heilige Schrift gelesen und erklärt wurde, wird durch das Zeugniß der Bischofschronik Hungrvaka bestätigt. Übersetzungen von Vätern und ascetischen Schriftstellern sind noch erhalten. Die lateinischen Classiker dienten als Grundlage des Schulunterrichts, ihre Kenntniß verräth sich auch in den Commentaren zur Edda und Skalda, wie in den Geschichtswerken. Durch den Verkehr mit Europa verpflanzten sich auch geographische und mathematische Kenntnisse in die isländischen Klöster, sowie einige Bekanntschaft mit den Sprachen des Continents. Der Lieblingsgegenstand der isländischen Schriftsteller blieb die einheimische religiöse wie profane Geschichte.

Aus sämmtlichen Mannsklöstern gingen ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller hervor: Aus dem Benedictinerstift Thingeyrar die Äbte Karl Jónsson und Arngrim, die Mönche Odd Snorrason, Gunnlaug Leifsson und Arni Laurentiusson; aus dem zweiten Benedictinerstift zu Munkathverá die Äbte Nikolás Bergthórsson, Bergr Skokkasson und Arni Jónsson; aus dem Augustinerkloster Thykkviboer die Bischöfe Thorlákr Thórhallsson und Brandr Jónsson, der Abt Runolfr Sigmundarsson und der Dichter der Lilja, Eystein Ásgrimsson; aus dem Kloster Helgafell der Abt Thorsteinn Böllottr und der Prior Brandr hinn Fróði, aus Videy der geschichtskundige Prior Styrmr hinn Fróði.

Mit der ernsten Pflege der Wissenschaft und schriftstellerischer Thätigkeit ging aber auch der Unterricht Hand in Hand. Nächst dem Gottesdienst und dem religiösen Leben war das die höchste Ehrensache und die wichtigste Sorge. Die Klöster hielten regelmäßige Schulen, an welchen nicht bloß jüngere Ordensmitglieder sich heranbildeten, sondern auch Studenten, die sich andern Lebensständen widmen wollten. Von Brandr Jónsson, der 1247 bis 1262 Abt von Thykkviboer war, dann die Leitung des Bisthums Hólar erhielt, wird ganz besonders hervorgehoben, daß er der Klosterschule seine eifrigste Sorge zuwandte. Er war ein trefflicher Kalligraph, in allen Arten von Büchern bewandert und schulte durch seinen Unterricht die ausgezeichnetsten Männer heran: den Bischof Jörundr von Hólar, den Bischof Arni Thorláksson von Skálholt und den Abt Runolfr Sigmundarsson. Ein nicht minder der Wissenschaft ergebener, vielseitig gebildeter Mann war Laurentius Kálfsson, ebenfalls Bischof von Hólar.

„Wäre nur die Religion von dem Sauerteig des Papismus und dem Sittenverderbniß frei gewesen," meint Finn Jónsson, „so wäre Island nie besser, berühmter und gelehrter gewesen."

Hält man weitere Umschau über die gesammte Blüthezeit der isländischen Literatur und deren spätere, wenn auch nicht so glänzende Fortentwicklung bis zur Enthauptung des Bischofs Jón Arason, der nicht bloß der letzte katholische Bischof von Hólar, sondern auch der letzte große Patriot und Dichter des alten Island war, so bleibt wirklich nicht der mindeste Zweifel übrig, daß die gesammte mittelalterliche Geistescultur Islands und damit sein höchster Ruhm nicht zu geringem Theil dem segensreichen Einfluß der katholischen Kirche zugeschrieben werden muß. Sie hat mit den Bisthümern und Klöstern

auch die Dom- und Klosterschulen gegründet und jene Gelehrten herangezogen, welche durch freie Privatschulen den geistigen Bildungsstand, wetteifernd mit jenen, über denjenigen Norwegens emporhoben. Alle großen Schriftsteller des alten Island waren entweder Mönche oder Priester oder Kleriker, oder endlich Laien, welche unter der Leitung und im freundschaftlichen Verkehr mit Priestern sich ihre vielseitige Bildung erworben hatten. An der Spitze der glänzenden Reihe steht Bischof Isleifr, der erste Bischof von Skálholt, als der Begründer des kirchlichen Unterrichts — und neben ihm sein ausgezeichneter Schüler Ari der Weise, der Verfasser des Isländerbuchs. Der größte der isländischen Historiker, Snorri Sturluson, wurde von dem Priester Saemund Sigfusson dem Weisen auf dem Hofe von Oddi erzogen. Am Schlusse der langen Reihe gelehrter Bischöfe, Äbte, Priester, Mönche, Gesetzessprecher und Höfdinge steht bezeichnend der letzte katholische Skalde Jón Arason, Bischof von Hólar, der Zeit- und Leidensgenosse des Thomas Morus und des Bischofs John Fisher von Rochester.

Aus den Priesterschulen und Klöstern Islands sind aber nicht bloß tüchtige Gelehrte und Schriftsteller, Rechtskenner und Staatsmänner hervorgegangen, sondern auch zahlreiche, durch Tugend, Sittenreinheit und Heiligkeit ausgezeichnete Männer. Unter diesen ragen zwei Bischöfe hervor, welchen man schon während ihres Lebens die Gabe der Wunder zugeschrieben, und welche nach ihrem Tode bis auf die Zeiten der Glaubenstrennung vom Volke als Heilige verehrt wurden: Jón Ögmundarson, der erste Bischof von Hólar, und Thorlák Thorhallsson, der sechste Bischof von Skálholt. In dem 1519 gedruckten Brevier von Throndhjem (Breviarium Nidrosiense) ist dem hl. Thorlák das Kirchengebet gewidmet, welches gewöhnlich an Kirchenväter und Kirchenlehrer gerichtet wird.

Thórlák wurde aus angesehener Familie im Jahre 1133 geboren und erhielt seine Erziehung bei Eyjulf Saemundsson. Nachdem er schon Diakon und Priester geworden, ging er, um sich noch gründlicher auszubilden, in's Ausland und studirte noch sechs Jahre erst in Paris, dann in Lincoln. Nach Island zurückgekommen, wirkte er erst sechs Jahre als Weltpriester, trat aber, als der greise kinderlose Thorkell Geirisson ein Augustinerkloster in Thykkviboer gründen wollte, der Ausführung dieses Planes bei und übernahm 1168 erst als Prior, dann 1172 als Abt die Leitung des neuen Convents. Die Weisheit und Frömmigkeit, welche er in diesem Amte entwickelte, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, als Bischof Klaengr von Alter und Krankheit gebrochen war und man auf die Ernennung eines Gehilfen und Nachfolgers sinnen mußte. Einige erhoben zwar wegen seiner Liebe zum Stillschweigen Bedenken wider ihn. Denn noch bevor er in's Kloster trat, hatte er sich vorgenommen, so wenig als möglich das Kloster zu verlassen, die Versammlungen und Gastmähler der Vornehmen zu meiden und ohne zwingenden Grund auch das Althing nicht zu besuchen. Als wegen dieser Liebe zur Zurückgezogenheit seine Klugheit und Beredsamkeit von Einigen in Zweifel gezogen ward, erwiederte jedoch der seiner Klugheit wegen angesehene Thorkell: „Es ist wahr, was ihr sagt; dieser Mann strebt mehr, so viel gute

Werke als möglich zu thun, als so viel als möglich zu reden." Aus drei Candidaten wurde denn auch Thorlák zum Bischof gewählt. Im Jahre 1177 reiste er nach Norwegen und wurde vom Erzbischof Eystein zu Throndhjem unter Assistenz der Bischöfe von Stavangr und Bergen consecrirt. Ernst und schweigsam, ein Mann des Gebetes und der Selbstverläugnung, strenge gegen sich selbst, mild und voll der Liebe gegen die Armen, der kirchlichen Satzungen wohl kundig, wissenschaftlich hochgebildet und allen seinen Zeitgenossen gewachsen, aber allem weltlichen Treiben durchaus fremd, ein Musterbild priesterlichen Lebens, kam Bischof Thorlák zur richtigen Zeit, um den Klerus an seine erhabene Sendung zu mahnen und das Laienregiment zu bekämpfen, das sich durch die geschichtliche Entwicklung selbst in die isländische Kirche eingeschlichen hatte. Gelang es ihm auch nicht, die obwaltenden Mißstände überall zu beseitigen, so ist er doch seiner Zeit zum leuchtenden Vorbild und Leitstern geworden, hat die kirchliche Freiheit und Selbständigkeit muthig verkündet, standhaft vertheidigt und theilweise auch wieder errungen. Nach langem, mühseligem Kampf wollte er sich im Alter von 60 Jahren wieder in seine geliebte Zelle zurückziehen, als ihn im Januar 1193 unerwartet die letzte Krankheit traf und zur ewigen Ruhe berief. Auf dem Althing im Jahre 1198 wurde feierlich beschlossen, daß er als Heiliger verehrt werden dürfe. Zwei Feste wurden zu seiner Ehre eingesetzt, und als seine Gebeine in feierlicher Procession in die Kathedrale gebracht wurden, strömten Schaaren von Kranken und Nothleidenden herbei, die seine Barmherzigkeit im Leben erfahren hatten und nun von der Fürbitte des Verklärten Heil und Rettung zu erlangen hofften. Seine Verehrung drang über Skandinavien und die britischen Inseln bis nach Constantinopel, wo Kaiser Balduin ihm zu Ehren eine Kirche gebaut haben soll. Eine förmliche Canonisation durch den Papst fand nicht statt; doch wurde gegen die ihm erwiesene Verehrung auch keine Einsprache erhoben.

Die feindliche Macht, mit welcher Bischof Thorlák hauptsächlich zu ringen hatte, war der Übermuth und Trotz, die Zügellosigkeit und Herrschsucht der weltlichen Großen. Wiewohl der gesetzlichen Form nach Republik, stand das Land thatsächlich unter dem Einfluß einiger mächtigen Familien, deren Häupter Macht für Recht nahmen und ungestraft thaten, was sie wollten. Der mächtigste Isländer jener Zeit, Jón Loptsson, überließ sich einer Zügellosigkeit, die fast an den deutschen Heinrich IV. erinnert. Wie er, kümmerten sich auch Andere nicht um die einfachsten Gebote des Sittengesetzes, mischten sich dagegen unaufhörlich in die Rechte und Angelegenheiten der Kirche und erneuerten in ihren Patronatsansprüchen nahezu das heidnische Tempelregiment der alten Goden. Aller Mahnungen des Bischofs spottend, that Loptsson dessen eigener Familie unwürdigste Schmach an, verhöhnte die gegen ihn ergangene Excommunication und bedrohte seinen Oberhirten sogar mit dem Tode. Nur wie durch ein Wunder entging Bischof Thorlák den gegen ihn im Hinterhalt liegenden Mördern.

Nach Bischof Thorláks Tod nahmen die Ausschweifungen und Vergewaltigungen der isländischen Höfdinge immer zu und bewirkten, daß die

Republik ihrem Untergang entgegenreiste. Denn wo Ehe und Sitte, Recht und Religion praktisch verachtet wurde, mußte schließlich auch das bürgerliche Gesetz seinen Einfluß verlieren und die Grundpfeiler des Freistaates in's Wanken kommen.

Einen erschütternden Mahnruf, der die Republik vom inneren Verfall noch hätte retten können, erhielten die Isländer um diese Zeit (1198) von ihrem höchsten Oberhirten, dem großen Papst Innocenz III. Er wandte sich in zwei Schreiben an Island, im ersten an Episkopat und Klerus der Diöcesen Skálholt und Hólar, und im zweiten an die weltlichen Großen der Insel. Das erste Schreiben hebt also an:

„Obwohl Eure Insel durch weite Länderstrecken von Rom getrennt ist, so dürft Ihr nicht glauben, daß Ihr außer dem Bereiche Unserer apostolischen Fürsorge stehet. Denn durch die Pflicht des Apostolats sind Wir, dem Apostel gemäß, den Weisen und den Thörichten zu Schuldnern geworden, und indem Wir Unsere Hirtensorge den Nahestehenden zuwenden, dehnen Wir sie auch auf die Abwesenden aus, die Wir, abwesend dem Leibe nach, gegenwärtig dem Geiste nach, in Unserer Liebe umarmen. Wir haben fürwahr den Abt Erland, Überbringer des Gegenwärtigen, den Ihr zu Uns gesandt, als einen Mann von gutem Ruf, mit väterlichem Wohlwollen aufgenommen. Mit Siegel versehene Briefe hat er Uns keine überbracht; wie er versichert, hat er dieselben im Meeressturm verloren. Wie Wir also mündlich aus seinen Berichten vernommen, sind in Euern Landen Sitten und Gewohnheiten aufgekommen, die mit allem Fleiß aus dem Acker des Herrn ausgerottet werden müssen, damit nicht der evangelische Same durch Dornen und Unkraut erstickt werde. Unter diesen glauben Wir zu Eurer Warnung die folgenden beispielsweise ausdrücken zu müssen, damit ihr durch dieselben die übrigen Hauptlaster zu meiden strebt, durch welche der Zorn Gottes über die Söhne des Mißtrauens kömmt, welche statt des Safran den Koth umarmen und die Finsterniß mehr lieben als das Licht."

Das Erste, was der Papst rügt, ist die in weiten Kreisen herrschende Unbotmäßigkeit. Von diesen gegen die göttliche Anordnung sich Auflehnenden sagt er: „Entweder sind sie mächtig und vertheidigen ihre Sünden mit ihrer eigenen Verwegenheit, indem sie nicht beachten, was geschrieben steht: ‚Die Gewaltigen werden gewaltige Qualen zu erleiden haben' (Weish. 6, 7), und ‚die Gewaltigen entsetzte er von ihrem Throne'. Oder sie sind niedriger stehend, und, um leichter sündigen zu können, stellen sie sich in den Schutz der Mächtigen, indem sie ihre Herzen abwenden zu Worten der Bosheit, um Entschuldigungen vorzuwenden ob der Sünde. Was sollen Wir sagen von den Morden, den Brandstiftungen und den Ausschweifungen? . . Wenn Wir alles Einzelne bis auf's Letzte verfolgen wollten, was in Folge der Sünden unter Euch häufig vorkommen soll, so würde Unser Brief in's Unermeßliche anschwellen und den Lesenden und Hörenden Ekel bereiten."

Der Papst war wohl unterrichtet. Die Punkte, welche er berührt, waren die Grundschäden der Republik. Übermuth der Mächtigen, feige und eigennützige Parteigängerei der Niedern, Mord, Brandstiftung und Unsittlich-

keit waren an der Tagesordnung. Sie bilden die Signatur der Zeit. Kein Isländer hat sie so treffend und bündig zusammengefaßt, wie Innocenz. Der Quell dieser Entartung lag in der Verachtung der gottgewollten Autorität und des Gesetzes, und die einzige Rettung lag darin, auf den Weg der Pflicht und des Gehorsams zurückzukehren.

Leider verhallte der Mahnruf des großen Papstes ungehört. Jeder der kleinen isländischen Häuptlinge däuchte sich ein größerer Herr zu sein, als das Oberhaupt der christlichen Völkerfamilie. Die Unordnung wüthete weiter und entfaltete sich in der sogenannten Sturlungerzeit (1200—1260) zu einer wahrhaft grauenvollen Verwilderung.

Ein ausführliches Bild dieser Schreckenszeit ist uns in der Sturlunga-Saga erhalten. Eine Blut- und Gewaltthat drängte die andere. Ungeheuerliche Mordbrennereien wurden für Heldenthaten angesehen. Alle Bande der Freundschaft und Verwandtschaft wurden durch unerhörte Frevel entehrt. Auch ein Theil des Klerus wurde mit in das Sittenverderbniß hineingerissen. Bischöfe, Äbte und Priester sahen sich genöthigt, in der allgemeinen Herrschaft des Faustrechts mit dem Schwert in der Hand sich ihres Lebens zu erwehren. Nachdem sich die Häupter der großen Familien Jahrzehnte lang in unseligem Parteikampf zerfleischt, alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen getreten und den alten Ruhm der Republik durch die schmählichsten Greuel entwürdigt hatten, kam endlich der norwegische König Hakon über sie, stürzte die alte Verfassung und zwang der Insel in den Jahren 1262—1264 seine Oberherrlichkeit auf.

In religiöser Hinsicht kann der Sturz der Republik kaum als ein großes Unheil betrachtet werden. Auf die altheidnische Tempelgemeinde gegründet, von den mächtigen Familien in egoistischer Weise ausgebeutet, war die alte Verfassung für die freie kirchliche Entwicklung ein steter Hemmschuh gewesen. In Alles mischten sich die Laien; alle wichtigen Verfügungen mußten dem Althing vorgelegt werden; diese merkwürdige Landsgemeinde wählte die Bischöfe, richtete über Priester und maßte sich sogar Heiligsprechungen an. Erst durch den Untergang des Freistaates gelangte die Kirche endlich zu der ihr gebührenden Selbständigkeit, Bischöfe und Klöster zu freier Selbstverwaltung, der Klerus zu pecuniärer Unabhängigkeit, das religiös-kirchliche Leben zu seiner vollen Entfaltung.

In der schwierigen Übergangsperiode erwies sich Arni Thorlákson, Bischof von Skálholt (1267—1298) nicht nur als einen eifrigen und thatkräftigen Vorkämpfer der kirchlichen Rechte, sondern auch als einen treuen und liebevollen Sohn seines Heimathlandes. Den Vornehmen, welche auch jetzt noch von ihrem alte Patronatsrechte so viel als möglich zu behaupten suchten, trat er energisch gegenüber; ebenso freundlich und väterlich nahm er sich aber des Volkes an und ward von diesem deßhalb als ein echter Volksmann verehrt. In Privatstreitigkeiten zwischen Laien und Klerikern war er durchaus nicht parteiisch für letztere; den Einfluß, welchen er aber dadurch bei den Laien erlangte, machte er unbeugsam geltend, wenn sie den kirchlichen Satzungen nahezutreten wagten. Das neue isländische Christenrecht, dessen

Abfassung er 1272 vollendet hatte, wurde 1275 angenommen. Von seiner Zeit an treten die Bischöfe als die einflußreichsten Männer in den Vordergrund der isländischen Geschichte, die sich nach der Sturm- und Drangperiode des vorausgehenden Jahrhunderts nunmehr ruhiger entwickelt.

An allerlei Kämpfen fehlte es auch in dieser Folgezeit nicht. Öfters regte sich Opposition und Unzufriedenheit gegen die Abgesandten, Statthalter und Verfügungen der norwegischen Herrscher. Doch führte keiner dieser Kämpfe mehr ein solches Chaos herbei, wie es die Sturlungerzeit angerichtet hatte. Durch regelmäßige Verbindung mit dem Metropolitansitz zu Trondhjem und den übrigen Bisthümern Norwegens kam Island jetzt in lebendigeren Verkehr mit der übrigen katholischen Welt. Seine Bischöfe betheiligten sich an norwegischen Nationalconcilien und Synoden, der Metropolit erließ Verfügungen und Anordnungen an sie und sandte Visitatoren. Die kirchliche Gesetzgebung erweiterte sich organisch nach der Norm des canonischen Rechts, die kirchliche Zucht wurde mit mehr Ordnung und Strenge gehandhabt. Mitunter bestiegen jetzt auch Norweger die isländischen Bischofsstühle, und die aus dem Lande selbst gebürtigen Prälaten besaßen mehr katholische Weltanschauung als früher.

Wenn von protestantischen Geschichtschreibern der Niedergang Islands schon in diese Zeit versetzt wird, so muß hierbei das religiöse Moment wohl von dem politischen unterschieden werden. Politisch mußte Island natürlich sehr dadurch verlieren, daß es von einem selbständigen Gemeinwesen zu einem abhängigen Kronland Norwegens herabsank. Wurde es auch im Allgemeinen von den norwegischen Königen noch erträglich milde behandelt, so kam es doch schon im 14. Jahrhundert vor, daß die Einkünfte für bestimmte Frist an einen Statthalter verpachtet wurden. Dazu wurde der bisher freie Handel beschränkt. Ohne königliche Bewilligung durfte Niemand nach Island Handel treiben, die Bewilligung war an lästige Bedingungen geknüpft und Bergen der einzige Stapelplatz für die isländischen Waaren. Hierdurch mußte Wohlstand und Unternehmungsgeist nothwendig einen harten Schlag erleiden. An den durchaus verfehlten politischen Maßregeln der Könige war jedoch die Kirche völlig unschuldig, und das Gegengewicht, das sie der königlichen Macht bot, hat unzweifelhaft beigetragen, die Folgen derselben bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts weniger empfindlich zu machen.

Daß Literatur, Geschichte und Poesie im 14. und 15. Jahrhundert von der Höhe und Fülle der erreichten Glanzperiode wieder herabsanken, ist begreiflich genug, und auch hier kann der Kirche keine Schuld beigemessen werden. Bei keinem Volk dauert die Blüthezeit der Literatur ganze Jahrhunderte hindurch. Auf Island hatte sich sowohl die wilde, ungezügelte Jugendkraft ausgetobt, aus welcher jene Dichtungen hervorgegangen waren, als auch der Stoff erschöpft, welchen die ersten Jahrhunderte, die Zeiten der Ansiedlung, der Bekehrung und des republikanischen Staatslebens geboten hatten. Das Interesse für Wissenschaft und Dichtung war aber damit keineswegs erloschen. Man sammelte die Reichthümer der Vergangenheit. Ausländische Literatur wurde übersetzt und bearbeitet. Die Geschichtschreibung

wurde weitergeführt, wenn auch nicht mit dem glänzenden Geschick der früheren Historiker. Vor Allem aber wandte sich die Poesie, wie das übrige Geistesleben, jetzt dem Religiösen zu und suchte hier Stoff zu neuer Thätigkeit.

An Stelle der alten Göttersagen drangen jetzt die christliche Offenbarung, die Anbetung Christi, die Verehrung seiner gebenedeiten Mutter, die Andacht zu den Heiligen und Engeln, der Empfang der heiligen Sacramente, der Gebrauch der Sacramentalien, die Übungen christlicher Frömmigkeit Buße, und Mildthätigkeit tiefer in das Leben des Volkes ein. Anstatt der abenteuerlichen Geschichten wurden jetzt die heiligen Schriften, Homilien der Kirchenväter, Leben der Heiligen, fromme Erbauungsbücher in die Landessprache übersetzt und gelesen. Die Literatur christianisirte sich. An die Formen der Edda anlehnend, dann freier sich bewegend, erstand eine religiöse Poesie, welche tief und mächtig in den Schatz der Offenbarung hineingriff und die Reichthümer kirchlicher Hymnologie in die Volkssprache umsetzte. Wie in andern Ländern, war es besonders die Gottesmutter und Jungfrau Maria, welche, in zahlreichen Liedern gefeiert, die Patronin der christlichen Dichtkunst wurde. Gebete, Sprüche, Gesänge voll der innigsten Frömmigkeit heiligten das alltägliche Leben des Volkes. Der Gottesdienst ward mit Pracht gefeiert, Kirchen und Klöster immer reicher ausgestattet. Christliche Skulptur und Malerei drang in's Land, Gesang und Musik verherrlichten die Feste, prächtige Festgottesdienste, Processionen und Wallfahrten drückten dem öffentlichen Volksleben das Gepräge religiöser Weihe auf. Mächtige Volksschaaren strömten alljährlich zu dem wunderthätigen Kreuz von Kaldarnes im Arnesyssel, ganze Züge von Männern, Weibern und Kindern ritten zu dem Gnadenbilde Unserer Lieben Frau von Hofstadr am Skagafjördr. Gelübde und Weihgeschenke, Stiftungen und Vergabungen bekunden die Glaubensinnigkeit des Volkes.

Daß auch jetzt die alten Leidenschaften sich noch regten: ungezügelte Sinnlichkeit, Wildheit, Unbotmäßigkeit, Raufluſt, bezeugen zahlreiche bischöfliche Erlasse, Diöcesanstatuten, Bußbücher und andere Urkunden. Aber es wurde dagegen angekämpft und die drohenden Mißstände durch die Sorge der Oberhirten, den Eifer guter Priester und das Beispiel der Klöster wenn nicht beseitigt, so doch theilweise gehoben und gemildert, das Gute gepflegt und belohnt, das Böse gerügt und gestraft, das ganze Leben religiös geheiligt.

Als Ausdruck des damals waltenden Geistes und zugleich als Zeichen des Wohlstandes, der im Lande herrschte, mag hier das Testament eines isländischen Grundbesitzers aus dem Jahre 1382 folgen:

„Ich, Einar Eiriksson, mache mein Testament wie folgt: Die Ruhestatt für meinen Leib kiese ich bei St. Olafs Kirche in Vatnsfjördr und geb ihr meine Liegenschaften zu Halshus, Vagos, Midhus und die Hälfte von Eyr in Miosafjördr, sowie von den Walfischeinkünften am Fljót (Flußmündung) soweit sie nachweislich im Besitze meines Vaters standen, und dazu einen vergoldeten Kelch, zwei Mark werth. Der Mann, der die Kirchengüter verwaltet, soll jeweilen an meinem Jahrzeitstag den Armen für ein Hundert (d. h. den

Werth einer Milchkuh oder von sechs Mutterschafen mit ihren Lämmern) zu essen geben und eine Seelenmesse für mich lesen lassen. Der Kirche des hl. Laurenz in Grund geb ich fünf Hunderte, der Kirche in Hrafnagil zwei Hunderte, dem Kloster in Munkathverá zwei Hunderte, der Kathedrale zu Hólar fünf Hunderte, dem Kloster in Reynisstaðr ein Hundert, dem Kloster in Thingeyrar zwei Hunderte, dem Kloster in Kirkjubaer drei Hunderte, dem Kloster in Helgafell ein Hundert, der Kirche in Gufudalr ein Hundert, der Kirche zu Staðr in Steingrímsfjörðr ein Hundert, der Kirche in Skálholt zehn Hunderte, der Kirche in Arnes zwei Hunderte, der Kirche in Aðalvíkr ein Sechstel des Walfischrechts in Hofn, der Kirche in Grunnavíkr ein Viertel des Walfischrechts in Hláðuvík, der Kirche zu Snaefells drei Hunderte, der Kirche zu Kirkjuból in Lángadalr ein Hundert, der Kirche zu Augre ein Hundert, der Kirche zu Eyre im Skutilsfjörðr ein Hundert, der Kirche zu Hól ein Hundert, der Kirche zu Staðr im Súgandafjörðr ein Hundert, der Kirche zu Hólt im Önundarfjörðr ein Zwölftel des Strandrechtes in Sigluvíkr; das Landgut in Draungar; zwei Theile des Strandrechtes soll aber mein Sohn Björn zu eigen behalten, und soll er dafür und für das Übrige, was ich ihm gegeben habe, einen mir verwandten armen Mann unterhalten. Dem Priester, der mich zu Grabe singt (mik syngr til moldar) geb ich zwei Hunderte, den Priestern für Seelenmessen zehn Hunderte. Herr Eindrid Kópe soll davon zwei Hunderte bekommen. Den armen Leuten soll für fünf Hunderte zu essen gegeben werden in sieben Nächten vor meinem Hingang. Den armen Verwandten gebe ich zwanzig Hunderte, davon soll Valgerd, des Niklaus Tochter, fünf Hunderte bekommen, ihre Schwester Cäcilia drei Hunderte, Ingigerd zwei Hunderte; wenn nicht Brigith, ihre Mutter, meine Erbschaft antritt, dann sollen sie es denjenigen meiner Verwandten überlassen, die es am meisten bedürfen."

So dachte der einfache Mann vom Volke in tiefem Glauben nicht bloß an seine eigene Seelenruhe im Tode, an das Wohl seiner Kinder und bedürftigen Verwandten, sondern auch an die Armen überhaupt, in welchen er die Person Jesu Christi verehrte, an den Dienst und an die Verherrlichung Gottes, an die Klöster des Landes und an beinahe 20 Kirchen an verschiedenen Punkten des Landes. Die kleinlich-engherzige Anhänglichkeit an die Scholle des nächstliegenden Besitzes war überwunden; echt katholische Liebe und Freigebigkeit hatte das Herz erweitert und die werkthätige Vaterlandsliebe in eine höhere Sphäre emporgehoben.

Die Kirche, durch welche dieser Geist in's Volk gedrungen, entsprach ihm auch ihrerseits durch Übung barmherziger Liebe nach besten Kräften. Mißwachs und Hungersnoth, Erdbeben und verheerende Vulkanausbrüche, Pest und allgemeines Siechthum vermochten damals weder den Wohlstand des Landes zu vernichten, noch die Spannkraft des Volkes zu lähmen; es erholte sich aus all diesen Prüfungen immer wieder zu neuem Leben, kämpfte und arbeitete gottvertrauend weiter und bethätigte sich im Werke der Charitas, bis das herzlose neue Evangelium die Klöster zerstörte, die Kirchen zu Staatsgut machte und das aus den Vermächtnissen so vieler Jahrhunderte zusammengeflossene lebendige Volksgut der Kirche in seine todte Hand nahm.

Da erſt beginnt für die Inſel die Zeit des wirklichen Niedergangs und eines furchtbaren Todeskampfes.

In der katholiſchen Zeit bewahrte das Volk nicht nur Muth und Kraft, ungerechte Angriffe von Fremden kühn und mannhaft abzuwehren, die furchtbarſten Heimſuchungen ſtandhaft zu ertragen und ihre Folgen zu überwinden, es beſaß noch ſeinen alten Frohmuth, ſeinen vollen Unternehmungsgeiſt, ſeine Wanderluſt. Isländer machten die Kreuzzüge mit, Isländer handelten an den norwegiſchen, deutſchen und engliſchen Küſten, Isländer wallfahrteten nach Rom und Jeruſalem.

Ein charakteriſtiſches Bild, wie ſich der frühere Volksgeiſt noch im ſpäteren Mittelalter bethätigte, gibt das Leben des Björn Einarsſon, des Jeruſalem-Fahrers, deſſen eigene Reiſeberichte leider in den Reformationszeiten ſpurlos verſchwunden ſind. Sein Vater, ein Norweger von Geburt, aber auf Island anſäſſig, ertrank mit allen ſeinen Leuten 1383 bei einem Sturm. Seine Mutter hieß beim Volke nur die Helga von Grund. Schon als Jüngling begleitete er 1379 den Biſchof Oddgeirr auf einer Reiſe nach Norwegen und wanderte ſelbſt weiter bis Rom. Auf einer zweiten Wanderſchaft wurde er 1385 nach Grönland verſchlagen und gefiel den Leuten daſelbſt ſo gut, daß ſie ihm aus freien Stücken die Einkünfte des Eiriksfjördrſyſſel zu ſeinem Unterhalt zuwieſen. Während er dort weilte, wurde ein ungeheurer Walfiſch (Steypireiðr) an's Land getrieben, in welchem die Harpune eines Isländers, des Olafr von Andey, ſteckte. Die Grönländer wieſen Björn den Fang zu; er nahm ihn an, erſtattete jedoch, als er zwei Jahre ſpäter nach Island zurückkehrte, dem Olafr ein Viertel des Werthes, wie er ihm von Rechts wegen zukam. Den grönländiſchen Biſchofsſtuhl fand er damals verwaist, da der Biſchof Alf 1378 geſtorben war, ſein Nachfolger erſt 1389 geweiht wurde. Er traf aber zwei Klöſter daſelbſt, eines für Mönche und eines für Nonnen. Mit ſeiner Frau und drei angeſehenen andern Isländern unternahm Björn 1388 eine dritte Reiſe durch Dänemark, Deutſchland und Italien bis Rom und kehrte erſt 1391 wieder wohlbehalten in die Heimath zurück. Hier wurde er mit Thórðr Sigmundarsſon in Parteihändel verwickelt, welche ſich durch Beitritt Anderer zu einer blutigen Fehde geſtalteten. Nachdem es Vigfus Ivarsſon und Thorſtein Eyjolfsſon gelungen war, eine Verſöhnung herbeizuführen, verheirathete Björn 1405 ſeine Tochter Chriſtine, im Volksmund ſpäter als die „Vatnsfjördr-Chriſtine" bekannt, mit Thórleif Arnaſon, machte ſein Teſtament und ging dann mit Vilchin, dem Biſchof von Skálholt, dem Lögmaðr Snorri und dem Mönch Jón Hallfredsſon zum vierten Mal auf Reiſen, dießmal in Folge eines Gelübdes, das er dem hl. Jakob zu Compoſtella gethan hatte. Dem Biſchof, der in Norwegen ſtarb, hielt er feierliche Exequien und reiste mit ſeiner Frau Solveig dann weiter nach Rom und über Venedig in's gelobte Land. Von Paläſtina ging er nach Spanien und löſte ſein Gelübde in Compoſtella, dann pilgerte er weiter über Frankreich und Flandern nach England, um auch dem hl. Thomas von Canterbury ſeine Huldigung darzubringen. Über Norwegen kam er auf die Shetlandsinſeln, wo er von 1410—1411 überwinterte. Die letzten

Jahre ſeines Lebens brachte er auf Island zu. Er ſtarb 1415 am Hvalfjördr (an der Weſtküſte) und wurde zu Skálholt begraben. Wie die Höfdinge der alten Zeit, führte er auf ſeinen vielen Wanderfahrten einen Skalden mit ſich und ſchrieb ſelbſt eine Reiſechronik. Doch gingen ſowohl die Dichtungen ſeines Poeten als ſeine eigenen Aufzeichnungen über Grönland und andere Länder verloren. Nur einige Hauptnachrichten erhielten ſich durch das Zeugniß Anderer und zeigen, daß das kirchliche Leben dem tüchtigen und unternehmenden Volkscharakter wie dem Volkswohlſtand durchaus nichts entzogen hatte.

Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hatten die zwei isländiſchen Diöceſen durchweg eifrige, treue und wachſame Oberhirten. Häufige Synoden, biſchöfliche Viſitationen und Erlaſſe ſchärften immer von Neuem die kirchliche Zucht ein, ſtellten Mißbräuche ab, ſchlichteten Streitigkeiten, trafen neue Beſtimmungen, wie ſie die Zeit heiſchte. Die acht ältern Klöſter überdauerten alle Wechſelfälle und Heimſuchungen des Landes, ein neues ward noch am Ende des 15. Jahrhunderts geſtiftet. Die Kirchenzucht ſelbſt ward eher ſtrenger, als nachſichtiger. Das geſteht ſelbſt der proteſtantiſche Biſchof Finn Jónsſon ganz offen ein. Von dem vorletzten katholiſchen Biſchof von Skálholt, Stephan Jónsſon (1491—1515) ſagt er: „Was derſelbe aber von Andern forderte, das that er ſelbſt; er war von ſtaunenswerther Enthaltſamkeit, überaus eifrig im Faſten und Gebet; er gönnte ſich nur wenig Schlaf, der Nahrung aber ſo wenig, daß er ſich Fleiſchſpeiſen nur an den höchſten Feſten, Milchſpeiſen nur an den andern Sonn- und Feſttagen verſtattete; Wein und ähnliche Erquickungen erlaubte er ſich kaum, den Cölibat hielt er auf's ſtrengſte. Seinem Amte entſprach er mit der größten Wachſamkeit; jedes Jahr, bevor er ſeine Kirchenviſitationsreiſe antrat, machte er ſein Teſtament auf's Neue und beſchenkte ſeine Diener und Freunde. Wenn er zu Hauſe war, beſchäftigte er ſich beſtändig mit Leſen und Schreiben; in der dichteriſchen Improviſation war er ſo gewandt, daß er beliebig über jeden beliebigen Gegenſtand paſſende Verſe zu machen wußte; ſelbſt literariſch gebildet (er hatte zehn Jahre lang in Frankreich ſich den Studien gewidmet und ſich den Grad eines Baccalaureus erworben), war er ein Freund und Gönner der Studien. Er eröffnete zu Skálholt wieder eine Schule, welcher er den Asbjörn Sigurðsſon, Baccalaureus der ſchönen Künſte und Pfarrer von Reynisſtaðr, vorſetzte.“ Den Unternehmungsgeiſt ſeiner Landsleute aber regte er dadurch an, daß er ſelbſt mit königlichem Privileg ein Handelsſchiff ausrüſten ließ und durch alljährliche Fahrten desſelben die Einkünfte des Bisthums weſentlich verbeſſerte. Der folgende, letzte Biſchof von Skálholt, Ögmundr Pálsſon, hatte in Belgien und England ſtudirt, ward unter ſeinem ſtrengen Vorgänger erſt zu der angeſehenen Pfarrei Breiðabolſtaðr, dann zum Abt von Videy befördert und endlich zu deſſen Nachfolger auserſehen. Er wurde im Jahre 1521 geweiht und trat im folgenden ſeine Verwaltung an. Bis in ſein hohes Alter waltete er mit hohem Ernſt und unermüdlicher Gewiſſenhaftigkeit ſeines Amtes und ſchritt gegen alle Art von Unordnung muthig ein. Als die Lehre Luthers nach Island drang, raffte er ſich,

obwohl halb erblindet, zum Schreiben auf und bekämpfte ſie nach ſeinem beſten Vermögen.

Nicht ſo tadellos ſteht der letzte Biſchof von Hólar, Jón Araſon, da, ein übrigens hochbegabter und gelehrter Mann, der letzte bedeutende Dichter der mittelalterlichen Periode. Es klebte ihm freilich eine Makel an, die ihn zu einem bedenklichen Wächter der angegriffenen Kirche machte, die Makel des verletzten Cölibats. Seine Wahl zum Biſchof rief große Zwiſtigkeiten hervor, und erſt 1524 erlangte er endlich die Weihe. Als indeß die Stunde des entſcheidenden Kampfes ſchlug, ſtand er mit dem Muthe eines Martyrers für die Sache der katholiſchen Kirche ein, und Paul III. ſelbſt fühlte ſich bewogen, ſeine Glaubensſtärke und Entſchiedenheit anzuerkennen. Das Breve vom 8. März 1548 ſollte gleichſam der Abſchiedsgruß des Papſtthums an das bis dahin katholiſche Island ſein.

„Paul III. Papſt.

Ehrwürdiger Bruder! Gruß und apoſtoliſchen Segen. Wir haben Dein Schreiben vom 17. Auguſt vorigen Jahres erhalten, ſo voll von Frömmigkeit gegen Gott, wie auch von Ehrfurcht und Gehorſam gegen Uns und gegen dieſen heiligen Stuhl. Wir ſprechen Dir dafür Unſere höchſte Anerkennung aus in Gott, unſerm Herrn, und ermahnen Dich, mit der Dir anvertrauten Heerde in dieſen Geſinnungen zu verharren. Du wirſt dafür Lob von den Menſchen hier auf Erden erhalten und von Gott ſelbſt das ewige Leben im Himmel. Was aber den Peterspfennig betrifft, von dem Du ſchreibſt, daß Du ihn noch bei Dir behalten, wird es Uns genehm ſein, daß Du ihn zum Beſten der Armen verwendeſt, welche Dir der Barmherzigkeit würdig ſcheinen werden. Sei verſichert, daß Wir niemals unterlaſſen werden, was Wir mit Gottes Hilfe für Dich thun können. Gegeben zu Rom beim hl. Petrus unter dem Fiſcherring den 8. März 1548, im 15. Jahre unſeres Pontificats."

Als der Biſchof durch zwei Hamburger, Wolf und Ludwig, dieſen Brief erhalten hatte, ließ er ſeinen ganzen Klerus in der Kathedrale verſammeln, trat im vollen Ornat, mit Mitra und Stab an den Hochaltar und ließ ſich hier, Auge und Hände dankend zum Himmel erhoben, das Schreiben des Papſtes vorleſen. Dann ſtimmte er das Te Deum an, dankte in begeiſterter Rede dem Papſt und brach von freudiger Rührung überſtrömt in die feierliche Verſicherung aus: „Ich will lieber ſterben, als dem Papſt untreu werden!"

Jón Araſon hat ſein Verſprechen glänzend gehalten. Nachdem König Chriſtian III. von Dänemark bereits 1541 zwei Kriegsſchiffe nach Island geſandt, den greiſen Biſchof Ögmundr von Skálholt gefangennehmen laſſen, dem Süden von Island gewaltſam Luthers Lehre aufgedrungen hatte und nun auch den Norden reformiren wollte, griffen die Nordländer unter Führung ihres ſtreitbaren Biſchofs zu den Waffen, nahmen den proteſtantiſchen Biſchof von Skálholt gefangen und eroberten faſt ganz Island dem alten Glauben zurück. Nur durch verrätheriſche Liſt fiel Jón Araſon auf ſeinen

Siegeszügen in die Hände der Gegner, wurde nach mannhafter Gegenwehr gefangen genommen, den Dänen übergeben und am 7. November 1550 als Rebell und Feind des „lautern Gotteswortes“ enthauptet. Das Kreuz in der Hand, ging er zum Tode, grüßte unterwegs ein Muttergottesbild, wies ſcherzend den Prädicanten zurück, der ihn davon abmahnte, betete mit feſter Stimme: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum, und legte muthig ſein Haupt auf den Block.

Mit ihm ſtarb die katholiſche Hierarchie des alten Island aus, aber nicht das gute Recht des gewaltſam „reformirten“ Volkes, nicht die ſchönſten Erinnerungen ſeiner Vergangenheit.

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

Geſchichte des deutſchen Volkes ſeit dem Ausgange des Mittelalters. Von **Johannes Janſſen.** IV. Band. Die politiſch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung ſeit dem ſogenannten Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580. 1.—12. Auflage. 8°. XXXI u. 515 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 5.

Der Hauptvorzug der Janſſen'ſchen Geſchichtſchreibung beſteht unzweifelhaft darin, daß ſie, auf einer Specialforſchung von ſtaunenswerther, oft nahezu erſchöpfender Ausbreitung fußend, den unabſehbaren Actenſtoff zu einem klaren, wohlgegliederten Geſammtbilde vereint, das, meiſt mit den Worten der Quellen ſelbſt geſchrieben, die großen Hauptmomente und Grundlinien der Geſchichte doch nie in's Detail zerfließen läßt. Auch in dem IV. lange erwarteten Band iſt dieſe ſchwierigſte Aufgabe des Hiſtorikers, eine aus der Fülle des Detailſtoffes ſelbſt erwachſene Anordnung und organiſche Einheit zu geſtalten, wieder in glänzender Weiſe gelöst, und Mangel an Objectivität, tendenziöſe Gruppirung, künſtliche Pragmatik werden dem Verfaſſer nur Leute vorwerfen können, welche auf Koſten der beſtverbürgten Wahrheit, auf Koſten der unwiderleglichſten Beweismittel ihre eigenen vorgefaßten Anſichten, Legenden und Tendenzen um jeden Preis retten wollen.

Den Mittelpunkt der Darſtellung bildet, wie in den früheren Bänden, nicht Kirche, nicht Staat, nicht Theologie, nicht Politik, nicht die Fürſten, nicht die Staatsactionen, ſondern das deutſche Volk, als lebendige Geſammtheit aufgefaßt, obwohl leider in dieſer Periode kein religiös und politiſch geeintes Ganze mehr, ſondern wie nie zuvor bis in ſein innerſtes Mark hinein zerriſſen, geſpalten, innerlich aufgelöst, nach Außen gelähmt, ſeiner früheren glänzenden Stellung verluſtig, dem Untergang zuſinkend. Der Ausgangspunkt der 25jährigen Periode iſt zwar ein Religionsfriede, der Schlußpunkt eine Concordienformel; aber der Friede iſt kein Friede und die Concordie eine bloße Formel, und alles, was dazwiſchen liegt, iſt ein das innerſte Volksleben erſchütternder Kampf. Die Gruppirung folgt, ſo weit möglich, dem Laufe der Ereigniſſe; doch treten im I. Buch (S. 1—237) die inneren religiös-politiſchen Parteikämpfe, vorzugsweiſe unter den Proteſtanten ſelbſt, im II. (S. 241 bis 367) die kriegeriſchen Beziehungen Deutſchlands zu den Hugenottenkriegen, zum niederländiſchen Aufſtand und zur internationalen Revolution überhaupt, im III. endlich (S. 371—503) die katholiſchen Reformbeſtrebungen und deren Gegenwirkungen als Hauptmomente in den Vordergrund. Je weniger der

Hiſtoriker es ſich zum Ziele ſetzte, eine Apologie der katholiſchen Kirche ſchreiben zu wollen, je unparteiiſcher er den größten Theil ſeiner Darſtellung auf proteſtantiſche Zeugniſſe gegründet hat, deſto reicheres und werthvolleres Material hat er abermals dem katholiſchen Apologeten dargeboten, und wem nicht alles gleich iſt, was Gott und Religion betrifft, den werden die geſchilderten Gegenſätze nicht unberührt laſſen können.

Was dieſe Periode deutſcher Geſchichte zunächſt charakteriſirt, iſt die furchtbare innere dogmatiſche Zerſplitterung, welche der Proteſtantismus zwar bereits als Erbantheil mit auf die Welt gebracht hatte, welche ſchon unter ſeinen erſten Begründern zum Kampf um's Daſein und öffentlichen Skandale ward, aber erſt unter ihren Nachfolgern ihre volle, man darf wohl ſagen, ſchauerliche Entwicklung erreichte. Abſtract betrachtet, dogmengeſchichtlich zuſammengeſtellt, haben all dieſe Lehrſyſteme, Bekenntniſſe, Disputationen, Receſſe, Glaubensformeln bei all ihren inneren Widerſprüchen noch immerhin einen gewiſſen Schein von ſpitzfindiger Erudition, unruhigem Forſchungstrieb, officiell gutem Willen oder wenigſtens officiell religiöſem Charakter. Aber welches Bild gewährt dieſe geſammte Streittheologie in ihrer concreten Entſtehung und Entwicklung, in ihrer Stellung zur politiſchen Macht, in ihrer Einwirkung auf Glauben, Leben, Sitte und Denkart des Volkes! Es iſt ein Krieg Aller gegen Alle. An der Augsburgiſchen Confeſſion war ſo viel herumgeflickt worden, daß lutheriſche Theologen endlich erklärten, ſie ſei „gleichwie ein Cothurnus, Bundſchuh, Pantoffel und polniſcher Stiefel worden oder ein Deckmantel und Wechſelbalg, damit die Sacramentirer und andere Secten unter dem Schein und Namen der wahren Augsburgiſchen Confeſſion ihre Irrthümer bedecken, ſchmücken, vertheidigen und beſtätigen". Wie es in den Wald ſcholl, ſo ſcholl es wieder heraus. Die Calviniſten blieben nichts ſchuldig und ebenſo wenig die hundert andern Secten, klein und groß, die aus dem Hader und den unbefriedigenden Conciliationsverſuchen erwachſen waren. Es war ein ewiges Schelten und Schimpfen, Bannen und Fluchen, Läſtern und Verfolgen in unermüdlich geifernder Wuth. Einer ſah in dem Andern den Teufel und bekämpfte ihn mit demſelben rohen Zorne, mit welchem Luther gegen den Antichriſt zu Rom zu Felde gezogen war.

„In Berlin forderte der Hofprediger Agricola das Volk zum Gebet gegen Melanchthon auf: ‚Bittet auch wider den ſchönen, neuen, engliſchen Mittagsteufel, der jetzt wieder hervorkommt und will die guten Werke nöthig machen in den Gerechten oder Gläubigen, damit wir wieder den ganzen Chriſtum und ſein Evangelium verlieren.' ‚Dagegen will ich,' ſchrieb der Berliner Propſt Georg Buchholzer an Melanchthon, ‚des Sonntags das Gegentheil lehren wider ſein Gebet, daß Gott wolle zerſtören den gräulichen ſchwarzen Teufel, der ein wild, wüſt, roh Leben will anrichten wider Gottes Gebot" (S. 37).

Es blieb aber nicht beim bloßen Schulgezänk, nicht beim Poltern von den Kanzeln. Der finſtere Geiſt des Haſſes zog herab in's Volk und durchſäuerte alle Verhältniſſe mit einer Rohheit, Wuth, Gemeinheit, die ihres gleichen ſucht. Die „Dogmengeſchichte" geſtaltet ſich zu einer Prügelſcene,

in welcher betrunkene Studenten und Bauern ſich mit Stöcken und Stuhlbeinen das „Evangelium“ erklären. Auf jeden dogmatiſchen Begriff folgt ein Fluch, auf jede angebliche Heilswahrheit ein Fauſtſchlag oder Rippenſtoß, wenn nicht noch Schlimmeres.

Die Geſchichte dieſer Epoche würde zu den unſterblich lächerlichſten Epiſoden der Weltgeſchichte zählen, wenn in dieſem Höllen-Breughel-Wirrwarr nicht um Glauben und Sacrament, um Gnade und Seligkeit, ja um das Sacrament der höchſten Liebe, um die erhabenſten und heiligſten Güter der Menſchheit geſtritten worden wäre. Doch der heilige Gegenſtand macht dieſes ganze Treiben zur Blasphemie, und auch ein beſonnener Ungläubiger kann ſich nur mit Ekel und Widerwillen von dieſen Jammergeſtalten abwenden, welche die proteſtantiſche Dogmengeſchichte als „Theologen“ verewigt hat, welche aber in der deutſchen Volksgeſchichte mit ihrem ganzen Anhang keine andere Rolle ſpielen, als die der Quälgeiſter in Dante's fünftem Höllenring. Wahrhaft kläglich ſteht in Mitte dieſer geifernden „Theologen“-Bande der greiſe Melanchthon da, der einſt ſo ſanfte, feingebildete, verſöhnliche Humaniſt. Alle ſeine Conciliationsverſuche waren von den rohen Geſellen gleich Spinngeweben zerriſſen worden. „Der Zorn, die Sorge und die große Arbeit freſſen mir das Leben hinweg.“ Das ſittliche Verderben, das immer tiefer einfraß, erfüllte ſeine Seele „mit immer tieferem Kummer“. „Bei den Meiſten,“ ſchrieb er 1558, „iſt die Ungebundenheit ſo groß, daß ſie gar keine Schranken der Zucht ertragen. Während ſie ſich einbilden, ſie haben den Glauben und ſeien lebendige Glieder der Kirche, leben ſie in Sicherheit und cyclopiſcher Wildheit dahin und fallen dem Teufel zu, der ſie zu Ehebruch, Mord und andern abſcheulichen Schandthaten anreizt. Dieſer furchtbaren Verkommenheit, entſetzlichen Frechheit und cyclopiſchen Wildheit werden, wenn wir es nicht durch ernſtliche Beſſerung unſerer Sitten ändern, traurige und ſchreckliche Strafen folgen. Schon wüthen allgemeine Heimſuchungen vor unſern Augen: ihr ſeht ja die inneren Kriege, die Zerrüttung des gemeinen Weſens und eine große Menge Elends ſchon über uns kommen“ (S. 87 f.).

Nach ſeinem Tode wuchs die Anarchie. Als Mörlin den Naumburger Beſchlüſſen die Lüneburger Artikel entgegenſtellte, ſchrieb er dazu: „Nun wird Wittenberg toben, Heidelberg raſen, Tübingen ſauer ſehen, aber es mögen dem Codrus die Eingeweide zerplatzen, wenn nur die Reinheit der Lehre Chriſti erhalten wird.“ Über die Predigt der Flacianer berichteten ſpäter die Profeſſoren von Jena: „Flacius und ſeine Collegen haben von nichts denn von Synergiſten, Adiaphoriſten, Schwenckfeldiſten, Majoriſten, Antinomiſten, Philippiſten, Calviniſten und dergleichen unzähligen ſonderbaren, von ihnen angezogenen und verdammten Secten gepredigt. Mittlerweile hat der gemeine Mann auf die Neuigkeit und ungewöhnliche Weiſe zu predigen gehört, ſeines Catechismi vergeſſen, und weil er die ſeltſamen Secten nicht verſtanden, ſind die Kirchen leer und wüſt gemacht, Gottes Wort hintangeſetzt, und doch die Predigten anders nicht, denn wie ein Mährlein oder ſonſten neue Zeitung gehört und darnach als ein Gelächter auf den Bier- und Weinbänken nachgeredet worden, daraus ſich dann ſo viel Unrath, Unfriede

und Aufruhr zugetragen, daß die Obrigkeit genugſam zu wehren gehabt" (S. 167).

Man kann keine vernichtendere Kritik des Proteſtantismus ſchreiben, als die Proteſtanten dieſer Zeit ſie ſich ſelbſt geſchrieben haben. Janſſen hat aber das Verdienſt, ihre gegenſeitigen Stammbuchblätter nicht nur geſammelt, ſondern auch die Einwirkung ihres Treibens auf das deutſche Volk in einem ebenſo deutlichen als vollſtändigen Bilde geſchildert und nachgewieſen zu haben.

Als ein Hauptcharakterzug der proteſtantiſchen Bewegung tritt in dieſer Zeit die Profanation der chriſtlichen Lehre hervor. Die Väter des Proteſtantismus hatten Kirchen, Altäre, heilige Gefäße, religiöſe Kunſtgegenſtände, Klöſter und fromme Anſtalten zerſtört und geſchändet, um, wie ſie ſagten, das reine Wort Gottes zu retten. Jetzt, unter ihren Söhnen, kam eben dieſes reine Wort Gottes an die Reihe. Die Bibel ward zum Schimpflexikon, das man ſich unter Rohheiten und Zoten gegenſeitig an den Kopf warf, das Evangelium der ewigen Liebe zum Zankapfel des erbittertſten Streites, in dem alles Heilige in nahezu wahnſinniger Wuth mit Füßen getreten ward. Die Flacianer grüßten ſich lachend als „Erbſünde", als ob der Fall des Menſchengeſchlechts ein Faſchingsſcherz geweſen wäre. Wer von guten Werken zu ſprechen wagte, wurde ſofort als „Teufel" verſchrieen und ermangelte nicht, auch alle ſeine Gegner als „Teufel" zu verfluchen. Kein Volk der Welt hat über politiſche oder religiöſe Zwiſte eine ſo gemeine, rohe, polternde, alles Anſtandes und aller Geſittung ſpottende Schimpf- und Läſterliteratur aufzuweiſen, als das unglückliche Deutſchland jener Zeit über die liebenswürdigſte aller chriſtlichen Glaubenslehren — das heilige Abendmahl. Chriſtus lud Alle ein, durch dieſe himmliſche Speiſe eins mit ihm und eins unter ſich zu werden — und wie von Dämonen gepeitſcht, überhäuften ſie dieſes Sacrament mit Schimpf und Schmach, fielen tobend über einander her und zerfleiſchten ſich mit einer Rohheit, die unter Heiden und Türken unerhört war. Nicht bloß Glaube und Moralität, ſondern auch Sprache und Literatur haben unter dieſem Geiſte der Blasphemie unſäglich gelitten. Es war eine Art von geiſtigem Bilderſturm, der das Barbarenwerk des wirklichen Bilderſturms vollendete. Das geiſtige Leben ſank dadurch auf den tiefſten Grad der Verwilderung herab.

„Wir ſind des Teufels Ebenbild geworden," erklärt Musculus, „man muß abſonderlich diejenigen als vom Teufel beſeſſen erklären, welche behaupten, es ſei noch etwas Gutes am Menſchen geblieben" ... „Wenn unſere Großeltern die jetzige Welt ſehen ſollten, ſonderlich die Jugend, ſie würden die Augen verhüllen oder wenigſtens uns anſpeien müſſen, daß wir in ſolch hochbegnadigter Zeit ärger als die Teufel ſelber ſind, Sodoma und Gomorrha, ſelbſt der Venusberg ſind Kinderſpiel gegen die jetzt umlaufende Unzucht." Als allgemeines Laſter der Evangeliſchen bezeichnet er „die Gotteslästerung", welche, in früheren Zeiten „niemals ſo erhört", „nicht ohne ſonderliche Gottesverhängung mit und neben dem Evangelium innerhalb 40 Jahren aufgekommen". „Inſonderheit bei denen Leuten, die ſich Gottes Wortes und des heiligen Evangeliums rühmen", ſeien die ärgſten Buben zu finden, „bei welchen

alle Gottesfurcht, alle Zucht und Ehrbarkeit vergeſſen." „Junker Edelmann iſt nunmehr gar epicuriſch und ſäuiſch, der Bürger läßt predigen, Sacrament reichen, beichten und büßen, wer da will, geht allein der Nahrung nach, ſchindet, ſchabet, betrügt und übervortheilt ſeinen Nächſten ohne alles Gewiſſen; der Bauer hat der alten Religion ſchier ganz und gar vergeſſen, der Krug iſt ihm lieber als die Kirche; hat Gott noch eine kleine Zeit Geduld mit Deutſchland, ſo wird man in kurzer Zeit mehr Pfeiler als Menſchen in den Kirchen zählen. Wenn noch etliche fromme Herzen ſind, die noch etwas bei der Kirche thun, ſo ſind ſie für die menſchlichen Augen nicht ſonderlich ſichtbar. Kirchen, Schulen, Hoſpitäler ſind zerriſſen, geplündert und beraubt, die Jugend wird jämmerlich verſäumt, den Kindern armer Eltern der Weg zu den Studien verſchloſſen, die liebe Armuth wird verlaſſen" (S. 182).

Als eine der größten „Segnungen" und Errungenſchaften der „Reformation" pflegt noch heute immer die Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit geprieſen zu werden. Nun leſe man einmal die Geſchichte dieſes Zeitraums nach dieſer Richtung hin. Verachtung der menſchlichen Vernunft und Freiheit zeigt ſich überall als das eigentliche Grunddogma der proteſtantiſchen Streittheologen, der lutheriſchen wie der calviniſtiſchen. Sie wollen jeden knebeln, der ſich ihnen nicht freiwillig unterwirft. Sind ihnen die Fürſten zu Willen, ſo huldigen ſie denſelben in kriecheriſcher Ergebenheit; erfüllen ſie ihre Wünſche nicht, ſo wird der Fluch des Himmels auf ſie herabgewettert. Haß iſt die Signatur ihres Weſens, Verfolgung die einzige Macht, mit der ſie operiren. Daran ſcheitern alle Verſuche einer Einigung: der Proteſtantentag zu Frankfurt und das Religionsgeſpräch zu Worms 1557, der Frankfurter Receß 1558, der Plan eines allgemeinen Proteſtantenbundes zu Augsburg 1559, die Verhandlungen des Naumburger Tages 1561, das Torgiſche Buch 1576 und das Bergiſche Buch 1577, auch die Annahme des letzteren als Concordienformel 1580. Das wahre Evangelium iſt zu einer elenden Machtfrage herabgeſunken, über welche bald die unwürdigſten Ränke, bald rohe Gewalt entſcheiden. Der Superintendent Heßhus wagt in Goslar gegen die ſchreiendſten Verbrechen aufzutreten und wird ohne Weiteres aus der Stadt vertrieben; in Roſtock beſchimpft er den Bürgermeiſter als „ein Kind des Teufels" und wird abermals aus der Stadt gejagt (S. 15. 16) — das war Gewiſſensfreiheit! Johann der Mittlere von Sachſen-Weimar gründet die Hochſchule und Gottesburg von Jena, um Melanchthon zu bekämpfen, und verpflichtet ſeine Abgeordneten nach Worms, mit den Theologen und Räthen der andern proteſtantiſchen Stände keine Gemeinſchaft zu haben, ſo lange dieſe nicht alle Secten und Rotten, die Wiedertäufer, Sacramentirer und Zwinglianer, Oſianderiſten, Majoriſten und Andere ausdrücklich verdammen würden (S. 22) — Gewiſſensfreiheit! Kurfürſt Friedrich III. jagt alle Prediger, die eine von Melanchthon aufgeſetzte Abendmahlsformel nicht annehmen wollen, einfach fort (S. 46) — Gewiſſensfreiheit! Herzog Chriſtoph von Württemberg belegt alle Verbreiter eigenſinniger Secten und Opinionen, Sacramentirer, Wiedertäufer, Schwenckfeldianer mit dem ſtrengſten Bann und verhängt ſogar Leibesſtrafen, Landesverweiſung und Confiscation über jene, welche ſie be-

herbergen (S. 47) — Gewiſſensfreiheit! Herzog Johann Friedrich von Sachſen läßt die Theologen Strigel und Hugel zu Jena nebſt ihren Freunden excommuniciren, weil ſie ſich gegen Flacius geäußert hatten, entſetzt ſie ihrer Stellen und beruft Andere (S. 90. 91) — Gewiſſensfreiheit! Joachim II. von Brandenburg zwingt den Prätorius durch einen Verhaftbefehl zur Flucht, weil ihm die Lehre des Musculus beſſer behagt (S. 179) — Gewiſſensfreiheit! Der Hofprediger Funk, Günſtling des Herzogs Albrecht von Preußen, wird gefangen und als Ketzer und Friedensſtörer enthauptet, weil er „ſeine ketzeriſche Lehre mit Gewalt verfochten und in's Werk geſetzt habe, worüber viele rechtſchaffene, fromme, unſchuldige Kirchendiener und Lehrer ihres Kirchenamtes entſetzt und des Landes verwieſen ſeien" (S. 184) — Gewiſſensfreiheit! Kurfürſt Friedrich III. führt gewaltthätig den Calvinismus in der Kurpfalz ein (S. 189—195). Kurfürſt Ludwig ſchafft ihn ebenſo gewaltthätig wieder ab (S. 476—478). Kurfürſt Auguſt von Sachſen übergibt ſeine eigenen früheren Freunde Craco, Peucer, Stößel, Schütz den ausgeſuchteſten Qualen, weil plötzlich herausgekommen, daß ſie nicht Lutheraner, ſondern Calviniſten ſeien (S. 349—357). An Stelle des milden Joches Chriſti herrſcht überall landesherrliche Willkür, Laune und Tyrannei.

Da Kawerau, Köſtlin und andere Kämpen der alten Reformationslegende gegen Janſſen unter den „Segnungen" der Reformation beſonders die evangeliſche Predigt hochzupreiſen ſich bemüßigt fanden, ſo iſt es wohl am Platze, auf die Menge proteſtantiſcher Geſtändniſſe aufmerkſam zu machen, welche der IV. Band gerade über dieſen Punkt enthält. Es iſt nicht möglich, ſie alle einzeln aufzuzählen. Als eines der einſchneidendſten aber mag wohl der Viſitationsbericht von Magdeburg aus den Jahren 1562—1564 gelten:

„Andreas Müller, Pfarrer zu Bückaw, iſt zu Wittenberg ordinirt, iſt im Examen gar übel beſtanden; er hat von der chriſtlichen Lehre keinen Grund gehabt, die fürnehmſten Hauptpunkte hat er gar wenig, zum Theil auch gar nicht verſtanden." „Der Pfarrer zu Brumby antwortete auf die vorgelegten Fragen über die Dreifaltigkeit: Gott der heilige Geiſt ſei von Gott dem Vater erſchaffen, Gott der Vater und die Mutter Gottes ſeien die erſte Perſon in der Gottheit, item Gott der Sohn ſei der Mittler, wie Calbe das Mittel iſt zwiſchen Halle und Wolmirſtedt." „Mauritius Dalchaw, Pfarrer zu Kulhuſen, iſt zu Berlin ordinirt, hat ſein Teſtimonium vorgelegt, hat ſeine Vocation von der Gemeinde, hat dieſe Pfarre elf Jahre verwaltet; er iſt ein gar ungelehrter Mann, der keinen Unterſchied unter den Perſonen der Dreifaltigkeit gewußt hat; Summa gar ein deutſcher Mann, der kein Wort Latein gekonnt." „Bernhard Galler, Pfarrer zu Gubensweg, iſt zu Braunſchweig ordinirt, hat gar wenig von der chriſtlichen Lehre berichten können, iſt etwan ein Fenſtermacher geweſen, darnach ein Cuſtos und ſo Pfarrer worden." „Antonius Meyerin, Pfarrer zu Zeppernick, iſt zu Magdeburg ordinirt, hat nicht ſtudirt, kann kein Latein, iſt vor Jahren ſeines Handwerks ein Parchentweber geweſen." „Ciriakus Moller, Pfarrer zu Schwarz, zu Wittenberg ordinirt, wie er deß ein verſiegelt Teſtimonium von den Theologis

zu Wittenberg vorgelegt hat, hat auf die vorgehaltenen Artikel, ſonderlich von Gott, gar wenig antworten können; iſt vor Zeiten ein Schenkenknecht zu Calbe geweſen und hat ſein Eheweib aus dem gemeinen Hauſe daſelbſt zur Ehe genommen; das Weib iſt böſe und vollen Haders, richtet nichts als Gezänke an und Meuterei." „Erneſtus Kütze, Pfarrer zu Ebendorf, iſt zu Stendal ordinirt, iſt wol gelehrt, aber wegen Todtſchlags und anderer Gezänke halber, item wegen ſeines Trinkens mit Ernſt geſtraft worden, fordert die Noth, daß man auf ihn wird Acht haben müſſen."

In der Stadt Jerichow waren ſeit anderthalb Jahren nur zwei Männer zum Abendmahl gegangen. „In dem ganzen Amte Sandau ſind über alle Zuverſicht ſehr viele Bauern gefunden, die nicht haben beten, die meiſten die zehn Gebote nicht recitiren, noch von der Taufe und dem Abendmahl Beſcheid geben können." In den Dörfern Cörbelitz und Wolterſtorf waren „nicht über drei Leute, die das Vater unſer hätten beten können; von den andern Stücken des Katechismus wiſſen ſie gar nichts, ſind muthwillige Leute, daß es zu erbarmen". Noch in mehr als 20 andern Ortſchaften fanden die Viſitatoren Alles „wild und gottlos". Über Aldenhauſen ſchreiben ſie: „Die Bauern haben ſich mit Beten alſo erzeigt, daß man denken mochte, die Chriſtenheit hätte zu Aldenhauſen ein Ende."

Das war der Segen der „evangeliſchen Predigt"!

Wie trotz dieſer inneren Auflöſung als Lehr- und Religionsſyſtem der Proteſtantismus dennoch ſich behaupten, ja immer weiter um ſich greifen und das Wiederaufleben der katholiſchen Kirche in Deutſchland beinahe verhindern konnte, erklärt ſich aus Janſſens Darſtellung anſchaulicher, als das wohl in irgend einem anderen Geſchichtswerk der Fall iſt, eben weil er die politiſch-diplomatiſchen Triebkräfte der Ereigniſſe nie abgeſondert für ſich betrachtet, ſondern immer im Zuſammenhang mit den religiöſen, wiſſenſchaftlichen und den realiſtiſchen des Volkslebens ſelbſt.

Vor Allem war einmal die Revolution da — bis zu einem Grade ſogar die Anarchie. Die Kaiſer behandeln den Papſt nahezu wie eine fremde, feindliche Macht, die Biſchöfe haben ihr Anſehen verloren, die Fürſten trotzen der Reichsgewalt und conſpiriren mit dem Ausland, die Städte ſind nur auf ihr Selbſtregiment bedacht, der Adel iſt großentheils verlottert, und es fehlt nicht viel, daß ſich durch den Ritter von Grumbach die Sickingiſche Adelsverſchwörung erneuerte. Der Trotz des Bauernſtandes war durch das furchtbare Ende des Bauernkrieges und durch die Macht der Fürſten gebrochen, aber aus ſeinem ſittlichen Elend war er nicht herausgeriſſen; Hunderte von proteſtantiſchen Zeugniſſen erweiſen, daß das Volksleben „wild und wüſt" war und immer „wüſter" wurde. Die allgemeine politiſche und ſociale Zerſetzung mußte naturgemäß weiter ſchreiten, ſolange ihr keine energiſche Lebenskraft gegenübertrat. Alle ſchlechten Leidenſchaften fanden dabei einigermaßen ihre Befriedigung, das erſchöpfte Volk war an die Unordnung gewöhnt, ewig ſich erneuernder Hader ließ es nicht mehr zum Bewußtſein kommen, in der wachſenden Rohheit und Gemeinheit fielen die höchſten idealen Güter immer mehr der Vergeſſenheit anheim.

Für die Erhaltung und weitere Verbreitung des „Evangelii" ſorgten die proteſtantiſchen Fürſten. Sie waren durch dasſelbe die Herren Deutſchlands geworden. Sie waren ſtolz, frech, gewaltthätig. Es iſt kaum ein edler oder anſtändiger Mann unter ihnen zu finden. Wo noch nicht reformirt war, da reformirten ſie tapfer weiter, wie der fromme Herzog Chriſtoph von Württemberg, der noch einige 80 Klöſter aufhob, arme Nonnen zum Abfall zu zwingen ſuchte und das Kirchengut einſackte, das noch nicht eingeſackt war. Die Hauptaſſäre war immer Geld. Wo mit Reformiren kein Geld mehr zu haben war, trieben ſie ausländiſche Praktiken, ließen ſich von Frankreich und England für gute Dienſte gegen Kaiſer und Reich bezahlen, nahmen ſogar von den Spaniern Penſion an. Auf den Reichstagen pochten ſie frech auf Rechte, die ihnen gar nicht zukamen, proteſtirten gegen jede Wiederherſtellung der Ordnung und forderten die vollſtändige Unterdrückung des Katholicismus wie etwas Selbſtverſtändliches. Die Kaiſer nannten ſie in's Geſicht hinein „Götzendiener", verweigerten die Türkenhilfe, machten den Verluſt Livlands und anderer Reichstheile möglich, die Wiedergewinnung derſelben unmöglich, unterſtützten alle Revolutionspläne in Europa und halfen vor Allem dazu, daß die Niederlande, das reichſte und herrlichſte Induſtrieland Europa's, in das äußerſte Elend geſtürzt wurden.

Den mächtigſten und einflußreichſten Bundesgenoſſen hatten die proteſtantiſchen Fürſten an der Schwäche und Verzagtheit der katholiſchen, beſonders an der ängſtlichen Nachgiebigkeit des Kaiſers Ferdinand und an der noch viel verhängnißvolleren Schaukelpolitik ſeines Sohnes Maximilian' II. Den letzteren kann man nach Janſſens Darſtellung kaum mehr den katholiſchen Herrſchern beizählen; wenn man ohne Compliment reden will, muß man ihn faſt geradezu einen Proteſtanten nennen. Die Schuld trifft ihn nicht allein. Durch die Sorgloſigkeit der Biſchöfe, den Verfall der kirchlichen Disciplin, den allgemein verbreiteten Concubinat des Klerus, das Treiben des Adels und beſonders der adeligen Domherren, den Einfluß proteſtantiſcher Räthe und Agitatoren, den freien Zutritt proteſtantiſcher Bücher und Libelle, die Corruption der Hochſchulen, die Entſittlichung des Volkes — war nicht nur Öſterreich, ſondern auch Bayern, Salzburg, Bamberg, Würzburg und die übrigen Reſte des katholiſchen Deutſchlands ſchon unter Ferdinand nahezu proteſtantiſch oder halb-proteſtantiſch geworden. Die Schilderung dieſer „Öſterreichiſchen Zuſtände" (S. 94—119. 153—165. 196—213. 417—423. 462—475) gehören zu den lehrreichſten Partien des Bandes. Sie zeigen, daß dem proteſtantiſchen Deutſchland eigentlich kein wahrhaft katholiſches mehr gegenüberſtand. Es iſt zum Erbarmen, wie der ſonſt wohlgeſinnte Ferdinand unter dem Einfluß proteſtantiſcher Räthe beim Papſte um Laienkelch und Prieſterehe markket, und die Kirche damit zu retten meint, daß er den Proteſtanten möglichſt große Conceſſionen macht. Noch unendlich trauriger und verhängnißvoller iſt die Politik Maximilians, der, vollſtändig in die Netze des Proteſtantismus gerathen, doch nicht den Muth hat, ſich offen zu demſelben zu bekennen, und ſeinem Sohne ein Öſterreich hinterläßt, in welchem bereits die proteſtantiſchen Secten ſich wie in Sachſen

und in der Kurpfalz geifernd und polternd um die ausſchließliche Herrſchaft ſtreiten.

Eine mächtige Stütze fand endlich der deutſche Proteſtantismus nicht nur in Eliſabeth von England, in den Hugenotten und in den Häuptern der niederländiſchen Revolution, ſondern auch in der unheilvollen Politik Philipp' II. und des Herzogs von Alba, und an dem Verrath, den Karl IX. von Frankreich mehr als einmal an den heiligſten Intereſſen der Chriſtenheit ausübte. Von allen irdiſchen Mächten entweder verrathen oder verlaſſen, oder nur flau noch unterſtützt, oder durch unkluge Maßregeln geſchädigt, ſtand die Kirche nahezu wehrlos dem Proteſtantismus gegenüber, der die politiſche Welt regierte. Gerade in dieſer furchtbaren Kriſis, in welcher ſelbſt das Zuſtandekommen eines Concils unmöglich zu werden ſchien, zeigte ſich aber dem äußerlich triumphirenden Abfall gegenüber die ſittlich-religiöſe, göttliche Macht der Kirche in ihrer ganzen Größe. Als Alles verloren ſchien, erneuerte ſich das kirchliche Leben von Innen aus, ſtellte im Concil von Trient dem hadernden Sectenwirrwarr die Lehre Chriſti in ihrer ganzen Einheit, Reinheit und Fülle gegenüber, durchſtrömte die Hierarchie mit neuer Kraft und eroberte vorläufig wenigſtens einen Theil Deutſchlands dem Glauben zurück.

F. Paulſen hat jüngſt in ſeiner „Geſchichte des Gelehrten Unterrichts" (Leipzig, 1885. S. 281) den ganzen Erfolg der katholiſchen Reformbewegung in Deutſchland geradezu der Geſellſchaft Jeſu zugeſchrieben:

„Man wird ſagen können: Die Erhaltung der katholiſchen Kirche im Südoſten und Nordweſten Deutſchlands iſt weſentlich das Werk der Geſellſchaft Jeſu. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ſtand die Sache des Katholicismus faſt ausſichtslos. Adel und Bevölkerung der öſterreichiſchen und böhmiſchen Länder waren abgefallen, kein Klerus, der es wehrte. Die großen geiſtlichen Fürſtenthümer am Rhein ſtanden auf dem Sprung, ſich in weltliche Fürſtenthümer zu verwandeln. Die Häuſer Wittelsbach und Habsburg hätten mit politiſchen Mitteln allein den Zuſammenbruch nicht aufgehalten. So ſtanden die Dinge, als in den 40er Jahren die erſten Jeſuiten in Deutſchland erſchienen und ſich Wilhelm IV. von Bayern und König Ferdinand zur Verfügung ſtellten. In wenig Jahrzehnten war der Fortſchritt des Proteſtantismus zum Stehen gebracht, und am Anfang des 17. Jahrhunderts ſtand der Katholicismus zur Wiedereroberung gerüſtet da. Daß dieſelbe gelungen wäre, wenn nicht die politiſchen Intereſſen Schwedens und Frankreichs, ja des Heiligen Stuhles ſelbſt dazwiſchengetreten wären, ſcheint nach menſchlichem Ermeſſen kaum zweifelhaft."

Janſſens quellenmäßige Darſtellung läßt den Antheil der Geſellſchaft Jeſu an dem Erfolg der katholiſchen Reformbeſtrebungen ebenfalls als ſehr bedeutend erſcheinen. Sowohl das Ehrenvolle als das Gehäſſige dieſer objectiven Thatſache wird indeß ſchon bedeutend dadurch gemildert, daß in der weiter ausholenden Geſchichte des deutſchen Volkes auch die übrigen Factoren der katholiſchen Reformbewegung nach Gebühr gewürdigt und in ihrem concreten Zuſammenhang geſchildert ſind. An der Spitze der Reformbewegung ſtehen die Päpſte, beſonders Pius IV. und der hl. Pius V., voll des Eifers

für eine durchgreifende Reform an Haupt und Gliedern, voll unglaublicher Geduld und Schonung für die von der Kirche Getrennten, voll Energie für die großen, allgemeinen Intereſſen der Chriſtenheit. An die Päpſte ſchloſſen ſich, wenn auch in dieſer Periode nicht eben dicht geſäet, Oberhirten und Cardinäle von tadelloſem Lebenswandel und tiefeingreifender Thätigkeit. Der wichtigſte für Deutſchland war der Cardinal Otto von Truchſeß, Biſchof von Augsburg, ein Mann, der auch bei der ſchlimmſten Lage nie in ſeinem Gottvertrauen wankt, das große Werk der Reform unermüdlich fördert, Kräfte ſammelt und heranbilden läßt, Schwierigkeiten ebnet, die katholiſchen Fürſten unaufhörlich zur Unterſtützung der Kirche antreibt. Undankbar wäre es, den König Ferdinand und die Herzoge von Bayern nur der Schwäche zu bezichtigen, ohne auch den großen Vorſchub anzuerkennen, den ſie der geiſtigen Erneuerung der Kirche geleiſtet haben. Selbſt Maximilian ſtörte das Wirken der Jeſuiten durch keine gewaltſamen Maßregeln. Der eigentliche Schwerpunkt der kirchlichen Neubelebung liegt aber durchaus in der Thätigkeit, in den Berathungen und Beſchlüſſen des Concils von Trient, zu welchen außer den Päpſten und ihren Repräſentanten eine glänzende Reihe ausgezeichneter Biſchöfe und Theologen der älteren Orden mitgewirkt haben. Hier erſt trat dem hundertfach geſpaltenen Irrthum die Kirche in ihrer ganzen Einheit und Univerſalität entgegen, von dem Bewußtſein getragen, daß nicht Könige und Fürſten, nicht Theologen und Diplomaten, ſondern der hl. Geiſt das letzte und entſcheidende Wort in Religionsſachen zu ſprechen hat.

Nach all den Disputen und Religionsgeſprächen eines halben Jahrhunderts ertönt wieder, wie einſt in dem erſten kirchlichen Zwiſt zu Jeruſalem, das autoritative Wort: „Es hat Uns und dem hl. Geiſte gefallen!“ Und die Stimme der höchſten Autorität fand wieder Glauben. Mochte Maximilian II. auch über die Decrete ſpötteln, mochten die Getrennten ſie verachten: in ihnen lag der Keim der Neugeſtaltung und einer beſſern Zeit. Beim Concile ſelbſt, bei deſſen Vorbereitung und bei der Ausführung ſeiner Beſchlüſſe hat die Geſellſchaft Jeſu der Kirche allerdings nicht unerhebliche Dienſte geleiſtet, aber in der ſchlichteſten, anſpruchsloſeſten Weiſe von der Welt. Sie hat dem Concil Theologen geliefert, welche es nicht unter ihrer Würde hielten, den Kindern, den Armen und Verlaſſenen zu predigen, den Kranken in den Spitälern zu dienen und den Stolz der Renaiſſance-Zeit durch aufrichtige Werke der Demuth zu überwinden. Sie hat durch die geiſtlichen Übungen Männer aller Stände wieder an den Empfang der heiligen Sacramente, an Gebet, Buße, Selbſtüberwindung, Demuth und Selbſtloſigkeit gewöhnt. Sie iſt dem graſſirenden Nepotismus und Ehrgeiz mit dem Gelübde entgegengetreten, keine geiſtliche Würde anzunehmen. Sie hat dem Pomp der Mediciäer-Epoche die heldenmüthige Entſagung eines Franz von Borgia, eines Aloyſius Gonzaga entgegengeſtellt, ſie hat den eigentlichen Keim der kirchlichen Revolution, die durch alle Stände verbreitete Auflehnung, durch heldenmüthigen Gehorſam bekämpft. Nicht in diplomatiſchen Unterhandlungen lag die Kraft der erſten Jeſuiten, ſondern in den Beiſpielen, welche ſie ihren Zeitgenoſſen gaben. Anſpruchslos wie dieſe ihre erſte Thätigkeit, war auch

das Lehr- und Studienweſen, das ſie in Deutſchland begründeten. Ihre Hauptſorge war, anſtatt des ewigen Geſchwätzes über Religion wieder die Religion ſelbſt in Übung zu bringen, bei der Jugend, beim Volk, bei den Bürgern, bei den Bauern — auch bei dem Adel und den Fürſten, wenn ſie wollten. Sobald die Leute wieder beteten, wieder die Sacramente empfingen, wieder Predigt und Gottesdienſt beſuchten, wurde ihnen auch der Gottesdienſt wieder lieb, ſie bekamen Kraft und Muth, die Gebote Gottes zu erfüllen — und damit war der Geiſt der Rebellion gebrochen. Die Erziehung, hierauf gegründet, trug die ſchönſten Früchte. Es wuchs eine neue Generation heran, welche nicht mehr bei jedem Wort den Teufel im Munde führte, ſondern Gott und den heiligen Namen des Erlöſers.

Bemerkenswerth iſt ein Urtheil des Proteſtanten Nathan Chyträus, Profeſſors an der Univerſität zu Roſtock. Er denke, ſagt er im Jahre 1578, ſehr oft über die Urſachen nach, weßhalb die ganze Jugend, wie die allgemeine Klage gehe, in Ausgelaſſenheit und Wildheit gleichſam ertrunken ſei. Frevelhaft ſei es, alle dieſe Verwirrung und Zuchtloſigkeit einem göttlichen Verhängniſſe zuzuſchreiben, denn es gebe doch auch manche herrlich blühenden Schulen. „Was ſollen wir zu den Schulen der Jeſuiten, wie man ſie nennt, abgeſehen von der Religion, ſagen? Wahrlich, dieſe Schulen, an ſo verſchiedenen und weit von einander entlegenen Orten allenthalben zerſtreut, könnten nicht überall dieſen Ernſt der Zucht, dieſen Fleiß und dieſe Beharrlichkeit bei Lehrern und Schülern in Erfüllung ihrer Pflichten aufweiſen, wenn jene gänzliche Auflöſung der Disciplin in einem göttlichen Verhängniß ihren Grund hätte.“

Abgeſehen von der Religion! meint Chyträus. Das war aber gerade der Hauptpunkt bei der ganzen Erziehung, dasjenige, was die Jeſuitenſchulen für immer von den proteſtantiſchen Schulen unterſcheiden ſollte. In jenen blieb die Religion, die große, katholiſche Weltreligion Jeſu Chriſti, die Hauptangelegenheit der Erziehung, von der Wiſſenſchaft und Leben ihren Werth und ihre Weihe erhalten ſollten; in dieſen blieb ſie ein Fach, das der Landesherr gnädigſt neben andern Fächern lehren zu laſſen beliebte und das praktiſch weniger auf die poſitive Glaubensbethätigung ausging, als auf einen gründlichen Haß gegen die katholiſche Kirche. Von dieſem Haß ſollten die Jeſuiten auch ihren redlicheren Theil mitbekommen. Mit ihrem Wirken fing auch ihre Verfolgung an und hat bekanntlich nicht aufgehört bis auf den heutigen Tag.

Wenn Janſſen in den früheren Bänden gründlich mit der alten Reformationslegende aufgeräumt hat, ſo hat ſeine Forſchung in dem vorliegenden nicht weniger tief das altproteſtantiſche Jeſuitenmärchen getroffen. Möge ſeine von verläßlichſtem Actenmaterial geſtützte Darſtellung bei den Proteſtanten Glauben finden und die haarſträubenden Vorurtheile zerſtreuen, welche gegen die Geſellſchaft Jeſu in Deutſchland noch gang und gäbe ſind. Es iſt wahr, die Geſellſchaft Jeſu ſteht dem deutſchen Proteſtantismus als unermüdlicher Widerpart gegenüber; das lehrt die Geſchichte klar und deutlich, und es wäre Thorheit, dieſen tiefen principiellen Gegenſatz bemänteln zu

wollen. Sie iſt aber allzeit ein offener und ehrlicher Gegner geweſen. Als ihre Hauptaufgabe hat ſie indeſſen immer die poſitiven Ziele des chriſtlichen Lebens betrachtet, die Seelen zur Übung chriſtlicher Religion und Sitte, zur vollkommenen Liebe Gottes und der Menſchen zu führen und ſo ihr Glück in dieſem wie in dem andern Leben zu begründen.

Dem Geſchichtſchreiber des deutſchen Volkes aber ſind wir zu großem Danke verpflichtet, daß er, unbeirrt von den Tendenzlügen, Schmähungen und Verleumdungen dreier Jahrhunderte, welche leider auch in katholiſchen Kreiſen nur zu oft Glauben gefunden haben, der Geſellſchaft Jeſu in Deutſchlands Geſchichte den ihr gebührenden Platz angewieſen hat: nicht den ihr boshaft angedichteten über oder neben den höchſten kirchlichen Autoritäten, nicht denjenigen einer unheimlichen Inquiſitionsmacht hinter dem Rücken des Apoſtoliſchen Stuhles, nicht denjenigen eines Ordens, der auf Koſten des Weltprieſterſtandes und aller andern Orden herrſchen will, ſondern den beſcheidenen Platz einfacher, ehrlicher und treuer Hilfsarbeiter im Schifflein Petri, die im Sturm oft hart mitgenommen, ſtandhaft an ihrem beſcheidenen Poſten gewirkt, und, geleitet von einer alle Völker umfaſſenden Liebe, auch dem deutſchen Volke mit freudigem Opfermuthe gedient haben.

A. Baumgartner S. J.

1. **Lehrbuch des katholiſchen Kirchenrechts.** Von Dr. **Herm. Gerlach,** Domcapitular und Geiſtlicher Rath zu Limburg. Vierte, verbeſſerte und bedeutend vermehrte Auflage. 8°. XIX u. 699 S. Paderborn und Münſter, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 12.

2. **Handbuch des Kirchenrechtes.** Von **Rudolf Ritter v. Scherer,** Doctor der Theologie und der Rechte, fürſtbiſchöfl. w. Conſiſtorialrath, ord. Profeſſor des Kirchenrechtes an der k. k. Univerſität Graz. I. Band. I. Hälfte. 8°. VI u. 308 S. Graz, Moſer, 1885. Preis: *M.* 6.40.

1. Das Urtheil, welches die ſtarke Verbreitung erſteren Werkes über dasſelbe bereits thatſächlich ausgeſprochen hat, beſtätigen wir gern: es iſt ein ungemein brauchbares Handbuch zur Einführung in's Studium des Kirchenrechts. „Die Kirchenrechts-Wiſſenſchaft hat zunächſt das geltende kirchliche Recht auseinanderzuſetzen. Weil dieſes ein Product von Jahrhunderten iſt, ſo ſoll ſie die Anfänge in der Vergangenheit aufſuchen und von da aus die geſchichtliche Entwicklung nachweiſen. Endlich muß ſie das geltende Recht nicht bloß im Zuſammenhange mit der Vergangenheit, ſondern auch in ſeinem innern organiſchen Zuſammenhange erfaſſen: die vielen einzelnen Rechtsſätze ſind auf allgemeine Rechtsregeln zurückzuführen und als die aus dieſen ſich ergebenden Conſequenzen hinzuſtellen; es ſind die Motive für die einzelnen Normen aufzuſuchen, und iſt dazu anzugeben, wie das Einzelne der Idee, dem Weſen und Endzwecke der Kirche entſpricht."

Dieſe kurzen und klaren Worte geben die Idee wieder, welche dem Verfaſſer bei Abfaſſung ſeines Werkes vor Augen ſchwebte; dieſe Idee iſt bei

aller Kürze nicht weniger klar ausgeführt. Eingehender Nachweis der einzelnen Sätze lag nicht im Plane; er iſt vielfach nur angedeutet durch Verweiſen auf die einſchlägigen Beweisſtellen und durch Angabe einer Fülle von Monographien, durch welche dem Leſer für ein tieferes Eingehen in die einzelnen Fragen Auskunft geboten iſt. Das Ganze wird in vier Bücher abgetheilt: 1. Quellen, 2. Kirchenverfaſſung, 3. Ordensverfaſſung, 4. Verhältniß der Kirche zu den Staaten. Das zweite Buch iſt ſelbſtverſtändlich das inhaltreichſte und bedeutendſte. Der Verfaſſer gliedert es ab nach den beiden Ständen der Laien und Geiſtlichen; bei jedem der beiden Stände werden die Rechte und Pflichten beſprochen; bei dem erſteren Stande werden dieſelben um Taufe und Ehe gruppirt, bei letzterem um Weihe und Amtsgewalt. Wenn auch die gegebene Eintheilung nicht ganz von Schwierigkeiten frei iſt, ſo hat ſie doch den großen Vorzug von Einfachheit und Klarheit für ſich. — Etwas mager, auch verhältnißmäßig, will uns die rechtliche Darlegung der Concordate auf nicht ganz zwei Seiten (S. 44—45) bedünken. In mehreren Partien gibt der Verfaſſer in ausgiebiger Weiſe die Ausſprüche auch akatholiſcher Gelehrten an, um ſie zu Gunſten der katholiſchen Kirche zu verwerthen. Für unſere Verhältniſſe iſt das intereſſant und nützlich; doch wäre hie und da eine Berichtigung in ein paar Worten wohl am Platze, da Ausdrücke akatholiſcher Männer meiſtens ſchielen; ſo in der Note 2 zu S. 6, wo das Recht der Kirche von A. v. Scheurl gar arg in „lediglich weſentliche innerkirchliche Verhältniſſe" hineingebannt wird. Aus § 15 S. 15 ff. dürfte wohl der Leſer in dem einen oder andern Punkte eine nur mangelhafte Idee von dem Rechte der Kirche ſich bilden: wenn z. B. auch factiſch der Vermögenserwerb der Kirche ſich meiſt nach den Landesgeſetzen richtet, ſo iſt dieſes doch nicht grundſätzlich der allein rechtliche Weg; grundſätzlich ſteht in der Hinſicht, auch geſetzgeberiſch, die Kirche dem Staate nicht nach. — Am Schluß ſtellt der Verfaſſer zur Anbahnung des Friedens zwiſchen Kirche und Staat einige Punkte auf, welche eine wünſchenswerthe Erleichterung in der ſogenannten Maigeſetzgebung ſchaffen würden. Relativ zu der beſtehenden Vergewaltigung wären es immerhin Erleichterungen, aber als dauerhafte Inſtitutionen würden ſie die Kirche noch ſtark in Feſſeln laſſen; beachtungswerther als jener Vorſchlag dünkt uns daher die nachfolgende Erklärung, daß die Herſtellung vollen Friedens ein Zurückgreifen auf jene Verhältniſſe erheiſche, wie ſie vor dem Bruch mit dem der Kirche zugeſicherten Rechte beſtanden.

2. Anlage und Ausführung des an zweiter Stelle genannten Werkes laſſen nach dem bis jetzt vorliegenden Theil auf ein ſehr inhaltreiches und gelehrtes Kirchenrecht ſchließen. Der Verfaſſer theilt das ganze Werk in folgende Bücher: 1. Grundlegung, 2. Quellen des Kirchenrechtes, 3. kirchliche Verfaſſungslehre und 4. kirchliche Verwaltungslehre. Der I. Band ſoll die drei erſten Bücher, der II. das weitaus umfangreichere vierte Buch liefern. Die jetzt erſchienene erſte Hälfte des I. Bandes enthält Buch I und II. Nach einigen einleitenden Erörterungen über Recht und Rechtsbegriff wird im erſten Buch eine ſummariſche Erklärung von der Kirche, ihrer Gewalt und Verfaſſung gegeben, um dann in größerer Ausdehnung das rechtliche Verhältniß

zwiſchen Kirche und Staat hiſtoriſch darzulegen und bis auf die gegenwärtigen Verhältniſſe der einzelnen Länder zu verfolgen. Das zweite Buch liefert eine theoretiſche Erörterung und eine geſchichtliche Darſtellung der Rechtsquellen.

Legen wir als Maßſtab zur Beurtheilung des Werkes allein die Reichhaltigkeit des Stoffes und eine geordnete Gliederung an, dann werden wir, nach dieſer Seite hin, vorausſichtlich dem Ganzen einen der erſten Plätze unter den beſtehenden Lehrbüchern des Kirchenrechts anweiſen müſſen: ſo ſehr gibt der Verfaſſer auf gedrängtem Raum eine wahre Fülle von Stoff, vor Allem, was die geſchichtliche Darlegung ſowohl der kirchlichen Rechtsquellen als auch der Verhältniſſe zwiſchen Kirche und Staat angeht. Ferner iſt hervorzuheben, wie vollkommen der Verfaſſer — es ſchaut das faſt aus jeder Zeile heraus — ſeinen Stoff beherrſcht, und wie groß ſeine Vertrautheit mit der ganzen einſchlägigen Literatur iſt, von den größeren Werken angefangen bis hinab zu den Monographien und Aufſätzen in Zeitſchriften, welche eine derartige Frage wiſſenſchaftlich behandelt haben. Faſt wortkarg, will derſelbe bei der Darſtellung ſeines Stoffes augenſcheinlich nur die Subſtanz der Sache bieten. Die eingehendere Begründung von gar Manchem überläßt er entweder dem mündlichen Vortrag des Lehrers oder dem Privatfleiße des Leſers, der in den umfangreichen Anmerkungen zur Weiterförderung ſeiner Kenntniſſe zahlreiche Winke findet und dem in der Literaturangabe eine kaum zu bewältigende Maſſe von Material geboten iſt. Das iſt der vom Verfaſſer ſelbſt ausgeſprochene Zweck der vielen Noten und Belege. Wir geſtatten es uns, hier ſogleich einen doppelten Wunſch anzuknüpfen. Bei der allgemeinen Literaturangabe in § 20 ſind die katholiſchen und akatholiſchen Schriftſteller durch ein Zeichen unterſchieden: es wäre gewiß erwünſcht, überall ſtatt der unterſchiedsloſen Vermengung der Autoren jene Kennzeichnung des confeſſionellen Unterſchiedes durchgeführt zu ſehen. Sodann will es uns ſcheinen, daß doch an mehr Stellen, als es geſchehen iſt, eine kurze Begründung zu geben am Platze geweſen wäre: es hätte das ohne erhebliche Vermehrung des Umfangs geſchehen können; war aber dieſer einmal nicht mehr zu überſchreiten, dann möchte vielleicht Mancher eher noch eine kleine Einbuße an Erudition verſchmerzt haben. Nehmen doch jetzt mehrmals die keineswegs unwiderſprochenen oder unwiderſprechbaren Anſichten des Verfaſſers zu ſehr die Geſtalt eines Axioms an. Beiſpielsweiſe S. 16 (Note 19) die Verwerfung des Satzes: cessante causa legis, cessat lex, S. 21 (Note 9) die Befehdung derer, welche eine bloß zweifache kirchliche Gewalt annehmen; S. 138 Note 4 die leichten Kaufs als „müßig" abgefertigte Frage, ob und in wie weit ein Geſetzgeber an ſeine eigenen Geſetze gebunden ſei.

Doch das ſind nur Ausſtellungen von untergeordneter Bedeutung. Es iſt ein anderer, ſchwerer in's Gewicht fallender Punkt, welcher uns hindert, dem bis jetzt erſchienenen Theile des Handbuches unſere volle Anerkennung zu zollen. Der Verfaſſer iſt in eine bedauerliche Voreingenommenheit gegen das Naturrecht feſtgebannt. Das Naturrecht als Rechtsquelle erklären, beruht nach ihm „beſtenfalls auf Selbſttäuſchung"; jedes Recht iſt ihm „eine poſitive Norm" und zwar eine ſolche, die „die Einrede der Immoralität ſeiner

Satzungen nie gelten ließ" (S. 9). Dieſe Theorie legt ſich in der That wie ein abblaſſender Hauch auf die ſonſt glänzenden Ausführungen des Werkes und beeinflußt zumal die Darſtellung des ganzen langen Kapitels IV über das Verhältniß der Kirche zur Staatsgewalt. Das Naturrecht iſt dem Verfaſſer nur mehr das Ideal, dem ſich das poſitive Recht nähern oder mit dem es ſich in Einklang ſetzen ſollte. Uns aber — und wir ſind deſſen gewiß, ein vernünftiges Denken *fordert* dieſen Satz — iſt das Naturrecht nicht nur das Ideal, ſondern das weſentliche Fundament und die Lebenswurzel jedes poſitiven Rechtsſatzes, der, von dieſer ſeiner Lebenswurzel losgelöst, alle Bedeutung und jede Rechtskraft verliert. Rechtskraft iſt uns eben undenkbar ohne Verpflichtung im Gewiſſen und vor Gott; dieſe verpflichtende Kraft muß aber jeder poſitive Rechtsſatz vom Naturrecht entlehnen. Darum iſt ein poſitiver Rechtsſatz, der zu etwas Unmoraliſchem anhalten wollte, eben nur ein Scheinrecht, in ſich jeder Rechtskraft bar. In dem Sinne hat zweifelsohne Pius IX. die bekannten Geſetze irritae genannt. Wir können die höchſt bedenklichen Worte S. 54 nicht zu den unſerigen machen: „Jeder Macht (der kirchlichen und der ſtaatlichen) eignet ihr Rechtsgebiet und können katholiſche Unterthanen nicht zugeben, daß ein von der kirchlichen Behörde für ſchlecht und nichtig erklärtes Staatsgeſetz deßhalb kein Staatsgeſetz ſei, jene Erklärung hat vielmehr nur für den kirchlichen Rechtsbereich Geltung und umgekehrt." Nein, uns ſteht auch die Staatsgewalt zu hoch, als daß wir ihre Macht darauf beſchränken ſollten, mit Polizei und Büttel ihren Verordnungen Nachdruck zu geben; auch für ſie und ihr Geſetz beanſpruchen wir eine im Gewiſſen und vor Gott bindende Kraft. Darum müſſen wir uns aber auch dagegen verwahren, irgend eine Verordnung als wirkliches Geſetz oder als Rechtsnorm anzuerkennen, welche mit den Forderungen des Sittengeſetzes ſich in Widerſpruch ſetzt. Unrichtig iſt, daß „Ethos und Recht außer allem Verhältniſſe ſtehen" (S. 2). Eine unſittliche Verwendung eines Rechts läßt das Recht ſelber freilich noch nicht erlöſchen, aber *zu etwas Unmoraliſchem* gibt es weder ein Recht, noch irgend eine Pflicht. Darum braucht die Geltung des Rechts noch nicht „vom Urtheil des ſubjectiven Gewiſſens abzuhangen" (S. 9 Note 4), wohl aber muß ſie abhangen von der Übereinſtimmung mit der *objectiven* Norm der *Sittlichkeit*. Daß es „nicht nur Rechtsgeſetze gibt", räumen wir dem Verfaſſer gerne ein; aber jedes Rechtsgeſetz iſt weſentlich Geſetz, und deßhalb gehört die Frage „nach der Verbindlichkeit der Rechtsnorm im Gewiſſen" (S. 10) ſehr wohl in das Gebiet, welches die weſentlichen Bedingungen auch der Rechtsgeſetze berühren. Daß die Idee und Verfaſſung der Kirche poſitiv göttlichen Urſprungs iſt (S. 21), und daß dieſelbe nicht durch bloß naturrechtliche Theorien ihre richtige Erklärung findet, iſt dem gläubigen Katholiken ſelbſtverſtändlich. Aber deßhalb begehen diejenigen noch keinen Fehlſchluß, welche, wie Bouix, Fürſtbiſchof Aichner u. A., einem ungläubigen Staate gegenüber zum mindeſten diejenigen Rechte für die Kirche fordern, welche ihr nach dem rein natürlichen Geſellſchaftsrechte zuſtehen würden. Daß Chriſtus, der göttliche Stifter der Kirche, ihr weit mehr und weit höhere Rechte gegeben hat, hebt jenes geringſte Maß von natürlichen Rechten

nicht auf. Und ſelbſt nach naturrechtlichen Grundſätzen leiten ſich aus den von Chriſtus förmlich feſtgeſetzten Grundrechten der Kirche eine Menge Befugniſſe ab, welche ſehr wohl die göttlich-naturrechtlichen Befugniſſe genannt werden können. — Wenn aber aus der Verſchiedenheit der auch von kirchlich Geſinnten aufgeſtellten Theorien die Unmöglichkeit folgen ſoll, aus „ſogenannten naturrechtlichen" Principien das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat klar und ſicher zu entwickeln (S. 54, Note 15), dann muß man aus demſelben Grunde jeder Wiſſenſchaft Lebewohl ſagen, weil in jeder und in jedem Zweige derſelben vielfach verſchiedene Anſichten auftreten.

Alle göttlich gegebenen oder aus ihr abgeleiteten Befugniſſe und Rechte der Kirche ſind der Wandelbarkeit entzogen. Wenn auch je nach Zeiten und Verhältniſſen die Ausübung mancher derſelben ruht, vielleicht auf lange hin ruhen kann oder gar ruhen muß: ſo iſt damit ein Erlöſchen dieſer Rechte ebenſo wenig vollzogen oder angebahnt, als je die Zeit kommen wird, in der die Pforten der Hölle gegen die Kirche und ihr Felſenfundament ſiegreich wären. Es iſt daher auch ein mindeſtens mißverſtändlicher Satz, wenn S. 159 behauptet wird, „daß das Gebiet der kirchlichen Jurisdiction in immerwährendem Fluſſe begriffen war". Dem Worte Rechtsentwicklung wie Dogmenentwicklung eignet der Kirche gegenüber nur in ſehr beſchränktem Sinne eine richtige Unterſtellung. Es kann daher auch arge Verwirrung in die Begriffe bringen, wenn in dem Buche der „Grundlegung", in welchem die für das Kirchenrecht giltigen Rechtsprincipien klargelegt werden müſſen, für das ganze Gebiet des Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat die verſchiedenſten und ſich gegenſeitig am ſtärkſten widerſprechenden Theorien faſt nur nach ihrer geſchichtlichen Erſcheinung aneinander gereiht werden. Die wenigen kritiſchen Noten, mit welchen dieſe Darſtellung begleitet wird, und die die mittelalterliche Idee in ein gar nicht günſtiges Licht ſtellende Zeichnung können unmöglich den Leſer über das unterrichten und das unterſcheiden lehren, was nur thatſächliche Rechtsanmaßung ſeitens der Staatsgewalt und was wirkliches Recht für die Kirche war. Der Satz S. 41, mit dem der herrſchende Geiſt des Mittelalters gezeichnet werden ſoll: „Oft handelte es ſich (beim Grenzſtreit) um Wahrung des Kirchenrechts, öfter um Durchſetzung kirchlicher Vorrechte", iſt in ſeinem letzten Theile eine ganz unerwieſene Behauptung, beſonders da der Verfaſſer die von ihm ſogenannten „kirchlichen Vorrechte" dem „Kirchenrecht" gegenüberſtellt. Und wenn der Verfaſſer S. 159 dahin zu verſtehen wäre, daß die ſogenannte „privilegirte Stellung", welche die Kirche innerhalb der einzelnen chriſtlichen Staaten einnahm, ein ſolches Vorrecht ſei, welches der Kirche als Geſchenk von Seiten der Staatsgewalt zugefloſſen: ſo müßten wir dem ſelbſtverſtändlich entſchieden widerſprechen. Es iſt die Stellung, welche die Kirche einnahm, eine ſo nothwendige Folge aus dem unmittelbar von Chriſtus derſelben übertragenen Rechte, daß Pius IX. den Satz (Syll. 30) verwerfen mußte: „Die Immunität der Kirche und der kirchlichen Perſonen leitet ihren Urſprung aus dem bürgerlichen Rechte her."

Wir beſchränken uns auf dieſe Bemerkungen und bedauern es aufrichtig,

daß das Werk durch die von uns gekennzeichneten Anſichten des Verfaſſers für uns an ſeinem Werthe Einbuße erleidet. Die folgenden Bücher, ſo hoffen wir, werden wohl von dieſen Anſichten unbeeinflußt bleiben und uns zur rückhaltloſen Empfehlung Anlaß bieten.

A. Lehmkuhl S. J.

Commentar zum Buche des Propheten Joel. Von Dr. **Anton Scholz**, Profeſſor an der königl. Univerſität Würzburg. Gr. 8°. 92 S. Würzburg, Wörl, 1885.

Der Erklärer des Propheten Joel muß vor Allem zur Frage über die Zeit, in der Joel wirkte, Stellung nehmen. Da gibt es freilich eine bunte Muſterkarte von Meinungen, die ſich in die gewiß erkleckliche Zeit von 890 v. Chr. bis in die Machabäertage herab theilen. Doch die große Maſſe der Ausleger war bisher für ein hohes Alter des Joel, den man entweder der erſten Epoche des Königs Joas zutheilte oder zu einem Zeitgenoſſen des Propheten Oſee machte. Im Jahre 1879 trat Ad. Merx mit einem Commentar hervor, der den angeblich alten oder faſt älteſten Propheten zum jüngſten und letzten aller machte und ihn in die Zeit nach 445 ſetzte. Das Buch Joel ſelbſt faßt Merx im apokalyptiſchen Sinne auf als eine Studie über die vorangegangenen Propheten und deren Verheißungen. Dr. Scholz iſt gleichfalls überzeugt, daß Joel der nacherziliſchen Zeit angehöre; näher möchte er ihn den mit Esra Zurückgekehrten zutheilen, „unter denen er als Lehrer in der Synagoge in ſtiller Zurückgezogenheit an der geiſtigen Rückkehr ſeines ſich neu conſtituirenden Volkes arbeitete“ (S. 16). Die Gründe dafür findet Dr. Scholz in den Citaten Joels, in deſſen Schreibweiſe, Sprache und im Inhalt und Zwecke des Buches. Dieſe Darlegung hat des Intereſſanten und Anregenden gar Manches, fordert aber auch in manchen Stücken die Kritik heraus. Die Sprache ſelbſt z. B. ſoll die nacherziliſche Zeit verrathen (S. 10). Allein die dafür gebrachten Beiſpiele ſind nicht ſtringent; z. B. das Niphal von היה findet ſich auch im Exodus[1] und Deuteronomium, im Buche der Richter und Sprüchwörter; der Name Philiſthäa ſteht auch im Exodus und bei Iſaias; ein paar ἅπαξ λεγ. für Gegenſtände der Agricultur können nicht in's Gewicht fallen und brauchen auch nicht erſt nach dem Exil aus Meſopotamien hergeholt zu ſein. Wir ſind in der Kenntniß der hebräiſchen Sprache noch lange nicht ſo weit, daß wir beſtimmen könnten, dieſes oder jenes Wort kann nur nacherziliſch ſein. In den uns erhaltenen ſpärlichen Reſten der Sprache findet es ſich zufällig nur in einer Periode; aber folgt daraus, daß es nur in dieſer Periode exiſtirte? Beachtung verdient, was Merx ſagt: „So lange derſelbe Pſalm (2) von tüchtigen Hebraiſten für davidiſch (Ewald) und für maccabaiſch (Hitzig) angeſehen werden kann, ſoll man ſich bewußt bleiben, daß dieſe ſprachlichen Argumente in vielen Fällen ohne wirklich

[1] Ex. 11, 6 ſteht nahezu die gleiche Redensart, wie Joel 2, 2 mit Niphal von היה.

zwingende Kraft ſind" (Prophetie des Joel, S. 3). Mit den „Citaten" Joels iſt es auch eine eigene Sache. Dr. Scholz findet nahezu in jedem Verſe eine Beziehung auf einen früheren Propheten; ſogar Sätze, wie daß das Heuſchreckenheer „meinen Weinberg zur Verwüſtung machte und meinen Feigenbaum zum Reiſerhaufen", ſollen ſo aufzufaſſen ſein, daß Joel nach Oſee, Jeremias und Ezechiel unter Weinberg eben Israel verſtehe. Zu dieſen und ähnlichen Erklärungen iſt Dr. Scholz gedrängt, weil er vom Anfange an die Heuſchreckenplage und die Dürre ſo auffaßt, daß Joel zwar an Vorgänge ſeiner Zeit anknüpfe, aber trotzdem gleich beide Plagen als mit den Eigenſchaften des letzten Feindes und der letzten Drangſal ausgerüſtet beſchreibe. „Die Heuſchrecken, die Völker, der Nördliche ſind der bekannte letzte Feind" (S. 58). Daher iſt, wie mehrmals verſichert wird, der erſte Theil der Prophetie abſichtlich räthſelhaft und dunkel gehalten; Joel wählt abſichtlich Zweideutigkeiten und läßt es bei ſeinen Hörern oder Leſern zu keiner beſtimmten Auffaſſung kommen, bis endlich im letzten Kapitel „die Erklärung des Geſagten" gegeben wird. Auch dieſes Kapitel beſchreibt ſchon in ſeinem erſten Theile trotz der ſpeciellen Anklagen gegen Phönizier und Philiſter, die mit den von Amos erhobenen Beſchwerden doch große Ähnlichkeit haben (vgl. Amos 1, 6—12), „den letzten Act der Weltgeſchichte"; freilich ſo, daß mit V. 9 die Beſchreibung von vorne anfängt (S. 76. 84). Ebenſo iſt dem Herrn Verfaſſer das et erit post haec u. ſ. f. trotz des post haec mit dem vorausgehenden Abſchnitt parallel verlaufend.

Da für den von P. Cornely in Angriff genommenen Cursus S. Scripturae der Commentar zu den kleinen Propheten, der im Manuſcript fertig iſt, wohl im nächſten Jahre bei Lethielleux in Paris erſcheinen wird, ſo wird es hier nicht nöthig ſein, in eine nähere Beſprechung der Scholz'ſchen Auffaſſung einzugehen. Sie iſt im Commentar gegeben, auf den wir den Leſer unterdeſſen verweiſen. Hier ſei nur noch bemerkt, daß das Buch des Dr. Scholz manche treffende und feine Bemerkung enthält, mit großer Akribie, beſonders für die ſprachliche Seite des Phropheten und für die Vergleichung mit den anderen Propheten, gearbeitet iſt und daher auch für das Studium der übrigen Propheten manchen Gewinn abwirft. Freilich wird man auch da manchmal ein Fragezeichen zu machen haben. Ob wohl das Daniel'ſche occidetur Christus . . . deficiet hostia et sacrificium (9, 26. 27) endgeſchichtlich zu erklären iſt von dem großen Abfall, in dem das meſſianiſche Reich zu verſchwinden und unterzugehen ſcheint (= occidetur Christus?), und vom Aufhören des neuteſtamentlichen Opfers (S. 38. 74)? Dabei wird dann Dan. 9, 25: et rursum aedificabitur platea et muri in angustia temporum, vom Auf- und Ausbau des meſſianiſchen Reiches, d. h. von der ganzen Zeit des Beſtandes der Kirche erklärt. Räthſelhaft klingt auch der Satz: „Unfraglich der ſchlimmſte Feind iſt der, welchem in Folge der Sünden nach dem Gerichte der Menſch von ſeinem Tode bis zur Auferſtehung oder zu ſeiner Auferſtehung überliefert wird" (S. 13), und was S. 74 damit zuſammenzuhängen ſcheint.

J. Knabenbauer S. J.

Grundlinien der Philoſophie als Aufgabe, Geſchichte und Lehre zur Einleitung in die philoſophiſchen Studien. Von Dr. **Paul Haffner.** Mainz, Franz Kirchheim. I. Grundlinien der Aufgabe der Philoſophie. 8°. 328 S. Preis: *M.* 3.30. — II. Grundlinien der Geſchichte der Philoſophie. 8°. 1136 S. Preis: *M.* 12.40.

Zweck des vorliegenden Werkes iſt es, in weiteren Kreiſen zu philoſophiſchen Studien anzuregen, vorzubereiten und einzuführen. Mit Rückſicht auf die Verhältniſſe der Gegenwart hält zunächſt der hochw. Herr Verfaſſer mit Recht eine Verſtändigung über die (wahre und geſunde) Philoſophie für ein dringendes Bedürfniß und wendet darum ſeinen aufmerkſamen Blick nach drei Richtungen hin. Er ſchreibt:

„1. Vor Allem iſt es nothwendig, die Aufgabe der Philoſophie in ihren Grundlinien zu zeichnen. Mit dem Worte Aufgabe faſſen wir alles zuſammen, was die Philoſophie ihrem Begriffe gemäß zu ſein, zu thun, zu werden beſtimmt iſt; alſo nicht bloß das Problem, das ſie zu löſen, oder den Gegenſtand, den ſie zu erſtreben und darzuſtellen hat, ſondern auch die Methode, in welcher ſie dieſes zu leiſten vermag, und die Ordnung, in der ſie ſich zu entwickeln hat; eben darum auch die Stellung, welche ſie inmitten des geiſtigen Lebens einnimmt.

2. Die Philoſophie iſt aber nicht eine Aufſtellung des gegenwärtigen Augenblickes, welche ihren Vollzug erſt in der Zukunft zu finden hat. Sie iſt eine Thatſache der Geſchichte. Eine Verſtändigung über die Philoſophie muß darum auch die hiſtoriſche Geſtalt der Philoſophie in's Auge faſſen und muß wenigſtens die Grundlinien der Entwicklung angeben, welche dieſelbe im Laufe der Jahrhunderte gefunden und deren Verlauf die Geſchichte uns aufbewahrt hat.

3. Endlich iſt die Philoſophie eine Lehre. Sie hat einen beſtimmten Gehalt an Wahrheiten, welche Gegenſtand und Ergebniß ihrer Unterſuchung ſind. Wenn, wie wir zeigen werden, ihre Aufgabe in der Natur des Menſchen mit Nothwendigkeit begründet iſt, und wenn alle Völker und Jahrhunderte an ihrer Löſung arbeiteten, ſo iſt mit Sicherheit zu erwarten, daß auch ein beſtimmter, weſentlicher und bleibender Lehrgehalt in ihr erwachſen iſt. Auch dieß haben wir in's Auge zu faſſen, wenn wir in der Einleitung den Verſuch machen, eine eingehendere Verſtändigung über die Philoſophie zu erzielen."

Aus dieſen kurzen Sätzen dürfte klar geworden ſein, daß die Aufgabe, Geſchichte und Lehre der Philoſophie nach Auffaſſung des geiſtreichen Herrn Verfaſſers nicht ſowohl drei Unterabtheilungen einer Arbeit, als vielmehr drei verſchiedene, ſich ergänzende und erläuternde Arbeiten über einen und denſelben Stoff bezeichnen; damit iſt auch jedes Bedenken über die anſcheinend häufigen Wiederholungen in völlig genügender Weiſe beſeitigt.

Sehen wir uns jetzt die beiden vorliegenden Theile etwas näher an.

1. Die Grundlinien der Aufgabe der Philoſophie beginnt der Herr Verfaſſer ſeinem Programm entſprechend damit, daß er einen allſeitig erſchöpfenden Begriff von der Philoſophie zu gewinnen ſucht. In treuem Anſchluß und

ſteter Rückſichtnahme auf die concrete Menſchennatur gelangt er zu dem Reſultat: „Als Vorſtufe der übernatürlichen Erkenntniß des Glaubens und als Vorgeſchmack ihrer Vollendung in der ewigen Seligkeit iſt die Philoſophie ein dem menſchlichen Geiſte von Gott gegebenes, von Natur aus vorgeſchriebenes, darum unabweisbares Streben nach Verähnlichung mit der göttlichen Weisheit und nach Vereinigung mit Gott, als der höchſten, abſoluten und erſten Wahrheit“ (Kap. 1). Der Gegenſtand der Philoſophie wird in Kap. 2 eingehend und genau beſtimmt. Kapitel 3 beſpricht die Quellen der philoſophiſchen Erkenntniß, die Principien der Philoſophie und die verſchiedenen Verfahren bei der philoſophiſchen Unterſuchung, endlich das Verhältniß der philoſophiſchen Forſchung zur Auctorität. Nachdem dann in Kapitel 4 die verſchiedenen Eintheilungen und Anordnungen des philoſophiſchen Stoffes geprüft worden, zeigt uns Kapitel 5 mit warmer Beredſamkeit in der wahren, echten, chriſtlichen Philoſophie die Grundlage der idealen, ſittlichen und religiöſen Bildung des Menſchen. Sollen wir nach dieſer kurzen Inhaltsangabe, welche den Reichthum des verarbeiteten Stoffes mehr ahnen als überblicken läßt, unſern Eindruck und unſere Anſicht kurz zuſammenfaſſen, ſo verdienen die einzelnen Kapitel der Reihe nach unſere volle Anerkennung wegen der geiſtig tiefen Auffaſſung, der maßvollen Ruhe, der meiſterhaften Gruppirung, durchſichtigen Klarheit und aufrichtigen Begeiſterung, und wir bedauern nur, die erwähnten Vorzüge nicht durch ausführlichere Belegſtellen aus den betreffenden Kapiteln augenſcheinlich beweiſen zu können. Eine oder die andere jedoch dürfen wir nicht unterdrücken. So heißt es z. B. im Schlußkapitel über den Einfluß der Philoſophie auf das religiöſe Leben des Menſchen:

„Daß eine Wiſſenſchaft, welche Gott läugnet, welche das geiſtige Leben des Menſchen verkennt, welche nur für die niederen Werke der materiellen Technik Sinn hat: daß eine ſolche Wiſſenſchaft das religiöſe Leben aufheben muß, iſt unbeſtreitbar . . . Um zu beten, muß man einen geiſtigen Gott erkennen und ſelbſt ſeines geiſtigen, vernünftigen und freien Lebens ſich bewußt ſein. Daß Leſſing, Kant und Schleiermacher nicht beteten, hat David Strauß zu beweiſen ſehr überflüſſig ſich bemüht. Man kann ſich mit Bitten nicht an eine mit Nothwendigkeit wirkende allgemeine Vernunft wenden; noch an ein ſubjectives Ideal, dem die Realität fehlt; am allerwenigſten kann man zu ſich ſelbſt beten und die Schöpfung des eigenen frommen Gefühls anrufen. Nur ein objectiv realer perſönlicher Gott kann Gegenſtand des religiöſen Strebens ſein.“ — „Man kann Gott nicht erkennen, ohne ihn zu lieben. Darum iſt die philoſophiſche Betrachtung Gottes die natürliche Schule der Gottesliebe. Die Betrachtung der Eigenſchaften Gottes wie ſeiner Werke muß nothwendig das Gemüth ergreifen und es zur Liebe desjenigen emporheben, den zu genießen des menſchlichen Geiſtes höchſter Vorzug und größte Glückſeligkeit iſt . . . Der gebildete Philoſoph kann auch aus dieſen abſtracten Begriffen die Liebe Gottes ſchöpfen, und erſt recht aus dieſen, wie der Stahl aus dem Kieſel das hellſte Feuer ſchlägt. Wer immer mit Ernſt die Begriffe der unendlichen Vollkommenheit, Wahrheit, Güte, Schönheit betrachtet, wird finden, daß ſie im höchſten Maße geeignet ſind, das menſch-

liche Gemüth zur Liebe Gottes zu entzünden. — Die innige Verwandtſchaft, in welcher die philoſophiſche Bildung mit der religiöſen ſteht, iſt in der katholiſchen Kirche ſtets feſtgehalten worden. Die größten Heiligen der Kirche waren nicht zum geringſten Theile die Meiſter der philoſophiſchen Bildung . . . Die Orden der katholiſchen Kirche haben ſtets die Übung der Frömmigkeit mit der Pflege der philoſophiſchen Wiſſenſchaft vereinigt."

Solche Worte thun jedem edlen Herzen wohl und können ihren Zweck nicht verfehlen. Darum ſind wir der Überzeugung, daß der hochw. Herr Verfaſſer in dieſem erſten Theil ſeines Werkes ſein „weſentlich praktiſches", und wir dürfen hinzuſetzen, wirklich apoſtoliſches Ziel vollſtändig erreicht hat.

In den Grundlinien der Geſchichte der Philoſophie iſt zunächſt mit Rückſicht auf den maßgebenden Zweck der Arbeit ein überaus reichhaltiger Stoff behandelt; beſonders iſt die Patriſtik und Scholaſtik relativ ſehr ausführlich und mit einer gewiſſen wohlthuenden Vorliebe dargeſtellt. Die Charakterzüge der Hauptperioden wie auch der wichtigeren Unterabtheilungen ſind durchweg richtig erfaßt; dieſelben werden jedesmal in kurzen, ſcharfgefaßten Theſen den einzelnen Abhandlungen vorausgeſchickt und dann eingehend dargelegt und erwieſen. Überhaupt verſteht es der hochw. Herr Verfaſſer meiſterhaft, durch klares Urtheil, geeignete Gruppirung und maßvollen Ausdruck den eigenthümlichen Geiſt jeder philoſophiſchen Richtung kurz und überzeugend zur Anſchauung zu bringen. So wird jeder billig denkende Leſer gern dem Geſammturtheil über die antike Philoſophie beiſtimmen: „Faſſen wir alle dieſe Geſichtspunkte zuſammen, ſo wird unſer Urtheil über das Ergebniß der antiken Philoſophie nach keiner Richtung hin ein abſolutes ſein. Wir werden anerkennen, daß ſie mit hoher Energie ihr wahres Ziel erfaßt und ſich ihm zugewendet habe, es aber feſtzuhalten nicht vermochte; daß ſie die Principien der Vernunftwahrheit wohl zu finden, aber dieſelben nicht zu behaupten im Stande war; daß ſie die heidniſche Religion durchbrach, aber nur, um zu ihr wieder zurückzukehren" (S. 256). Über die Scholaſtik äußert ſich Dr. Haffner ſehr richtig dahin: „Mit Unrecht wird behauptet, die Scholaſtik mache wahre philoſophiſche Forſchung unmöglich, indem ſie dieſe der Lehrauctorität der Kirche unterordne. Ebenſo falſch iſt die entgegengeſetzte Anklage, die Scholaſtik zerſtöre die Glaubenswahrheiten, indem ſie dieſelben aus der Vernunft beweiſe." — Nicht bloß geiſtreich, ſondern tief wahr und im Verlauf des ganzen Werkes wohlbegründet iſt es, wenn nach der Auffaſſung des hochw. Herrn Verfaſſers Chriſtus als Mittelpunkt aller menſchlichen Culturentwicklung, gewiſſermaßen als Achſe der Weltgeſchichte erſcheint. Darum ſchon dürfte denn auch der Schlußſatz des Ganzen nicht zu kühn ſein, wo es heißt: „Dieſe eine, allgemeine und permanente philoſophiſche Wiſſenſchaft ſteht in ihren, mit den Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens zuſammenhängenden Principien unerſchütterlich feſt; muß aber in ihren einzelnen Theilen wie in ihrer Geſammtordnung eine ſtetige Vervollkommnung finden, und insbeſondere in der Gegenwart, alle wahren Ergebniſſe der neueren Wiſſenſchaften ſich aneignend, alle falſchen Anſchauungen überwindend, ſich erneuern." Leider iſt beſonders der zweite Theil des vor-

liegenden Werkes reich an Druckfehlern und anderweitigen Ungenauigkeiten. Dieſelben verrathen eine übergroße Eilfertigkeit, welche bei den vielen andern Berufsarbeiten des für alles Gute raſtlos thätigen Herrn Verfaſſers allerdings wohl zu erklären iſt, aber doch bei der Wichtigkeit des Werkes zu bedauern bleibt. Da indeß dieſer Punkt ſchon von anderer Seite des Näheren beleuchtet wurde, wollen wir hier nicht weiter darauf eingehen. Wir ſchließen vielmehr mit dem Wunſche, daß dem Werke ob ſeiner hohen Vorzüge eine recht günſtige Aufnahme zu Theil werden möge.

Th. Brühl S. J.

1. **Kripplgſängl und Kripplſpiel** in der oberöſterreichiſchen Volksmundart. Geſammelt und herausgegeben von P. **Sigmund Fellöcker**, k. k. Schulrath, Geiſtlicher Rath, Prior des Stifts Kremsmünſter. 1.—6. Bändchen. 12°. Linz, Haslinger, 1880—1885. Das Bändchen zu 120—128 S. à 80 *Pf.*
2. **Allálai chriſtligö Gſanger und Gſpiel** in der oberöſterreichiſchen Volksmundart. Herausgegeben von P. **Sigmund Fellöcker**, k. k. Schulrath ꝛc. Erſtes Bändchen. 12°. 256 S. Linz, Haslinger, 1883. Preis: *M.* 2.

Während man früher unſere deutſchen Volksmundarten höchſtens zum Ausdrucke bäueriſcher Rohheit geeignet hielt und ſich mit der Hoffnung tröſtete, dieſelben baldigſt durch die „Sprache der Gebildeten" verdrängt zu ſehen, hat die neuere Zeit, namentlich ſeit den Triumphen Fritz Reuters, denſelben ein reges Intereſſe zugewandt, und dürften wir kaum irren, wenn wir ſolches auch bei unſern Leſern für die oben zur Kenntniß gebrachten oberöſterreichiſchen Dialektdichtungen vorausſetzen. Dieſe Poeſien ſind aber noch unter einer andern Rückſicht höchſt intereſſant; denn ſie ſind ein köſtlicher und einziger Beleg für das ſchöne Eichendorff'ſche Wort: Wer einmal wahrhaft jung geweſen, der bleibe es zeitlebens. Welch jugendfriſches poetiſches Leben und Weben, welch überſprudelnden Humor und zugleich welch ungeſchminkte Frömmigkeit bergen nicht — das bekunden dieſe Gſängl und Gſpiel — die anſcheinend altersgrauen Stifte des oberen Öſterreich, das 800jährige Reichersberg und das uralte Cremifanum (Kremsmünſter), das vor bald zehn Jahren ſeinen 1100jährigen Geburtstag gefeiert hat!

Zum Verſtändniſſe vieler der Dichtungen iſt es nothwendig, kurz der Veranlaſſung zu erwähnen, welche die meiſten dieſer Lieder in's Daſein rief. Zu Weihnachten 1842 hatte der hochw. Herausgeber zum erſten Mal den „Chriſtbaum als Schulfeſt" in der damaligen kaiſerl. königl. Hauptſchule zu Kremsmünſter veranſtaltet, eine Feier, die bald ſelbſt über die Grenzen Oberöſterreichs hinaus Beifall und Nachahmung fand. Dem wachſenden Bedürfniſſe nach paſſenden Declamationsſtücken für dieſe Feier verdanken wir zunächſt P. Fellöckers „Weihnachtskränze aus Dichtungen aller chriſtlichen Jahrhunderte", Münſter 1848. Bald wurden Gedichte in der heimathlichen Mundart beliebt; Freunde von Nah und Fern ſteuerten bei und

entfalteten ſo reiche dichteriſche Thätigkeit, daß der hochw. P. Prior den Plan faßte und ausführte, dieſelben in einen poetiſchen Bund, den „Sternſinger-Bund", zu vereinigen. Seinen Namen führt dieſer von der verbreiteten Volksſitte, nach welcher am Feſte der Erſcheinung des Herrn drei Burſchen, deren einer einen Stern an einer Stange trägt, von Haus zu Haus ihre Lieder ſingen. Die poetiſchen Erzeugniſſe dieſes volksthümlichen Bundes liegen vor in den bisher erſchienenen 6 Bändchen „Kripplgſängl" und dem einen Bändchen „Allálai chriſtligö Gſanger".

Weitaus der fruchtbarſte unter den Sternſingern iſt der hochw. Herr Eduard Zöhrer, Chorherr des Stiftes Reichersberg, Pfarrvicar von St. Lambrechten im Innkreiſe. Von den 6 Bändchen Weihnachtsliedern fällt ihm jedesmal der Löwenantheil zu, während das erſte Bändchen vermiſchter Gedichte ſein ausſchließliches Eigenthum iſt. „Dá Sternſingá Veitl", dieß iſt der Bundesname Zöhrers, iſt, wenn er auch nach Obigem nicht alt werden kann, doch auch nicht gerade jung, ſteht vielmehr ſchon im 76. Lebensjahre. Manchmal ſpielt der Dichter auf ſeine hohen Tage an, am rührendſten wohl in dem ſchönen Schlußliede des fünften Bändchens Kripplgſángl:

O Muettá dá Barmherzikeit!
As kimmt gen bald zán löſten Streit;
i bitt di, laß mi nöt in Stih,
dábarm di meiná, bitt für mi.

Denn bittáſt nöt, wie wur s mit mir?
Nöt zháſtö guet, ás grauſt má ſchier.
Ausgſtrichá láár bin i; han nir
zán Schulden zahln ö máná Büchſ.

Wann s d bitiſt für mi (das hoff i ſchon),
aſt macht mi s Chriſtkind los dávon:
„Se!" ſait s, „das nimm und ſchau dá dráf,
Dös Schlüſſerl ſpörrt 'n Himmel áf!"

Dábarm di meiná, bitt für mi,
i bitt di, la mi nöt in Stih!
O ſteh má bei in löſten Streit,
du Muettá dá Barmherzikeit!

Neben dem Chorherrn von Reichersberg finden wir mit Beiträgen vertreten die Benedictiner PP. Marcus Holter und Alexander Oberneder von Kremsmünſter, Maurus Lindemayr von Lambach, den Prämonſtratenſer Cajetan Koglgruber, Chorherrn des Stiftes Schlägl und mehrere Herren aus dem Weltklerus. Aber auch Männer aus dem Volke finden wir, einen Gärtner zu Steyr, einen Schmiedmeiſter aus Iſchl und zwei Kremsthalerinnen, die erſte Kreuzſchweſter zu Linz, die andere „Maierin" auf einem ſtiftiſchen Maierhofe. Der Leſer ſieht, daß er es nicht mit Poeſie *für's* Volk, ſondern mit ſolcher *aus* dem Volk zu thun hat, und wird uns gewiß Dank wiſſen, wenn wir ihm ein Gſángl von der „zweiten Kremsthalerin" als Probe mittheilen.

Kind:

Was gibts denn heunt bonn Kripperl
As wimmelt alls bonn Stall. [ent?
Wö ſánd denn wiedá d Leut zamgrennt?
Mir kám gen s Zidern bal.

Du, tragnt uns öppá d Engeln zlözt
dös göttlö Kind dávon,
áf dös má s ganz Vátraun ham gſözt?
Auweh! leicht ſtiribts ſchon?

Mueda:

Nán, nán! dár achtö Tag is heunt:
Sán Nam hat s Kinderl gkriegt!
der leuchtt, daß má, wann d Sunn nöt
'n Wög zán Himmel ſiegt. [ſcheint,

Dá ſüeßö Namen Jeſus is
dá wahrö Gnadenquell,
und rueſſt 'n an, ſá kriegſt á gwiß,
was d brauchſt für Leib und Seel.

Wär Jeſus nöt dá Gnadenbrunn,
nöt s ewö Liecht, mein Kind! —
was nutzát uns dort obmát d Sunn?
Mir blieben matt und blind.

Inn Finſtern und inn Trüeben fiſcht
ga gern dá böſö Feind:
kain Wunna, daß á viel dáwiſcht,
wo s ewö Liecht nöt ſcheint.

Das Gnadenbründerl waſcht uns a
und reinigt unſá Seel,
und gehngán má denn Liechtl nah,
ſá ſegn má klar und hell.

Alle:

Das Liecht, dein Nam, o Jeſukind!
das zaigt dö rechtö Bahn;
du gehſt voran, mir folgn dá blind,
ganz ſichá ſámmá dran.

O ſüeßá Namen Jeſus! ſcheinn —
o Gnadenbründerl! rinn
in unſá Seel; aft bleibn má reinn
und s Sterbn is unſá Gwinn.

Ja, wann dös löztö Stündl ſchlagt —
troz Teufels Trug und Liſt
dár allálözto Seufzer ſagt:
Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

Von dem reichen Inhalt der Kripplgſángl iſt ſchwer eine Idee zu geben, denn ſie laſſen ſich nun einmal nicht rubriciren. Das einzige Gemeinſame, was ſie haben, iſt eben, daß ſie in irgend einer oft nähern, oft entferntern Weiſe auf die Krippe Bezug nehmen und abwechſelnd bald den Humor, bald die tiefe Gefühlswelt des Volkscharakters zum Ausdruck bringen. Rührend iſt z. B. das Spiel C † M † B † von Cajetan Koglgruber, heiter „'n Störzenpederl ſein Standeswahl" von P. Oberneder. Maurer möcht' er wohl werden, fürchtet aber das Fallen; Müllerjunge wär' recht, müßt' er nur nicht ſo viel Staub ſchlucken; Bäcker noch beſſer, wenn nur das Aufſtehen nicht wäre. Schließlich wird der Ausſchlag dem Chriſtkind anheimgegeben, das ſich dafür entſcheidet, daß Pederl á Sternſingá werden ſoll. Dabei iſt — beiläufig geſagt — die Form keineswegs vernachläſſigt, ſondern durchgehends wohl, oft meiſterlich gehandhabt. Verſe wie die folgenden lieblichen Zeilen Zöhrers mögen es bezeugen:

Und da ſauſent
nach dö Tauſend
Schwálberl einá, göbnt 'n Kind
grüenö Zweigerl,
blawö Veigerl,
Röſerl, wie má ſ ſelten findt.

Zärtlö liſpelnt ſ,
lieblö wiſchpelnt ſ,
ſitzent iehm áf d Händt und Knie.
Thánt iehm ſchmeicheln
bis s ös ſtreicheln
thuet und deutt: „I han eng lie.

„Singts fein s Liederl
vo mánn Müederl,
grüeßts uns freundlö allö Leut!" —
Und dö Tauſend
Schwálberl ſauſent
übá s Möör, Gott waiß s wie weit.

Der Inhalt des ersten Bändchens vermischter Gedichte gruppirt sich also: Als Einleitung: Was und wie má singá wölle (S. 1—8). — 1. Unschuldigö Scherz (S. 9—124). Hier kommt ein ganz unverwüstlicher Humor zu seinem Rechte. Wer in Zukunft die Klöster noch als Stätten der Kopfhängerei und Stelldichein von Duckmäusern verschreien will, gegen den beantrage die Staatsanwaltschaft, daß er die „Unschuldigö Scherz" zwangsweise in's Hochdeutsche übertrage. Übrigens hat die „Innvierteler Volkszeitung" (1883, Nr. 47) Recht, wenn sie sagt: „Selbst denjenigen Gedichten Zöhrers, die mehr zur bloßen Unterhaltung dienen sollen, liegt nicht ein unschuldiger Scherz allein zu Grunde, sondern es ist meistens noch ein edler Kern und eine höhere Tendenz darin verborgen." — 2. A christligs Haus (S. 126—180). — 3. Die christlö Jungfrau (S. 181—253). In Aussicht genommen sind dem Vernehmen nach: 2. Band: Fürsehung Gottes, Gricht Gottes, Christligö Tugenden; 3. Band: Unchristlögs (Unarten und Laster); 4. Band: Dá Heiland und unsá liebö Frau, Allö liebe Heiligen; 5. Band: Gebet und Gnad, Tod und Ewikeit.

Gedichtet sind die Lieder natürlich nicht von vornherein nach diesem Plane, sind vielmehr (wie immer echter Dichter Weise ist) bald hier bald da wie Blumen aufgeblüht. Erst des kundigen Gärtners Hand hat, Form und Farben geschickt vertheilend, sie zum prangenden Blüthenstrauße vereinigt. Dem freundlichen Gärtner und den wackeren Sängern ein herzliches Vergelt's Gott und ein kräftiges Glück auf!

G. M. Dreves S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die christliche Philosophie, verglichen mit einigen philosophischen Systemen der Neuzeit. Von Dr. phil. Eugen Kadeřávek. 8°. 118 S. Olmütz, 1885. Preis: *M.* 1.80.

Der Herr Verfasser richtet die Schrift zunächst an seine frühern Schüler. Er nennt sie einen Widerruf, da er früher die Herbart'sche Philosophie empfohlen habe: dazu kann ihn nur das reine, aufrichtige Streben nach Wahrheit veranlaßt haben, welches sich auch in dem ganzen Buche klar ausspricht. Dasselbe verdient indessen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Der Kant'schen, Herbart'schen und Comte'schen Philosophie wird die scholastische oder christliche Philosophie gegenübergestellt. Das ist gewiß ein ebenso umfangreicher als wichtiger Gegenstand. Eine vollständige und umfassende Darlegung desselben läßt sich unmöglich auf kaum mehr als hundert Seiten geben. Das ist auch nicht der Zweck des geehrten Verfassers. Aber ein jeder, den die moderne Philosophie nicht zu befriedigen vermag, wird hier doch immerhin Auskunft erhalten, um sich zurechtzufinden. Zu diesem Zwecke reicht die kurze Schrift vollständig aus. Der

Stil ist nämlich nicht nur klar und anziehend, sondern auch außerordentlich kurz und gedrängt, so daß man wohl kaum über die genannten philosophischen Systeme etwas so Gründliches und Gediegenes auf so wenigen Seiten anderswo finden möchte. Andere wünschen früher erworbene philosophische Kenntnisse wieder aufzufrischen. Zum Studium größerer Werke lassen ihnen ihre Berufsgeschäfte nicht die hinreichende Zeit. Wem sollten nicht einige wenige Stunden zu Gebote stehen, um die vorliegenden Abhandlungen durchzulesen? Wir sind überzeugt, er wird sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sehen. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß dasselbe Werkchen zugleich in böhmischer Sprache erschienen ist.

Enchiridion philosophiae seu disciplina humanae rationis ad scientiam veritatis comparandam. Pars I, complectens Logicam universam, auctore Fr. Satolli, Socio Acad. Rom. S. Thom. Aquin. 8°. 270 p. Brunae 1884. Typis et sumptibus Pontificiae Typographiae O. S. B. Raihrad. Preis: *M.* 4.

Das Buch steht ganz auf dem Boden der alten Scholastik. Der Herr Verfasser behandelt nach Art der Alten und besonders im Anschluß an die umfangreichen Commentare des hl. Thomas das sogenannte Organon des Aristoteles in 37 Vorlesungen. Verdient nun auch die wahre und innige Vorliebe und Begeisterung für die großen Leistungen der großen Vorfahren in der christlichen Philosophie unsere volle Anerkennung, so dürfte es doch im Interesse sowohl der wahren Wissenschaft, als auch der großen Zeitbedürfnisse weniger zu empfehlen gewesen sein, sich mit der einfachen Wiedergabe der guten Lehre von ehedem fast ganz zu begnügen. Erstere nämlich wünscht, daß man auch die Errungenschaften späterer Zeit nicht übersehe; daß aber solche auch auf dem Gebiete der Logik gemacht worden, dürfte wohl außer Zweifel stehen. Letzteren dagegen entspricht man nur vollkommen, wenn man, übrigens ganz nach dem Vorbild der Scholastik, der positiven Lehre die gründliche Widerlegung der einschlagenden Irrthümer bezw. Schwierigkeiten folgen oder vorausgehen läßt. Mancher Lehrer, welcher seinem Unterrichte durch praktische Richtung Einfluß und Interesse, ja Geist und Leben verleihen möchte, wird es darum wohl bedauern, selbst wichtigere und zeitgemäße Controversen gänzlich aus dem vorliegenden Handbuch verbannt zu sehen. — Aus dem Zweck des Werkes, weniger dem Selbstunterricht als dem Professor zum Leitfaden bei seinen Vorträgen zu dienen, läßt es sich rechtfertigen, daß, wie auch die Vorrede schon erwarten läßt, der Stoff oft eher nur angedeutet als eigentlich dargelegt wird. Dieselbe Rücksicht mag den Herrn Verfasser auch bestimmt haben, die jetzt mehr beliebte genau systematische Eintheilung in Titeln und Überschriften zu unterlassen, den Stoff einfach nach Lectionen abzutrennen und den Zusammenhang in den Einleitungen der einzelnen Lectionen darzulegen. Das Gesagte soll, um das ausdrücklich hervorzuheben, keineswegs den Werth der vorliegenden Arbeit herabdrücken, sondern wir wollten nur mit Rücksicht auf die folgenden Bände einige wohl nicht ganz unberechtigte Wünsche ausgesprochen haben.

Supplementum ad Breviarium Romanum, complectens officia a superiori saeculo usque ad hunc diem a S. Sede edita praemisso officio B. M. V. per annum. Accedunt duae tabulae ex rubricis generalibus reformatis excerptae necnon Psalmi aliaque communia ad horas canonicas commodius recitandas. Editio altera a Rmo-

Ordinariatu Augustano approbata. 8°. 419 et 84 p. Campoduni, Koesel, 1885. Preis: *M.* 6.

Die Köſel'ſche Firma für liturgiſchen Verlag, die mit ihrem Urſprunge als „fürſtäbtliche Druckerei" bis in das ſechzehnte Jahrhundert hineinreicht, iſt auch heute noch erfolgreich bemüht, den Anforderungen der Zeit in würdiger Weiſe zu entſprechen. Wie wir vor zwei Jahren das neue „Officium hebdomadae sanctae" empfehlend anzeigen konnten, ſo haben wir jetzt auf ein für alle Brevierbeter wichtiges Verlagswerk aufmerkſam zu machen. Das vorliegende „Supplementum", in gleicher Ausſtattung und in gleichem Format mit dem 1879 erſchienenen vierbändigen Brevier und dem „Officium hebdomadae sanctae", enthält außer den allerneueſten Officien und den verbeſſerten Lectionen auch die übrigen, ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts für die ganze Kirche eingeführten, ſowie manche ſeit jener Zeit für einzelne Länder concedirte Officien. In einem Anhang, der auch ſeparat für 70 *Pf.* käuflich iſt, folgen die Votiv-Officien. Der übrige Inhalt iſt aus dem Titel erſichtlich. Den Beſitzern älterer Breviere wird ſomit das „Supplementum" eine recht willkommene Gabe ſein.

Die Aachener Männer-Congregation in ihrem Leben und Wirken. Den Marianiſchen Congregationen und katholiſchen Männern gewidmet von Kaplan Watermann, Präſes der Männercongregation. 12°. VIII u. 232 S. Aachen, Alb. Jakobi, 1885. Preis: 50 *Pf.*

Im Hinblick auf das noch andauernde Congregations-Jubeljahr ſind über Weſen, Bedeutung und Geſchichte der Marianiſchen Congregationen oder Sodalitäten manche trefflichen Schriften publicirt worden. Zu allen dieſen Publicationen liefert das vorliegende Büchlein einen höchſt gelungenen Commentar. Der verehrte Verfaſſer, ſeit Jahren ſelbſt Präſes der Männercongregation, deren Thätigkeit er ſchildert, hat den von unſerm Heiligen Vater Leo XIII. wieder dringend empfohlenen Congregationsgedanken mit klarem Verſtande erfaßt und mit großem Eifer und ſchönem Erfolg in der ihm anvertrauten Congregation gehegt. Nunmehr bietet er uns ein Bild concreter Wirklichkeit, deſſen locale Färbung das Intereſſe für Congregationen nicht abzuſchwächen, ſondern zu heben geeignet iſt. Auch die an und für ſich bedeutungsloſen Umſtändlichkeiten, deren hie und da in dem Büchlein Erwähnung geſchieht, dürften das Ihrige dazu beitragen, um zu zeigen, wie ſich die Thätigkeit einer Marianiſchen Männercongregation in der Bevölkerung einer größeren Stadt, zum Theil Fabrikſtadt, geſtaltet. Leicht wird der bedächtige Leſer das Weſentliche vom Unweſentlichen unterſcheiden; er wird beſtätigt finden, daß ſich das Weſentliche einer Marianiſchen Congregation (Vereinigung von Standesgenoſſen zu ausgeprägt katholiſchem Lebenswandel und apoſtoliſchem Seeleneifer) mit größter Leichtigkeit den verſchiedenſten Verhältniſſen des heutigen Lebens anzuſchmiegen vermag, ohne etwas von ſeiner Bedeutſamkeit einzubüßen; er wird in der Marianiſchen Congregation ein höchſt zeitgemäßes Mittel erkennen, womit in unſeren Tagen dem religiöſen Leben — namentlich der Männerwelt — in wirkſamſter Weiſe aufgeholfen werden kann. Die Idee, welche ſich in der Marianiſchen Congregation verkörpert hat, iſt in ſich feſt, beſtimmt, einfach, unwandelbar; aber in ihrer Anwendung auf die verſchiedenen Stände erweiſt ſie ſich als biegſam und entwicklungsfähig zu bunter Fülle. Vor uns haben wir das Bild einer Congregation für Bürger und Arbeiter. Anderweitig hat auch in den höheren Schichten der Männerwelt der Congregationsgedanke zu verſchiedenen Zeiten ſeine Kraft glänzend

bewährt. Vorliegendem populär geschriebenen Büchlein wünschen wir die weiteste Verbreitung, zunächst im deutschen Klerus. Der außerordentlich niedrige Preis wird dazu gewiß beitragen.

Geschichtsbild des deutschen Volksliedes, in Wort und Weise dargestellt und erläutert von Benedict Widmann. 8°. 122 S. Leipzig, C. Merseburger, 1885. Preis: *M.* 1.50.

Der Zweck, dem dieses Büchlein dienen will, ist ein äußerst verdienstlicher; denn es beabsichtigt, durch kurze, populäre Darstellung die herrlichen Forschungen auf dem Gebiete des deutschen Volksliedes in weitere Kreise zu tragen, deren Resultate oft in so gelehrten, oft in so kostspieligen Werken niedergelegt sind, daß sie entweder nur Fachleuten verständlich oder nur Wohlhabenderen zugänglich sind. Und doch ist es von hoher Wichtigkeit, daß das Verständniß und damit die Werthhaltung des alten Volksliedes in die weitesten, vor Allem in unsere Lehrerkreise getragen werde. Möge dieß dem ebenso faßlich als anziehend geschriebenen Büchlein mit seinen vielen, nach Text und Weise gleich interessanten Beispielen im reichsten Maße gelingen! Behandelt dasselbe, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in erster Linie das weltliche Volkslied, so wird dennoch der zu hoffende Nutzen gleichmäßig auch dem kirchlichen Volksliede zu Gute kommen, da die Freude an jenem nothwendig auch das Verständniß für dieses wecken muß.

Der Sudan, oder ein allgemeiner Überblick über das Insurrectionsgebiet, d. i. über den ägyptischen Sudan, besonders für Freunde der Mission von Central-Afrika, von Johann Dichtl, apost. Missionär. (Separat-Abdruck aus dem „Grazer Volksblatt".) 8°. 452 S. Graz, im Selbstverlage des Verfassers, 1885.

Ein recht interessantes, populär geschriebenes und dabei wohlfeiles Buch, das wir allen, welche über den Kriegsschauplatz des „Mahdi" im Sudan Näheres erfahren möchten, warm empfehlen. Auch nachdem man das einschlägige Kapitel in dem Buche von Dr. Paulitschke gelesen hat, wird man diese Schrift, welche wir der Feder eines Missionärs verdanken, der jahrelang an Ort und Stelle weilte und wirkte, mit Freuden und Nutzen lesen. Selbst Fachgelehrte werden manche interessante Einzelheit aus demselben erfahren, während der Verfasser sich allerdings zunächst an die breitern Schichten des Volkes wendet. Nach einer kurzen geographischen und geschichtlichen Einleitung erzählt uns Herr Dichtl die Eroberung des Sudan durch die Vicekönige von Ägypten und die politischen Ereignisse bis zum Auftreten des Mahdi. Die Schilderung der furchtbaren Rache der Djaalin und des Defterdar lassen die entsetzlichen Mordscenen, welche bei der Eroberung Chartums vorfielen, verstehen. Der zweite Theil enthält eine eingehende Beschreibung des Landes und seiner Bevölkerung. Ganz besonders schön hat der Verfasser den Anfang der Regenzeit in Chartum als Augenzeuge beschrieben. Mit großem Interesse liest man in dem Kapitel: „Der Nil als Verkehrsstraße", die Fahrt Dr. Knoblechers durch die Nilkatarakte und die Abschnitte: „Vegetation" und „Thierwelt", namentlich aber die Schilderungen der verschiedenen Negerstämme. Im dritten Theile sind die Ausführungen über die politische Eintheilung, Verwaltung, Rechtspflege, Steuerwesen und ganz besonders die eingehende Schilderung der Sklaverei und des Sklavenhandels, wobei auch einige europäische „Forscher" gebührend an den Pranger gestellt werden, sehr bemerkenswerth. Auch die culturgeschichtlichen Skizzen aus dem privaten und öffentlichen Leben sind gut aus-

geführt. Der vierte Theil, welcher die Religionsverhältnisse des ägyptischen Sudan darlegt, gibt einen ergreifenden Abriß der durch P. Ryllo S. J. 1848 gegründeten, mit so ungeheuern Opfern an Menschenleben bis auf die Gegenwart fortgesetzten katholischen Mission Central-Afrikas, welche zur Stunde durch den Mahdi fast gänzlich vernichtet ist. Dieses Kapitel allein wäre schon Grund genug, die vorliegende interessante Schrift warm zu empfehlen, um so mehr, da der Erlös dem Missionär zu neuen Unternehmungen Mittel geben soll. Herr Dichtl, der sein Buch ganz besonders den Wohlthätern der Mission weiht, hofft nämlich, nach Herstellung des Friedens wiederum nach dem Sudan zurückkehren zu können. Er schreibt uns aus Verona: „Die Sudan-Mission wird in Bälde wieder aufgenommen werden. Für die Stationen Schellâl und Chartum ist das Missionspersonal bestimmt, und auch in Suâkin soll eine Mission eröffnet werden, für welch letzteren Ort meine Wenigkeit bestimmt ward. Meine langersehnte Rückkehr ist demnach bevorstehend." Möge sich der Wunsch des Verfassers bald erfüllen! Jedenfalls wird seine Schrift viel dazu beitragen, daß die Theilnahme an der schwierigen Mission nicht schwinde.

Die Glocken von Sankt Alban. Stadt- und Familienroman aus bewegten Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts. Von Franz Trautmann. Zweite Auflage. Drei Theile. 8°. 855 S. Regensburg, Friedrich Pustet, 1884. Preis: *M.* 5.

Franz Trautmann gehört zu unsern besten katholischen volksthümlichen Erzählern; seine „Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern" z. B. sind allseitig mit großem Beifall aufgenommen worden und haben ihm einen großen Leserkreis, namentlich in Bayern und Süddeutschland, erworben. Auch sein Kölner Roman, „Die Glocken von Sankt Alban", der nun in zweiter Auflage vorliegt, ist eine tüchtige Arbeit. Der Stoff ist glücklich gewählt: er behandelt die Empörung des Niklas Gülich, welche zu Ende des 17. Jahrhunderts schweres Unheil über das heilige Köln brachte. Die Hauptcharaktere sind fest gezeichnet, die Handlung gut erfunden und lebendig vorgetragen. In die düstere Geschichte des kalten, ehrgeizigen Gülich, der seine Frevel endlich auf dem Schafotte büßen muß, sind die ergreifenden Schicksale seiner unschuldigen Frau, seiner reinen Tochter, ihres edeln Bräutigams und noch mancher anderen Personen, deren Denken und Handeln die Liebe und Theilnahme des Lesers erwerben, geschickt hineingeflochten. Der Verfasser versteht es, Frohes und Trauriges, Scherz und erschütternden Ernst auf die Herzen wirken zu lassen, um endlich mit dem wahrhaft christlichen Grundtone zu schließen, daß hienieden keine ungetrübte Freude zu finden sei, sondern erst im ewigen Jenseits. Das ist der mahnende Ruf, den die „Glocken von Sankt Alban" in den verschiedensten Lagen der handelnden Personen und am Ende über ihre Gräber hin erklingen lassen, und in diesem Grundaccorde finden wir auch die Rechtfertigung des Titels, der bei oberflächlicher Betrachtung nicht glücklich gewählt erscheinen müßte. Das sind große Vorzüge einer Erzählung und könnten uns über verschiedene kleine Mängel hinwegsehen lassen. Einige Mißtöne, die wirklich den Genuß beeinträchtigen, möchten wir aber doch bei einer dritten Auflage beseitigt sehen. Zunächst kann der Verfasser dem Buche nur nützen, wenn er manche Breiten, namentlich in den gar zu weit und endlos ausgesponnenen Gesprächen, entschieden kürzt. Prügeleien, wie „die nächtliche Völkerschlacht im Sixterhause", welche komisch wirken sollen, dürfen doch nicht gar zu breit ausgemalt werden; dasselbe gilt von Scenen, wo sich die Handelnden mit ganzen Litaneien von Schimpfnamen überschütten. Geradezu unangenehm wirken an manchen Stellen die Keifereien zwischen

Paul Nigge und seinem Schwiegervater. Was endlich die Sprache angeht, so würde es sicher zum Vortheile der Erzählung gereichen, wenn dieselbe entweder ganz modern, wie sie es meistens ist, oder ganz im Stile des 17. Jahrhunderts gehalten wäre, wie das z. B. Meinhold in seiner „Bernsteinhexe" so meisterhaft durchführte.

Miscellen.

König Friedrich II. von Preußen und das Collegium Germanicum. Angesichts der feindseligen Haltung, welche die preußische Regierung gegenwärtig den im Collegium Germanicum herangebildeten Priestern gegenüber einnimmt, dürften zwei Briefe nicht ohne Interesse sein, welche zeigen, wie ganz anders man vor hundert Jahren an höchster Stelle in Preußen über das Collegium Germanicum dachte. Wir theilen die zwei Briefe, von denen eine Abschrift im Archiv der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu aufbewahrt wird, im lateinischen Wortlaut und in deutscher Übersetzung mit. Verfasser des ersten Briefes ist Karl von Hohenzollern, Coadjutor des Bischofs von Culm, welcher wiederholt in kirchenpolitischen Angelegenheiten vom preußischen Könige mit Aufträgen für Rom betraut wurde. Der zweite Brief ist die Antwort Seiner Heiligkeit Pius' VI. Die beiden Briefe lauten:

Sanctissime Pater!

Accumulatae ac merita mea excedentes a Sanctitate Vestra mihi collatae totidemque reiteratae gratiae stimulant me, ut provolutus ad plantas Sanctitatis Vestrae, humillimas pro iis deponerem gratiarum actiones, praesertim dum mihi a Serenissimo Rege Borussiae nostro specialiter in mandatis datum, ut Sanctitatis Vestrae pro singulari beneficio, quod Sanctitas Vestra nominati Regis subditis ac vasallis, admittendo eosdem ad Collegium Germanicum, exhibuit; ac pro tam paterno in ejus subditos affectu debitas referrem gratias. Quod dum praesentibus humillime praestitum cupio, vehementer gaudeo de potentissimi Regis erga Supremum Christi Vicarium animi propensione optima quaeque pro Religione Catholica sperari posse. Accedit quod idem Sere-

Heiligster Vater!

Die über all mein Verdienst reichlichen und so oft wiederholten Gnadenerweise, welche Eure Heiligkeit mir zu Theil werden ließen, veranlassen mich, zu den Füßen Eurer Heiligkeit den unterthänigsten Dank für dieselben darzubringen, zumal da mir von unserem Allerdurchlauchtigsten König von Preußen ganz besonders aufgetragen ist, Eurer Heiligkeit für die vorzügliche Wohlthat, welche Eure Heiligkeit den Unterthanen und Staatsangehörigen des besagten Königs durch deren Aufnahme in das Collegium Germanicum erwiesen haben, und für die so väterliche Liebe zu seinen Unterthanen den schuldigen Dank abzustatten. Während ich mich nun in Gegenwärtigem dieses Auftrages unterthänigst zu entledigen wünsche, freue ich mich sehr über die freundliche Gesinnung des mächtigsten Königs gegen den obersten Statthalter Christi, von der man alles

nissimus Rex ad majus praefatae propensionis argumentum per me Sanctitati Vestrae innotescere velit, se nihil in iis, quae orthodoxam Religionem spectant, unquam invita aut inscia Sanctitate Vestra facturum. Haec sunt, Sanctissime Pater, quae tam libente, quam reverente animo ad mandatum Serenissimi Regis mei ad Sanctitatis Vestrae pedum scabella prostratus depono, qui sum cum humillima devotione

Sanctitatis Vestrae etc.

Olivae, 21. Novembris 1783.

Gute für die katholische Religion hoffen darf. Dazu kommt, daß derselbe durchlauchtigste König zum weiteren Beweise der erwähnten Geneigtheit Eurer Heiligkeit durch mich die Versicherung ertheilen läßt, er werde in dem, was die katholische Religion betrifft, nie etwas ohne Wissen und Gutheißen Eurer Heiligkeit thun. Das ist es, Heiligster Vater, was ich auf Befehl meines Allerdurchlauchtigsten Königs ebenso freudig als ehrfurchtsvoll zu den Füßen Eurer Heiligkeit hingestreckt niederlege; zugleich bin ich in demüthigster Ergebenheit

Eurer Heiligkeit ꝛc.

Oliva, den 21. November 1783.

Venerabili Fratri Carolo Dibonensium Episcopo et Coadjutori Culmensi, Olivam

Pius PP. VI.

Venerabilis Frater!

Quo statu sint res Ecclesiae calamitoso quidem ac misero, quantisque ea nunc malis, unde minus expectanda erant, vi majori agatur transversa, jam nemo hominum ignorat. Sed in hoc infortunio, quo nihil tristius nihilque dolentius esse potest, suavissimum illud afflicto animo Nostro atque jucundissimum accidit, quod proximis litteris tuis nunciatum est. Quoniam eo maxime intenti sumus, ut catholicae professionis populos omni ubique studio atque ope foveamus, summa laetitiae voluptate abs te novimus, consilium Nostrum invicto Borussorum Regi probatum esse, ut alumni ex istis provinciis delecti Romam, et in Collegium Germanicum institutionis causa mittantur. Ita Nobis ampla ad catholicos istos juvandos ornandumque clerum via patefacta est. Fore autem confidimus, ut qui virtutis

An den ehrwürdigen Bruder Karl, Bischof von Dibona und Coadjutor von Culm, zu Oliva

Pius VI. Papst.

Ehrwürdiger Bruder!

Niemand ist es unbekannt, in welch trauriger und unglücklicher Lage sich die Kirche befindet und wie große Leiden sie gerade von der Seite am heftigsten bestürmen, von welcher man solches am wenigsten erwarten durfte. Aber in diesem so überaus betrübenden und schmerzlichen Unglück gereichte Unserem gedrückten Herzen jene Kunde zum süßesten Troste, welche Uns in Deinem letzten Schreiben zukam. Denn da Unser Augenmerk vorzüglich darauf gerichtet ist, allerwärts das katholische Volk aus besten Kräften und Mitteln zu fördern, so haben Wir mit größter Herzensfreude von Dir vernommen, daß Unser Entschluß, aus den dortigen Provinzen auserlesene Zöglinge zur Heranbildung nach Rom in das Collegium Germanicum kommen zu lassen, die Billigung des unbesiegten Königs von Preußen gefunden hat. So ist Uns ein breiter Weg geöffnet, die betreffenden Katholiken zu unterstützen und den Klerus zu neuem Glanze zu heben. Wir

et doctrinae hic tyrocinium posuerint, tales istuc redeant, ut Principi suo addictissimi exemplo ac voce multis utilitati esse debeant. Cum vero potentissimus Rex tam benevolo erga Nos animo esse pergat, atque confirmet, se Rege, nunquam futurum, ut istic quidquam in iis, quae ad orthodoxam religionem pertinent, Nobis insciis et invitis fiat, sic jam publicas privatasque catholicorum res constitutas intelligimus, ut nihil unquam capere detrimenti posse videantur. Plurimas idcirco tibi Regiae voluntatis interpreti gratias pro laeto faustoque earum rerum nuncio agimus; ac Regi fortissimo pro aequanimitate illa sua, quae non ultima ejus gloria est, maximas atque immortales haberi profitemur. Cui etiam a te significari volumus, haerere Nobis in animo, unde nunquam poterit excidere, memoriam Regiae virtutis ac benevolentiae; nec non tantae ejus humanitatis Nos testes ac laudatores futuros. Verum de te, Venerabilis Frater, ita cogitamus, ut quae prospera et secunda scripsisti, curis studiisque tuis debita esse arbitremur. Quare a summo illo quo religionis et Ecclesiae tuendae zelo flagras, spes non ambigua est, quod majora quotidie bona in christianam rempublicam corrivari debeant. Nam opera officioque tuo optimam Regis voluntatem, quam erga Nos conciliasti, firmam immotamque semper fore confidimus. Hac spe, qua nihil suavius esse potest, tibi, Venerabilis Frater, Apostolicam benedictionem peramanter impertimur.

Datum Romae, apud S. Petrum XIX. Kal. Febr. 1784.

hegen aber die Zuversicht, daß diejenigen, welche hier die Schule der Tugend und Wissenschaft durchgemacht haben, als Männer heimkehren werden, die voll Treue gegen ihren Landesfürsten durch Wort und Beispiel bei Vielen Nutzen stiften müssen. Da nun der hochmächtige König fortwährend so gut gegen Uns gesinnt ist und versichert, so lange er König sei, werde daselbst nichts, was die katholische Religion berührt, ohne Unser Wissen und Gutheißen geschehen, so ist die Lage der Katholiken im öffentlichen und im Privat-Leben nach Unserer Überzeugung derart, daß jede Schädigung für immer ausgeschlossen scheint. Daher sagen Wir Dir als dem Übermittler des königlichen Willensausdrucks Unsern besten Dank für diese erfreulichen und glücklichen Nachrichten und erklären, daß Wir dem heldenmüthigen Könige für diesen seinen Billigkeitssinn, welcher nicht der letzte Lorbeer seines Ruhmes ist, unaufhörlich die tiefste Dankbarkeit bewahren werden. Wir wünschen auch, daß Du ihm versicherst, die Erinnerung an die königliche Hochherzigkeit und Gewogenheit sei Unserm Geiste stets und unauslöschlich gegenwärtig, und Wir würden dieser seiner Huld die offene Anerkennung nicht vorenthalten. Von Dir aber, ehrwürdiger Bruder, hegen Wir die Überzeugung, daß die glücklichen Nachrichten, welche Du Uns geschrieben hast, Deinen Sorgen und Bemühungen zu verdanken sind. Darum gewährt Dein so großer und brennender Eifer für das Wohl der Religion und der Kirche unverkennbare Hoffnung, daß der Christenheit täglich größere Wohlthaten zufließen werden. Denn Wir hegen zu Deiner gewissenhaften Bemühung das Vertrauen, daß die vortreffliche Stimmung des Königs, welche Du für Uns angebahnt hast, stets unerschüttert fortdauern werde. In dieser höchst trostreichen Hoffnung ertheilen Wir Dir, ehrwürdiger Bruder, voll Liebe den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei Sanct Peter den 14. Januar 1784.

Das Collegium Germanicum ſtand damals (ſeit der Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu) zwar unter der Leitung von Weltprieſtern. Wer jedoch meinen ſollte, der preußiſche König hätte für den Fall, daß die Jeſuiten damals die Leitung der Anſtalt gehabt hätten, derſelben gegenüber eine andere Haltung eingenommen, würde ſich ſehr täuſchen. Nein, wieviel man auch gegen Friedrich II. mit Recht zu erinnern haben mag, die lächerliche Jeſuitenangſt ſo mancher proteſtantiſchen Kreiſe theilte er nicht. Aus zahlreichen Belegen möge hier nur der folgende Erlaß (vom 5. November 1774) an den Agenten Ciofani in Rom eine Stelle finden:

„Der Tod des Papſtes wird Sie außer Stand geſetzt haben, von den letzten Immediatverfügungen, welche ich Ihnen betreffs der Jeſuiten zukommen ließ, Gebrauch zu machen; es wäre auch möglich, daß dieß Ereigniß eine Veränderung in der Lage nach ſich gezogen hätte, in der ſich dieſe Angelegenheit im Augenblick des Ablebens Clemens' XIV. befand. Wie dem auch ſei, mein Wille iſt, daß Sie, ſobald ſein Nachfolger gewählt iſt, ohne Verzug dem neuen Papſt in meinem Namen Glück zu ſeiner Erhebung wünſchen, und nachdem Sie ihm in entſprechenden Ausdrücken bezeugt haben, welchen Antheil ich an dem Ereigniß nehme, werden Sie ihm auseinanderſetzen: das Wohl der in meinem Staate lebenden Katholiken verlange, daß der Jeſuitenorden daſelbſt erhalten bleibe; ich gäbe ihm die Mittel anheim, deren er ſich hierin mit Rückſicht auf das Andenken ſeines Vorgängers bedienen wolle; bäte ihn aber, für das Wohl der Kirchen Preußens und Schleſiens in der Weiſe Sorge zu tragen, daß er irgend ein Auskunftsmittel ergreife, welches den Jeſuiten meiner Staaten die Weiterführung ihres Inſtituts ermöglicht, indem er entweder ihren Namen ändert oder ihnen ein anderes Kleid gibt — beides iſt mir gleichgiltig. Sie werden nicht ermangeln, mir über die Art und Weiſe, wie Sie ſich dieſes Auftrages entledigt haben, und über die Antwort, welche Ihnen der Papſt ertheilt haben wird, Bericht zu erſtatten. Senden Sie eine Abſchrift dieſes Berichtes an mein Auswärtiges Departement." (Den franzöſiſchen Originaltext ſiehe bei M. Lehmann, Preußen und die katholiſche Kirche ſeit 1640. IV. Theil. Leipzig 1883. S. 625. Vgl. ebend. S. 638 den Cabinets-Befehl vom 23. Dec. 1774 in der gleichen Angelegenheit.)

Wahlrecht und Wahlpflicht.

Über eine der Errungenschaften aus der Freiheitsära, nämlich über die Freiheit der Rede in Wort und Schrift, haben wir im vorigen Hefte dieser Zeitschrift kurz gehandelt. Wie die Kirche daran festhalten muß, glaubens- und sittenwidrige Schriften, von wem und wie immer dieselben empfohlen oder nach gewisser Seite empfehlbar sein mögen, zu verbieten und deren Lesung ohne wichtige Gründe und ohne besondere kirchliche Erlaubniß nicht zu gestatten, so kann auch, wie wir sahen, die staatliche Autorität, wenn sie nicht mit sich selber in Widerspruch gerathen will, eine absolute Freiheit für Wort und Schrift nicht gewähren.

Eine andere Errungenschaft der Freiheitsjahre ist die Theilnahme am öffentlichen Leben, besonders durch die Wahl von Volksvertretern. Hier könnte eine ähnliche Frage aufgeworfen und untersucht werden, ob und wie weit ein allgemeines Recht, zu wählen und gewählt zu werden, den wahren Rechtsideen entspräche. Thatsächlich wird meistens auf die Steuerzahlung Rücksicht genommen, und zwar auf diese fast allein. Ob aber nicht andere Rücksichten schwerer wiegen und deßhalb von größerer Entscheidung sein müßten, dürfte wohl einer Erörterung werth sein. Doch auf diese und ähnliche Fragen wollen wir jetzt nicht näher eingehen. Indem wir das Recht, wie es thatsächlich oder dem Namen nach vorliegt, hinnehmen, beschränken wir uns darauf, die Wichtigkeit dieses Rechtes nebst den mit ihm verbundenen Pflichten des Nähern zu beleuchten, und zwar mit besonderer Rücksicht auf unsere gegenwärtige Lage.

Wir sagten: wie das Recht thatsächlich oder dem Namen nach vorliegt; denn vergleichen wir Beides mit einander, dann tritt uns in der gesetzlich ausgesprochenen Wahlberechtigung und in der Volksvertretung, wie sie aus den Wahlen hervorgeht, nicht selten ein großes Stück Lüge und Heuchelei entgegen. Dank der Vergewaltigung mancher Wähler oder der durchdachten Irreleitung derselben von Seiten der Parteiführer, dank auch einer oft tendenziös durchgeführten Wahlkreiseintheilung wird

die Volksvertretung häufig zu einer Parteiherrschaft und Parteibedrückung. Allein immer hat die Volksvertretung auch ein Stück Wahrheit, und wenn dieselbe nicht zur vollen Wahrheit wird, so geschieht das selten ohne alle Schuld der Wähler selbst. Häufig sind diese sich der Pflicht nicht genug bewußt, welche mit und in dem Rechte ihnen geworden ist.

Als es sich darum handelte, den Ruf des Volkes nach Verfassung und Kammerrecht laut und eindrucksvoll ertönen zu lassen, da wußte man die Würde nicht hoch genug zu preisen, welche darin läge, daß man an dem Geschick der Gesammtheit Mitbestimmung übe oder daß ein Volk sein Geschick selber bestimme; da wußte man nicht laut genug von dem Rechte zu sprechen, das ein gebildetes Volk habe, Herr seiner selbst zu sein. Diese Selbstbestimmung wurde freilich von manchen Volksführern oder Volksverführern so gedacht, daß sie folgerichtig jede höhere Autorität beseitigte. Das Volk selbst sollte alle Würde und alle Macht in sich vereinen. In Wirklichkeit war es aber nicht einmal das irregeleitete Volk, welches herrschte, sondern die Partei oder deren Führer wußten alle Herrschaft an sich zu reißen. Ein solches Zerrbild der Selbstbestimmung richtet sich selbst. Die für den Gesammtkörper des Volkes sowohl als für die Einzelnen einzig brauchbare Selbstbestimmung ist diejenige, welche die göttliche und gottgesetzte Autorität achtet und innerhalb der durch diese gesteckten Grenzen sich entwickelt und fortschreitet. Das ist die einzig menschenwürdige Freiheit; sie allein adelt und erhebt, weil sie auf Wahrheit beruht. Auf solche Weise, in Unterordnung unter Gott, in Unter- oder Nebenordnung zu den andern berechtigten Factoren theilnehmen an der Förderung des Gesammtwohles, an der Regierung des Vaterlandes und des Gesammtvolkes ist in der That eine Theilnahme an dem, was in der Ordnung der Natur als das Höchste und Erhabenste angesehen werden muß, weil es sich mit dem göttlichen Thun und Schaffen berührt und gleichsam verschmilzt. Wir denken hier insbesondere an die gesetzgebende Thätigkeit. Normen des Rechts und der Pflicht aufstellen, die nothwendigen Marken für Tugend und Sünde verengen oder erweitern und auf solche Weise in das Heiligthum des Gewissens, ja in die Ewigkeit hineinreichen: das sind Acte, welche unmittelbar an Gottes Weisheit und Gottes Vorsehung und Allgewalt sich anlehnen, wie sie auch von Seiten Gottes bestätigt und besiegelt werden. Nicht ohne Grund führt die heilige Schrift selbst vor allen andern menschlichen Thätigkeiten die ebengenannte auf Gott zurück: „Durch mich," heißt es von der unerschaffenen Weisheit, „herrschen die

Könige, und setzen fest die Gesetzgeber, was recht ist; durch mich befehlen die Fürsten und üben die Gewalthaber Gerechtigkeit aus" (Sprüchw. 8, 15 und 16).

Diese gottähnliche Thätigkeit üben in Gemeinschaft mit dem Landesherrn unmittelbar freilich nur diejenigen aus, welche als Volksvertreter in den gesetzgebenden Körperschaften thätig sind; mittelbar aber das Volk selbst, d. h. die natürlichen Repräsentanten des ganzen Volkes, die stimmberechtigten Männer, die Wähler. Diese hohe Würde wird um so weniger angetastet, als es im Bewußtsein der Wähler sowohl als der Gewählten liegt, daß die Wähler, also das Volk, die Auftraggeber, die Gewählten als solche die Mandatare sind. Das ganze Geschäft eignet nun seiner Thätigkeit und Arbeit nach wohl mehr dem Mandatar, seiner Würde nach mehr dem Auftraggeber; aber auch seiner Verantwortlichkeit nach lastet es auf dem Auftraggeber. Und diese kommt zur vollen Geltung beim Wahlgeschäft. Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Verantwortlichkeit, bevor wir zu den einzelnen Pflichten der Wähler übergehen.

Es ist ein allgemeines Gesetz des menschlichen Lebens, daß, je erhabener und ehrenvoller eine Thätigkeit ist, sie auch eine um so größere Verantwortlichkeit mit sich führt. Dieselbe nimmt in unserm Falle um so mehr zu, je mehr gerade durch die jeweiligen Umstände die Bedeutung und Wichtigkeit der Gegenstände wächst, welche der Thätigkeit der gewählten Volksvertreter unterstehen. Die größte Wichtigkeit liegt unzweifelhaft dann vor, wenn, wie jetzt schon seit geraumer Zeit in Deutschland, ein Kampf um die heiligsten Güter entbrannt ist, um Güter, welche ihrer Natur nach den Discussionen der Kammerparteien weit entrückt sein sollten. Wenn aber thatsächlich eine Partei oder ein Factor der öffentlichen Gewalt sich Eingriffe in das Heiligthum der Religion und der vom Gottmenschen gestifteten Kirche erlaubt, oder wenn auch nur die Gefahr einer solchen Vergewaltigung droht, dann ist das Wahlrecht zu einer Nothwehr geworden, durch welches die Unterdrückten ihr Recht gegen ihre Angreifer schützen, bezw. zurückerobern müssen.

Die nächste und hauptsächlichste Pflicht der Wähler, auf die sich gewissermaßen die ganze Verantwortlichkeit zusammendrängt, bezieht sich auf die Auswahl geeigneter Männer, welche für die wahren Güter mit Entschiedenheit einzustehen sowohl fähig als gewillt sind. Blicken wir auf das Beispiel der Kirche hin, so sehen wir, wie dieselbe bei kirchlichen Ämtern und Würden auf die richtige Auswahl ein so großes Gewicht legt, daß sie

durchgängig strengstens die Betheiligten anhält, den nach Eigenschaft und Umständen Würdigsten und Tauglichsten zu ernennen oder zu wählen. Sie schätzt eben die Wirksamkeit derer, welche eine öffentliche Stellung einnehmen, nach ihrer vollen Bedeutung; sie weiß, daß unendlich viel Gutes oder Böses durch dieselben geschehen oder veranlaßt werden kann. Zwar steht das übernatürliche Gebiet und was unmittelbar zu ihm gehört, unvergleichlich höher, als das zeitliche; allein je nach den Umständen berührt das politische oder bürgerliche das kirchliche Gebiet sehr stark, und die auf ersterem geschaffenen Erfolge oder Mißerfolge können daher sehr wohl denen des andern Gebietes ebenbürtig sein, ja dieselben überragen. Ohne Zweifel ist es also eine hohe Aufgabe und schwere Pflicht, auch bei der Auswahl von Männern, welche in's öffentliche Leben des Staates eingreifen sollen, auf durchaus würdige und fähige Candidaten zu achten.

Gerade in unsern Tagen aber, wo beständig die großen Principienfragen entweder ausdrücklich im Vordergrunde der Berathungen stehen oder doch vielseitig berührt werden, hieße es einen Treubruch an der heiligen Religion und an Gott selber begehen, wollten Katholiken ohne Weiteres einen Mann in die volksvertretende Versammlung wählen, der von religionsloser, kirchenfeindlicher, ja auch nur von kirchlich incorrecten Grundsätzen sich in seinen Entschließungen leiten ließe oder solche Grundsätze begünstigte. In erster Linie schließen wir also Jene aus, welche unrichtige Grundsätze in ihrem parlamentarischen Leben zur That werden lassen: das zunächst Maßgebende sind eben nicht so sehr die im Innern sich bergenden falschen Grundsätze, als vielmehr die zu Tage tretende Frucht derselben; ist ja der Abgeordnete nicht in seinen Gesinnungen, sondern in seinen Handlungen und Gesinnungsäußerungen Bevollmächtigter seiner Wähler. Daher *kann* es vorkommen, daß bei Disharmonie der Grundsätze dennoch Harmonie vorhanden ist bezüglich eines praktischen Programms, zu dessen Durchführung Jemand sich ehrlich verpflichtet. Jedoch gehört ein solcher Fall zu den seltenen Ausnahmen und ist eher möglich, wenn es sich nur um bestimmte Einzelfragen handelt, als wenn auf der ganzen Linie der discussionsfähigen Gegenstände ein Programm befriedigen soll. Verkehrte Principien werfen naturgemäß ihre Schatten auch auf die Thaten. Es kann nicht ausbleiben, daß die Grundsätze eines Mannes über kurz oder lang auch dessen öffentliche Thätigkeit beeinflussen: der Weg vom Herzen zum Wort und zur That läßt sich nicht für lange versperren. Die Frage über kirchliche Freiheit,

über Rechtsgewährung an die Kirche oder Rechtsverweigerung und Vergewaltigung derselben, die Fragen über Schule und Erziehung werden immer und immer wieder in dieser oder jener Gestalt vor die Entscheidung der volksvertretenden Körperschaften gelegt; es kann Keiner dieselben richtig lösen, richtig über sie urtheilen, dessen Grundsätze in diesen Dingen unwahr oder schwankend und veränderlich sind, dessen Grundsätze, um es kurz zu sagen, losgelöst sind von dem Felsen der katholischen Wahrheit. Selbst die großen socialen und wirthschaftlichen Fragen wird derjenige nicht richtig erfassen und nicht richtig der Lösung entgegenführen, welcher vor der Wahrheit, die Christus gebracht hat, seinen Blick verschließt. Die erste Wahlpflicht — soll sie nicht in Mißbrauch des Wahlrechtes sich verkehren — liegt daher in der Wahl eines gesinnungstüchtigen Katholiken. Mögen Andere es ihre Pflicht nennen, ja ihren Stolz daransetzen, einer Partei zu dienen, eine Regierung zu stärken, ein wirthschaftliches Sonderinteresse zu fördern: wahre Pflicht erfüllt nur derjenige, der sich bemüht, für das Recht und die Wahrheit einzustehen, insbesondere dem unterdrückten Rechte aufzuhelfen, der niedergehaltenen Wahrheit Gehör zu verschaffen. Die Fäden der Wahrheit mögen sich weithin ausspinnen und verzweigen in alle nur denkbaren menschlichen Verhältnisse: sie müssen dennoch ihren Einigungspunkt finden in dem Centrum aller menschlichen Interessen, in der richtigen Stellung des Menschen zu Gott.

Ist nun die Wahl eines grundsätzlich katholischen Mannes so sehr Aufgabe und Pflicht der katholischen Wähler, daß hier niemals eine Ausnahme zulässig ist? Es gibt in der That nicht unbedeutende Theologen, welche es verneinen, daß es jemals erlaubt sei, einen Candidaten zu erwählen oder einem zum Siege zu verhelfen, welcher in unrichtigen und schlechten Grundsätzen befangen ist; sie meinen, hier sei der Satz anwendbar: man darf nie ein schlechtes Mittel anwenden zur Erreichung eines guten Zweckes, nie etwas Böses thun, um Gutes zu erreichen oder auch nur um ein größeres Übel zu verhindern. Allein mit der größern Anzahl der Gelehrten halten wir dafür, daß in jener Wahl nicht immer und unter allen Umständen etwas Böses liege, und daß daher sehr wohl gewisse üble Folgen zugelassen werden können, um größeres Übel zu verhüten. Läge in der Wahl eines bestimmten Candidaten nothwendiger Weise und unter allen Umständen die Billigung *aller* Grundsätze, die derselbe ausspricht und nach denen er voraussichtlich handeln wird: dann wäre es richtig, daß es *nie* erlaubt sein könne, zu einer solchen Wahl

mitzuwirken. Unrecht — vor Allem Unrecht im Princip — darf nie und nimmer gebilligt werden, wenn auch die ganze Welt darob zu Grunde ginge. Doch eine ſolche Billigung liegt in unſerm Falle nicht nothwendig vor. Wenn von einer Partei Candidaten als Männer ihres Vertrauens aufgeſtellt und rückhaltlos anerkannt werden, dann bekunden die Angehörigen dieſer Partei durch ihre Wahl freilich eine Billigung der Geſammtrichtung und der Grundſätze ihres Candidaten. Wenn aber Andere durch förmliche Erklärung oder offenkundige Thatſachen gegen gewiſſe Grundſätze und Handlungen eines Candidaten Proteſt erheben und unter dieſem Proteſt andere leitende Ideen desſelben Candidaten oder die von ihm gefaßten Entſchlüſſe und betheuerten Verſprechungen anerkennen und annehmen: ſo iſt dieſes nur eine theilweiſe Anerkennung; die Billigung kann ſich auf dasjenige beſchränken, was gebilligt werden darf. Auf dieſe Weiſe iſt es möglich und zuläſſig, daß eine beſtimmte Wählerſchaft einen durch Andere aufgeſtellten Candidaten nur nach der einen, guten Richtung hin als ihren Beauftragten anerkennt, der andern Partei und deren Gewiſſen aber es überläßt, ihm nach ſeiner ſchlechten Richtung und auf ſeine verwerflichen Grundſätze hin ihre Zuſtimmung zu ſchenken und ihn mit ihrem Mandat zu betrauen. Dieſe Möglichkeit einer *theilweiſen* Anerkennung und Billigung gibt von ſelbſt jene Fälle und Bedingungen an die Hand, in welchen und unter welchen es zuläſſig iſt, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit werden zu laſſen.

Wenn wir die katholiſchen Wähler als ein großes Ganze nehmen, ſo können wir noch genauer feſtſtellen, was ſich für dieſe in beſtimmten Zeitverhältniſſen als allgemeine Norm ausweist, was als allgemeine Forderung oder Geſtattung der Sittengeſetze angeſehen werden muß. Ob in irgend welchen verwickelten Einzelfällen wegen einer ſubjectiven Zwangslage eines beſtimmten Wählers für dieſen die Forderungen des Sittengeſetzes außerdem noch gemildert werden können oder nicht, gehört nicht zu unſerer Erörterung: wir laſſen es daher unberührt.

Um alſo einen Candidaten, deſſen Grundſätze und deſſen Actionsprogramm nicht allſeitig anerkannt werden dürfen, die vielmehr gegen die kirchlich ausgeſprochenen Lehren über Recht und Sitte verſtoßen, deßungeachtet wählen zu können, müſſen folgende Bedingungen zuſammentreffen: 1. Es muß in dem Programm des Candidaten wenigſtens etwas Gutes ſein, welches er thatſächlich vertreten will, ſo zwar, daß auf die Verwirklichung dieſes Willens oder Verſprechens zu rechnen iſt. Ein ſolches Gut kann auch in der Abwehr eines Unrechtes liegen oder zu-

weilen gar in einem mindern Übel, als dasjenige ist, welches sonst unvermeidlich drohen würde. 2. Dieses Gute, für das der Candidat auftreten will, muß von so hoher Bedeutung und Wichtigkeit sein, daß dadurch die Schattenseiten verhältnißmäßig überboten werden. Sollten die dunkeln Flecken im Actionsprogramm voraussichtlich einen wirksamen Erfolg haben, so muß dieser schlimme Erfolg jedenfalls Dinge niederer Ordnung betreffen oder minderwerthig sein, als die guten Folgen, welche erzielt werden. 3. Es muß in irgend einer Weise zu Tage treten, daß die Wahl des betreffenden Candidaten nicht eine volle Billigung seiner Grundsätze und seines Programmes enthalte. Dieses ist um so mehr geboten, je schlimmer seine verwerflichen Grundsätze sind und je stärker dieselben zu Tage treten, zumal dann, wenn das erwartete Gute nur auf ein minderes Übel zusammenschrumpft. Allein in solchen Fällen tritt die Absicht der Wähler, den Gewählten nur in sehr beschränktem Sinne als beauftragten Vertreter anzuerkennen, von selbst sehr leicht zu Tage. Eine förmliche Erklärung der nur bedingten und beschränkten Anerkennung ist gerade da am meisten gefordert, wo die verwerflichen Bestrebungen mit manchem Guten und Annehmbaren sich verhüllen und sich mischen. 4. Die Wahl eines allseitig guten Candidaten muß in vorliegendem Falle nicht durchführbar sein. Sonst fehlt jeder rechtmäßige Grund, zu einem andern Candidaten zu greifen. Unter denjenigen aber, welche eine allseitige Billigung nicht finden können, ist selbstverständlich, so weit die Möglichkeit eines erfolgreichen Wahlversuches vorliegt, derjenige vorzuziehen, welcher annehmbarer oder minder verwerflich ist. 5. Die Theilnahme an der Wahl eines nicht unbedingt wählbaren Candidaten muß nothwendig sein, um eine schlechtere Wahl wirksamer zu verhindern oder um einen andern guten Erfolg zu sichern.

Diese allgemeinen Sätze, welche in weiten Umrissen die Verhaltungsregeln zeigen, haben in der Wirklichkeit eine vielfach verschlungene Anwendung. Insbesondere ist es oft schwer zu entscheiden, wem von den nicht allseitig annehmbaren Candidaten der Vorzug zu geben sei; ebenso ist manchmal nicht leicht zu sagen, ob eine Enthaltung vom Wahlgeschäft oder eine Betheiligung den Vorzug verdient.

Verhältnißmäßig leicht ist es noch, irgend eine Abstufung der wählbaren und nicht-wählbaren Männer anzugeben, wenn der Maßstab allein von ihrem Verhältniß zu der Kirche und der religiösen Wahrheit hergenommen wird. Die Reihenfolge von oben nach unten dürfte alsdann so lauten: 1. Gesinnungsfeste und kirchlich treue Katholiken. 2. Katho-

liken, die ihrem Glauben zwar treu bleiben wollen, sich aber doch in einigen Punkten zu irgend einer verkehrten Richtung hinneigen. 3. Akatholische, aber gläubige Christen. 4. Akatholiken, welche der geoffenbarten Religion den Rücken kehren, auf rein natürlichem Gebiete jedoch über Gott und Religion und die Grundsätze des Rechts in wesentlichem Irrthume nicht befangen liegen. 5. Solche, die ohne Gott und Religion die menschlichen Rechtsverhältnisse ordnen zu können wähnen. 6. Ausgesprochene Gotteslängner. 7. Solche, die mit der Läugnung Gottes auch die nächsten Fundamente aller gesellschaftlichen Ordnung ausgesprochenermaßen läugnen und auf Umsturz derselben abzielen. Praktisch wird sich indessen die Sache meistens anders gestalten. Diejenigen, welche nach der sittlichen Schätzung der Principien recht tief stehen, können unter Umständen sehr wohl, wenn auch aus unrichtigen Principien, ein gar hohes Recht, das von Andern gefährdet wird, thatsächlich in Schutz nehmen wollen: und dieser Schutz kann praktisch weit werthvoller sein, als die Hervorkehrung anderweitiger schlechter Grundsätze schaden kann, besonders wenn diese nach sicherer Berechnung nicht zur praktischen Geltung kommen. Andererseits können Solche, die Glauben und Christenthum auf ihre Fahne schreiben und auch im Herzen tragen, verschuldeter oder unverschuldeter Weise so feindselig gegen die Kirche und ihre göttlichen Rechte gesinnt sein, daß ein unnachsichtlicher Bruch mit ihnen unter Umständen besser ist, als an ihrer Seite und so zu ihrer Erstarkung die minder wichtige materielle Seite des Staatswohles zu fördern. Wiederum kann ein gläubiger, christlich gesinnter Akatholik bei folgerichtigem Ausdenken und Ausführen seiner Meinungen der Kirche und ihren Forderungen gerechter werden, als ein in falscher Richtung sich bewegender Katholik, als ein charakterschwacher Auchkatholik.

Dieß alles sind Umstände, welche die praktische Vernunft von Fall zu Fall in Betracht ziehen muß. Und weil nicht Jeder über all die Dinge und Verhältnisse, welche zu einer vollen Würdigung der ganzen Sachlage gehören, durch sich selber die nöthige Einsicht erwerben kann, darum ist es von großer Wichtigkeit, daß auch katholischerseits von den Führern des Volkes vor den Wahlen genügende Aufklärung gegeben, die Männer gekennzeichnet und Candidaten aufgestellt werden. Nicht Wahlumtriebe, aber wohl energischer Wahlbetrieb ist da ganz am Platze, wo die heiligsten Güter noch immer ein Kampfgegenstand sind. In dem Gebiete der Gegner läßt man es häufig an förmlichen Wahlumtrieben nicht fehlen; mancherorts ist eben jedes Mittel recht. So können und

dürfen wir nicht von der Höhe der guten Sitte herabsteigen; aber erlaubte Mittel, die zum Ziele führen, sollen und dürfen nicht unbenützt bleiben.

Das führt uns geradenwegs auf eine weitere Frage. Bisher haben wir eigentlich nur die Grenzen der Pflicht betrachtet, wenn es sich um die Art und Weise der Wahl handelt. Aber es muß auch darüber noch ein Wort gesagt werden, ob und wie weit eine Pflicht zur Wahl selbst, oder umgekehrt zur Wahlenthaltung vorliegt.

Bezüglich der Wahlenthaltung besitzen wir bekanntlich von Seiten des Heiligen Stuhles für den Raubstaat Italien eine doppelte, ganz verschiedene Vorschrift, je nachdem es sich um Wahlen zu den Deputirtenkammern oder um Munizipalwahlen handelt. Für letztere wird die Theilnahme der Gutgesinnten gewünscht; für erstere nicht. Das rührt freilich aus dem besonderen Grunde her, weil nach den in Italien, zunächst in dem Kirchenstaate herrschenden Verhältnissen die Theilnahme an den öffentlichen Wahlen gar zu leicht eine Billigung der gottesräuberischen Usurpation in sich einschlösse und die Erlaubniß seitens des Heiligen Stuhles als ein Aufgeben der rechtlichen Ansprüche auf das Patrimonium des hl. Petrus gedeutet werden könnte. Bei den städtischen Wahlen liegen diese Rücksichten ferne. Wenn daher anderswo ähnliche Zustände obwalteten, so könnte auch anderswo die Wahlenthaltung aus solchen Gründen zur Pflicht werden. Allein weil anderswo selbst eine Vergewaltigung eines rechtmäßigen Herrschers kaum je eine so scharf zugespitzte principielle Bedeutung erreichen kann, darum wird dort eine Wahlenthaltung auch kaum je in gleicher Weise Pflicht werden; meistens wird die nöthige Sorge für das Gemeinwohl die entgegenstehenden Bedenken überbieten und wirkungslos machen, gerade wie es im römischen Gebiet bezüglich der Stadt- und Gemeindewahlen geschehen ist.

Wenn nun betreffs der Wahlenthaltungspflicht durchgängig jener Unterschied zwischen Stadt- oder Gemeindewahlen einerseits und der Wahl zur Landes- oder Volksvertretung andererseits nicht so scharf auftritt: so ist bezüglich der Pflicht zur Wahl gerade jene Unterscheidung unseres Erachtens von großer Wichtigkeit. Wir glauben nämlich, daß bezüglich der Stadt- oder Gemeindewahlen viel leichter an die einzelnen Wähler eine schwere Pflicht, das Wahlrecht auszuüben, herantreten kann, einmal weil viel leichter von den einzelnen Stimmen die Wahl bestimmter Persönlichkeiten abhängen kann, und zweitens weil die Wahl eines einzigen

ſchlechten Gliedes, freilich innerhalb der Grenzen der engern Rechtsbefugniſſe, weit wirkſamer üble Folgen nach ſich zieht, als es für's Gewöhnliche bei den Wahlen der Landesvertretung der Fall iſt.

Natürlich ſtehen bei letzterer viel weitergreifende Intereſſen auf dem Spiel, und unter dieſer Rückſicht iſt die allgemeine Pflicht, dort für eine gute Wahl zu ſorgen, im Ganzen eine höhere, als bei Stadt- und Gemeindewahlen; doch für den Einzelnen wird die Verpflichtung bei jenen ſeltener eine ſchwere, als bei dieſen.

Es wird dieß ſofort einleuchten, wenn die Momente angegeben werden, welche für den Einzelnen die Wahlpflicht zu einer ſchweren, die Verletzung dieſer Pflicht objectiv zu einer Todſünde machen. Das Wahlrecht iſt den einzelnen Bürgern nicht ſo faſt als ein beſonderes Amt übertragen, ſondern vielmehr wie eine Ehre und ein Vorrecht zugeſtanden. Die Pflicht zum Gebrauche dieſes Rechtes bemißt ſich daher nach der Wichtigkeit des nothwendigen Gutes, das durch den Rechtsgebrauch erzielt, ohne ihn verwirkt würde, oder nach der Bedeutung des Übels, welches durch den Rechtsgebrauch verhindert, ohne ihn vorausſichtlich in's Werk geſetzt würde. Um daher eine ſchwere Pflicht conſtatiren zu können, müſſen zwei Bedingungen verwirklicht ſein: 1. Ohne die fragliche Stimmenabgabe muß die Gefahr nahe liegen, daß der abſolut oder relativ erwünſchte Candidat unterliege. 2. Es muß durch das Unterliegen dieſes einen Candidaten Gefahr eintreten, daß in wichtigen Fragen die Majorität zu Ungunſten der guten Sache wirkſam entſcheide; eine ſolche Gefahr iſt natürlich vorhanden, ſobald die Majorität der Guten eine nur ſchwache iſt. Ginge die angedeutete zweifache Gefahr in Gewißheit über, dann könnte die Pflicht des Einzelnen zur Theilnahme an der Wahl ſo dringlich werden, daß er ſelbſt mit Aufwand ſehr großer Opfer dazu gehalten wäre; ſonſt kann je nach der größern oder geringern Gefahr ein unverhältnißmäßig großes Ungemach den Einzelnen noch von ſtrenger Pflicht entbinden. Nun iſt jedoch klar, daß jene Gefahren, um ſo mehr jene Gewißheit, nicht gerade häufig in dem angegebenen Maße dringlich ſind, und daß ſie noch ſeltener nach ihrer ganzen Tragweite erkannt werden. Jede Pflicht, bezw. jede Pflichtverletzung hört freilich darum noch nicht auf. Und je läſſiger im Großen und Ganzen das katholiſche Volk in irgend einem Lande ſich zeigen würde, welches bei Anſtrengung all ſeiner Kräfte der guten Sache den Sieg verſchaffen könnte, deſto ſchwerer laſtet unter dieſer Rückſicht auch auf dem Einzelnen die Verpflichtung, ſich aufzuraffen und wenigſtens das Seinige zu thun. Das gilt ſogar von

den einzelnen Urwählern. Die Pflicht steigert sich natürlich bedeutend bei den sogenannten Wahlmännern.

Wir haben bisher die Wahlpflicht nur von Seiten der eigentlichen und schweren Pflicht und Pflichtverletzung angesehen. Wenn wir aber den Kreis unserer Umschau erweitern und auf dasjenige ausdehnen, was die sittliche Aufgabe des christlichen Wählers irgendwie erheischt oder empfiehlt, so entdeckt das Auge innerhalb dieser Grenzen noch mehrere Punkte, welche Beachtung verdienen. Für immer und überall dürfen wir es wohl als geziemend bezeichnen, daß im Allgemeinen diejenigen, welchen ein Anrecht zuerkannt ist, irgendwie direct oder indirect, unmittelbar oder mittelbar an den Angelegenheiten des öffentlichen Wohles theilzunehmen, diese ihre Berechtigung auch gebrauchen oder wenigstens zu gebrauchen bereit seien, falls ihre Theilnahme irgend einen Erfolg erwarten läßt. Ohne einen besondern Grund daher eines derartigen Rechtsgebrauches sich begeben, verdient im Allgemeinen nicht Lob, sondern Tadel, wenn auch für den Einzelnen häufig eine Pflicht im strengen und eigentlichen Sinne des Wortes nicht vorliegt.

Gewisse Zeitverhältnisse aber erweitern und schärfen die Pflicht. Blicken wir auf die gegenwärtige Lage der Katholiken, so ist sie fast überall die Lage der Bedrückten. Der Kampf gegen die heiligsten Güter ist leider zur Thatsache geworden. Träger der staatlichen Gewalt und ihre verschiedenen Factoren bemühen sich nach Kräften, der Kirche die Lebensluft zu entziehen. Da ist es Sache eines jeden Katholiken, nach Kräften aufzutreten für die heilige Sache: die laute Forderung eines ganzen Volkes, die wiederholte Forderung hat auch ihre moralische Macht. Und da zählt jede Stimme, jede Stimme verstärkt den Ruf. Einstimmen in diesen lauten Ruf um Recht ist das Geringste, was ein Jeder für die Kirche thun kann und soll, auch dann, ja gerade dann, wenn ihm der Weg zur thatsächlichen Hilfe abgeschnitten ist. Selbst wenn nach jeder andern Rücksicht die Wahl katholischer Männer wirkungslos verschwände; wenn auch all ihre Anstrengungen bei entscheidenden Fragen von den Feinden der Kirche niedergestimmt und niedergetreten würden: die Wahl selber ist ein offenes Bekenntniß des katholischen Glaubens, und dieß thut noth in unserer religionslosen Zeit; sie wird zur Pflicht, wo Schweigen Charakterlosigkeit und Feigheit bekundet. Aus diesem Grunde ist es auch am Platze, beim ersten Wahlgang in der Regel einen katholischen Candidaten aufzustellen. Das ist ein Hochhalten der Fahne, ein öffentliches Bekenntniß des heiligen Glaubens. Wenn freilich durch

dieſes Verfahren ein ſchlechter Candidat in die Stichwahl käme und Ausſicht auf ſchließlichen Erfolg gewänne, wo er auf andere Weiſe hätte wirkſam ausgeſchloſſen werden können und vor Anderen auszuſchließen wäre: dann dürfte es nicht am Platze ſein, des bloßen dermaligen Bekenntniſſes katholiſcher Geſinnung halber eine ſolche Gefahr heraufzubeſchwören; jenes Bekenntniß kann ja auch ſonſt in vielfacher Weiſe abgelegt werden.

Es war im Obigen einzig unſere Abſicht, vom Standpunkte der Sittenlehre über die Betheiligung an den öffentlichen Wahlen einige leitende Gedanken unſern Leſern vorzulegen. Andere, unkirchliche Parteien mögen die wilden Leidenſchaften aufregen und dadurch die Maſſen zu ſich herüberzuziehen ſuchen. Dem Katholiken muß der ſtärkſte Hebel die Pflicht und die Verantwortlichkeit vor Gott ſein und eine auf den ewigen Wahrheiten beruhende unverſiegbare Begeiſterung, zur Förderung des Guten und Rechten nach Kräften beizutragen, für und mit der Kirche, für und mit Chriſtus zu kämpfen und zu ſiegen.

A. Lehmkuhl S. J.

Zur Vorgeſchichte der Bartholomäusnacht.

Das Thema von der Bartholomäusnacht will nicht von der Tagesordnung verſchwinden. In ſchaurigen Weiſen tönt es uns immer und immer wieder aus dem Theater entgegen; wie viele haben nicht das fanatiſirende Geſchrei der in Rauchmantel und Kaſel gekleideten Prieſter in Meyerbeers „Hugenotten" hören müſſen, und das neuere Stück: „Die Bluthochzeit, eine geſchichtliche Tragödie in vier Acten von Albert Lindner", wird auf ſeiner Runde über die Hauptbühnen Deutſchlands wohl keine frommen Weiſen geſungen haben! Die Tagespreſſe bleibt hinter dem Theater nicht zurück: hat ja ſelbſt das Organ des Reichskanzlers an dem dreihundertjährigen Gedenktage (24. Auguſt 1872) ausposaunen dürfen, daß „damals, obwohl noch in den Kinderſchuhen der Entwicklung ſtehend, der jeſuitiſche Geiſt ſeine entſetzliche Orgie feierte". Und Männer der That, darunter zwei franzöſiſche Generäle und zwei ehemalige Mi-

nister, Bardoux und Waddington, haben sich zusammengethan, um „dem Martyrer der Bartholomäusnacht", dem Admiral Coligny, ein Denkmal zu errichten. Die französische Regierung bewilligte einen Beitrag von 33 000 Francs, und die Stadt Paris schenkte einen passenden Platz[1]. Endlich hat die historische Forschung gerade in der neuesten Zeit mit einer gewissen Vorliebe die Pariser „Bluthochzeit" zum Gegenstande ihrer Studien gewählt: in den letzten fünf Jahren sind wohl ein Dutzend Bücher erschienen, welche sich ausschließlich oder doch in hervorragender Weise mit der Nacht vom 23. auf den 24. August 1572 beschäftigen[2]. In den meisten dieser Werke wird besonders lebhaft die Frage discutirt, ob die Bartholomäusnacht von langer Hand her vorbereitet war, oder ob sie das Resultat von Berathungen und Entschließungen weniger Tage oder Stunden gewesen ist. Mit der Beantwortung dieser Frage wollen wir uns auch hier hauptsächlich beschäftigen, ohne jedoch die Besprechung einiger anderer Punkte auszuschließen.

Vergegenwärtigen wir uns vor Allem die Lage in Frankreich. Der unsittliche Franz I. (1515—1547) hatte trotz seines Bundes mit den deutschen Protestanten und dem Erbfeinde der Christenheit endlich scharfe Maßregeln gegen die Anhänger Calvins ergriffen. Seinem Beispiele folgte der noch unsittlichere Heinrich II. (1547—1559). Vereint mit den deutschen Protestanten ging er auf deutschen Städteraub aus, und seine unermüdlichen Bemühungen in Constantinopel brachten es wirklich dahin, daß fast jedes Jahr eine wohlgerüstete türkische Flotte nach dem Mittelmeer aus-

---

[1] Das Denkmal soll an der Rue de Rivoli, gegenüber dem Louvre, zu stehen kommen. Trotz der Beiträge aus der ganzen Welt fehlen dem Comité laut Berichterstattung vom 1. Februar 1884 noch 35 000 Francs.

[2] H. Wuttke, Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. Herausgegeben von G. Müller-Frauenstein. Leipzig 1879. 216 S. — H. Bordier, La Saint-Barthélemy et la critique moderne. Genève 1879. 4°. 116 p., avec planches. — Lefortier, La Saint-Barthélemy et les premières guerres de religion en France. Paris 1879. 464 p. — Vic. de Meaux, Les luttes religieuses en France au XVIe siècle. Paris 1879. 415 p. — K. Türke, Rom und die Bartholomäusnacht. 1. Theil. Die Zeit Pius' V. Chemnitz 1880 (Realschul-Programm). 39 S. — M. Combes, L'Entrevue de Bayonne et la question de la Saint-Barthélemy. Paris 1882. — H. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht. Straßburg 1882. 263 S. — Ch. Buet, L'amiral de Coligny et les guerres de religion du XVIe siècle. Paris 1884. 435 p. — Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux (1560—1585). Bruges 1883—1885. 4 Bde., besonders 2. u. 3. Bd. — Ochsenbein, Ein Flüchtling der Bartholomäusnacht. Bern 1885. 80 S. — Delaborde (Le comte J.), Gaspard de Coligny, amiral de France. Paris. 3 Bde. Ein von der französischen Akademie Ende 1883 preisgekröntes Werk.

lief[1], Tod, Schande und Verzweiflung über die chriſtlichen Küſtenbewohner zu bringen, während in Frankreich ſelbſt die Flammen des Scheiterhaufens über dem Jammergeſchrei der Calviniſten zuſammenſchlugen. Wegen dieſer perſönlichen Mängel, dieſer himmelſchreienden Inconſequenz, dann der leider nur zu häufigen Niedertretung der kirchlichen Rechte braucht man ſich nicht zu wundern, wenn der Calvinismus trotz der gegen ihn angewendeten ſchauerlichen Strafmittel immer weiter vordrang; war 1555 nur ein calviniſcher Prediger angeſtellt, ſo zählte man im Jahre 1562 ſchon über 2000 calviniſche Gemeinden[2]. Der venetianiſche Botſchafter Correro unterſcheidet unter den Hugenotten drei Klaſſen: die Großen, die Bourgeoiſie und das Volk. Die Großen treibe der Ehrgeiz, die Bürger die Sucht nach den Kirchengütern, das gemeine Volk die Unwiſſenheit[3]. Der Marſchall Blaiſe de Montluc nennt noch beſonders als Anhänger der neuen Lehre die Finanzmänner und die Juriſten[4].

---

[1] J. W. Zinkeiſen, Geſchichte des osmaniſchen Reiches in Europa. Gotha 1854. II. 884 S. Vgl. S. 875 f. und für Franz I. S. 762 f.

[2] Schiller hat in ſeinen ſpäteren Jahren die Gründe für die Ausbreitung des Calvinismus in Frankreich kurz in die Worte zuſammengefaßt: „Eine Reihe ſchwachköpfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine ſchwankende Staatskunſt, die Eiferſucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortſchritte der neuen Religion in Frankreich beſtimmen“ (Janſſen, Schiller als Hiſtoriker. Freiburg 1879. S. 206).

[3] Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux, I. 32.

[4] Nouvelle Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France. Paris 1866. VII. 211. — Der Marſchall Gaspard de Saulx, Seigneur de Tavannes, ſchildert in ſeinen Memoiren die Hugenotten alſo: „Ceux de la Ligue disent que l'Eglise de Dieu, catholique, apostolique et romaine, durera eternellement; demandent où estait celle des Huguenots depuis quinze cens ans; qu'ils se sont introduicts sans miracles ... qu'ils sont cogneuz par leurs oeuvres, estans source des meurtres, assassinats, volleries, forcements, et de tous autres pechez communs et inevitables aux guerres qu'ils ont suscitées, pour maintenir les mal-contents et rebelles en Flandres, France, Allemagne et Angleterre, infracteurs de la vigne du Seigneur. Par la breche qu'ils y ont faicte, sont entrez Lutheriens, Calvinistes, Zuingliens, Oecolampades, Trinitaires, Nicolaistes, Anabaptistes, et, le pis de tout, l'atheïsme ... pour reformer un abus ils en ont fait mil, pour oster une tache legere ils ont gasté le visage et la face de l'Eglise.... En Angleterre ils ont soustenu l'inceste et le divorce, en Allemagne la desobeyssance; ont introduicts les Anglais et reistres (deutſche Reiter), anciens ennemis de la France dans icelle; leur ont donné le Havre, donné des batailles aux roys, entrepris sur leurs personnes, assassiné leurs generaux, fait enroollemens, levées d'hommes et de deniers.“ Am Schluſſe dieſer Charakteriſtik ſpricht Tavannes die Meinung ſeiner Zeit aus über die Beſtrafung der Häretiker: „Si ceux qui ont outragé les corps et les biens sont punis de mort,

Die erste große Verschwörung der Hugenotten, gegen den 16jährigen Franz II. (1559—1560), den Gemahl der unglücklichen Maria Stuart, wurde durch die Wachsamkeit des Herzogs von Guise vereitelt. Doch die Guisen dürfen nicht zu mächtig werden; die Verschwörer werden durch das erste Toleranzedict vom 17. Januar 1762 belohnt: so verlangt es die Politik der Karl IX. (1560—1574) vollständig beherrschenden Königin-Mutter, Katharina von Medici. Wir müssen bei dieser Frau einen Augenblick verweilen. Geboren 1519 als Tochter jenes Lorenzo di Medici, für den Macchiavelli sein berüchtigtes Buch vom Fürsten geschrieben, hat sie freudenlose Tage an der Seite ihres untreuen Gemahls Heinrich' II. verlebt. Nach dem frühen Tode ihres ältesten Sohnes Franz' II. gelangte sie zur Vormundschaft und damit zur Regierung. Das Princip des ihrem Vater gewidmeten Buches: zur Behauptung der Gewalt ist dem Herrscher jedes Mittel erlaubt, leitet und bestimmt auch die Mutter dreier französischen Könige. Der Marschall Tavannes, welcher Katharina genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sagt von ihr in seinen Memoiren: „Die Königin versucht Alles im Gleichgewicht zu halten, sie hegt und pflegt die Eifersucht der Großen, um durch die Aufrechthaltung zweier Parteien immer über eine derselben verfügen zu können, wenn ihr die andere entgegen." [1] Ist es ihr gelegen, so unterstützt sie die Rebellen; kann sie die Führer derselben nicht anders gewinnen, so läßt sie die Verführungskünste ihrer Hofdamen spielen [2]; ihre Schwiegertochter Maria Stuart gibt sie der teuflischen Elisabeth preis [3]; sie handelt in gleicher Weise mit Calvinern, Lutheranern und Türken; sie kann die päpstliche Dispens für die Heirath ihrer Tochter mit Heinrich von Navarra nicht erlangen, aber eine gefälschte Dispens thut auch den Dienst [4]; an den Papst schreibt sie sehr fromme Briefe [5], und auf die Jesuiten kann sie grimmig schimpfen [6]. „Alle religiösen wie politischen Interessen waren

combien plus grand supplice faut-il pour ceux qui perdent les ames eternelles, leur preschant par ambition la religion qu'eux-mesmes bien souvent ne croyent pas!" (Nouv. Collect. VIII. 397 s.)

[1] Nouv. Collect. VIII. 246. — Ganz übereinstimmend urtheilt der venetianische Botschafter Micheli: „Pour se rendre nécessaire, il lui fallait des troubles, et elle les fomentait de son mieux; elle favorisait les deux factions pour se servir, selon ses intérêts, de l'une ou de l'autre" (Kervyn de Lettenhove l. c. I. 14). [2] Nouv. Collect. VIII. 246.

[3] Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht, S. 152.

[4] Kervyn de Lettenhove l. c. II. 528.

Theiner, Annal. Eccles. I. 337 sq. [6] Baumgarten S. 19.

der Königin-Mutter" — ſo ſagt ein neuerer proteſtantiſcher Hiſtoriker — „an ſich ziemlich gleichgiltig, ſie gewannen ihr Werth nur inſofern, als ſie von ihnen Förderung oder Hinderung ihrer perſönlichen Intereſſen erwarten konnte." [1]

Ob Katharina mit ihrem Toleranzedict das Richtige getroffen, ſollte ſich bald zeigen. Hatten die Hugenotten ſchon im Jahre vorher (1561) Steuern auferlegt, Soldaten ausgeſchrieben, die Bauern mit Ochſenziemern in die Predigten geprügelt, Kirchen und Klöſter geplündert, katholiſche Gutsherren ermordet, die Gerichte eingeſchüchtert, daß dieſelben an vielen Orten für die Katholiken nicht mehr einzuſchreiten wagten [2], ſo brachte das Jahr 1562 mit dem Toleranzedict den offenen Krieg, den erſten Hugenottenkrieg. Man hat mit Recht behauptet, daß die Hugenottenkriege ein Werk der Toleranz ſind [3]. Die Greuel der Hugenottenkriege ſind bekannt. In dem erſten Kriegsjahre allein haben die Calviniſten, nach ihrem eigenen Geſtändniß, wie Aubert Le Mire erzählt, 4000 Ordensleute ermordet, 12 000 Nonnen entehrt, 20 000 Kirchen verwüſtet, 2000 Klöſter, 90 Spitäler zerſtört [4]. Sind dieſe Zahlen auch nicht darnach angethan, um unbedingten Glauben zu verdienen, ſo kennzeichnen ſie doch einigermaßen das raſende Treiben der Rebellen [5]. Ihre Wuth im Zerſtören brandmarkt ſelbſt der fanatiſche Beza in einem Briefe von Orléans an Calvin: „In dem Bilder- und Altarzerſtören haben ſie (die hugenottiſchen Soldaten) einen unglaublichen Eifer, dem wir leider ſelbſt hier auf keine Weiſe ſteuern konnten. Kurz, es iſt Alles das Unterſte zu oberſt gekehrt, ſo daß mich bei dieſem Anblick Betäubung und Staunen zugleich ergreift. Denn in hundert Jahren würden die Feinde, wenn ſie auch Sieger wären, das nicht wieder herſtellen können, was nur in Zeit von etwa zwei Stunden zerſtört worden iſt." [6]

---

[1] Baumgarten S. 103.

[2] Die einzelnen Züge nach den Memoiren des Augen- und Ohrenzeugen Montluc (Nouv. Collect. VII. 211. 218). Dort auch (p. 213. 221) die Verſuche der Prediger, durch große Geldſummen Montluc zu beſtechen und zur Treuloſigkeit gegen den König zu bewegen.

[3] Nachgewieſen von P. Bauer in den „Stimmen aus Maria-Laach", Bd. XI.

[4] L. c. XI. 512.

[5] Dieß wird durch alle neueren Publicationen beſtätigt. Vgl. z. B. Les Huguenots en Bigorre. Documents inédits publiés pour la Société historique de Gascogne. Paris 1884. Die Kirchen und Abteien wurden geplündert und verbrannt, Prieſter und Ordensleute maſſacrirt, Tarbes ſo ausgebrannt, daß es mehrere Jahre lang nicht mehr bewohnt war.

[6] Baum, Th. Beza. Leipzig 1851. II. 611.

Unzählbar sind also die Kunstdenkmale, welche diese Culturkämpfer vernichteten; von den Bibliotheken, welche ihrer Wuth zum Opfer fielen, sei nur die werthvollste, die des altehrwürdigen Clugny[1] mit den unersetzbaren Manuscriptenschätzen, genannt.

Auch zum Meuchelmorde nahmen die Hugenotten schon in dem ersten Kriege ihre Zuflucht. Die beiden Führer der königlichen Truppen, der Marschall von Saint André und der Herzog von Guise, waren die ersten Opfer. Als sich der Marschall nach der Schlacht von Dreux bei der Verfolgung der Hugenotten zu weit vorgewagt, wurde er von einem hugenottischen Hauptmann, seinem früheren Diener, gefangen genommen, eine Strecke weit mitgeführt und dann ermordet[2]. Dieß war am 19. December 1562. Zwei Monate später, am 18. Februar 1563, wurde der ritterliche Herzog Franz von Guise[3], der die Rebellen überall zu Paaren getrieben, von einem in Coligny's Diensten stehenden Edelmanne Namens Poltrot meuchlings erschossen. Man hat oft bestritten, daß Coligny wirklich Mitschuldiger an der Ermordung des Herzogs war, und doch ist dieß unbestreitbar, wenn wir auch nur auf das Geständniß Coligny's Rücksicht nehmen. Coligny ließ nämlich schon am 12. März 1563 von Caen aus eine von ihm, La Rochefoucault und Beza unterzeichnete Vertheidigungsschrift erscheinen, in welcher fortwährend „Déposition" (Aussagen Poltrots) und „Response" (des Admirals) abwechseln. Daraus nur einige Worte Coligny's: „Er (Coligny) gesteht, daß er seit jener Zeit, wenn er Einen die Äußerung thun hörte, daß er, wenn möglich, den gedachten Herrn von Guise tödten würde, und wäre es in seinem eigenen Lager, ihm nicht davon abrieth ... Anlangend die zwanzig Thaler, deren im vorigen Artikel Erwähnung geschah, so anerkennt er als wahr, daß er bei seiner letzten Rückkehr nach Orléans, beiläufig zu Ende des verflossenen Jänner ... ihn (Poltrot) zu verwenden gedachte, um Neuigkeiten aus dem Lager des gemeldeten Feindes zu erhalten, und daß er ihm zu diesem Zweck zwanzig Thaler habe einhändigen

[1] Kervyn de Lettenhove l. c. I. 80.

[2] Mémoires de Vieilleville (Nouv. Collect. IX. 323). — Ranke drückt das so aus: „Unter vielen anderen namhaften Männern ist da der Marschall von Saint-André gefallen" (Französ. Gesch. I. 254). Über die Unzuverlässigkeit seiner Darstellung der Hugenottenkriege s. Laacher Stimmen II. 505 ff.

[3] Über Guise siehe das schöne Urtheil aus Feindes Mund in den Calendar of State Papers. For. Eliz. 1563. n. 354, 7.

laſſen.“ [1] Poltrot hatte ferner ausgeſagt, daß der Admiral ihm 100 Thaler gegeben zum Ankauf eines guten Pferdes, um ſich nach der That retten zu können. In der Antwort auf dieſe Ausſage ſchreibt Coligny: „Immerhin war der gedachte Herr Admiral auf Bericht der Anſicht, daß man ſich ſeiner (Poltrots) bedienen könne, um ſichere Nachricht aus dem gedachten Lager zu haben, und übergab ihm zu dieſem Zwecke die fraglichen 100 Thaler, theils um ſich bekömmlicher ausſtatten, theils um die nöthigen Maßnahmen zur Einziehung der Kunde vornehmen zu können . . . Ferner erinnert ſich jetzt der genannte Herr Admiral wohl, daß der gedachte Poltrot bei ſeiner Berichterſtattung ſo weit ging, ihm zu ſagen, er würde den genannten Herrn von Guiſe gern tödten; aber der genannte Herr Admiral drang nie in ihn, um ſo mehr, als er es für eine Frivolität hielt, und öffnete bei ſeinem Leben und ſeiner Ehre nie den Mund, ihn aufzureizen, es zu unternehmen.“ [2]

Trotz aller Abſchwächungen, die Coligny verſucht, können und müſſen wir ſagen: Habemus confitentem reum. Denn Coligny geſteht: 1) Poltrot ſtand in ſeinen Dienſten. 2) Poltrot ſchlägt ſeinem Herrn den Mord des Herzogs vor. 3) Der Admiral mißbilligt dieß nicht und verbietet mit keinem einzigen Worte die Unthat; dieß mußte dem Diener genug ſein, denn: qui tacet (ubi potest et debet loqui) consentire videtur. 4) Der Admiral gibt ihm oder entzieht ihm nicht die Mittel (100 Thaler)

---

[1] „Il (Coligny) confesse que depuis ce temps-là, quand il a ouy dire à quelqu'un que, s'il pouvoit, il tueroit ledit seigneur de Guyse jusques en son camp, il ne l'en a destourné . . . Quant aux vingt escus dont il est fait mention au précédent article, il recognoist estre vray qu'à son dernier retour à Orleans, environ la fin de janvier dernier . . . il délibéra l'employer (Poltrot) à sçavoir des nouvelles du camp des susdits ennemis; et pour cest effect, luy feit délivrer vingt escus.“

[2] „Toutesfois ledit seigneur admiral l'ayant ouy, jugea qu'on s'en (Poltrot) pouvoit servir pour entendre certaines nouvelles dudit camp; et pour cest effect, luy délivra les cent escus dont est question, tant pour se mieux monter, que pour faire les diligences requises en tels advertissemens . . . Davantage ledit seigneur admiral est bien recors maintenant, que ledit Poltrot s'advança, luy faisant son rapport, jusques à luy dire qu'il serait aise de tuer ledit seigneur de Guyse; mais ledit seigneur admiral n'insista jamais sur ce propos, d'autant qu'il l'estimait pour chose du tout frivole; et sur sa vie et son honneur, n'ouvrit jamais la bouche pour l'inciter à l'entreprendre.“ Die ganze Schrift des Admirals iſt den „Mémoires-Journaux du duc de Guise“ beigefügt. Die angeführten Stellen Nouv. Collect. VI. 521. 523.

zur Ausführung, trotzdem er die Absicht Poltrots kennt[1]. Wenn das alles keine wirkliche Mitschuld begründet, was begründet dann noch eine solche? Nach den Memoiren der Schwester des Königs Karl' IX., Margaretha von Valois, wäre Coligny auch schuld an dem Morde des Gardecapitäns Charry, welcher von Edelleuten aus der Umgebung des Admirals gemeuchelt wurde[2].

Die Verbindungen der Hugenotten mit dem Ausland, den deutschen Protestanten, den Geusen, den Engländern, den Türken, übergehe ich hier; ebenso die Repressalien, welche die durch furchtbare Schandthaten und besonders durch die systematisch betriebene Verhöhnung des allerheiligsten Sacramentes auf's Äußerste gereizten Katholiken an den Hugenotten und besonders an deren Predigern vornahmen; letztere sind zudem weit und breit in fast allen protestantischen Geschichtsbüchern geschildert.

Trotz der verschiedenen Niederlagen, welche die Hugenotten in den folgenden Religionskriegen 1567 und 1569 erlitten, wurde ihnen doch 1570 im Frieden von St. Germain en Laye in ganz Frankreich mit einziger Ausnahme von Paris freie Religionsübung gewährt; zudem erhielten sie noch vier feste Sicherheitsplätze — als ewige Revolutionsnester. Freilich, die Geldnoth drückte die Krone gar sehr: die deutschen Reiter wollten nicht mehr gehorchen, und die Schweizer gingen auf und davon. „Wer die diesem Frieden vorangehenden Verhandlungen zwischen

[1] Von diesem Gelde weiß Ranke wieder nichts; er sagt nur: „Coligny hütete sich, ihn darin zu bestärken, aber auch abgehalten hat er ihn nicht" (Französ. Gesch. I. 256). Freilich hätte das noch viel weniger zu der maßlosen Vergötterung (S. 290 ff.) gepaßt: Ranke feiert den Admiral als gewaltigen Helden und großen Heiligen — wie, wenn ein katholischer General gegen den König von Preußen aufgetreten, wie der calvinische Coligny gegen seinen angestammten König?? — Nach Schott (in Herzogs Realencyklopädie III. 315) „ist Coligny einer der Männer, deren Namen schon das Herz jedes Protestanten mit gerechtem Stolz erfüllt". — Der Schweizer Ochsenbein hat zu seiner großen Freude herausgefunden, daß die Frau von Téligny, die Tochter Coligny's, „nichts Geringeres ist, als die Ahnfrau des jetzigen deutschen Kaiserhauses! Sie verheirathete sich nämlich in zweiter Ehe mit Wilhelm von Nassau, dem Gründer der holländischen Republik, und ihre Enkelin, Louise Henriette von Nassau, wurde die Gemahlin Friedrich Wilhelms von Brandenburg, so daß derjenige, der in unseren Tagen das stolze Frankreich gedemüthigt hat, wie noch Keiner vor ihm, ein direkter Nachkomme Coligny's ist. Wie wunderbar doch die Wege des Herrn sind und wie zuverlässig seine Gerichte." So Ochsenbein, Ein Flüchtling der Bartholomäusnacht, S. 78.

[2] „Qu'aussi l'assassinat qu'avoit fait ledit Admiral de Charry, maistre de camp de la garde du Roy" (Nouv. Collect. X. 408). — Den Marschall Tavannes suchte Coligny kurz vor seinem eigenen Tode durch einen sogen. Querelle d'Allemand aus dem Wege zu räumen. Siehe die Erzählung Tavannes' (Nouv. Collect. VIII. 375).

Spanien und Frankreich vor sich hat," sagt Baumgarten[1], „wird wohl wissen, was er von der alten Tradition zu halten hat, Katharina habe den Hugenotten die außerordentlich günstigen Bedingungen des Friedens von St. Germain lediglich gewährt, um sie in's Garn zu locken und dann leichter und sicherer zu verderben. Die französische Krone hat diesen Frieden geschlossen nicht in irgend einer hinterlistigen Absicht, sondern der Noth gehorchend."

Katharina hatte einen andern Plan; sie hoffte die Hugenotten durch die Verheirathung ihrer Tochter Margaretha mit Heinrich von Navarra, dem spätern Heinrich IV. „le Grand", an ihr Haus zu fesseln. Diese Fessel sollte für sie eine verderbenbringende Schlinge werden. Vorerst standen freilich dieser Heirath noch große Hindernisse im Wege. Der Heilige Stuhl wollte die aus dem doppelten Grunde der Verwandtschaft und der Häresie des Bräutigams nöthige Dispens nicht geben, weil man in der Heirath der Schwester des Königs mit dem Haupte der Hugenotten nur das Verderben Frankreichs erblickte. Pius V. sandte einen eigenen Legaten, den Cardinal Alessandrino, mit dem Jesuitengeneral, dem hl. Franz Borgia, nach Frankreich, um die Heirath zu vereiteln. Letzterer stellte Katharina in der Audienz vom 23. Februar 1572 vor, man möge wohl bedenken, daß man nicht, um den Schwiegersohn zu gewinnen, die Tochter in's Verderben führe. Katharina erwiederte, wenn sie nicht glaubte, Gott dadurch einen großen Gefallen zu erweisen, würde sie es nicht thun; deßhalb lasse sie auch viele Gebete veranstalten. Der Jesuitengeneral entgegnete, er glaube das wohl, aber es falle ihm schwer, anzunehmen, daß man Gott durch etwas dienen könne, was man ohne Gott thue, und das würde doch eine Heirath ohne Dispens des Papstes sein. Darauf erwiederte Katharina, er möge nicht zweifeln, daß die Heirath entweder mit Dispens oder gar nicht stattfinden werde. Diesen Entschluß lobte dann Franz Borgia sehr und erklärte: wenn das die Absicht sei, brauchten sie nicht mehr Zeit mit Reden zu verlieren, denn die Dispens werde der Papst nie geben. So Baumgarten nach dem Berichte Borgia's an Philipp II.[2]

---

[1] A. a. O. S. 20. Andere Beweise dafür aus den Berichten des Florentiner Diplomaten Petrucci S. 21 f., und aus den Briefen des Königs und der Königin an ihren Gesandten am englischen Hofe S. 23. — Was nach den Memoiren Mergey's (Nouv. Collect. IX. 574) dagegen vorgebracht wird, beweist nichts.

[2] Baumgarten S. 127. — Nach Kervyn de Lettenhove (II. 362, Anm. 5) befinden sich im Nationalarchiv zu Paris (K. 1526) mehrere Briefe Philipp' II. an Borgia und von Borgia an Philipp II., die auf diese Angelegenheit Bezug haben.

Die Schwierigkeiten von einer andern Seite, nämlich der Mutter des Prinzen, Jeanne d'Albret, wurden leichter überwunden. Diese Jeanne d'Albret, Königin von Navarra, wollte unter keinen Umständen die katholische Trauung zugeben, und sie fürchtete zudem Beeinflussung ihres Sohnes durch die katholische Braut. Ob Jeanne d'Albret, „die Päpstin der Hugenotten", Recht hatte, in ihren Briefen über die Corruption des französischen Hofes loszufahren, da Beza ihr noch vor einigen Monaten eine Verbindung, welche sie ohne jede religiöse Ceremonie eingegangen war, zum Vorwurf gemacht und von ihr Erkenntniß ihrer Fehler und Reue gefordert hatte [1], dürfte wohl bezweifelt werden. Baumgarten preist sie als eine „seltene Frau, von einem lebhaften, ja leidenschaftlichen Pflichtgefühle, welches in ihrem Glauben das höchste, unter allen Umständen zu wahrende Gut erblickte" [2]. Wäre das richtig, so hätte sie doch wohl nicht in die Heirath ihres Sohnes mit der „Papistin" einwilligen dürfen. Trotz alles Jammerns hat sie aber eingewilligt, und Katharina ließ trotz ihres dem hl. Franz Borgia gegebenen Versprechens am 11. April 1572 den Heirathscontract unterzeichnen.

Katharina sah bald die Früchte ihrer Lügen reifen. Ihre Alleinherrschaft über den schwachen, jagdsüchtigen und ausschweifenden König ward bedenklich bedroht. „Ich weiß," schrieb schon am 22. April der sehr gut unterrichtete Florentiner Gesandte Petrucci, „man arbeitet daran, den König mit seiner Mutter zu entzweien und so diese um ihre Auctorität zu bringen; aber sie steht fest und hofft den König unter allen Umständen wieder zu gewinnen." [3]

Unterdessen hatten sich calvinische Piraten der Niederlande, die Meergeusen [4], am 1. April 1572 Brielle's und Ende desselben Monats Vlissingens bemächtigt. Als der Herzog Alba die Einnahme Brielle's erfuhr, soll er gesagt haben: No es nada, das ist nichts [5]. Und doch war es etwas. Die Einnahme der kleinen Hafenstadt war der erste nachhaltigere Schritt für die Unabhängigkeit der holländischen Generalstaaten. Die siegreichen Piraten aber schrieben aus Hohn gegen Alba nach der Besetzung Vlissingens auf ihre Fahnen: No es nada.

Die Hugenotten suchten auf die Kunde hiervon Karl IX. noch mehr als vorher auf alle Weise zur Unterstützung ihrer niederländischen Glaubens-

---

[1] Kervyn de Lettenhove II. 360. [2] S. 140.

[3] Baumgarten S. 162.

[4] Über die Räubereien und Schandthaten der Meergeusen s. Kervyn de Lettenhove II. 416 ss. [5] Kervyn de Lettenhove II. 427.

genossen zu bewegen; das hieß nichts Anderes als Krieg gegen Spanien. Krieg mit Spanien wollte aber die Königin-Mutter nicht aus Furcht vor den spanischen Waffen[1]. Trotzdem wurde der König für den Krieg gewonnen. Am 22. April befahl Karl IX. zwar seinem Gesandten in Madrid, Saint-Gouard, den Spaniern zu versichern, daß er gar nicht an eine Begünstigung der Geusen denke[2], und am selben Tage sandte der König ein Schreiben an Alba, welches von Freundschaftsversicherungen für Spanien überfloß[3]; aber nur einige Tage später, am 27. April, schrieb derselbe König an den Piraten-Admiral, Ludwig von Nassau, er werde alle ihm von Gott verliehenen Mittel zur Befreiung der von Spanien unterdrückten Niederlande aufwenden, wozu ja jeder christliche Fürst bereit sein müsse[4], und wieder einige Tage später ließ dieser christliche Fürst dem türkischen Großherrn versichern, daß er eine Flotte ausgerüstet habe unter dem Vorwande, die französische Küste zu schützen, in der Wirklichkeit aber mit der Absicht de tenir le roy catholique en cervelle et donner hardiesse à ces Gueux des Pay-Bas de se remuer et entreprendre[5]. Die Rüstungen Frankreichs wurden immer auffallender, die Klagen Spaniens immer dringender.

Um den Krieg zu verhindern, sandte der eben gewählte Papst Gregor XIII. einen Verwandten des Hauses Medici, den Bischof Anton Maria Salviati, nach Paris. Derselbe traf am 25. Juni ein, aber seine Bemühungen vermochten keinen Stillstand in den Rüstungen zu bewirken. Schon im Mai waren Abtheilungen der Hugenotten in den Hennegau eingebrochen: am 23. überraschten sie Valenciennes; bald darauf besetzte Ludwig von Nassau die Festung Mons. Am 29. Mai wurde die erstere Stadt von den Spaniern wiedererobert. Um das ebenfalls bedrohte Mons zu entsetzen, überschritt am 16. Juli ein ca. 5000 Mann starkes Hugenottenheer die Grenze, erlitt aber schon am folgenden Tage durch den Sohn Alba's eine entscheidende Niederlage. Der Befehlshaber des Corps, Genlis, der in die Hände der Spanier fiel, zeigte ein Patent des französischen Königs vor, und auf der Folter gestand er, im Auftrage des Königs gehandelt zu haben[6].

---

[1] L. c. II. 434. Anm. 3. [2] L. c. II. 431.

[3] L. c. 436. Anm. 2. [4] L. c. II. 433.

[5] Brief vom 11. Mai an den abgefallenen Bischof von Acqs, französischen Gesandten in Constantinopel, l. c. 431. Kervyn de Lettenhove citirt dafür Noailles, Henri de Valois I. 9.

[6] Baumgarten S. 207. Kervyn de Lettenhove II. 496. Die Meinung, Karl IX. selbst habe den Zug an Alba verrathen, ist unbegründet (Baumgarten S. 202 f.).

Während das gutkatholiſche Paris bei der Nachricht von dieſer Niederlage Dankproceſſionen abhielt und Freudenfeuer anzündete, ergingen ſich die Hugenotten in den heftigſten Drohungen gegen die Spanier, und Coligny ließ dem ſpaniſchen Botſchafter in Paris, Çuñiga, ſagen, wenn Spanien die gefangenen Hugenotten nicht freilaſſe, werde der Geſandte und ſeine Landsleute in ganz Frankreich nicht mehr ſicher ſein[1]. Auf den König übte die Kunde eine etwas abkühlende Wirkung; die Königin-Mutter wurde dadurch beſtärkt in ihrer Furcht vor den ſpaniſchen Waffen und ſomit vor dem Krieg gegen Spanien. Aber die Führer der Hugenotten ließen dem König keine Wahl zwiſchen dem Krieg gegen Spanien und dem Bürgerkriege[2]. Der Admiral ging noch einen Schritt weiter: „Ohne auf die Macht Rückſicht zu nehmen, welche die Königin auf ihre Kinder hat durch Creaturen, die ſie ihnen von Jugend an als Diener gegeben hat, verſucht er unkluger Weiſe Zwietracht (zwiſchen dem König und ſeiner Mutter) zu ſäen; er ſtellt dem König vor, daß er nie eine herrliche That verrichten werde, wenn er nicht ihre Macht beſchränke.“ So Tavannes[3].

Dieſer neue Verſuch wird der Königin-Mutter hinterbracht, und die Wirkung bei der Herrſchſüchtigen iſt ein blutiger, verhängnißvoller Entſchluß. Tavannes berichtet uns denſelben mit den Worten: „Die Eiferſucht auf das Regiment ihres Sohnes und den Staat, ſowie ein ungemeſſener Ehrgeiz entzünden und verbrennen die Königin innen und außen, und ſie geht mit dem Plane um, ſich des Admirals zu ent-

---

[1] Brief Petrucci's vom 23. Juli (Kervyn de Lettenhove II. 497. Baumgarten S. 204. 206).

[2] Der engliſche Geſandte Walſingham berichtet, die Hugenotten hätten dem König zu überlegen gegeben, „whether it were better to have foreign war with advantage, or inward war to the ruin of himself and his estate“ (Lingard, History of England. Ed. Paris 1826. VIII. 437 Anm. Vgl. Kervyn de Lettenhove II. 505. Damit ſtimmt genau, was Tavannes ſagt: „L'Admiral ne perd courage, possede le Roy, fait nouvelle levée de trois mil hommes de pied sous Villars et autres, emporté d'audace . . . dit qu'il ne pouvoit plus tenir ses partisans, qu'il fallait une des guerres espagnolle ou civile“ (Nouv. Collect. VIII. 384. — Ebenſo Petrucci's Bericht vom 6. Auguſt bei Baumgarten S. 211. — Je mehr man die Memoiren Tavannes' mit den Berichten der verſchiedenen Geſandten vergleicht, um ſo mehr überzeugt man ſich von der Richtigkeit des Urtheils Baumgartens über Tavannes, daß nämlich „deſſen Erzählung von der Bartholomäusnacht . . . merkwürdig genau mit der beſten Überlieferung übereinſtimmt“ (Baumgarten S. 258 Anm. Vgl. Kervyn de Lettenhove II. 505. Anm. 2).

[3] Nouv. Collect. VIII. 385. Vgl. die oben angeführte Depeſche Petrucci's vom 22. April.

ledigen.“ [1] Der päpstliche Nuntius Salviati sagt dasselbe in seiner Depesche vom 2. September: „Während der Admiral am Hofe war, hatte er mit List und Gewalt (con arte ed imperio) so sehr den König gewonnen, daß er gleichsam regierte; der größte Theil der Geschäfte wurde sozusagen nach seinem Gutdünken erledigt zum größten Ärger (gelosia) der Regentin. In heimlicher Verhandlung mit der Herzogin von Nemours beschloß sie, ihn tödten zu lassen.“ [2] Ebenso erzählt später der venetianische Botschafter Cavalle in seiner Relation vom Jahr 1574: „Seit dem Entschlusse des Königs, den Krieg anzufangen, begann die Königin an den Tod des Admirals zu denken.“ [3]

Mit dem Plane scheint Katharina einige Tage vor der Hochzeit ihrer Tochter in's Reine gekommen zu sein. Die Vermählung Margaretha's mit Navarra wurde wirklich am 18. August mit großem Gepränge vollzogen, obgleich man die päpstliche Dispens trotz aller Mühe nicht hatte erlangen können. Die Braut wollte ihr Jawort nicht einmal am Altare geben; aber ihr Bruder, der König, stieß sie von hinten am Kopfe, und das dadurch bewirkte Nicken wurde als Jawort angesehen und die Einsegnung vollzogen [4]. Kein Segen ruhte auf dieser Ehe; sie war eine sehr unglückliche, besonders wegen der Ausschweifungen Heinrichs von Navarra. Am 17. December 1599, da Navarra schon seit zehn Jahren als Heinrich IV. über Frankreich herrschte, wurde die Ehe für nichtig erklärt.

Der Admiral ist unterdessen wieder guter Dinge, war ja doch der König für den Krieg gewonnen [5]. Scherzend sagt Coligny, man solle ihm die 50 000 Thaler geben, die auf seinen Kopf gesetzt seien; den Hof hält er für vollständig begraben in die Maskeraden und Tourniere, durch welche während mehrerer Tage die Hochzeit verherrlicht wird. Da, als

[1] „La jalousie du gouvernement de son fils et de l'Estat, ambition demesurée, enflamme, brusle la Royne dehors et dedans, et tient conseil de se defaire de l'Admiral“ (Nouv. Collect. VIII. 385 s.). Die Königin fürchtete, man würde sie nach Florenz zurückschicken (l. c. p. 386). Margaretha von Valois theilt in ihren Memoiren mit, daß die Königin-Mutter dem Könige gestanden: „qu'aussi voyoit-elle que ledit Admiral ne seroit jamais que tres-pernicieux en cet Estat et quelque apparence qu'il fist de luy avoir de l'affection et de vouloir servir Sa Majesté en Flandre, qu'il n'avait autre dessein que de troubler la France, que son dessein d'elle n'avoit esté en cet affaire que d'oster cette peste de ce royaume, l'Admiral seul“ (Nouv. Collect. X. 409).

[2] Theiner, Annal. Eccles. I. 331. Vgl. p. 332.

[3] Ranke, Französ. Gesch. V. 90.

[4] Nouv. Collect. X. 394. [5] Kervyn de Lettenhove II. 513 s.

er es am wenigsten ahnt, erreicht ihn die Kugel aus tückischem Hinterhalt. Am Abend des 22. August berichtet Salviati: „Als heute der Admiral vom Louvre nach seiner Wohnung ging, wurde aus einem Fenster eine Büchse auf ihn abgeschossen, wodurch ihm ein Finger der rechten Hand zerschmettert und das Gelenk der linken durchbohrt wurde.“ [1] „Der Admiral meint,“ so schreibt am folgenden Tage der spanische Botschafter, „der Herzog von Guise habe diesen Schuß auf ihn thun lassen. Sie sind auf dem Punkte, ihm den Arm abzunehmen. Das, was ich erfahren kann, ist, daß es die Königin-Mutter ist, welche es anordnete und thun ließ. Der König war gerade mit dem Herzoge von Guise beim Ballspiel, als er es hörte. Er war wie todt, ohne alle Verstellung.“ [2]

Bei den Hugenotten rief der Anschlag große Erbitterung hervor. Der Ritter Cariana sagt in seinem Bericht vom 27. August, die Hugenotten seien durch den Vorfall so aufgeregt worden, daß sie erklärt, wenn der König ihnen nicht Gerechtigkeit verschaffe, würden sie es mit eigener Hand thun. „Sie fügten noch schlimmere Drohungen hinzu, welche die Ursache ihres Verderbens geworden sind.“ [3] Nach dem Bericht des Venetianers Micheli drohen die Hugenotten: dieser Arm des Admirals werde 40 000 andere Arme kosten; wenig hätte gefehlt, daß sie das Louvre gestürmt [4]. Der Nuntius Salviati meldet in seiner Depesche vom 24. August: „In der kurzen Zeit nach dem Schuß auf den Admiral haben sich die Hugenotten mit der größten Anmaßung benommen, und besonders gestern sagten Rochefoucauld und Téligny der Königin zu große Unverschämtheiten.“ [5] Diese Drohungen der Hugenotten werden auch stark in den Memoiren Tavannes' und der eben vermählten Margaretha betont [6].

---

[1] Theiner, Annal. Eccles. I. 328.

[2] So nach der Übersetzung bei Baumgarten, S. 231.

[3] A. a. O. S. 239. — Ähnlich berichtet Çuñiga am 24. August (s. Kervyn de Lettenhove II. 551 s.).

[4] Kervyn de Lettenhove II. 553; Ranke, Französ. Gesch. V. 77. — Andere Drohungen bei Theiner (Annal. Eccles. I. 335).

[5] Theiner I. 328 sq. — Nunc tacite regi ipsi, nunc planius et apertius reginae matri fratribusque minantur (Pibrac, Ep. ad Elvidium bei Kervyn de Lettenhove II. 554. Anm. 4).

[6] Tavannes: „Les Huguenots ... demandent justice ou qu'ils la feroient sur le champ; menacent leurs Majestez“ (Nouv. Collect. VIII. 386). Margaretha: „Cette blessure de l'Admiral offença tellement tous ceux de la religion que cela les mit comme en un desespoir; de sorte que l'aisné Pardaillan et

Nach dem Zeugniſſe nicht allein ſehr gut unterrichteter, ſondern auch ſelbſt betheiligter Perſonen ſteht alſo ein Zweifaches feſt: 1) Daß die Königin-Mutter, um ihren Einfluß auf die Regierung zu wahren, das Attentat auf Coligny veranlaßte; 2) daß die Hugenotten ſich in Folge deſſen zu wüthenden Drohungen, beſonders gegen die Anſtifterin des Verbrechens, hinreißen ließen.

Wer nun die Hugenotten kannte — und Katharina kannte ſie aus langjähriger Erfahrung — wußte, daß ſie nie bei Worten ſtehen blieben. Dieſe klare Erkenntniß der Königin-Mutter und die Furcht vor der ihr drohenden Gefahr hat die Bartholomäusnacht herbeigeführt. Die Beweiſe hierfür ſollen uns wiederum die Zeitgenoſſen liefern.

Beginnen wir mit der Erzählung der Tochter Katharina's. Margaretha ſchreibt: „Als Pardaillan während des Abendeſſens bei der Königin, meiner Mutter, durch ſeine Drohungen die ſchlimme Abſicht der Hugenotten verrieth, und da ſie ſah, daß, käme man ihrem Plane nicht zuvor, noch in derſelben Nacht gegen den König und ſie ſelbſt vorgegangen würde, faßte ſie den Entſchluß, dem König die ganze Wahrheit zu geſtehen und ihm die Gefahr auseinanderzuſetzen, in welcher er ſchwebte . . . Der König Karl, welcher ſeiner Mutter immer ſehr gehorſam geweſen war, faßte (nach langem Drängen der Mutter) den Entſchluß, ſich ihrem Willen zu fügen.“ [1] Ähnlich berichtet Tavannes: „Wenn die Königin die Urheberſchaft des Attentats von ſich hätte ablenken können, ſo hätte ſie ſchwerlich das gethan, wozu ſie die Umſtände zwangen: der Zufall der Verwundung anſtatt des Todes, die Drohungen nöthigen den Conſeil zum Entſchluß, alle Führer zu tödten, was dann dem Könige vorgeſchlagen wurde.“ [2]

---

quelques autres des chefs des Huguenots en parlerent si haut à la Reyne, ma mere, qu'ils luy firent penser qu'ils avoient quelque mauvaise intention“ (l. c. X. 408).

[1] Nouv. Collect. X. 408.

[2] L. c. VIII. 387. — Kurz vorher ſagt er ebenſo beſtimmt: „Du peril present de Leurs Majestez et des conseillers tenus en crainte naist la resolution de necessité, telle qu'elle fut, de tuer l'Admiral et tous les chefs de part: conseil nay de l'occasion par faute et imprudence des Huguenots et ne se fust peu executer sans estre descouverte si elle eust été premeditée.“ — Auch Brantôme ſchreibt die Schuld den Drohungen der Hugenotten zu (bei Kervyn de Lettenhove II. 559) und ſagt vom Könige: „Il y fut tant poussé de la reyne et persuadé du mareschal de Raiz qu'il s'y laissa aller“ (Kervyn de Lettenhove II. 570. Anm. 2). — Vgl. ebenfalls die Memoiren des Herzogs von Bouillon (Nouv. Collect. XI. 9) und des Kanzlers Philipp Hurault, Graf von Cheverny (l. c. X. 470 s.).

Vergleichen wir mit diesen Aufzeichnungen die Meldungen der verschiedenen Gesandten. Der päpstliche Nuntius schreibt am 24. August an den Staatssecretär: „Wenn der Büchsenschuß den Admiral sogleich getödtet, glaube ich nicht, daß so viel geschehen“ [1], und am 2. September: „Da nun die Regentin sah, daß der Admiral nicht starb, und welcher Gefahr sie sich ausgesetzt, wurde sie von ihrem eigenen Gewissen und den verwegenen Drohungen der ganzen Hugenottenpartei argwöhnisch gemacht, die durchaus nicht glauben wollten, daß der Anschlag im Auftrage des Herzogs von Alba gemacht worden sei, während sie immer gemeint, es sei leicht, ihnen diesen Glauben beizubringen. Deßhalb machte sie sich an den König und forderte ihn zur Ermordung Aller auf.“ [2] Indem Salviati am 22. September seine früheren Nachrichten als auf Wahrheit beruhend aufrecht hält, schließt er mit den Worten: „Wäre der Admiral gleich gestorben, so hätte man die Anderen nicht getödtet; da er aber nicht starb und die Regentin irgend ein großes Unglück befürchtete, verhandelte sie lange mit dem Könige, und sie beschlossen, alle Scham bei Seite zu setzen und ihn mit den Anderen ermorden zu lassen, und diese selbe Nacht wurde für die Ausführung bestimmt.“ [3] Nicht sehr abweichend meldet der spanische Gesandte am 31. August an Alba: „Die Ermordung dieser Hugenotten war nicht vorher erwogen, sondern plötzlich beschlossen. . . . Aber sie wollten nur den Admiral tödten und dann die Meinung erwecken, der Herzog von Guise habe es gethan, um sich bei den vornehmsten Hugenotten in diesem Reiche und bei den Engländern und deutschen Protestanten rein zu waschen. Da aber der, welcher den Schuß that, ein schlechter Zieler war und der Admiral hörte, woher er kam, beschlossen sie, die Maske abzuwerfen und zu thun, was sie gethan haben, da sie die Rache des Admirals fürchteten.“ [4] Obgleich der florentinische Gesandte Petrucci in den ersten Briefen nach der Niedermetzelung einen lang gehegten Plan annimmt, gesteht er in seinem Berichte vom 31. August: „Ich höre die Sache in einer Weise, daß ich mich nicht durchaus entschließen kann (anzunehmen), die Sache komme von langer Hand, wenn ich auch glaube, daß daran gedacht worden, und das Bestürmen der Anderen hat Ihre Majestäten zum Entschluß gebracht . . . Mir wächst

[1] Theiner, Annal. I. 329.
[2] L. c. I. 331. [3] L. c. 332.
[4] Bei Baumgarten S. 237. Dieser Brief auch bei Forneron, Histoire de Philippe II. II. 327; vgl. Kervyn de Lettenhove II. 561. Anm. 1.

der Glaube, daß es nicht von langer Zeit her vorbedacht gewesen."[1] Der Venetianer Cavalli stellt in seinem Bericht vom Jahre 1574 die Sache ähnlich dar: „Da die Königin wußte, daß man keine Gerechtigkeit widerfahren lassen könne (nämlich den Hugenotten wegen des vermeintlichen Urhebers des Attentats, des Herzogs von Guise), und daß die Hugenotten ganz sicher ohne diese zum Kriege kommen würden — sie standen ja schon für Flandern vollständig gerüstet da —, so beschloß sie, um so mehr, weil die Wunde des Admirals nicht für tödlich gehalten wurde, um sich vor so großen Gefahren sicherzustellen, die Hauptführer, welche fast alle zur Hochzeit in Paris sich eingefunden hatten, tödten zu lassen. Wenn dieser Gedanke, die Hugenotten zu vernichten, vor dem Schusse vorhanden gewesen, so ließ er sich ausführen, ... ohne Gefahr zu laufen, daß durch das Attentat ein guter Theil sich entfernte; aber es schien der Königin nicht räthlich, weiter zu gehen, ohne den König Antheil nehmen zu lassen ... Dem König schien der Plan hart und gefährlich, deßhalb widersetzte er sich anderthalb Stunden; aber von Mutter und Bruder bestürmt, willigte er endlich ein."[2]

Es stimmen also mit den Aufzeichnungen betheiligter Personen die Berichte des päpstlichen, spanischen, venetianischen und florentinischen Botschafters, denen Alles daran liegen mußte, ihren Hof über die Motive der Metzelei genau zu informiren, vollständig darin überein, daß die Königin-Mutter erst nach dem mißglückten Attentat auf Coligny, aus heller Angst vor den Drohungen der Hugenotten, den Plan gefaßt, sie alle ermorden zu lassen, und daß es ihr gelang, nach kurzem, aber hartem Kampfe die Beistimmung des Königs hierfür zu erhalten. Sollten nun einige dunkle, unbestimmte Versprechen[3], die der mit Vertröstungen und Verheißungen

---

[1] Baumgarten S. 239.

[2] Ranke a. a. O. V. 91. Vgl. auch den Bericht Cavriana's vom 27. August, der ebenfalls in den Drohungen der Hugenotten die Ursache ihres Verderbens sieht, Kervyn de Lettenhove II. 560. — Daß die Ausführungen des andern venetianischen Gesandten, Micheli's, der die Sache von langer Hand vorbereitet werden läßt, nichts beweisen, zeigt Baumgarten S. 248 f.

[3] Das Versprechen, welches Karl IX. dem Cardinal Alessandrino gegeben haben soll, und in dem Acton, Bordier und Wuttke einen Beweis für den Vorbedacht erblicken, findet sich gewürdigt bei Baumgarten S. 130 ff. — Am 1. August 1572 erklärte der französische Gesandte am spanischen Hofe, Jean de Vironne de Saint-Gouard, dem spanischen Könige: „Vous aurez bientôt, Sire, des preuves de la sincérité de mon maître." Durch diese Worte hält Graf de la Ferrière (in der Revue des questions historiques 1883. XXXIV. 519) den Vorbedacht für erwiesen: „Le voilà donc enfin, et dans la bouche de notre ambassadeur, le secret de

so freigebig um sich werfende französische Hof gemacht, wirklich mehr Werth beanspruchen dürfen, als alle diese Zeugnisse? Gewiß nicht. Zumal nicht, wenn man bedenkt, wie die Annahme eines langen Vorbedachtes, einer langen Vorbereitung der Bartholomäusnacht uns vor eine Reihe völlig unlösbarer Räthsel stellt. Wie wäre es denn möglich gewesen, diesen Plan geheim zu halten, da der Hofstaat der Königin zum guten Theil aus calvinischen Damen bestand, der König aber im engsten Verkehr mit den Hugenotten lebte, von denen manche, wie z. B. Coligny und Téligny, jeden Augenblick Zutritt zu ihm hatten? Wenn der vernichtende Schlag lange vorbereitet, vom Papste gewußt und gebilligt war, warum macht denn der Heilige Stuhl so enorme Anstrengungen, die Heirath mit Navarra zu hintertreiben? Warum verweigert der Heilige Stuhl bis zum letzten Augenblicke, trotz aller königlichen Schreiben und Bitten, die verlangte Dispens und stellt so die Hochzeit, die doch die Hugenotten zur Schlachtbank versammeln soll, völlig in Frage? Wenn es auf eine lang geplante allgemeine Schlächterei abgesehen, warum wird denn dieser so treu gehütete und so wohl vorbereitete Plan in den verschiedenen Städten nicht an *einem*, sondern an ganz verschiedenen Tagen ausgeführt?[1] Etwa um recht viele Hugenotten entkommen zu lassen?[2] Wenn der König den Krieg in Flandern gegen Spanien mit Hilfe der Hugenotten führen wollte — und das steht durch viele diplomatische Verhandlungen der verschiedensten Art außer Frage —, warum gibt er sich denn so viele Mühe hierfür, da er doch im Voraus weiß, daß diesen Hugenotten sammt ihren Führern bald das Athmen schwer gemacht werden soll? Endlich, wenn man die Hugenotten möglichst zahlreich nach Paris lockte, um sie dort auf einen Schlag aus dem Wege zu schaffen, wie konnte man so thöricht sein, durch das Attentat auf den Admiral alle Hugenotten gleichsam mit Gewalt aufzurütteln, vorsichtig

---

meurtre si bien gardé jusqu'ici!" Aber in derselben Revue (1884. XXXV. 386—412) wurde auch dieser neue Beweis von Guy de Bremond d'Ars durch ausführlichere Mittheilungen aus der Correspondenz des Gesandten vollständig beseitigt. Saint-Goard wußte so wenig von diesem Geheimniß, daß er die in Folge der Niederlage der Hugenotten bei Philipp II. erzeugte großartige Bereitwilligkeit Frankreich gegenüber gar nicht ausnützen konnte, weil er ohne alle Instructionen war (Revue XXXV. 401).

[1] Z. B. am 25. August in Orléans und Meaux, am 29. in Saumur und Angers, am 30. in Lyon und erst am 23. September in Toulouse (s. Revue des quest. hist. XXVII. 276).

[2] In der ersten Bestürzung flüchteten 3000—4000 Hugenotten nach England.

zu machen, manche vielleicht aus Furcht zur schnellen Flucht zu bewegen[1], kurz den ganzen, so trefflich verborgen gehaltenen Plan auf die sicherste Weise der Gefahr der Vereitelung auszusetzen? Warum wartet man nicht noch zwei oder drei Tage bis zur Stunde, wo auf das Zeichen der Palastglocke der Admiral mit den Anderen zugleich seinen Henker finden wird?[2]

Die Greuel der Bartholomäusnacht sind zu oft geschildert, als daß dieselben hier wiederholt zu werden verdienten[3]. Nur einige Übertreibungen seien noch namhaft gemacht. Da sind zuerst die furchtbaren Zahlen. Wie bei schrecklichen Ereignissen in der ersten Zeit immer übertrieben wird, bis allmählich genauere Feststellungen gemacht sind, das haben wir selbst in unseren Tagen trotz Eisenbahn und Telegraph schon oft erlebt. Nun nehmen wir das Zeitalter der Pferdepost; dann die Art und Weise des Blutbades, welche genauere Erhebungen oft unmöglich machte; endlich den Haß der Hugenotten, die aus Partei-Interesse das Blutbad möglichst schrecklich auszumalen suchten: welchen Werth können da zumal die hugenottischen Angaben beanspruchen? „Wer wollte von den Männern, welche nach der Bartholomäusnacht zur Feder griffen,"

---

[1] Die Hugenotten hatten wirklich den Plan, Paris zu verlassen und den verwundeten Admiral mitzunehmen; aber die Ärzte erklärten jeden Transport für unthunlich.

[2] Was D'Aubigné gegen diese Schwierigkeit vorbringt, ist völlig haltlos. Vgl. Daniel, Hist. de France X. 775 s.

[3] Über die Ermordung des Admirals Coligny berichtet ein Actenstück im Archiv zu Luzern nach einem Augenzeugen: „Habend sy klopffet, man sölle uffthun. Da Jnen deß Printzen von Navarren gwardi Knecht, so in der Herberg gsin, geantwort und sy nit wöllen harinlassen. Daruff sy . . . die thür uffgloffen, hinuffstrungen und die . . . gwardi Knecht vermant still zu stan, so begären sy, sy nit zu beleidigen. Da aber ettlich sich zwör gstellt, deßhalb dann Jro zwen umbkomen, namlich einer von Zürich, genannt der Röist, so Lüttenant gwäsen . . . Volgend sind sy ins Admirals gmach trungen, der dann in einer langen schuben spaziert, da ein gwardi Knecht von Glarus Jne bim Hals angriffen, zum Fenster gfürt und gfragt, wär er sige? Daruff er anzeigt: sölle sines Alters schonen und Jne gfangen nemen, er wölle sich ergeben. Jn selbigem ist ein anderer gwardi Knecht . . . darzukomen und gfragt: wär er sige? Hatt der von Glarus gredt: Es ist der Admiral, er will sich gfangen geben. Daruff der von Fryburg gredt: ‚botz du schelm, bist dus!' und damit den schwynspieß in Jne gstoßen und als er angfangen sincken gschruwen: wir hand den schelmen!' Admiral geantwortet: ‚noch nit!' Daruff der gwardi Knecht Jne zum Fenster ussgeworfen, allda yeder sich an Jme rechen wöllen und wär Jme nit ein stich oder stoß geben mögen, dem ist nit wol gsin. Daruff dann der Lärmen sin fürgang ghan, also das by 6000 Personen in der Stadt Paris umbkommen" (Ochsenbein, Ein Flüchtling der Bartholomäusnacht, S. 40 f.).

ſagt Baumgarten[1], „kalte, unbefangene Prüfung erwarten? Frankreich ſtarrte von dem Blut ihrer erſchlagenen Glaubensgenoſſen: nicht hiſtoriſche Wahrheit, ſondern Rache an den infamen Mördern war das Verlangen ihres Herzens. Leidenſchaftlicher Haß hat alle dieſe Schriften dictirt.“ Und doch werden die Zahlen der zeitgenöſſiſchen Schriftſteller von den ſpätern Hiſtorikern auf's Gerathewohl verfünffacht und verzehnfacht. Papyre Maſſon (1573), der den Wunſch ausdrückt, die Zahl möchte größer geweſen ſein, ſchreibt 10 000; das Martyrologe des Calviniſtes (1582) nimmt im Allgemeinen 30 000 an, beſchränkt aber im Detail die Zahl auf 15 138 und führt nur von 786 die Namen an; La Popelinière (1581) ſchätzt die Zahl auf mehr als 20 000; de Thou (1604) redet von 30 000[2], Davila (1630) von 40 000, Pereſixe (1661) von 100 000. Die Zahlen werden alſo um ſo größer, je weiter die Schriftſteller von der Zeit der Begebenheit entfernt ſind[3]. In Paris allein wurden 1000—2000 Hugenotten niedergemacht. Nach einer Aufzeichnung in dem Archiv des Pariſer Stadthauſes vom 23. September 1572 wurden den Todtengräbern 20 Livres bewilligt „pour avoir enterré depuis huit jours onze cents corps morts aux environs de St. Cloud, Autueil et Chaillot.“[4] Papyre Maſſon rechnet 2000[5], La Popelinière 1000[6].

---

[1] S. 252.

[2] Thuani Histor. sui temporis. P. II. Ed. Francofurt. 1614. p. 1072: „Proditumque a multis triginta hominum millia toto regno in his tumultibus varia peste extincta, quamvis aliquanto minorem numerum credo.“ — De Thou iſt oft und viel geprieſen worden, obgleich oder vielmehr weil ſein Haß gegen die Katholiken nicht zu verkennen iſt. Jetzt kommt man auch bei den Proteſtanten dazu, die hiſtoriſche Zuverläſſigkeit de Thou's in weniger roſigem Lichte anzuſehen. So ſchreibt Baumgarten (S. 213 Anm.) bei der Beſprechung eines Memoires Coligny's: „Wenn man den Text Thuans mit dem Original vergleicht, entdeckt man eine Reihe von Abweichungen, welche auf Thuans hiſtoriſche Zuverläſſigkeit in ſolchen Stücken kein günſtiges Licht werfen. Nicht nur hat er . . . dieſe ganze höchſt perſönliche Farbe in ſeinem gekünſtelten Latein vollkommen verwiſcht, ſondern ſich ſogar eine Anzahl von größeren Zuſätzen einzuſchieben erlaubt.“ Wenn das bei Actenſtücken, was erſt bei anderen Berichten! P. Gretſer veröffentlichte bald nach dem Erſcheinen der Geſchichte Thuans: „In J. A. Thuani Histor. libros Notationes auctore J. B. Gallo“ mit dem Motto: „Longe plus nocet falsus Catholicus quam si verus appareret haereticus.“ Die Schrift findet ſich in den geſammelten Werken Gretſers, Bd. XVII. II. 23—61. Auch P. Poſſevin ſchrieb „Animadversiones in Historiam Thuani“ (ſ. Zaccaria, Iter litter. per Italiam ab a. 1753 bis 1757. p. 304).

[3] E. A. Schmidt, Geſch. von Frankreich. Hamburg 1846. III. 146 Anm.

[4] Daniel, Hist. de France X. 576. [5] L. c.

[6] Hortig-Döllinger, Kirchengeſch. II. 544.

Der Auctor des 1582 gedruckten „Martyrologe des Huguenots“ setzt für Paris 10000 an, während nach ihm auf die Provinzen 5000 bis 6000 kommen. Ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Zahl 10000 durch 5 zu dividiren, um das Richtige zu erhalten, so dürfen wir wohl die Zahl 6000 wenigstens durch 2 dividiren, und wir erhielten dann für die Provinzen 3000. De Thou, der augenscheinlich die Metzelei recht gehässig darstellen will, gibt für Orléans etwas mehr als 1000[1] an, für Lyon 1300[2]; in den übrigen Städten Meaux, Troyes, Bourges, Angers, Romans, Rouen, Toulouse, Bordeaux sind verhältnißmäßig wenige getödtet worden. Es wird immer eine Schwierigkeit bleiben, die Zahlen ganz genau zu bestimmen. Das liegt einestheils in der Art und Weise der schwer controlirbaren Procedur, anderntheils an dem Charakter der Berichte, die meist den Stempel der Partei an der Stirne tragen. In jedem Fall ist es nicht recht begreiflich, wie Ranke schreiben konnte: „Nach den gemäßigtsten Berechnungen sollen in Paris bei 2000, in Frankreich bei 20000 Menschen massacrirt worden sein.“[3]

In keiner rührenden Beschreibung der Bartholomäusnacht darf ferner der Zug fehlen, wie der König vom Balkon herab die zu Tode gehetzten Hugenotten niederschießt. Dieß ist ja sicher wahr: denn Bordier widmete die ersten 50 Seiten seines oben angeführten Buches dem Nachweis dieses königlichen Vergnügens. Leider können wir aber über die Arbeit Bordiers kein günstiges Urtheil fällen. In diesem Buche, sagt Baumgarten[4], „trat mir recht lebhaft entgegen, wie leidenschaftlich viele, vielleicht die meisten französischen Protestanten heute noch von dieser Frage (des Vorbedachtes) berührt werden, wie es ihnen fast eine Glaubenssache zu sein scheint, die Bartholomäusnacht im denkbar schwärzesten Lichte zu sehen und zu zeigen ... er (Bordier) schreibt über Karl IX., seine Mutter, seine Brüder und die damalige katholische Klerisei mit einer Animosität, welche ihn in der Forschung die stärksten Mißgriffe begehen läßt.“ Wenn dieß ein Mann wie Baumgarten sagt, dem gleich

---

[1] L. c. p. 1067.

[2] L. c. p. 1070. Die Zahlen bei de Thou kann man meines Erachtens ruhig um die Hälfte reduciren.

[3] Französ. Gesch. I. 327.

[4] S. 254 f. — Die Revue des quest. hist. hat gleich nach dem Erscheinen des Werkes im Jahre 1880 (XXVII. 272—279) ein negatives Urtheil über die Resultate desselben gefällt. — Der häufig citirte Discours Heinrich' III. ist nach dem von Bordier beigebrachten Material und den Ausführungen Baumgartens (S. 267 f.) aller Wahrscheinlichkeit nach als nicht authentisch zu betrachten.

auf der folgenden Seite (S. 256) „die franzöſiſchen Hugenotten damals mit ihren niederländiſchen Freunden (Piraten!) hoch über der trägen Indolenz der deutſchen Proteſtanten und der doppelzüngigen Falſchheit der Königin Eliſabeth ſtanden", dann dürfen wir wohl Bordier ſeinem Schickſale überlaſſen. Doch vernehmen wir auch Beweiſe. Bordiers erſter Beweis iſt eine hugenottiſche Flugſchrift: der „Réveille-matin", welche 1573 erſchien; dieſelbe leitet den Zug ein mit einem „Encor m'a on dict". Wenn aber eine hugenottiſche Flugſchrift einen Beweis abgeben könnte, dann müßte man die franzöſiſche Geſchichte ganz von Neuem ſchreiben. Kein Augenzeuge weiß etwas von dem Schießen des Königs[1]. Einen zweiten Beweis erblickt Bordier auf einem Gemälde im Muſeum zu Lauſanne. Das Gemälde ſtellt die Greuel der Bartholomäusnacht dar und zeigt u. A. ein Haus, aus deſſen Eckfenſter Jemand ſchießt. Daß dieſes Haus aber das Louvre und dieſer Jemand der König iſt, kann nicht bewieſen werden[2]. Und wenn auch, haben dann die Farben des Malers eine größere Beweiskraft, als die Tinte ſeiner Quelle, der hugenottiſchen Flugſchrift?

Faſſen wir das Reſultat unſerer Unterſuchung kurz zuſammen. Von einer längern Vorbereitung der Bartholomäusnacht kann keine Rede ſein; ebenſo wenig kann die katholiſche Religion für dieſelbe verantwortlich gemacht werden, da die Motive Katharina's von Medici mit Religion abſolut nichts zu thun haben; endlich ſind die verſchiedenen Schilderungen der Greuel des 24. Auguſt 1572 mit der größten Vorſicht aufzunehmen, weil Haß und Parteiſucht die meiſten Berichte entſtellt haben.

B. Duhr S. J.

[1] Aber der Herzog von Alba berichtet dasſelbe in einer Depeſche, die ſich auf Berichte von Augenzeugen ſtützte. So Bagenault de Pouchesſe (in der Revue des quest. hist. XXVII. 278). — Dieſe Depeſche exiſtirt nicht. Zwar hatte ſie Bagenault de Pouchesſe dem von der franzöſiſchen Akademie gekrönten Werke „L'Histoire des ducs de Guise et de leur époque" von Forneron entnommen, welcher ſeinerſeits dafür eine Publication von Gachard citirte; aber dort fand ſie ſich nicht, und auf eine Anfrage mußte Forneron erklären, „qu'il s'était trompé et que les citations n'existent pas" (Revue des quest. hist. XXVIII. 268 Anm.).

[2] Baumgarten S. 257.

Schwebende Fragen der Aſtronomie.

(Schluß.)

4. Die Planeten. Um den geneigten Leſer nicht mit all den einzelnen Fragen der zahlreichen Planetenfamilie zu ermüden, wollen wir die Hauptprobleme ſummariſch zuſammenfaſſen.

Die Theorie der Bewegung der Planeten um die Sonne kann man im Allgemeinen ein gelöstes Problem nennen, inſofern die Planetentafeln von Leverrier, Hill und Newcomb für mehrere Jahrzehnte keiner bedeutenden Correction bedürfen. Ausgenommen iſt nur Merkur, der Benjamin in der Familie, der ſich wider Erwarten am ſchlechteſten von allen aufführt. Das Perihel ſeiner Bahn eilt nämlich jedes Jahr um nahezu eine halbe Bogenſekunde voraus, wie Leverrier vor dreißig Jahren angekündigt und Newcomb ſeither durch Vergleichung aller beobachteten Vorübergänge vor der Sonnenſcheibe außer Zweifel geſtellt hat. Leverrier ſtieg mit der Überzeugung in's Grab, daß innerhalb der Merkursbahn ein unbekannter Planet ſei, der dieſe Störung verurſache, und die mit Erfolg gekrönte Ankündigung desſelben Aſtronomen über die Exiſtenz des Neptun hat ſolches Vertrauen eingeflößt, daß man dieſem problematiſchen intramerkuriellen Planeten ſchon den Namen „Vulkan" gab. Seine Exiſtenz iſt aber trotz vieler Bemühungen bis heute noch nicht feſtgeſtellt und eben deßhalb unwahrſcheinlich geworden. Man hat zwar manchmal auf der Sonnenſcheibe ſchwarze runde Flecke geſehen, und Watſon, Swift und Tronvelot haben während totaler Finſterniſſe in der Nähe der Sonne Sterne geſehen; es ſind aber die runden Flecke nicht genau genug gemeſſen worden, um als Planeten erkannt zu werden, und jene ſogenannten Finſternißſterne ſind nachher als Fixſterne erkannt worden. So war z. B. der rothe, von Tronvelot geſehene Stern kein anderer, als Alpha Arietis. Von der andern Seite haben Holden und Paliſa die fünf koſtbaren Minuten der totalen Finſterniß von 1883 auf das Aufſuchen dieſes „Vulkan" verwandt, mit vollſtändig negativem Reſultate.

Ein um die Sonne ſich herumziehender Maſſenring, ähnlich dem Saturnring oder dem Zodiakallichtring, könnte zwar das Voreilen des Perihels der Merkursbahn erklären, würde aber auch die Knoten derſelben

ſtören, was der Wirklichkeit nicht entſpricht. Man hat deßhalb in Ermangelung eines beſſern Erklärungsgrundes, ähnlich wie beim Monde, an der ſtrengen Giltigkeit des Newton'ſchen Gravitationsgeſetzes gezweifelt und an verſchiedene andere Kräfte, herrührend vom Magnetismus oder der Strahlung der Sonne, gedacht; vielleicht aber würde die Löſung des Problems der drei Körper auch über dieſen Punkt Licht verbreiten. Unterdeſſen bleibt den Aſtronomen kein anderes Mittel zur Conſtruction der Merkurtafeln, als die Beifügung eines empyriſchen Correctionsgliedes, deſſen Urſprung ſie nicht kennen. — Ähnlich wie von einem intramerkuriellen, hat man auch ſchon von einem ultraneptuniſchen Planeten geſprochen, auf deſſen Exiſtenz kleine Unregelmäßigkeiten der Neptunsbahn hindeuten.

Über die Axendrehung und die daraus entſpringende Abplattung der Planeten wiſſen wir äußerſt wenig. Die Tageslänge des Merkur iſt zweifelhaft, aber noch unbekannt die des Uranus und Neptun. Daß Neptun überhaupt eine Rotation beſitze, wollte man aus Helligkeitsänderungen ſchließen, die ſich jedoch nicht beſtätigt haben. Venus und Mars gaben durch ihre deutlichen Flecke ſchon beſſere Anhaltspunkte zur Beſtimmung ihrer Rotationsdauer, während Jupiter dasſelbe räthſelhafte Voreilen der äquatorialen Flecke aufweist, wie die Sonne.

Über die phyſikaliſchen Eigenſchaften der Planeten ſind unſere Kenntniſſe noch ſpärlicher. Merkur hüllt ſich zu ſehr in den Schleier der Sonnenſtrahlen, während die beiden Vettern Uranus und Neptun ſich noch gar zu weit außer dem Bereiche der ſtärkſten Fernrohre halten. Die Oberflächen von Venus und Mars bieten ähnliche Erſcheinungen wie unſere Erde, während Jupiters Verhalten mehr dem der Sonne gleicht. Die Zeichnungen dieſer Planeten aber, die unſere Kenntniſſe über ihre Oberflächen darſtellen ſollen, ſind ſo von einander abweichend, daß ſie, wie oben im Falle des Mondes, nicht als unparteiiſche Zeugen von vergangenen oder zukünftigen Veränderungen gelten können. Wie unwiſſend wir über die eigentlich phyſikaliſchen Eigenſchaften der Planeten ſind, mag uns ein Blick auf Jupiter zeigen, der doch dreimal ſo mächtig iſt als alle andern zuſammengenommen. Erſt kürzlich iſt ein Fleck auf ſeiner Oberfläche verſchwunden, der die Aufmerkſamkeit der wiſſenſchaftlichen Welt mehrere Jahre hindurch in Anſpruch genommen hat. Was man aber von ihm weiß, beſchränkt ſich auf Folgendes: Sein Ausſehen war röthlich, ſeine Entfernung vom Äquator 40 Grad und ſeine Rotation fünf Minuten langſamer als die der Flecke des

Äquators. Ob es ein wolkenartiger Körper war, oder ein Lavaſtrom, oder eine Hebung oder Senkung des Bodens u. ſ. w., davon ſchweigen die Berichte der Sternwarten.

Von einer Kenntniß der meteorologiſchen Eigenſchaften der Planeten, wie Barometerdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Höhe der Atmoſphäre, Polarlichter, Gewitter und anderer magnetiſcher Erſcheinungen, kann bis jetzt noch gar keine Rede ſein, viel weniger aber von der Frage, ob daſelbſt auch Vegetation oder anderes organiſches Leben vertreten ſei. Die in manchen populären Abhandlungen über Aſtronomie eine ſo große Rolle ſpielende Frage, ob Venus, die Zwillingsſchweſter unſerer Erde, oder Mars oder andere Planeten vernünftige Weſen beherbergen, kann man eigentlich nicht zu den ſchwebenden Fragen der Aſtronomie rechnen; denn die Aſtronomie ſtellt ſich dieſes Problem gar nicht, in der Vorausſicht der Unmöglichkeit, dasſelbe je zu löſen.

Ob Venus einen Mond beſitze, iſt immer noch zweifelhaft, während die beiden Satelliten des Mars erſt vor einem Jahrzehnt entdeckt wurden. Die Verfinſterungen der Jupitersſtrabanten ſind ſchon Jahrhunderte hindurch beobachtet worden, haben durch den Dänen Roemer eine wahre Weltberühmtheit erlangt und ſind vielfach zu Zeit- und Längenbeſtimmungen benutzt worden. Dennoch, wer ſollte es glauben, ſind es erſt ſieben Jahre her, daß man ein Mittel gefunden hat, dieſes ſo intereſſante, ſo leicht und häufig zu ſehende und an Reſultaten ſo fruchtbare Phänomen mit Genauigkeit zu beobachten. Und dieſe Methode iſt ſo einfach, daß ſie an das Ei des Columbus erinnern könnte. Sie beſteht nämlich in photometriſcher Meſſung der allmählichen Lichtabnahme beim Eintritte des Mondes in den Schatten Jupiters und der Zunahme beim Austritt. Dieſe genauere Beobachtungsmethode hat aber das Problem der Jupitersſtrabanten keineswegs gelöst, ſondern im Gegentheil den Mangel der mathematiſchen Theorie erſt recht fühlbar gemacht. Zur Berechnung der Bahnen der vier Trabanten dieſes Königs der Planeten brauchte man nothwendig die Löſung des Problems nicht der drei Körper, ſondern von fünf Körpern.

Derſelbe Mangel macht ſich in noch viel höherem Maße geltend in Bezug auf die acht Monde des Saturn und ganz beſonders auf ſeinen Ring. Es war zwar ein großer Fortſchritt, daß man mit Maxwell die frühere Idee von einem feſt zuſammenhängenden Ringe, gleichviel ob ſtarr oder flüſſig, fallen ließ und an ſeine Stelle einen Schwarm kleiner Monde ſetzte; aber intereſſant iſt es doch, zu ſehen, wie viel es dem

Menſchen koſtet, alte widerſpruchsvolle Ideen aufzugeben und mit einfachen und klaren zu vertauſchen. Man wußte längſt vor Laplace, daß ein feſt zuſammenhängender Ring um einen Centralkörper im labilen Gleichgewichte ſei, alſo in Folge der geringſten Störung durch einen der Monde zuſammenſtürzen müſſe, man ſah die Schattenlinie des Saturn auf dem Ringe uneben und zerriſſen, man erkannte, daß die Caſſini'ſche, Encke'ſche und Struve'ſche Linie in dem Ringe ſich änderte, und trotz alledem mußte der Ring bis in die neueſte Zeit zuſammenhängend ſein, bloß weil man an dieſe Idee gewohnt war. Alle dieſe Schwierigkeiten ſchwanden durch die Hypotheſe eines discreten Schwarmes. Die einzelnen Körper dieſes Ringes kann man mit den ſtärkſten Fernrohren nicht erkennen, zum großen Troſte der Aſtronomen; denn ſonſt ſtünden ſie vor dem Probleme nicht von fünf, ſondern von Tauſenden von Körpern.

Dieſer Troſt iſt ihnen nicht geblieben in Betreff der Aſteroiden. Mit Bangigkeit ſehen ſie die Anzahl der bekannten Glieder dieſes Planetengürtels ſeit den letzten drei Jahrzehnten ſich durchſchnittlich um ſieben jedes Jahr vermehren, ſo daß ſie jetzt ſchon dritthalbhundert Bahnen zu berechnen haben, mit der Vorausſicht, mit jedem Jahre mehr Arbeit zu bekommen, ohne daß das Intereſſe durch neue Erſcheinungen oder Erfahrungen angeregt würde. Dieſe kleinen Weltbürger, von denen keiner die Größe unſeres Mondes, ja kaum die der Inſel Sicilien erreicht und deren Geſammtmaſſe von Leverrier auf ein Drittel der Erdmaſſe geſchätzt wurde, hatten, wie Olbers aus der Übereinſtimmung ihrer Bahnen ſchließt, einen gemeinſamen Urſprung, irren aber jetzt als zerſprengte Waiſenkinder zwiſchen der Mars- und Jupitersbahn herum. Wenig im Hader mit ſich ſelbſt, werden ſie von Jupiter und Saturn in ihrem friedlichen Laufe ſtark geſtört und bilden ſo ein weiteres „Problem von drei oder vier Körpern". Von phyſikaliſchen Eigenſchaften dieſer Planetoiden, wie Dichte, Form, Temperatur, Rotation u. ſ. w., wiſſen wir einfach nichts, und doch wären es gerade dieſe unſcheinbaren Körperchen, die uns über die phyſiſche Theorie unſeres Sonnenſyſtems Aufſchluß geben könnten.

Wir ſchließen dieſen Abſchnitt über das Planetenſyſtem mit der Bemerkung, daß auch ſeine Dimenſionen noch ein offenes Problem bilden. Das dritte Keppler'ſche Geſetz gibt uns nur die relative Entfernung der einzelnen Planeten; aber die abſolute Entfernung des Neptun von der Sonne iſt dreißigmal unſicherer, als die der Erde.

5. Kometen und Meteore. Über die zweite Art von Sternen, die ſogenannten Haarſterne, und die ihnen verwandten Meteorſchwärme

können wir uns kurz faſſen, nicht als ob ſie uns keine „ſchwebenden Fragen“ böten, ſondern weil ihre ganze Erſcheinung nur ein großes offenes Problem iſt.

Was man bei andern Himmelskörpern als ſelbſtverſtändlich gar nicht frägt, bildet hier ſchon einen Streitpunkt, nämlich wem dieſe geſchwänzten Gäſte eigentlich angehören, oder woher ſie kommen. Während Newton, Heis, Schiaparelli dieſelben als gefangene Fremdlinge aus andern Welten betrachten, vertheidigen Andere noch die Exploſionstheorie und erklären die Kometen für eine Art vulkaniſcher Auswürflinge, während wieder Andere glauben, es ſeien Trümmer einer untergegangenen Welt. Wenn dieſelben von andern Welten kommen und von der Sonne aufgefangen werden, ſo ſteht ſo viel feſt, daß ſie den Weltenraum ſehr langſam durchreiſen: ſonſt könnten ihre Bahnen nicht alle elliptiſch oder paraboliſch ſein. Die Bahn wird nämlich eine mehr oder weniger geſtreckte Ellipſe, ſo lange die Anfangsgeſchwindigkeit eine gewiſſe Grenze nicht überſchreitet. Über dieſe Grenze hinaus werden alle Bahnen Hyperbeln, und nur wenn die Anfangsgeſchwindigkeit den beſtimmten Grenzwerth ſelbſt hat, iſt die Bahn eine Parabel. Nun iſt die Bahn bei keinem einzigen bekannten Kometen nachweisbar hyperboliſch, wahrſcheinlich auch nicht paraboliſch, obwohl das kurze elliptiſche Stück der Bahn, das man mit dem Fernrohre verfolgen kann, in manchen Fällen mit einem gleich großen paraboliſchen Bogen innerhalb der Beobachtungsſphäre congruent iſt. Dieſe Frage über den Urſprung der Kometen würde man indeſſen beſſer verſparen, bis man mehr über ihre phyſiſche Beſchaffenheit weiß.

Das könnte aber noch lange dauern; denn unſere heutigen Kenntniſſe über die Conſtitution der Kometen bilden erſt recht eine ſogenannte tabula rasa. Denn ihre ſtaunenswerth große Ausdehnung, ihre unbegreifliche Dünne und Leichtigkeit, ihr Selbſtleuchten und Durchſcheinen, Reflectiren und Polariſiren des Lichtes, die Stellung des Schweifes, die Änderung der Lichtintenſität, ihr Spectrum, die Geſtalt des Kernes mit der ſogenannten Coma und den ausſtrahlenden Äſten, die ſo häufige Kern- und Schweiftheilung, alles das ſind noch ſchwebende Fragen. Schon Beſſel hat nachgewieſen, daß die Gravitation nicht im Stande ſei, die Sprünge der Kometenſchweife zu bewirken, und hat der Kraft, die hier im Spiele ſein müſſe, den Namen „elektive Attraction“ gegeben. Zöllner und Andere haben dann auf dieſe Anſicht ihre „Elektriſche Theorie der Kometenſchweife“ aufgebaut.

Daß manche Kometenbahnen mit Bahnen von Meteorſchwärmen

übereinſtimmen, iſt ſeit Schiaparelli's Unterſuchungen allgemeine Anſicht geworden, aber auch nur eine Anſicht. Denn das Beobachtungsmaterial über dieſe Meteorſchwärme und die theoretiſchen Unterſuchungen ihrer Bahnen, ihrer Strahlungspunkte und deren Verſchiebungen iſt noch zu ſpärlich, um die Grundlage einer eigentlichen Theorie zu bilden.

6. Fixſterne. So kämen wir alſo zu der letzten und großartigſten Scene unſerer Himmelsſchau, zur Fixſternwelt, die ihrer Mannigfaltigkeit wegen der ungelösten Probleme mehr enthält, als unſer ganzes Planetenſyſtem zuſammengenommen. Iſt ſie ja ſelbſt die Summe von unzähligen Sonnenſyſtemen, die theils noch in ihrer Bildung begriffen, theils ſchon ihrem Untergange anheimgefallen ſind. Die Fragen, welche gegenwärtig die Aſtronomen beſchäftigen, ſind aber ſehr bald aufgezählt.

Die Hauptarbeit der heutigen Sternwarten, die am meiſten Geld, Zeit und Mühe koſtet, aber auch am meiſten für die Zukunft verſpricht, iſt ohne Zweifel das Anfertigen von Sternkatalogen, d. h. von Verzeichniſſen, welche die Stellungen der Sterne ſo genau als möglich angeben. Eine Idee von dieſer Arbeit könnte der Katalog von Stone geben, deſſen Bearbeitung am Cap der guten Hoffnung wenigſtens drei Aſtronomen zehn Jahre lang beſchäftigte und beinahe eine Million Mark gekoſtet hat. Vergleicht man ſpäter die zu verſchiedenen Zeiten verfertigten Kataloge mit einander, ſo wird ſich zeigen, daß die Sterne im Laufe der Jahrhunderte ihre Stellung ändern, alſo ſtreng genommen keine Fixſterne ſind. Ein Theil dieſer Bewegungen kann optiſche Täuſchung ſein in Folge der Bewegung unſeres Sonnenſyſtems, während der andere die Eigenbewegung der Fixſterne darſtellt. Aus der Combination all dieſer Bewegungen wird ſich dann vielleicht nach Jahrhunderten ein Schluß ziehen laſſen über den phyſiſchen Zuſammenhang der verſchiedenen Sonnenſyſteme, Sternhaufen und Milchſtraßen.

Was dieſe Sternhaufen ſelbſt betrifft, ſo iſt das Problem, das ſie uns bieten, höchſt einfach, nicht ſo die Löſung. Zuerſt ſind die Diſtanzen und Winkel der einzelnen Sterne eines ſolchen Haufens in Bezug auf einander mikrometriſch zu meſſen, und aus den hieraus ſich allenfalls ergebenden Bewegungen wären dann der gemeinſame Schwerpunkt und die Bahnen durch Rechnung zu beſtimmen. Wie weit die Löſung der erſten Hälfte dieſes Problems gediehen iſt, erſieht man aus der Thatſache, daß man von dem intereſſanteſten und am beſten gemeſſenen Sternhaufen, den Plejaden, erſt ſo viel weiß, daß es wahrſcheinlich ein phyſiſch zuſammenhängender Sternhaufe iſt. Daß die Löſung der zweiten Hälfte

des Problems noch in weiter Ferne liegt, erſieht man leicht aus den mehrfach gemachten Andeutungen über das „Problem der drei Körper“, das ſich hier als Problem vieler Hunderte von Körpern darbietet.

Viel einfacher wird das Problem indeſſen, wenn nur zwei Sterne um ihren gemeinſchaftlichen Schwerpunkt kreiſen, alſo keinen Sternhaufen, ſondern einen Doppelſtern bilden. Wie wenig dieſes weite und intereſſante Feld der Aſtronomie noch bearbeitet iſt, folgt daraus, daß von den 3000 Doppelſternen, die in verſchiedenen Katalogen curſiren, nach Burnham wahrſcheinlich nur die Hälfte wirkliche Doppelſterne, d. h. phyſiſch zuſammenhängende Paare ſind, während die andere Hälfte nur optiſche Doppelſterne bilden. Von den Bahnen dieſer Sterne ſind indeſſen noch keine zwei Dutzend berechnet worden.

Ein anderes Problem, das die feinſten Inſtrumente und die beſten Beobachter dieſes Jahrhunderts in Anſpruch genommen hat, iſt das der Sternparallaxen, d. h. der Winkel, unter denen, von den Sternen aus geſehen, der Halbmeſſer der Erdbahn erſcheint. Dieſer Winkel bildet offenbar ein Maß für die Entfernung des Sternes. Der verſtorbene Profeſſor Heis pflegte die Schwierigkeit dieſer Meſſungen durch folgenden Vergleich populär zu machen. Wenn man von Münſter aus nach Trier hinblicken und dort einen zwölfzölligen Stab beobachten könnte, ſo gäbe letzterer ein Bild des Erdbahnhalbmeſſers, während die Entfernung der beiden Städte ungefähr die Entfernung der nächſten Fixſterne veranſchaulichte. Beim Anblick eines ſo ſchmalen Dreieckes, deſſen Baſis einen Fuß mißt und deſſen Höhe von Trier bis Münſter reicht, wird man ſich freilich nicht wundern, daß die Entfernung der beſtgemeſſenen Fixſterne immer noch auf mehrere hundert Millionen Meilen unſicher iſt. Aber auch dieſer unſicheren Reſultate hat man noch nicht zwanzig gewonnen. Hoffentlich werden die neueren zahlreichen Meſſungen von Gill und Elkin in Südafrika, von Struve in Rußland und Hall in Amerika unſere ſpärlichen Kenntniſſe in dieſer Richtung bald bereichern.

Seit 1875 hat die Stellar-Photometrie ſich zu einer neuen Wiſſenſchaft ausgebildet und eine große Lücke in der Aſtronomie ausgefüllt. Dieſe Wiſſenſchaft ſetzt ſich zum Ziele, die Helligkeit der Sterne zu meſſen, und zwar nicht bloß, wie dieß früher geſchah, durch bloße Schätzungen, ſondern mit eigens dazu conſtruirten Inſtrumenten, ſogenannten Photometern. Als Neſtor dieſer Wiſſenſchaft kann Profeſſor Pickering in Cambridge, Maſſ., bezeichnet werden, der neulich einen Katalog aller in unſern Breiten mit bloßem Auge ſichtbaren Sterne, mit

genauer Angabe ihre „Größe“ oder Helligkeit, veröffentlicht hat. Wie dann eine Vergleichung verschiedener Positionskataloge auf die Ortsveränderungen oder „Eigenbewegungen“ der Sterne schließen läßt, ebenso werden auch die zu verschiedenen Zeiten verfertigten photometrischen Kataloge über die Helligkeitsänderungen der Sterne Aufschluß geben. Bis jetzt sind nur 188 Fixsterne mit Sicherheit als *Veränderliche* bekannt, während etwa 1200 als sogenannte *Verdächtige* (suspected), d. h. als zweifelhaft veränderlich angegeben werden. Da aber ein Druckfehler in einem Kataloge oder eine unter ungünstigen Verhältnissen angestellte Beobachtung genügt, um auf einen Stern den Verdacht der Veränderlichkeit zu werfen, so wird mit der Zeit wohl ein großer Bruchtheil jener 1200 von der Liste der „Verdächtigten“ gestrichen werden. Um die Ursache dieser Lichtveränderungen der Sterne muß man die Astronomen heute noch nicht fragen, außer man wolle sich mit der Aufzählung der verschiedenen Möglichkeiten begnügen. Die nächstliegende ist wohl in den Flecken der Sterne zu suchen, ähnlich den Sonnenflecken, die unsere Sonne zu einem veränderlichen Sterne mit zwölfjähriger Periode machen. Eine andere mögliche Ursache bilden Vorübergänge von dunkeln Trabanten, ähnlich unsern Merkur- und Venusdurchgängen und den eigentlichen Sonnenfinsternissen. Eine Lichtveränderung müssen auch die Doppelsterne aufweisen, die ihrer gegenseitigen Nähe wegen nicht als Doppelsterne erkannt werden. Wenn die beiden Trabanten in ihrem Kreislaufe um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt neben einander zu stehen kommen, müssen sie offenbar als ein hellerer Stern erscheinen, als wenn sie hinter einander stehen. Welche Erklärung ist nun die richtige? Wahrscheinlich sind alle drei richtig in Bezug auf verschiedene Sterne, und die zu lösende Frage ist nur: welche trifft bei den einzelnen Veränderlichen zu? Obige Ursachen legen auch die Vermuthung nahe, daß alle Sterne ohne Ausnahme in geringem Grade veränderlich sind, da wohl alle eine gefleckte Oberfläche und eine Anzahl dunkler oder heller Begleiter besitzen. Die Veränderlichkeit der Sterne, die sich indessen nicht nur in der Helligkeit, sondern auch in der *Farbe* zeigt, wird des ungeheuern noch zu bewältigenden Materials wegen in nicht ferner Zukunft einen eigenen Zweig der Astronomie bilden.

Ein mit der Veränderlichkeit der Sterne zusammenhängendes, aber bis jetzt noch sehr dunkles Feld bilden die *Spectra* der Sterne. Die systematische Classificirung der Sterne nach der Beschaffenheit ihrer Spectra wurde zuerst von P. Secchi begonnen, aber ein eigentlicher

ſpectroſkopiſcher Sternkatalog, ähnlich den Poſitions- und photometriſchen Katalogen, exiſtirt noch nicht. Die Sternwarte in Potsdam iſt indeſſen ſeit Jahren mit der Vorbereitung eines ſolchen beſchäftigt. Die Schwierigkeit liegt theils in der Claſſificirung, theils in der Erklärung der Spectra. P. Secchi hat zwar durch ſpectroſkopiſche Unterſuchung von mehr als 500 Sternen vier Haupttypen entdeckt, auf welche ſich alle andern zurückführen laſſen; allein innerhalb dieſer Klaſſen iſt die Verſchiedenheit ſo groß, daß faſt jeder Stern wieder ſeinen eigenen Typus beſitzt. Viele der hellen Linien dieſer Spectra ſind noch ganz unbekannt und werden durch ihr zeitweiliges oder gänzliches Verſchwinden nur noch räthſelhafter. Ob überhaupt all die terreſtriſchen Geſetze der Spectralanalyſe bei den abnormen Druck- und Temperaturverhältniſſen noch Geltung haben, iſt bei den Fixſternen ebenſo zweifelhaft, wie bei der Sonne.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die 10000 bis jetzt bekannten Nebel und Nebelſterne, ſo müſſen wir leider geſtehen, daß dieſe intereſſanten, vielleicht die Embryologie der Welten darſtellenden Objecte des Himmels nur eine einzige große Frage bilden. Wer ſich über einzelne Nebel, die er zufällig im Teleſkope auffiſcht, orientiren will, ſieht ſich vergebens nach einem Kataloge um, der die ſämmtlichen Nebel nach Stellung, Größe, Geſtalt u. ſ. w. geordnet zuſammenfaßt. Über ihre Natur wiſſen wir eigentlich nur, daß ſie exiſtiren, d. h. nicht einfach noch unaufgelöste Sternhaufen, ſondern wirkliche, ſelbſtleuchtende Gasmaſſen ſind. Es iſt dieſes ein Reſultat, an welchem die Spectralanalyſe ihre Hauptkraft erprobt hat. Herſchel hat dieſelben auch in verſchiedene Klaſſen getheilt, je nach ihrer unregelmäßigen oder ringförmigen oder abgeplatteten Geſtalt. Man hat auch mit großer Wahrſcheinlichkeit Veränderungen an denſelben nachgewieſen. Ob ſie aber eine Axendrehung beſitzen, wie weit ſie von uns entfernt ſind, welches ihre Größe und Dichtigkeit iſt, wie ſie ihre ausgeſtrahlte Wärme erſetzen, ob ſie das Ende oder den Anfang einer Welt darſtellen, alles dieſes ſind noch offene Fragen.

Eine neue Frage iſt in den letzten Jahren mit beſonderem Intereſſe aufgeworfen worden, beſonders von Profeſſor Holden in Madiſon und Profeſſor Seeliger in München, nämlich die Frage über die Vertheilung der Sterne und die damit zuſammenhängende über den Bau des Himmels. Profeſſor Holden ſchlägt vor, die von Herſchel begonnenen Aichungen oder Sternzählungen für jeden Quadratgrad des Himmels mit fünf Teleſkopen von verſchiedener Größe, angefangen vom kleinſten dreizölligen Objectiv bis zum größten 36zölligen, auszuführen,

und dann die Reſultate von einander zu ſubtrahiren, wodurch man die Vertheilung der Sterne über den ganzen Himmel nicht nur im Allgemeinen, ſondern für die einzelnen Größenklaſſen getrennt erhält. Es könnten ſich da für dieſe Größenklaſſen allenfalls zuſammenhängende Gebilde herausſtellen, ähnlich unſerer Milchſtraße, die jetzt durch ihre Übereinanderlagerung für unſer Auge verſchwinden. Profeſſor Schönfeld in Bonn hat auch mehr im Einzelnen angegeben, was man Alles zu dieſem Zwecke noch beobachten müßte. Bis jetzt ſteht nur feſt, daß die Sterne überhaupt gegen die Milchſtraße hin dichter vertheilt ſind. Iſt aber die Milchſtraße ſelbſt ein abgeplatteter Sternhaufen, in dem ſich unſere Sonne als Glied befindet? hat dieſer Sternhaufe eine Axendrehung? bewegt er ſich im Raume fort? um welches Centrum, mit welcher Geſchwindigkeit? das ſind Fragen, zu deren Löſung noch das Beobachtungsmaterial mangelt und welche die Sternwarten der Welt noch Jahrhunderte lang mit Stoff verſehen werden.

7. Schluß. Wenn wir einen Rückblick auf die vielen noch ſchwebenden Fragen der Aſtronomie werfen, ſo werden wir einen charakteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen den Problemen der Sonne, des Mondes und der Planeten einerſeits und denen der Fixſternwelt andererſeits nicht verkennen. Während es ſich bei den erſteren meiſtens bloß um die Erreichung größerer Genauigkeit handelt, finden wir bei den letzteren die Frage oft noch ganz offen; während erſtere ſchon Jahrhunderte lang ſtudirt und immer wieder von Neuem unterſucht wurden, ſind manche der letzteren noch kaum in Angriff genommen; während die Probleme der erſtern Art meiſt ſo weit gelöst ſind, als es die heutigen Mittel der Inſtrumentenkunde und höhern Mathematik erlauben, eröffnen die letzteren noch ganz unbebaute Felder für aſtronomiſche Wirkſamkeit; während endlich die erſteren aus dem eben erwähnten Grunde den forſchenden Geiſt zu einer Art Verzweiflung oder doch Reſignation zwingen, erfüllen die letzten den ſtrebſamen Aſtronomen mit Hoffnung und Begeiſterung. Wer heutzutage auf aſtronomiſche Eroberungen ausgeht und eine Rolle wie Copernicus, Keppler oder Tycho ſpielen möchte, der laſſe Mond und Planeten bei Seite und richte ſein Teleſkop mit Herſchel in die unergründlichen Tiefen des Sternenraumes. Denn die Stellar-Aſtronomie iſt die Aſtronomie der Zukunft. Im Alterthum waren es beſonders Sonne, Mond und Erde, welche die Aufmerkſamkeit der Weiſen in Anſpruch nahmen. Die Mondtheorie gelangte unter den Babyloniern und Griechen zu einer hohen Ausbildung und zu praktiſcher Bedeutung für die Vorausberechnung

der Finſterniſſe und für das Kalenderweſen, wie die 18jährige chaldäiſche Periode und der 19jährige Meton'ſche Cyclus zur Genüge beweiſen. Auch die Länge des Sonnenjahres, ſowie die Neigung der Ekliptik zum Äquator und das Vorrücken der Tag- und Nacht-Gleichen kannten die Griechen mit ziemlicher Genauigkeit ſchon im zweiten Jahrhundert vor Chriſtus. Die Planetentheorie kam unter dem Drucke des ptolemäiſchen Syſtems nicht zur Ausbildung, bis Copernicus ſie von den Epicykeln befreite, Keppler die Bahnen zeichnete und Newton die treibende Kraft zu dem neuen Syſteme lieferte. Durch Laplace, Gauß, Leverrier und Newcomb wurde die Planetar-Aſtronomie ihrer Vollendung nahe gebracht, ſoweit dieß, wie geſagt, die heutigen Mittel der Analyſe erlauben. Für die Stellar-Aſtronomie ſind im vorigen Jahrhunderte von Lacaille, Bradley und Lalande werthvolle Vorarbeiten geliefert worden; ihren Aufſchwung datirt dieſe Wiſſenſchaft aber erſt vom Anfange dieſes Jahrhunderts, als Herſchel (Friedrich Wilhelm, † 1822) mit ſeinem Rieſenteleſkope die Tiefen des Himmels maß, und Beſſel († 1846) die Beobachtungsmethoden zu einer früher nie geahnten Feinheit und Genauigkeit erhob. Vergleicht man aber das Beobachtungsmaterial, das die Sternwarten alljährlich veröffentlichen, mit der heutigen Theorie, ſo kann man ſich nicht verhehlen, daß die Stellar-Aſtronomie noch in demſelben Stadium ſich befindet, wie die Planetar-Aſtronomie zu den Zeiten des Tycho de Brahe († 1601). Der Standpunkt des Ptolemäus iſt auch für die Fixſternwelt längſt überwunden, und die copernicaniſchen Ideen von Centralbewegung bilden bereits die Grundlage unſeres Sternenſyſtems; allein der Keppler der Stellar-Aſtronomie iſt noch nicht erſchienen. Die analytiſche Mechanik gibt allerdings einige allgemeine Principien, wie das Princip des Schwerpunkts, der Flächenräume und der lebendigen Kraft; allein poſitive, den Beobachtungen entnommene Geſetze, die uns Aufſchluß über den phyſiſchen Zuſammenhang der Fixſterne, Milchſtraßen, Sternhaufen und Nebelflecke, deren Bahnen und Brennpunkte, deren Umlaufszeiten und Entfernungen gäben, wie dieß die Keppler'ſchen Geſetze für die Planetentheorie thun, beſitzen wir nicht. Unſer Zeitalter iſt auch noch kaum reif für den zu erwartenden Keppler, indem das Beobachtungsmaterial, das der Tycho dieſes Jahrhunderts liefert, zur Entdeckung ſolcher Geſetze noch zu ſpärlich iſt.

Wir können es uns nicht verſagen, noch einige Worte über die ſog. Kosmogonie beizufügen, da auch ſie, mehr als alles Andere, zu den offenen Problemen gehört. Daß man bei dem heutigen Stande der

Stellar-Aſtronomie nicht von einer Kosmogonie im weiteſten Sinne des Wortes, welche alle Fixſternſyſteme in ſich begreift, reden kann, iſt evident; aber auch unſer winziges Planetenſyſtem beſitzt noch keine ſolche. Eine Theorie, welche uns Aufſchluß gäbe, wie unſere Planeten und Satelliten, Kometen und Meteore, Aſteroiden und die übrigen ringförmigen Gebilde aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ſind und bis zu ihrem heutigen Stadium ſich entwickelt haben oder doch haben könnten, exiſtirt nicht. Noch nie hat ein Fachmann eine ſolche Theorie gelehrt oder geſchrieben. Was wir in wiſſenſchaftlichen Werken darüber finden, beſchränkt ſich auf einige ſehr allgemein gehaltene Bemerkungen oder auf die Geſtalt eines einzelnen Planeten oder Mondes.

Werthvolle Vorarbeiten für eine ſolche Entwicklungstheorie ſind unlängſt von Stephan Alexander [1] und Daniel Kirkwood [2] geliefert worden, es ſind dieſes aber auch nur Vorarbeiten. Um ſo zahlreicher und oratoriſcher ſind dafür die populären Schriften über Kosmogonie. Es iſt faſt komiſch zu ſehen, wie alle dieſe kosmogoniſchen Verſuche von Nicht-Mathematikern, angefangen von Kant bis auf den letzten Schriftſteller unſerer Tage, dem fatalen Geſchicke anheimfallen, faſt auf jeder Seite gegen die Principien der Mechanik zu verſtoßen. Wir erwähnen dieſes nur, um zu zeigen, wie weit dieſes Problem noch von ſeiner Löſung iſt.

Wenn wir nun ſchließlich die hier angedeuteten Probleme mit dem poſitiven Wiſſen der Aſtronomie vergleichen, ſo wird Niemand läugnen, daß die erſteren weit überwiegen. Und wenn wir erſt alle die Fragen, die man noch ſtellen könnte, mit in die Wagſchale legen, ſo ſchwindet unſer Wiſſen faſt in Nichts zuſammen. Dieſes kann aber den Aſtronomen ebenſo wenig abſchrecken, als Alexander d. Gr. ſich entmuthigt fühlte, wenn er die Länder ſah, die noch zu erobern waren. Entmuthigt darf ſich beim Anblicke ſolcher Thatſachen freilich derjenige fühlen, der verſucht iſt, ſein kleines Haupt in ſtolzem Wahn und Eigendünkel gegen ſeinen Schöpfer zu erheben, anſtatt dasſelbe demüthig zu beugen vor der unendlichen Allmacht und Weisheit Gottes, der uns die Wunder dieſer Welt zum Nachforſchen übergeben hat, damit wir ihn dadurch mehr erkennen, bewundern und lieben lernen.

J. G. Hagen S. J.

---

[1] Certain Harmonies of the Solar System, Contrib. to Knowledge, 1875.

[2] The Limits of Stability etc. Sid. Messenger No. 33, 1885.

Biſchof Leslie über Maria Stuart, Moray und Bothwell.

Soeben erſcheint bei William Paterſon in Edinburgh ein Werk, das vielleicht beſtimmt iſt, die vielbeſprochene Stuart-Frage von Neuem auf die Tagesordnung zu ſetzen. Der Titel des intereſſanten Buches lautet: Narratives of Scottish Catholics under Mary Stuart and James VI, edited by William Forbes-Leith S. J. Es enthält eine Reihe ungedruckter Akten und Briefe, die, zumeiſt dem vaticaniſchen Geheimarchiv entnommen, hier zum erſten Male der Öffentlichkeit übergeben werden. Dennoch ſtellt das Werk keine diplomatiſche Urkundenſammlung nach unſeren Begriffen dar, bietet vielmehr nach einer Überſicht der ſchottiſchen Geſchichte während der Minderjährigkeit Maria Stuarts die Akten und Briefe nicht in deren Urſprache, ſondern in engliſcher Überſetzung und meiſt ſo, daß dieſelben durch überleitende Erzählung der zwiſchenliegenden Ereigniſſe zu einem fortlaufenden Ganzen vereinigt werden. Daß dem Werke dadurch in hiſtoriſchen Fachkreiſen geringeres Intereſſe zu Theil werden würde, kann dem Verfaſſer unmöglich entgangen ſein; er wird daher der größeren Theilnahme, die es in dieſer Form bei einem erweiterten Leſerkreiſe finden dürfte, vor jenem den Vorzug eingeräumt haben.

Trotz des mannigfachen Intereſſes, das auch die anderen Aktenſtücke gewähren — eines derſelben, der Brief des P. Goudanus, iſt ſchon früher in dieſen Blättern (XIX. 83 ff.) veröffentlicht worden — dürfte doch das Hauptintereſſe die Darſtellung der Ereigniſſe von 1562—1571 für ſich in Anſpruch nehmen, einmal weil ſich gerade dieſen Jahren augenblicklich die öffentliche Aufmerkſamkeit zugewendet hat, vor Allem aber wegen der Perſönlichkeit, der wir dieſe Aufzeichnungen verdanken.

Nachdem unlängſt P. Stephenſon S. J. eine handſchriftliche Darſtellung derſelben Ereigniſſe veröffentlicht, die keinen Geringeren zum Verfaſſer hatte, als den Geheimſecretär der unglücklichen Maria Stuart, Claude Nau, bietet hier P. Forbes-Leith eine ebenſolche aus der Feder John Leslie's, des berühmten Biſchofs von Roß, eines Mannes, der, mitten in dem Strudel der entfeſſelten Parteien ſtehend, dennoch nicht in ſeinem verfolgten Glauben gewankt, noch ſeine verfolgte Königin verlaſſen hat.

Die lateiniſche Urſchrift iſt dem vaticaniſchen Archive entnommen und iſt 1568, im zwölften Jahr der Gefangenſchaft Maria Stuarts[1], alſo in einer Zeit geſchrieben, wo die ſchrecklichen Erlebniſſe einerſeits noch friſch in dem Gedächtniſſe des Biſchofs haften, andererſeits aber ſich ſo weit geſetzt und geklärt haben mußten, daß eine richtige und durchſichtige Darſtellung möglich war. Leider iſt auch dieſe Darſtellung, wie die Nau's, fragmentariſch, und zwar zu Anfang und zu Ende der Erzählung.

Iſt auch das neue Detail, welches dieſe kurze, 42 Druckſeiten umfaſſende Darſtellung bietet, geringer als man bei dem Titel Bishop Leslie's Narrative ſich verſprechen zu dürfen glaubt, ſo enthält ſie doch manche werthvolle Bereicherung unſeres Wiſſens, namentlich Beiträge zur Charakteriſtik einzelner Perſonen, ſo gleich zu Anfang des Grafen Moray. Zu welch verwerflichen Mitteln dieſer Edle zu greifen ſich nicht entblödete, wenn er dadurch zum Ziele zu kommen glaubte; weſſen derſelbe, insbeſondere welcher Fälſchungen er fähig war: davon zeugt ſein Verhalten gegen den Grafen von Huntley. Als John Gordon, einer der Söhne dieſes katholiſchen Edelmannes, es ſich mitten in den Straßen von Edinburgh einfallen ließ, in einem Handel die Waffe zu ziehen, ſchritt die Königin gegen den Grafen mit einer ſo ungewohnten Strenge ein, daß derſelbe ſich in der Hitze zu offener Empörung hinreißen ließ. Ein Hauptergebniß war, daß James Stuart die dem Huntley hörige Grafſchaft erhielt, von der er ſich den Grafen Moray nannte. Hier einiges Detail über Moray's Antheil und Verhalten an dieſer Empörung. Laſſen wir Leslie ſelbſt erzählen.

„Als man Gordon nach einigen Tagen Gefängniß zu verſtehen gab, er ſolle ſich keine Hoffnung machen, gegen Bürgſchaft ſeiner Haft entlaſſen zu werden, benutzte dieſer eine ſich bietende Gelegenheit, entzog ſich heimlich dem Gewahrſam und begab ſich zu ſeinem Vater in den Norden von Schottland. Moray erkannte die günſtige Gelegenheit, den Grafen Huntley in Schwierigkeiten zu bringen, und er lud durch öffentlichen Anſchlag John Gordon auf den 3. September nach Aberdeen vor die Schranken. Inzwiſchen war die Königin dorthin gezogen und war ihr von den Studenten ſowohl als den Profeſſoren der Univerſität, von Biſchof und Klerus der feierlichſte Empfang zu Theil geworden. Huntley, der jederzeit die größte Ergebenheit gegen die königliche Würde an den Tag legte, erſchien zur feſtgeſetzten Zeit mit ſeinem

[1] She was arrested by Elizabeth and has now been kept a prisoner twelve years (p. 126). Der Titel der Aufzeichnung lautet: Paralipomena ad historiam, comitia et annales. Scotiae Joannis Leslaei Episcopi Rossensis, eodem auctore (Polit. Var. XVI. p. 297). Vgl. Stephenson, The Hystory of Mary Stewart etc. by Claude Nau, p. XIII.

Sohne zu Aberdeen, willens, sich jedem Entschlusse der Königin zu unterwerfen. Auf Moray's Rath befahl sie, ihn auf Schloß Stirling einzukerkern, bis sie nach Vollendung ihrer Reise durch die nördlichen Provinzen selbst dorthin kommen würde. Indeß von seinen Freunden verwarnt, er begebe sich in höchste Gefahr des Lebens, wenn er sich noch einmal zur Haft stelle, hielt er es, berathen und unterstützt von einigen jungen Leuten, die seine Partei ergriffen, für angezeigt, dem Befehle der Königin zu trotzen, und sann darauf, die von Moray erlittene Kränkung zu rächen. Heimlich rüstete er zu diesem Zwecke eine Schaar Bewaffneter und hätte zweifellos Moray zu Inverneß um's Leben gebracht, hätte dieser nicht noch spät am Abend Nachricht von dem Anschlage erhalten und durch Verdoppelung seiner Wache Anstalten zu seinem Schutze treffen können. Tags darauf sandte Moray Namens der Königin der Schloßbesatzung von Inverneß Befehl, ihm die Veste ohne Verzug zu öffnen. Einige derselben weigerten sich dessen, bis sie Anweisung von Georg Gordon, dem ältesten Sohne des Grafen Huntley, hätten, der ihr Herr war; sie und mit ihnen Alexander Gordon kamen durch den Strang um's Leben. Die Königin verweilte nun einige Tage zu Inverneß und kehrte dann nach Aberdeen zurück. Unterwegs erfuhr sie, daß die Gordons bei Strathspey einen weiteren Hinterhalt für Moray gelegt. In Folge hiervon bot sie die Häupter der Clans und die andern Einwohner der Umgegend auf und kehrte, unter starker Bedeckung und auf einem andern Wege, nach Aberdeen zurück. An dieser Straße liegt das starke Schloß Findlater; dorthin sandte Moray die Herolde der Königin mit der Aufforderung zur Übergabe. Die Besatzung weigerte sich durchaus, dem Befehle nachzukommen ohne Ermächtigung von John Gordon, der Herr des Platzes war. Deßhalb wurde John Stuart, der Befehlshaber der königlichen Garde, mit 300 Mann hier zurückgelassen, einen Ausfall der Besatzung zu verhüten. Indeß gelang es einige Tage später den Vertheidigern, Verstärkung an sich zu ziehen, worauf sie einen Ausfall vollführten, John Stuarts Söldner im Schlafe überfielen, ihnen Waffen, Geld und alles, was dieselben hatten, abnahmen und sie zum Verlassen der Gegend nöthigten, während John Stuart als Gefangener in den Händen der Sieger zurückblieb.

„Während die Königin also in Aberdeen verblieb, gingen Boten aus, alle Edelleute in Fife, Loudoun, Mearns und andern Nachbarbezirken aufzurufen, die Königin oder richtiger Moray gegen die Anschläge Huntley's zu beschützen. An den Grafen erging sodann die Aufforderung, sich zu Aberdeen vor dem königlichen Rath zu verantworten. Dieser sandte aber Magister Thomas Keir, seinen Secretär, ihn bei Ihrer Majestät und ihrem Rathe zu entschuldigen, daß er nicht bei Hofe erschienen; dazu fehle ihm jede Sicherheit seiner Person, da bisher stets zum Vortheile und nach Anweisung Moray's vorgegangen. Damit es indeß nicht den Anschein habe, als suche er einem Processe aus Schuldbewußtsein auszuweichen, erbot er sich, zu Edinburgh, Stirling oder irgend einem andern festen Platze sich zur Haft zu stellen, unter der Bedingung, daß ein Todesurtheil nur mit Zustimmung des gesammten schottischen Adels ausgesprochen werde. Aber Moray wußte zu verhüten, daß diese Botschaft

der Königin zu Ohren käme; er warf den Boten in's Gefängniß und zwang ihn unter Androhung der Folter zu Ausſagen gegen ſeinen Herrn und ſeines Herrn Kinder. Auch nahm er ihm das große Siegel ab, das Huntley als Kanzler von Schottland ihm anvertraut hatte.

„Auf die Nachricht von dieſen Vorgängen ſandte Huntley einen andern Boten, Alexander Keir, den Bruder des Vorigen, mit dem gleichen Auftrage an die Königin; aber auch ihm preßte Moray durch gewaltthätige Mittel Geſtändniſſe gegen Huntley und ſeine Söhne ab. Inzwiſchen verließ John, Prior von Coldingham, ein anderer natürlicher Bruder der Königin, Aberdeen und eilte nächtlicher Weile mit 50 Leichtbewaffneten nach dem 24 Meilen entfernten Schloſſe Strathbogie, in der Hoffnung, den Grafen Huntley und ſeine Söhne zu überraſchen und aufzuheben. Allein dieſe hatten Wind von dem Anſchlage und entzogen ſich demſelben durch Flucht in's Gebirge. Coldingham rückte gleichwohl an der Spitze ſeiner Schaar in das Schloß, wo die Gräfin dieſelben äußerlich mit allen Zeichen von Höflichkeit empfing und gaſtlich bewirthete. Eine verſtändige Frau, wie ſie war, ergriff ſie die Gelegenheit, um vor Coldingham und den ihn begleitenden Edelleuten die Unſchuld und Königstreue ihres Gatten zu vertheidigen und ſie dringend um Fürſprache bei der Königin zu erſuchen. Dieſe kehrten nach Aberdeen zurück; Huntley aber, überzeugt, daß kein Schloß ihm hinreichende Sicherheit in ſeinen Mauern biete, ſammelte eine Schaar von 1200 tapfern und zuverläſſigen Männern unter ſeinen Verwandten, Unterthanen und Anhängern, mit denen er die ganze hügelige Umgegend beſetzt hielt. Ferner ſandte er Lady Gordon zur Königin mit demſelben Erbieten, das er ſchon früher wollte beſtellen laſſen; allein zwei Meilen von Aberdeen entfernt kam ihr eine königliche Botſchaft entgegen mit dem Befehl, ſo ſchleunig wie möglich auf ihr eigenes Schloß zurückzukehren. Dieſer Befehl kam von Moray; denn die Königin verlangte im Gegentheile ſehr, ſie zu ſehen, und Moray war ſich völlig klar, Maria werde, wenn es irgend Jemand gelänge, ihr betreffs Huntley's Unſchuld und ſeiner eigenen Ränke die Wahrheit zu berichten, höchſt wahrſcheinlich den Grafen zu Gnaden annehmen, ihm aber inskünftig nur ſehr geringes Vertrauen ſchenken. Huntley rückte nun, nachdem jeder Verſuch, Zutritt zur Königin zu erlangen, geſcheitert war, gegen Aberdeen vor, ſandte aber, in ſeinem äußerſten Verlangen, ſich friedlich zu vergleichen, einen calviniſtiſchen Prediger Namens Strachan mit derſelben Botſchaft, die er vorher ausrichten zu laſſen verſucht hatte, und mit dem Auftrage, wenn an der Beſtellung derſelben verhindert, wenigſtens den Adel ſowohl als den gemeinen Mann in öffentlicher Rede und vertraulicher Unterhaltung von ſeiner Unſchuld zu überzeugen. Der Bote ward eingekerkert, wie die früheren, und gewann ſich nur Bande als Lohn für ſeine Sendung."

Nun war ein Zuſammenſtoß nicht länger zu vermeiden. Eiligſt rückte Moray dem Feinde entgegen und traf zu Corrichie, vier Meilen nördlich von Banchory, mit ihm zuſammen. Hier mußte Huntley, noch im letzten Momente von vielen ſeiner Anhänger verlaſſen, die Entſcheidung

wagen. Sie sprach gegen ihn. Der Graf selbst wurde gefangen und gegen den ausdrücklichen Befehl der Königin getödtet, indem Moray ihm, wie behauptet wird, eine Muskete auf's Ohr setzen und Feuer geben ließ. Auch ward des Grafen Sohn, der Laird von Findlater, zugleich mit vielen Edelleuten gefangen genommen.

„Die Königin hatte Moray beim Abmarsche aus Aberdeen den gemessenen Auftrag gegeben, das Leben des Grafen Huntley zu schonen, und sie vernahm die Kunde von seinem Tode mit Thränen. Ihr Gram steigerte sich noch und der gesammte Adel theilte denselben, als Moray auch Findlater zum gleichen Loose verdammte. Sein Spruch ward vollzogen nicht nur an diesem, sondern an zahlreichen Dienern und Anhängern, die sämmtlich gehängt wurden. Danach verblieb Moray im unbestrittenen Besitze unumschränkter Gewalt; denn keiner der Edelleute wagte es, auch nur den Mund gegen ihn zu öffnen, und ohne Widerstand zu finden, konnte er die mächtigsten derselben vernichten gegen den Wunsch, oft ohne jegliches Vorwissen der Königin."

Das Parlament, das wenige Monate später in Edinburgh zusammentrat und in dessen Mitte die Leiche Huntley's ausgestellt war, ververhängte unter Moray's Druck auch gegen Huntley's ältesten Sohn, Georges Gordon, den der Herzog von Chatelherault ergriffen und eingeliefert hatte, Todesstrafe. Über die Rettung dieses jungen Edelmanns, die Leslie nur im Allgemeinen auf die Vermittlung der Königin zurückführt, gibt eine Aufzeichnung des P. James Tyrie S. J., die sich im Archiv der Gesellschaft Jesu befindet, näheren Aufschluß. Da sein Bericht zur Charakteristik Moray's von Wichtigkeit ist und den des Bischofs ergänzt, mögen seine Worte hier angefügt werden:

„Da Moray wahrgenommen, daß die Königin Mitleid mit Gordon fühlte, und fürchtete, sie möchte ihn früher oder später begnadigen (ein Schritt, der, wie Moray einsah, seinen Plänen sehr hinderlich wäre), sandte dieser einen mit dem Siegel der Königin versehenen Brief an den Befehlshaber des betreffenden Schlosses mit dem Befehle, dem [jungen] Grafen von Huntley unverzüglich den Kopf vor die Füße zu legen, ohne indeß irgend einen Grund für dieß Verfahren beizufügen. Als der Brief ankam, war Huntley eben daran, mit dem Befehlshaber selbst sich des Würfelspieles zu vergnügen; als letzterer plötzlich erblaßte, ahnte der Graf sofort, wie die Sachen stünden, redete ihm zu, guten Muthes zu sein, er selbst verzeihe ihm, da ihn nicht der mindeste Tadel treffe, von Herzen. Der Andere aber war ein kluger Mann, und obschon er weder an der Echtheit des Siegels noch an der der Unterschrift der Königin zweifeln konnte, noch auch die Gefahr verkannte, in die er durch Verzug sein eigenes Leben bringe, hielt er es für das Gerathenste, einige Erkundigung einzuziehen. Nachdem er Huntley mitgetheilt, welchen Befehl er erhalten und wie dringend und drohend der Brief abgefaßt, entschied

er ſich trotz eigener Gefahr, die Königin aufzuſuchen. In größter Eile begab er ſich an den Hof und bat die Königin um Verzeihung, daß er nicht ſofort ihren Befehl vollſtreckt habe. Als Maria von ‚ihrem Briefe' hörte, war ſie nicht wenig erſtaunt und vertraute ihm, daß ſie keinen Brief in dieſer Angelegenheit an ihn geſandt habe, noch auch Willens geweſen, es zu thun. Sobald er den Brief vorzeigte, durchſchaute ſie Moray's Betrug, und um Huntley gegen ähnliche Gefahren ſicherzuſtellen, befahl ſie, ihn ſofort in Freiheit zu ſetzen."

Es folgt nun in Leslie's Bericht eine kurze Geſchichte der Heirath Maria's mit Darnley, der wir einen weiteren Zug zur Charakteriſtik Moray's entnehmen. Die entfernte Vorbereitung des Heirathsplanes beſtand in der Rückkehr und Reſtauration des Grafen Lennox. Dieſelbe kam Moray höchſt ungelegen, wie er denn ſchon die ſämmtlichen Heirathsprojecte nur als eine Gefahr für ſeinen eigenen unbeſchränkten Einfluß anſah. Was er in der tiefſten Tiefe der Seele bisher verborgen, mit welchen Plänen und Hoffnungen er ſich trug, das offenbarte er der Königin bei einer vertraulichen Unterredung. Der Vortrag, den Leslie denſelben der Königin halten läßt, iſt ein kleines Meiſterwerk, aber leider ſo ausgedehnt, daß wir es uns verſagen müſſen, ihn hier wiederzugeben. Auf ſeine Abmahnung von jeder Ehe erwiederte die Königin, daß das Wittwenleben, das ſie die letzten fünf Jahre geführt, allerdings ihrer Neigung am beſten entſpräche; ein Gedanke allein beunruhige ſie, der, daß die Thronfolge an die Hamiltons übergehe, die ſich allzeit den Stuarts wenig freundlich bewieſen hätten.

„Daraufhin feuerte Moray den Schuß los, den er die ganze Zeit in Bereitſchaft gehalten, er rieth und drängte, ſie ſolle die Stände des Reiches zuſammenrufen und ein Geſetz einbringen des Inhalts, daß Niemand, er ſei denn ein Stuart, die Krone Schottlands tragen könne. Für ſich und ſeine Kinder forderte er dreiſt den nächſten Platz in der Erbfolge nach der Königin; nach ihm ſollte Graf Lennox und ſeine Nachkommenſchaft folgen, dann der Graf von Athole und ſein Bruder, der Prior von Coldingham, endlich Methven, Innermeath und ſo fort in rechtmäßiger Folge. Die Königin, überraſcht von ſo viel Hochmuth und Vermeſſenheit, konnte die Thränen nicht zurückhalten; dann jedoch, ihrem Gram gebietend, rief ſie in der edlen Abſicht, den Sturm ehrſüchtiger Pläne zu mäßigen, der in der Bruſt ihres Bruders zu toben ſchien, aus: ‚Iſt es möglich, theuerſter Bruder,' denn ſo nannte ſie ihn ſeiner Unebenbürtigkeit unerachtet oftmals aus Hochachtung für ſeinen Rang und öffentlichen Charakter und wegen der Zuneigung, die ſie für ihn hegte, ‚iſt es möglich, daß du ſo nach der königlichen Würde geizeſt, meine Zuſtimmung zu Maßregeln zu begehren, die, aller anderen Einwände zu geſchweigen, für mein eigenes Gefühl etwas Widerſtrebendes haben müſſen und im Widerſpruche

mit den Gesetzen und Gewohnheiten des Landes stehen? Was hat das Haus Hamilton verbrochen, sei es gegen uns, sei es gegen die Gesetze des Landes, daß es seines gerechten Anspruchs auf sein Erbe sollte beraubt werden? Hätte solch ein Gesetz, wie du es vorschlägst, ehedem bestanden, die königliche Würde wäre wahrscheinlich niemals an die Stuarts gelangt.'"

Der weitere Verlauf dieser ersten Heirath, das Attentat auf Riccio und der Mord Darnley's erhalten in Leslie's Bericht nur wenig neues Licht, wenngleich einzelne Umstände seiner Erzählung Beachtung verdienen. Von größerem Interesse ist die Darstellung der Bothwell-Ehe; nicht als ob dieselbe alles Dunkel aufhellte, es sind vielmehr einzelne Punkte, die vielleicht noch räthselhafter werden; sondern deßhalb, weil neue Streiflichter auf das Verhalten der Königin fallen. Wir wollen hier den Faden der Leslie'schen Erzählung wieder aufnehmen.

„In dem folgenden Parlamente, welches so früh als möglich, nämlich im April 1567, zusammentrat, wurden die Grafen Huntley und Sutherland einstimmig in ihre erblichen Würden und Besitzungen wieder eingesetzt, um welche Moray durch Gewalt und List sie gebracht. Auch das freisprechende Urtheil des Gerichtshofes in Sachen Bothwells wurde von den drei Ständen des Reiches bestätigt. Daher begann nun Bothwell, also in aller Form für unschuldig erklärt, offen mit ihnen zu handeln betreffs seiner in Vorschlag gebrachten Ehe mit der Königin, und machte alle Anstrengungen, deren Einwilligung zu erlangen, indem er die Einen durch Versprechungen zu gewinnen suchte, gegen Andere aber die schrecklichsten Drohungen anwandte. Als er jedoch fand, daß sein Vorschlag ziemlich allgemein auf Verdacht und Mißgunst stieß, entschloß er sich, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und sein Vorhaben mit Gewalt zu verwirklichen. In dieser Absicht bewog er seine Helfershelfer bei dem Verbrechen [des Königsmordes], ihre Namen unter ein Schriftstück zu zeichnen, welches er selbst aufgesetzt hatte und welches die Erklärung enthielt, daß er frei sei von jedem Verdachte der Schuld und daß da Niemand sei, den die Königin besser heirathen könne, denn ihn. Alle unterschrieben das Instrument ohne jede Schwierigkeit; denn ihre einzige Hoffnung auf Sicherheit ruhte nun, wie sie wohl wußten, auf seiner Erhebung zur obersten Gewalt. Sodann lud er die anderen Edelleute, von denen er wußte, daß sie ihn verabscheuten, in sein eigenes Haus ein, und unter Drohungen, er werde sie von der königlichen Leibwache, die er damals befehligte, ergreifen lassen, zwang er sie, auch ihrerseits dasselbe Aktenstück zu unterfertigen — ein Wunsch, dem sie, vor die Wahl zwischen Unterschrift und Tod gestellt, sich fügten.

„Bothwells eigene Ehefrau, die Schwester des Grafen Huntley, war noch am Leben. Mithin war es nothwendig für ihn, von ihr des ehelichen Bandes entlassen zu werden, ein Ziel, das er zuerst durch Schmeichelei zu erreichen suchte, indem er sie bat, in eine Trennung oder Ehescheidung zu willigen. Aber alle seine Bitten und Überredungskünste erwiesen sich als völlig wirkungs-

los, da ſeine Frau ſich rundweg weigerte, an einem ſo ſchändlichen Beginnen Theil zu nehmen. Bothwell beſchloß daher, dieſe Laſt durch einen Gewaltſtreich ſich vom Halſe zu laden. Er brachte Lady Bothwell nach Crichton-Caſtle und bot ihr, als er allein mit ihr im Zimmer war, einen Becher vergifteten Weines: ſie müſſe entweder den Wein trinken oder ihren Namen unter das Eheſcheidungsinſtrument ſetzen. Um der dringenden Gefahr des Lebens zu entgehen, willigte ſie ein, daß die Notare herbeigerufen würden, wollte indeß erſt unterzeichnen, nachdem ſie erklärt hatte, daß ſie es unfreiwillig und unter offener Vergewaltigung thue. Der einzige Grund, den Bothwell für die Eheſcheidung anführte, enthielt ein öffentliches Bekenntniß ſeiner Schlechtigkeit und ſeiner gänzlichen Hintanſetzung jedes Anſtandes; denn er beſtand im Bekenntniſſe ſeines eigenen Ehebruches, begangen mit einem Weibe niedrigſter Klaſſe, das er in Gegenwart der calviniſtiſchen Prediger als Zeugin aufführte. Die Folge war, daß dieſe ihn des ehelichen Bandes löſten, und es erfolgte die öffentliche Verkündigung von der Kanzel, in Beſonderheit durch John Craig, einen Prediger von Edinburgh, daß es Bothwell nunmehr völlig freiſtehe, ein Weib zu nehmen, welches er wünſche. Moray verließ nach eingehender Berathung, welche Schritte er thun ſolle, unter irgend einem Vorwande Frankreich und begann auf der Durchreiſe durch England Geld aus eigenen Mitteln aufzubringen und eine bewaffnete Mannſchaft zu ſammeln.

„Die Königin ging um dieſe Zeit von Edinburgh nach Stirling, ihr Kind zu beſuchen, das daſelbſt auf's Sorgfältigſte bewacht wurde. Auf dem Heimwege begegnete ihr Bothwell an der Spitze einer großen Zahl von Edelleuten und Bewaffneten und zwang ſie durch Einſchüchterungen und Drohungen, ihn ganz gegen ihren Willen auf das benachbarte Schloß Dunbar zu begleiten. Dort erzwang er ihre Einwilligung dazu, daß ſie ihn heirathe, ihn zum Befehlshaber des Schloſſes von Edinburgh ernenne, nachdem ſie ihn dahin würde begleitet haben, ihm die angewandte Gewalt verzeihe und ſofort zur Feier der Hochzeit ſchreite.

„Bei dieſer Eheſchließung — die indeß ſtreng genommen eine Ehe nicht genannt werden kann, da ſie gegen die Geſetze der Kirche abgeſchloſſen ward — waren nur wenige Edelleute zugegen. Denn alle kirchlichen Würdenträger und der größere Theil des Adels, ſoweit ſie ſich offen zum Katholicismus bekannten, widerſprachen laut einer ſolchen Heirath. Vor Allem boten der Erzbiſchof von St. Andrews, die Biſchöfe von Roß und Dunblane, der Graf von Montgomery und Lord Seton, die ſämmtlich ſich allzeit als die Hauptſtützen der Königin bewieſen hatten, bei dieſer Gelegenheit ihren ganzen Einfluß auf, einen Vorgang zu hintertreiben, der, in ſich unerlaubt, ſie vorausſichtlich in Gram und Schande ſtürzen mußte. Dafür zogen ſie ſich die unverhohlene Feindſchaft Bothwells zu. Als die Königin bei ihrer Rückkehr von der unerlaubten Ceremonie einige der Genannten in ihren Gemächern traf, konnte ſie die Thränen nicht zurückhalten. Sie ließ ſofort den Biſchof von Roß rufen und erſchloß ihm unter häufigen Zähren das Innerſte ihres Herzens; ſie gab die aufrichtigſten Zeichen der Reue und verſprach, daß

ſie nie mehr etwas den Gebräuchen der katholiſchen Kirche Zuwiderlaufendes thun oder in ihrer Gegenwart geſchehen laſſen werde, und ſollte ſie darüber ihr Leben in Gefahr bringen. Am kurz darauf folgenden Pfingſtfeſte empfing ſie öffentlich die heilige Communion nach voraufgehender ſacramentaler Beicht, um durch ein ſo löbliches Beiſpiel der Frömmigkeit das Unheil zu ſühnen, das ihr Fehltritt veranlaßt hatte. Es verdient beigefügt zu werden, was ziemlich allgemein und auf ſprechende Anzeichen hin geglaubt wurde, daß Bothwell die Königin durch Anwendung von Zauberkünſten in einen Zuſtand geiſtiger Betäubung verſetzte und ſo zur Einwilligung in dieſe Ehe brachte. Welche anderen Mittel ſie ſonſt dazu ſollten gebracht haben, einen ſo ungehörigen und ſo unziemlichen Schritt zu thun, der ſo gar nicht mit ihrem ſonſtigen Verhalten übereinſtimmt, das kann ich, ich muß es bekennen, nicht begreifen.

„Während ſich dieß in Edinburgh abſpielte, traten in Stirling zuſammen die Grafen Argyll, Mar und Morton, Lord Lindſay, die Barone von Tullibardine und Lethington, letzterer der Secretär der Königin, der kürzlich ſeine Entlaſſung genommen und ſich von ihrer Sache getrennt hatte. Dieſe hatten ſpäter noch die Grafen Glencairn und Athole, ſowie Lord Huntley und viele Andere auf ihre Seite gezogen. Sie alle erklärten ſich gegen die Königin und ſchickten ſich an, eine bewaffnete Macht zuſammenzubringen, um dieſelbe aus der Gewalt Bothwells zu befreien und ihn wegen des Mordes des Königs zur Strafe zu ziehen.

„Vierzehn Tage nach der Hochzeit überredete Bothwell die Königin, Edinburgh zu verlaſſen, theils um ihr Erholung und einen Wechſel zu verſchaffen, theils um ſich ihres Namens und Anſehens zu bedienen, um Lady Bothwell aus Crichton-Caſtle zu vertreiben. Sie zogen nach Borthwick und blieben daſelbſt zwei Tage, als plötzlich mitten in der Nacht der Graf von Huntley dieſes mit mindeſtens 500 Berittenen umzingelte. Mit Tagesanbruch kam auch Morton mit beträchtlichen Verſtärkungen; auch Mar, Lindſay und andere verbündete Edelleute zogen eilig heran mit ſo viel Söldnern zu Roß und Fuß, als ſie zuſammenraffen konnten. Schon begannen ſie eine regelrechte Belagerung, als es Bothwell gelang, die Königin heimlich nach Dunbar zu ſchaffen, worauf die Verſchwörer, da ihnen ihre Beute entgangen, nach Edinburgh zurückkehrten. Der hochwürdigſte Biſchof von Dunblane war als Geſandter der Königin nach Paris gegangen, den allerchriſtlichſten König und die Oheime der Königin über die Umſtände ihrer Ehe aufzuklären und dieſelbe zu entſchuldigen, zugleich mit der Verſicherung, es ſei ihre geheime Abſicht, ſich aus dem Wirrſale, in das ſie verſtrickt worden, herauszuwinden, ſobald ſich Ausſicht auf Erfolg bieten würde. Die oben beſchriebenen Unruhen verhinderten den Biſchof, nach Schottland zurückzukehren, woſelbſt ſeine Standhaftigkeit im Bekenntniß des katholiſchen Glaubens wohl bekannt war."

Des Weiteren erzählen Leslie's Paralipomena auf zwei Druckſeiten, wie die Königin aus Bothwells Gewahrſam in den der Verſchworenen

überging, wie Bothwell in Dänemark und Maria nach ihrer Flucht aus Loch Leven und ihrer Niederlage bei Langſide in England gefangen geſetzt wurden. Dann endet die Handſchrift, mitten in dem Satze abbrechend, ebenſo abgeriſſen, wie ſie begonnen.

Es iſt hier nicht unſere Abſicht, Leslie's Bericht in ſeinen Einzelheiten zu prüfen, ihn mit anderen Berichten zu vergleichen und die ſich ergebenden Abweichungen zu löſen; es würde uns zu weit führen und zu ſehr in die Detailforſchung verwickeln. Es kam vielmehr, wie ſchon in der Aufſchrift hinlänglich angedeutet, zunächſt darauf an, Leslie's eigene Darſtellung zur Geltung zu bringen, da bei den eigenartigen Schickſalen der Bücher dieſe zwar wenigen, aber wichtigen Zeilen unter dem zum Theile ungleichartigen Materiale der Narratives of Scottish Catholics unbeachtet bleiben konnten. Dieß werden ſie in Zukunft nicht dürfen. Vor Allem bei Beurtheilung der Bothwell-Ehe werden ſie von Gewicht ſein, und es dürften wohl wieder die Worte Stephenſons in ihr altes Recht treten: „Ich ſehe mich nicht in der Lage, alle Umſtände, die Ehe Maria's und Bothwells betreffend, zu erklären, geſchweige denn zu rechtfertigen, da ſie wußte, daß er verheirathet war, als ſie ihn zum Gatten nahm.“ Daneben verdienen vor Allem die vielfältig ſich widerſprechenden Nachrichten über das Verhalten der Lady Bothwell einer genauen Prüfung unterzogen zu werden.

G. M. Dreves S. J.

Islands mittelalterliche Literatur.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

Island ist das einzige der germanischen Länder, das seine alte Sprache seit einem Jahrtausend nahezu unverändert bewahrt hat — jene Norraena oder Danska tunga, welche einst den ganzen skandinavischen Norden beherrschte, eine schöne, an Worten und Formen reiche, höchst gesetzmäßig ausgebildete, klangvolle und poetische Sprache, in mancher Hinsicht den Tochtersprachen überlegen, welche sich aus ihr entwickelt haben und nunmehr die Landessprachen Dänemarks und der skandinavischen Halbinsel sind.

Mit diesem köstlichen Erbstück brachten die norwegischen Auswanderer und Landnámamänner des neunten Jahrhunderts reichen andern Baustoff zu einer künftigen Literatur mit aus der alten Heimath herüber: eine speculativ zwar sehr unbefriedigende, aber poetisch anschauliche und fruchtbare Göttersage, welche alle Kräfte und Erscheinungen der Natur vermenschlichte und zu einer großen Welttragödie verband; eine Heldensage, voll der reichsten und ergreifendsten Motive; eine volksmäßige Spruchweisheit, die neben mancher Spreu doch auch echte Goldkörner enthielt; ein sehr entwickeltes Rechtssystem, welches, obwohl noch ungeschrieben, doch in lebendiger Wirksamkeit alle privaten und öffentlichen Verhältnisse umspannte und in demokratischen Volksversammlungen von den fähigsten Männern stets weiter ausgebildet ward; dann Liebe und Übung der Dichtkunst sowohl seitens eigentlicher Skalden oder Dichter von Beruf, als auch von Seiten des Volkes; endlich Familienüberlieferungen, durch welche jeder Clan mit der früheren Heimath in Verbindung stand und seinen Ruf in der neuen begründete. Während beliebte Dichtungen im treuen Gedächtniß des Volkes weiterlebten und zu anderen anregten, schuf die jugendkräftige Phantasie und das abenteuerliche Leben der Colonisten der Poesie wie der Geschichte beständig neuen Stoff. Alle Küsten der Nordsee, die britischen Inseln, die Orkneys und Faröer, Grönland und Amerika, besonders aber die alte Heimath Norwegen ward von ihren Meerdrachen besucht. Island selbst war unaufhörlich der Schauplatz kleiner Kämpfe. Mit dem Christenthum drang ein Element der gewaltigsten Verwicklung und Gährung in das Leben des Inselvolkes. Religion, Cult, Bildung, Gesetzgebung, öffentliches und privates Leben gestaltete sich langsam um, ohne gewaltsam entscheidenden Kampf, aber unter desto häufigerem kleinen Zusammenstoß. Jahrzehnte lebten Christenthum und Heidenthum, sich stets berührend, bekämpfend, mischend und entzweiend neben einander fort, das erstere politisch siegreich, das andere durch alte Gewohnheit noch die Geister fesselnd.

Der Riese Christophorus hatte trotz des Althingsbeschlusses vom Jahre 1000 arge Mühe, sich an das Tragen des Christkindes zu gewöhnen. Von Zeit zu Zeit setzte er es wieder an's Ufer, um seinen Vikingerfahrten und Abenteuern nachzugehen. Dann fügte er sich wieder unter das so sanfte, aber ihm wegen seiner Sanftmuth widerstrebende Joch. Furchtbare Gewaltthaten, Mordbrennereien, Zweikämpfe, Fehden hören auch nach der officiellen Bekehrung nicht auf. Der Dichter Hallfredr Ottarsson Vandrädaskald will sich nur taufen lassen, wenn der König Olafr Tryggvason ihm Pathe werden will, tritt dann als Christ in dessen Dienste, bekommt Heimweh nach den alten poetischen Göttern, weiht sich auf's Neue Christus, schlägt dem König einen Dienstmann todt, wird für ein Gedicht begnadigt, heirathet in Schweden die Heidin Ingibjörg, verläßt sie nach zwei Jahren wieder auf eine Mahnung Olafs im Traum, kehrt nach Island zurück, zwingt seine frühere Geliebte Kolfinna zum Ehebruch, schlägt ihrem Manne Gris einen Neffen todt, wird durch die Nachricht vom Tode des Königs Olafr gerührt, zahlt Buße, geht nach Norwegen, will den Tod des Königs rächen, zieht in Schweden, Norwegen und Island herum, stirbt auf dem Meer. Sein Sarg wird auf der Insel Jona an's Land getrieben, dort geplündert, die Leiche erst durch eine Erscheinung des Königs Olafr zur friedlichen Bestattung gebracht.

So geht es kraus durcheinander bei diesen Neubekehrten. Viele schwanken. Viele leben nach der Taufe wie zuvor. Reiche Höfdinge werden die ersten Bischöfe der Insel, Vater und Sohn. Doch faßt das Christenthum immer tiefere Wurzeln. Durch die ersten Oberhirten zieht die abendländische Bildung endlich in die Gehöfte der Insel ein. Die gewaltigen Vikinger lernen lesen und schreiben, lateinisch beten und Psalmen singen. Die einsamen Höfe zu Haukadalr und Oddi werden Schulen, und der reiche, unabsehbare Stoff, der sich in zwei Jahrhunderten aufgespeichert hatte, gestaltet sich endlich zu einer Literatur, lange bevor der Sagenschatz des frühen Mittelalters in Deutschland und Skandinavien gehoben ward, schon gegen Ende des elften Jahrhunderts.

Was vor dieser Zeit liegt, kann kaum als eine Literatur bezeichnet werden, aus dem einfachen Grunde, weil Niemand schreiben konnte und deßhalb nichts aufgezeichnet wurde. Es sind zwar eine Menge Namen von Skalden, sowohl norwegischer, als isländischer, erhalten. Die frühesten, Starkadr und Bragi der Alte, sind halb mythische Gestalten und gehören, wie Thjódólfr von Hvin, Thórbjörn Hornklofi, Eyvindr Finnsson, noch dem Stammland Norwegen an. An der Spitze der isländischen Skalden steht Egill Skallagrimsson (904—990), dessen Erinnerung nebst Bruchstücken seiner Dichtungen später durch eine biographische Saga erhalten wurde. In die Hände des Königs Eirikr Blutaxt gefallen, entriß er sich dem Tode durch ein auf den König verfaßtes Lobgedicht Höfudlausn (Hauptlösung); nach Island zurückgekehrt, widmete er seinem Freunde Arinbjörn das Gedicht Arinbjarnardrápa; im Alter endlich seines liebsten Sohnes Böðvar beraubt, der im Meer ertrank, machte er seinem Zorne gegen die Götter in einigen schmerzlichen Strophen Luft, welche gleich der „Höfudlausn" vollständig in

der Egilssaga erhalten sind. Dieselbe Saga erwähnt auch seinen etwas jüngern Freund Einar Helgason, der den mächtigen Norweger Hákon Jarl in dem Gedicht Vellekla (Goldmangel) verherrlichte und dafür eine Wagschale zum Geschenk erhielt. Kämpfe und Abenteuer zweier anderer Dichter, des Gunnlaug Orstunga (Schlangenzunge) und des Skáld Hrafn, sind, nebst Bruchstücken aus ihren Liedern, in der Gunnlaugs-Saga berichtet, welche alle Elemente eines vollständigen Romans enthält. Doch ist die Liebe und Eifersucht, welche sie zum Kampf entflammt, durchaus nicht romantisch ausgeführt; was die Isländer weit mehr anzog, waren blutige Heldenthaten, Zweikampf, Mord und Brand. Auch der Liebes-Skalde Kormákr Ögmundarson, der umsonst seine Geliebte Stengerde in wunderlichem Heldenpathos besingt, lebt und stirbt als Viking, nachdem sie einen Andern, den Holmgang-Berse, zum Mann genommen. Von den Dichtungen des Thórleif Skúma, des Tindr Halkelsson, des Glum Geirason sind nur kleine Bruchstücke gerettet. Bei Weitem der merkwürdigste der Skalden ist der schon erwähnte Hallfreðr der Störrische, eine wilde, unruhige Kraftnatur, Krieger und Barde zugleich, schwankend zwischen den alten Göttern und Christus, nur durch die Diensttreue zu König Olafr Tryggvason aus den tiefsten Verirrungen sich erhebend und erst im Tode rastend an der Insel des hl. Columba.

Gleich ihm waren auch die folgenden Skalden kühne Abenteurer, die sich bald am Hofe der norwegischen Könige, bald in Island, bald auf dem Meer, den Orkneys, Shetlandsinseln, den Faröern, den Hebriden und britischen Inseln, bald in Norwegen, Dänemark und Grönland herumtummelten, Kämpfe lieferten und Kämpfe besangen, um schöne Frauen warben und schweres Leid um sie litten, die Thaten der Könige feierten und die Feste des Volkes verherrlichten, mehr Poesie lebten als eigentlich dichteten. Von den schreibseligen Literaturhistorikern späterer Zeiten ist das Verdienst dieser Skalden nicht selten zu gering angeschlagen worden. All ihr Ruhm ist nahezu auf den Geschichtschreiber Snorri Sturluson übertragen worden, der den guten Gedanken hatte, mit den noch im Volksmund erhaltenen Drápen und Flokken derselben seine norwegische Chronik auszuzieren. Der poetische Hauch, der sein Geschichtswerk durchweht, rührt aber zu gutem Theil von jenen Barden her, welche die Abenteuer des elften Jahrhunderts und der folgenden mit durchlebten, durchaus nicht als feile Hofdiener und Speichellecker der Könige, sondern als kampfgewaltige freie Männer, die dienen konnten, wem sie wollten, und sich dessen bewußt waren. Sie standen nicht als eine eigene Menschenklasse da, sie traten nur als die geistig Begabteren des kriegerischen Zeitalters hervor. Denn, wie jedermann, König, Krieger und Volk, von Kämpfen und Meerfahrten zu erzählen wußte, so dichtete auch fast jedermann, von dem König herab bis zu seinem letzten Dienstmann.

Da die Dichter Worte und Formen, Bilder und Gedanken, Stabreim und Strophenbau den früheren Götter- und Heldenliedern entlehnten, in ihrem wilden Treiben noch halb heidnisch blieben, so behielt die Skaldenpoesie auch im elften Jahrhundert und in der Folgezeit großentheils ihren frühern, vorherrschend weltlich-kriegerischen Charakter mit mythologischer Färbung.

Thordr Kolbeinsſon beſang den Jarl Eirikr Hákonsſon in ſeiner Eiriks- oder Belgskakadrápa, beſuchte dann den hl. Olafr, verherrlichte ihn in einer Olafsdrápa und erhielt dafür Goldring, Gürtel und Schwert. Von Björn Hittdaelakappa mit einem andern Goldring an deſſen Braut Oddny geſandt, gab er dieſer vor, daß Björn geſtorben ſei, und heirathete ſie. Daraus erwuchs furchtbarer Zwiſt zwiſchen beiden; ſie bekämpften ſich erſt in Spottgedichten (nidvísar) und endlich mit dem Schwerte, wobei der betrügeriſche Thordr obſiegte.

Viel bedeutender als Thordr war Sighvatr Thórdarſon, ein begeiſterter Anhänger und Krieger des hl. Olafr. Er machte die große Schlacht zwiſchen dieſem König und Svend Jarl bei Naes mit und beſang ſie in ſeiner Nesjaviſur. Dann fuhr er mit dem Marſchall (stallari) Björn im Dienſte des Königs gen Schweden, dichtete dabei ſein Oſtfahrtlied (Austrfararviſur) und ward nun ſelbſt „Stallari". Wie alle Helden jener Zeit, hatte er aber keine Ruhe, zog gen Dänemark zu Knut dem Großen, dann nach Rudeborg in Valland, d. h. nach Rouen in der Normandie, und endlich gen England wieder zu Knut dem Großen. Als zwiſchen dieſem und dem hl. Olafr Krieg ausbrach, wandte er ſich nach Norwegen zurück; Olafr wollte erſt nichts von ihm wiſſen, aber bald nahm er ihn wieder in Gnaden auf. Die Entſcheidungsſchlacht am Stiklestad, in welcher Olafr des Martyr- und Heldentodes ſtarb, traf den Sänger nicht an ſeines Königs Seite, da er mit deſſen Erlaubniß eben nach Rom gefahren war; er verherrlichte indeß den König in zwei Drápas (Olafsdrápa und erfidrápa). Nach weiteren Zügen durch Jaemtland und Helſingland in Schweden kam er abermals nach Norwegen zurück und ward hier durch das Loos zum Stimmführer der aufrühreriſchen Bauern erkoren, welche König Magnus als die Mörder ſeines Vaters ſtrenge verfolgte. In ihrem Namen dichtete er die „Verſöglviſur", das freimüthige Lied, worin er den König von weiterer Verfolgung abmahnte.

Einen noch treuern Anhänger fand der hl. Olafr an Thormodr, welcher wegen ſeiner Liebeslieder auf Thorbjörg mit den ſchwarzen Augenbrauen der Kolbrúnarſkáld hieß. Nachdem er zeitweilig bei Knut dem Großen, dann in Norwegen und Grönland gelebt hatte, ſchloß er ſich ſpäter wieder dem Gefolge Olafs an, begleitete ihn auf ſeiner Flucht aus Norwegen, kehrte mit ihm dahin zurück und war der Waffengefährte ſeiner letzten Kämpfe.

In der Schlacht von Stiklestad ſchwer verwundet, verſuchte er nach dem Fall des Königs umſonſt zu entfliehen. Ein Pfeil ſtreckte ihn vollends nieder. Nachdem eine der Arzneikunſt erfahrene Frau umſonſt verſucht hatte, ihm den Pfeil aus der Bruſt zu ziehen, faßte er ihn ſelbſt mit einer Zange und riß ihn heraus. Als mit der Spitze rothe und weiße Faſern heraus kamen, ſagte er: „Gut hat der König uns genährt, Fett hab' ich noch an der Herzwurzel" (vel hefir konúngrinn alit oss, feitt er mèr enn um hjartaraetr). Und dann ſank er hin und ſtarb.

Dieſen hervorragenden Skalden des zehnten und elften Jahrhunderts folgte ein ganzes Heer von andern. Bis zum Jahre 1400 werden 425 namhaft gemacht, von welchen nur einer ein Däne war, 45 Norweger, die andern 379

Isländer. Eine ebenso große Menge von Namen wird verloren gegangen sein. Denn an eine strenge Trennung von Kunst- und Volksdichtung ist kaum zu denken. In dem einsamen Gehöfte wie der Königshalle war die Erzählung von Heldenthaten die Unterhaltung an den langen Winterabenden, der Vortrag von Lob- und Kampfgesängen die Krone der Feste, und Verse aller Art die Würze des gesprächigen Volksverkehrs. Die Poesie war nicht als Geschäftssache, oder professioneller Kunstzweig, oder gar als Damen- und Salonsdivertissement von dem großen öffentlichen Leben, von Recht, Politik und Religion getrennt, sondern der Jubelruf, Schmerzensschrei, die Freude und Unterhaltung, die stete unmittelbare Lebensäußerung des noch kerngesunden, männlichen, thatenlustigen Volkes. Auch als mit der Kunst der Schrift eine eigentliche Literatur begann, versiegte jene überströmende Fülle echtpoetischen Lebens noch lange nicht: die Lieder der Vergangenheit lebten noch immer im Volksmund weiter und regten stets zu neuer Dichtung an.

Als Ausgangspunkt der eigentlichen isländischen Literatur ist Haukadalr in der Nähe des großen Geysir, im Flußthal der Hvitá, zu betrachten. Dort fand Ari — später der Weise genannt — als sein Vater Thorgil auf einer Romfahrt gestorben war, als siebenjähriger Knabe Aufnahme, Pflege und Unterricht bei Hallr, der selbst noch im Jahre 999 von dem deutschen Missionär Thankbrandr als dreijähriges Knäblein getauft worden und mit der ersten christlichen Generation des Volkes aufgewachsen war. Als Studiengenossen hatte Ari bei dem angesehenen Hallr u. A. auch Teit, den Sohn des Bischofs Isleifr, und wurde so früh mit den wichtigsten Überlieferungen des Landes bekannt. Mit einem Goðord, d. h. mit der Vorsteherschaft einer frühern Tempelgemeinde, betraut, erhielt er auf dem Althing Sitz und Stimme; Bischof Gizurr weihte ihn zum Priester, und so ward er einer der einflußreichsten und angesehensten Männer des Landes. Zu einer Zeit, wo noch die Bekehrungsgeschichte Islands in unmittelbar lebendigem Andenken stand, über das weiter zurückliegende Jahrhundert wenigstens noch verläßliche mündliche Zeugnisse vorhanden waren, hatte er den glücklichen Gedanken, die älteste Geschichte des Landes, wenigstens in ihren Hauptumrissen, niederzuschreiben. Er that dieß mit dem scharfen und umfassenden Blick eines in geistlichen wie in weltlichen Dingen wohlerfahrenen Mannes, das Wichtige taktvoll vom Unbedeutenden sichtend, kurz, klar und genau, mit der Sicherheit eines gewandten Politikers und Geschichtschreibers. Sein Íslendingabók, die Grundlage der isländischen Geschichtschreibung, von 874 bis 1220 reichend, ist in jeder Hinsicht ein Meisterwerk. Andere historische Arbeiten, wie das Konungabók, die Anfänge des Landnámabók und die Kristni-Saga, welche ihm theilweise zugeschrieben wurden, fußen jedenfalls auf seinen Forschungen und Vorarbeiten. Er starb im Jahre 1148, im Alter von 81 Jahren. Von seinem Zeitgenossen und Freund Saemund Sigfusson (geb. 1056, gest. 1133), welcher in Deutschland und Frankreich studirt hatte und ebenfalls Priester war, ist keine Schrift erhalten; doch genoß er als Kenner der alten Überlieferungen eines hohen Rufes und hat wahrscheinlich die später niedergeschriebenen Königschroniken schon theilweise entworfen und chronologisch geordnet. Beim

Volke ſtand er im Rufe eines Magiers und wurde als ſolcher in viele abergläubiſche Sagen hineingezogen; die ſpäteren Geſchichtſchreiber aber berufen ſich des öftern auf ihn, und lange wurde ihm die Sammlung der älteren eddiſchen Geſänge zugeſchrieben. Auf die ſpäter durch Snorri Sturluſon niedergeſchriebene Proſa-Edda hat er jedenfalls dadurch Einfluß gehabt, daß dieſer im Kreiſe der Familie Saemunds ſeine Erziehung erhielt und aus den von ihm übermittelten Kenntniſſen ſchöpfte.

Neben den beiden Geſchichtſchreibern trat faſt gleichzeitig in Thoroddr (geb. um 1085) der erſte Grammatiker auf. Bei dem Althing des Jahres 1117 aber wurde beſchloſſen, daß das beſtehende Recht aufgezeichnet werden ſollte. Im folgenden Winter fand unter Leitung des Geſetzesſprechers Bergthor Hrafnsſon und des Goden Haſliði Mársſon die Aufzeichnung ſtatt, und im nächſten Sommer konnte ſchon der über Mord und Zweikampf handelnde Theil (Vigsloði) nebſt anderen Geſetzen zur Vorleſung kommen. Als Beſtandtheil des ſpätern Geſetzbuches Grágás (Graugans) ſind dieſe Geſetze noch erhalten. Ebenfalls um dieſe Zeit, oder nicht viel ſpäter, wurden ſchon Homilien der lateiniſchen Kirchenväter in's Isländiſche überſetzt und die unter dem Titel Rimbegla noch erhaltene Sammlung arithmetiſcher Abhandlungen angelegt. Die ſo nach allen Seiten begründete Literatur erreichte ſchon im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts ihre höchſte Blüthe, entwickelte ſich in den drei folgenden Jahrhunderten noch immer in erfreulicher Weiſe weiter und ward erſt durch die gewaltſame Unterdrückung der katholiſchen Kirche für lange Zeit geknickt. Im übrigen Europa ward dieſe reiche Literatur kaum bekannt und beachtet, bis der proteſtantiſche Biſchof Brynjulfr Sveinsſon 1639 die nahezu verſchollenen eddiſchen Geſänge wieder entdeckte und als Merkwürdigkeit nach Kopenhagen ſandte. In Deutſchland fand die Edda erſt im Laufe dieſes Jahrhunderts die verdiente Aufmerkſamkeit; die übrige isländiſche Literatur hat verhältnißmäßig ſehr wenig Beachtung gefunden.

Das höchſte Kleinod der isländiſchen Literatur und zugleich das Bindeglied, welches ſie am innigſten mit dem deutſchen und mit dem europäiſchen Geiſtesleben überhaupt verbindet, ſind unzweifelhaft jene Götter- und Heldenſagen, welche ohne eine einheitliche, künſtleriſche Zuſammengehörigkeit in der ſogen. ältern Edda geſammelt ſind. Man mag ſie mit einer Wunderblume vergleichen, deren Keim gleich allen älteren abendländiſchen Volksüberlieferungen im fernen Orient wurzelt, deren Gezweige ſich dann in mannigfacher Verſchlingung über das Abendland hinrankte, und ſich bereits entfaltete, als die heutigen germaniſchen und ſkandinaviſchen Völker noch dieſelbe Götterſage umfing. Von den erſten norwegiſchen Anſiedlern ward ſie hinübergepflanzt auf die entlegene Inſel und entwickelte ſich hier unter dem matten Schein der Polarſonne und unter der Feuerpracht des Nordlichts zum ſeltſamſten Eisgebilde voll grotesker Phantaſtik, voll wilden, urwüchſigen Lebens in ſeinen Figuren, aber ſtarr und kalt in ſeinen Farben, das Bild einer längſt untergegangenen Welt. Welche Beſtandtheile der gemeinſamen indogermaniſchen Abſtammung, welche der germaniſchen Völkerfamilie überhaupt, welche hinwieder dem ſkandinaviſchen Elemente und insbeſondere den Isländern zu-

zuſchreiben ſind, die dieſe merkwürdigen Dichtungen zuerſt fixirten, wann die ſchriftliche Aufzeichnung ſtattfand und wer dabei im Spiele war: alle dieſe Fragen und andere mit ihnen zuſammenhängende haben ſchon ganze Schaaren gelehrter Forſcher beſchäftigt, und doch hat ſich das darüber waltende Dunkel noch keineswegs gelichtet. Sicher iſt, daß man ſie nicht als ein ausſchließliches Nationalheiligthum des ſkandinaviſchen Nordens betrachten darf, daß ſie aber noch viel weniger unter die deutſche Nationalflagge gehören, daß vielmehr das nächſte und beſte Recht darauf jenes Volk hat, in deſſen Sprache ſie geſchrieben ſind und das der letzte Hüter des alten germaniſchen Mythenſchatzes war, als derſelbe, als Religion entwerthet, immer weiter in den Norden geflüchtet wurde und auch da endlich ſeine religiöſe Bedeutung verlor, um als Dichtung der fruchtbare Keim einer ganzen Literatur zu werden.

Von den 16 mythologiſchen Dichtungen iſt bei Weitem die großartigſte der Spruch der nordiſchen Sibylle, die „Völuſpá". Weltanfang, Weltuntergang und Welterneuerung, die ganze Theogonie und Weltgeſchichte iſt hier in eine ergreifende Viſion zuſammengedrängt, die den nicht Vorbereiteten erſt wie ein indiſcher Götzentempel anſtarren mag, aber den ruhig Forſchenden immer mehr wie eine gewaltige Elegie anmuthen wird, welche das nordiſche Heidenthum, ſeinen nahen Sturz ahnend, ſich ſelbſt geſungen. Im „Grimnismál" und im „Vafthruðnismál" werden einzelne Züge des großen Geſammtbildes weiter ausgemalt, in dem erſtern beſonders die zwölf Himmelsburgen, in dem andern einige Momente der Schöpfungsgeſchichte und des Weltendes. Die Vorboten, Anzeichen und bangen Ahnungen des letztern ſind in „Odins Rabenzauber" (Hrafnagaldr Odins) ergreifend ausgeführt, nicht weniger ſchön die Ahnungen der Götter über Baldurs Tod in der „Vegtamskvida" (dem Liede vom Wanderer). Das einfachſte, klarſte und künſtleriſch abgerundetſte der eddiſchen Lieder iſt die „Thrymskvida" oder „Hamarsheimt" (die Heimholung des Hammers). Um ſich ſeinen Hammer wieder zu verſchaffen, der in die Hände des Rieſen Thrym gerathen iſt, verkleidet ſich der rothbärtige Gott Thor als Freya und läßt ſich in Loki's Begleitung als Braut anmelden. Zur Verlobung reicht Thrym den Hammer her, den aber Thor nur ergreift, um den Rieſen und ſein ganzes Geſchlecht zu zermalmen. Ebenſo liſtig, ſtandhaft, kraftvoll zeigt ſich der beliebteſte der nordiſchen Volksgötter in der „Hymiskvida", wo er mit dem Rieſen Hymir auf den Fiſchfang auszieht und ihm nach verſchiedenen Kraftproben endlich den Bierkeſſel entreißt, deſſen die Götter zu ihrem Feſtmahl bedürfen. Im „Harbarðsljóðh" dagegen, einem Geſpräch zwiſchen dem unter dem Namen Harbarð verborgenen Odinn und Thor, zieht dieſer, der Gott des Ackerbau's, des Friedens und des irdiſchen Waltens, den kürzeren gegen den mächtigſten der Aſen, ſeinen Vater, den Gott des Krieges und des Heldengeiſtes. Das Frageſpiel „Alvismál" ahmt das „Vafthruðnismál" nach. Wie dort Odinn in den mannigfachſten Fragen über den Rieſen Vafthruðnir triumphirt, ſo gewinnt hier Thor dem klugen Zwerg Alvis den Vorrang ab. Während in den bisherigen Dichtungen Odinn und Thor im Vordergrund ſtehen, ſchildert „Skirnisför" die Werbung des Gottes Freyr durch ſeinen Diener Skirnir um die ſchöne

Riesentochter Gerðr, das „Hyndluljoð" den zärtlichen Antheil der Göttin Freya an ihrem sterblichen Günstling Ottar und an dessen Genealogie, das „Rigsmál" endlich die Abstammung der verschiedenen menschlichen Stämme von dem Gotte Heimdall. Einen weitern Umblick über die Mythologie gewährt „Ögisdrecka" (Ögirs Trinkgelage), die dramatisch lebhafte Schilderung eines großen Gelages bei dem Meergott Ögir, bei welchem Loki, der Stifter alles Bösen, der Satan des nordischen Göttervolkes, der Reihe nach alle Götter verhöhnt, lästert und in derbster Weise verspottet, bis der abwesende Thór endlich erscheint und seinem Unwesen ein Ende macht. Das Ganze ist eine so furchtbare Satire, daß man darin sogar den Angriff eines christlichen Skalden gegen das Götzenthum hat erblicken wollen; doch paßt der Schluß keineswegs zu dieser Annahme, und in Loki's Treiben ist an sich kein Widerspruch gegen eine Götterwelt, die von vornherein dem schließlichen Untergang geweiht erscheint. An die meist balladenartig, lebhaft dialogisirten Sagen reiht sich im „Hávamál" (Lied des Hohen) ein kerniges, bildreiches Spruchbuch, das Odinn in den Mund gelegt ist, aber die Weisheit eines alten Viking nicht übersteigt, welcher die Erfahrungen seiner Kämpfe, Geschäfte, Liebesabenteuer, Feindschaften und Freundschaften seines ganzen privaten und öffentlichen Lebens mit großer Ruhe und Gemüthlichkeit zum Besten gibt, nicht ohne einen wehmüthigen Nachklang von unglücklicher Liebe, zugleich aber mit hoher Verehrung für die Macht der Runen, Poesie, Wissen und Weisheit. Der letzte Theil des „Hávamál", das sogen. Runenlied Odins, ist in „Grógaldr" (Erweckung der Gróa) nachgeahmt, worin Mutter Gróa ihrem Sohne zehn segenbringende Runensprüche mit auf seine Lebensfahrt gibt. Die Erwähnung, daß das Zusammentreffen mit christlichen Leichen kein Unheil bringe, weist bereits auf christliche Einflüsse hin. Ganz christlich aber ist das von Simrock und anderen deutschen Forschern vollständig vernachlässigte „Sonnenlied" (Sólarljoð), das man indeß wohlgemuth den heidnischen zur Seite stellen kann. Im Keime ist Dante's Göttliche Komödie darin enthalten. Ein Verstorbener besucht seinen Sohn, schildert ihm das Menschenleben, warnt ihn gegen dessen Laster, beschreibt ihm seinen Todeskampf und seinen Abschied von dieser Welt und zeigt ihm endlich in einigen großen Zügen Hölle, Fegfeuer und Paradies. Zum ersten Mal ertönt darin das glaubensvolle Requiem aeternam dona eis, Domine, in isländischer Sprache:

„Drottinn minn geſi daudum ró
Hinum likn er lifa."

Herre mein, gib den Todten Ruh,
Lindrung denen, die leben!"

Räthselhaft ist trotz vieler Forschungen das „Fjölsvinnsmál" geblieben. Es schildert die Rückkehr eines Wanderers Namens Vindkaldr zu der Burg seiner Braut Menglöð. Der Wächter Fjölsviðr wehrt ihm den Eintritt, was zu einer weitläufigen Beschreibung der mythischen Burg, ihres Gartens, ihrer Umgebung und ihrer Insassen führt. Am Schluß erklärt sich der Wanderer als der Bräutigam, dem Menglöð trotz seiner langen Abwesenheit

treu geblieben; Menglöð kommt, erkennt ihn, und das freudige Widersehen klingt in die frohe Zuversicht aus, ewig selig zusammen zu leben.

Wie die alte Göttersage, so hat sich auch die Heldensage bei den Nordmännern nicht zu einem einheitlichen, abgeschlossenen Epos gestaltet. Die unruhige Phantasie, stets durch neue Thaten beschäftigt, durch kein Schriftthum und keine friedliche Cultur gefesselt, faßte nur sprungweise bald diesen, bald jenen Hauptzug der Sagen in's Auge, zeichnete ihn in großen Umrissen hin und schenkte ihm ihre ganze, ungetheilte Begeisterung. Die einzelnen Theile ordnen sich nicht zur geglätteten Mosaik zusammen, aber die ursprüngliche Kraft und Leidenschaft des alten Volks- und Heldenthums spricht sich darin ebenso gewaltig aus, als in den deutschen Heldenbüchern. Von den zweiundzwanzig für sich abgeschlossenen Heldendichtungen ist eine dem Schmiede Völundr, dem deutschen Wieland, gewidmet, eine andere erzählt den Heldentod des Helgi, König Hjörvarðs Sohn, zwei die Thaten und Geschicke eines andern Helgi, des Hundingtödters; die übrigen endlich verherrlichen die verschiedenen Helden der Völsungen, Niflungen und Gjukungen, besonders Sigurðr, Brynhildr, Guðrun, Atli und Högni. Die feierliche Weissagung des Gripir führt Sigurðr (den deutschen Siegfried) als Haupthelden ein; dann folgt die Geschichte des unheilbringenden Schatzes, um dessentwillen König Hreidmar von seinem Sohne Fafnir ermordet wird, die Entzweiung der Brüder Fafnir und Regin, Regins Bund mit Sigurðr, Sigurðrs Sieg über den in Drachengestalt seinen Schatz hütenden Fafnir, Regins Tödtung durch Sigurðr, welcher nunmehr alleiniger Herr des Schatzes ist und stolz zu Giuki's Burg reitet. Auf dem Wege entdeckt er Brynhildr und entzaubert sie von dem durch Oðinn über sie verhängten Schlafe, freit und heirathet Guðrun (die Chriemhild des Nibelungenliedes), erwirbt Brynhildr für seinen Schwager Gunnar, Giuki's Sohn. Brynhildr, in Sigurðr verliebt, auf Guðrun neidisch und deßhalb unglücklich, reizt Gunnar zu dessen Morde auf. Högni mahnt davon ab, aber Guthorm vollzieht die Blutthat. Brynhildr ersticht sich, um im Tod mit Sigurðr vereint zu sein. Dann folgt Guðrun's Verheirathung mit Atli (Etzel), Atli's Verrath an den Gjukungen Gunnar und Högni. Nachdem Atli beide schrecklichem Tode überantwortet, erhebt sich Guðrun als Rächerin, tödtet ihre mit Atli erzeugten Söhne, läßt Atli ihr Herz essen und ihr Blut trinken, durchbohrt ihn selbst in trunkenem Schlummer und steckt die Burg in Brand. Ihr schreckensvolles Jammerschicksal ist damit noch nicht erfüllt. Der König Jörmundrekr, den sie nun heirathet, läßt ihre Tochter Svanhild von Rossen zerstampfen; sie reizt dafür ihre Söhne Hambir und Sörli zur Rache auf, diese hauen Jörmundrekr Hände und Füße ab und werden endlich selbst auf Oðins Dazwischenkunft getödtet. Als jammervolle Niobe aller Kinder beraubt, durch Ströme von Racheblut besudelt, ruft sie endlich ihren Geliebten Sigurðr herbei und besteigt den Scheiterhaufen.

So schauderhaft sich die Gestalt der nordischen Chriemhild oder Guðrun ausnimmt, wenn man die gesammte Sage überblickt, so tiefergreifend mildert sie sich in einzelnen Liedern, während andere allerdings die volle Herbheit des

heidnischen Rachegefühls nicht sparen. So klingt das „Atlamál" (der Gesang von Atli) in die Verse aus:

„Selig heißt seitdem, dem solch eine kühne
Tochter gegönnt ist, wie Giuki zeugte.
Überleben wird in allen Landen
Der Vermählten Feindschaft, wo sie Menschen hören."

Das „Gudrunarhvöt" — der letzte Abschied Gudruns vom Leben — schließt dagegen mit Worten, welche sehr deutlich jene Rührung bezeichnen, die den Griechen als Hauptwirkung der Tragödie galt:

„Allen Männern werde sanfter zu Muth,
Allen Schönen lindr' es die Schmerzen,
Wenn sie mein Harmlied hören."

Ein strenges Silbenmaß, einen scharfgegliederten Accent und den eigentlichen Schlußreim kennt die älteste nordische Poesie nicht; doch die zum Stabreim verbundene Assonanz und Alliteration verlieh der Dichtersprache sowohl Wohlklang, als auch ein rhythmisches Gepräge, und reichte hin, das Gedächtniß zu fesseln. An Großartigkeit, Kraft, Schwung und Lebendigkeit der Darstellung aber erreichen die eddischen Dichtungen völlig die beste mythische Volkspoesie der höchststehenden Völker.

Vielleicht noch bevor diese merkwürdigsten aller isländischen Dichtungen niedergeschrieben wurden, erhielt Island eine Geschichts- und Unterhaltungsliteratur, wie sie um jene Zeit noch keines der anderen europäischen Völker aufzuweisen hatte. Die isländische Sagaliteratur steht in ihrer Art auch heute noch ganz einzig da.

„Saga", pl. „Sögur", bezeichnet, wie das griechische λόγος, sowohl das mündliche Wort, als den schriftlich aufgezeichneten Bericht im weitesten Sinn. Ihre Erlebnisse und Abenteuer zu berichten, anderer Helden Thaten und Schicksale zu erzählen, „sagnaskemtan", war die Lieblingsunterhaltung der alten Isländer. Im Allgemeinen hielten sie dabei auf schlichte Treue und Wahrhaftigkeit, und ein altes Sprichwort sagt: „Jede Saga muß so erzählt werden, wie es wirklich gegangen hat" (þat verðr að segja svá hverja sögu sem hún gengr). Bei dem vielen Verkehr, den steten Wanderungen, der republikanischen Öffentlichkeit des gesammten Lebens, der Kraft und Treue des Gedächtnisses, an das selbst Gesetzgebung und Rechtspflege gewiesen waren, fand die angeborene Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe des Volkes in dessen eigenen Zuständen den kräftigsten Schutzwall. Dabei geschahen genug merkwürdige Dinge, man brauchte sich nicht nach erfundenen umzusehen. Erst als die Poesie im Leben selbst abnahm, kamen vollständig erfundene Geschichten auf und wurden — bezeichnend genug — einfach Lügensagen (skröksögur) genannt, gerade wie ein falscher Zeuge skrökvátti oder skrökvitni hieß.

Bei einem so lebhaften, gefühlvollen und redeseligen Volke konnte indeß der erste erzählte und dann niedergeschriebene Bericht derselben Thatsachen, ganz innerhalb der Grenzen der Wahrheit, bald kürzer, bald länger,

bald einfacher, bald ausführlicher, bald ruhiger, bald lebhafter ausfallen. Ohne irgendwelche Verletzung oder Fälschung entstanden über dieselben Zeitereignisse, Personen, Geschichtsabschnitte Darstellungen sehr verschiedenen Charakters, nüchterne Genealogieen, gedrängte Chroniken, weitläufige Berichte, poetisch angehauchte Erzählungen und endlich Geschichte, die dem prosaischen Leser des 19. Jahrhunderts fast wie ein Stück Roman oder Novelle klingen mögen. All das aber wird einfach „Saga" genannt. Was im Landnámabók in ein paar kurzen genealogischen Strichen verzeichnet ist, finden wir in den Localsögur der vier Landschaften zu höchst romantischen Geschichten ausgeführt; was in der Kristni-Saga nur kurz berührt wird, spinnt sich in der Hungrvaka zu ganzen Bischofsbiographieen aus. Die Einführung des Christenthums wird uns, im Wesentlichen, ja bis selbst in ganz kleine Umstände hinein, durchaus übereinstimmend, doch von verschiedenen Sögur in fast allen Tonabstufungen geschichtlicher Darstellung berichtet. Ari der Weise gibt nur die allerwichtigsten Momente an, kurz, bündig, fast wie ein Tacitus; das Landnámabók vertheilt sie ebenfalls sehr kurz auf die Betheiligten der verschiedenen Landschaften; die Kristni-Saga führte sie mit einer Menge kleiner Umstände zum religiös-kirchengeschichtlichen Bilde aus; die jüngere Saga des Königs Olafr Tryggvason geht auf viele dieser Umstände noch viel einläßlicher ein, während die Niálls-Saga nur das Hauptsächlichste davon in die romantische Familiengeschichte des alten Niáll eingegliedert hat und andere, kleinere Sögur nur die Thatsache der Bekehrung oder einzelne besondere Nachrichten darüber erwähnen. Die sachliche Übereinstimmung ist aber hier, wie in anderen Theilen isländischer Geschichte, so groß, daß man auch die anscheinend poetischeren und ausführlicheren Darstellungen als vollwerthiges Quellenmaterial betrachten darf. Kleine Abweichungen oder Unebenheiten klären sich meist aus den Umständen selbst, und da die reicheren Aufzeichnungen nicht willkürlich erweitert sind, sondern meist nur aus eingehenderen persönlichen, culturgeschichtlichen, beschreibenden Zuthaten erwachsen, eine Einzelperson oder Familie oder wichtige Ereignisse aus der Gesammtgeschichte hervorheben, so erwächst aus der Zusammenstellung der verschiedenen Berichte nicht selten ein überraschend concretes, lebendiges Geschichtsbild.

Den eigentlich geschichtlichen Sögur geht nur eine geringe Anzahl mythischer voraus, wie die Hrolfs Kraka-Saga, die Völsunga-Saga, die Ragnars-Saga, die Fridthiofs-Saga, die Harvarar-Saga und einige andere.

Im Übrigen haben wir in der Saga-Literatur eine vorwiegend geschichtliche Literatur vor uns, in den Isländern ein Volk, das ernst, kernig und tüchtig genug war, seine liebste Unterhaltung nicht in erfundenem Phantasiespiel, sondern in den wahren, wirklichen Erinnerungen seiner eigenen Vergangenheit zu suchen. Aus diesen Erzählungen schöpfte der Knabe die ersten Begriffe von Welt und Leben, an ihnen entflammte sich der Jüngling zu kühner That, an ihnen ergötzte sich der Mann mitten im Wirrwarr seiner eigenen Abenteuer und Meerfahrten, an ihnen erlabte sich der Greis noch am Rande des Grabes. Wie ein heiliges Vermächtniß gingen sie von Geschlecht zu Geschlecht, und die ersten Bischöfe und Priester waren darin un-

zweifelhaft beſſer bewandert, als in ſubtilen Fragen der Philoſophie und Theologie. In dieſen Erinnerungen, welche durch die ſchriftliche Aufzeichnung keineswegs verblaßten, wurzelte der kraftvolle Volksgeiſt, die mächtige Heimathliebe, der kühne Thatendurſt, der die erſten Jahrhunderte isländiſcher Geſchichte ſo anziehend macht. Deutlich tritt darin der lebhafte Antheil hervor, den Jeder nach beſtem Vermögen an dem hochentwickelten Rechtsleben und den politiſchen Fragen der Zeit nahm, die innige Zuſammengehörigkeit und das mächtige Ehrgefühl der einzelnen Familien, bei vielen Zügen von Wildheit und Grauſamkeit doch ein männlicher, ritterlicher Geiſt, aufopfernde Treue, hoher Edelmuth, Heldenſinn in allen nur erdenklichen Gefahren. Das Weib befand ſich durchweg unter ähnlicher Bevormundung, wie das Kind, und ward nur langſam zu jenem höhern ſittlichen Einfluß herangezogen, den die chriſtliche Civiliſation ihm zuwies. Erſcheint es auch oft als der Spielball und Zankapfel wilder Leidenſchaft, ſo fehlen doch auch nicht Bilder der ſchönſten häuslichen Tugend, unbeſieglicher Treue und ſtarken Opfermuthes. Da die älteren Sögur ſich faſt ſämmtlich mit den erſten zwei Jahrhunderten der isländiſchen Geſchichte beſchäftigen, ſo waltet theils das heidniſche Element, theils noch jene merkwürdige geiſtige Gährung in ihnen vor, welche das erſte Zuſammentreffen des Heidenthums mit dem Chriſtenthum, ihren Kampf, ihr Compromiß, ihr Nebeneinanderwirken hervorbrachte. Sie bieten gerade hierin ein pſychologiſch und culturgeſchichtlich überaus intereſſantes Bild. Da alle Poeſie ſchließlich ein Nachbild der Natur und des Menſchenlebens iſt, ſo konnte es der isländiſchen Saga auch an Poeſie nicht fehlen. Die abenteuerlichen nordiſchen Geſtalten, die Shakeſpeare im Macbeth, Hamlet, Lear ſo kunſtvoll idealiſirt hat, ſtehen hier in einfacherer Zeichnung, aber als wirkliche Weſen von Fleiſch und Bein leibhaftig vor uns; titanenhafte Charaktere, rieſige Leidenſchaften, die unbändigen Naturkräfte der Menſchenbruſt, furchtbare Verwicklungen, ſchauderhafte Thaten, erſchütternde Kataſtrophen; aber dazwiſchen auch die gemüthlichſten Bilder eines noch einfachen Culturzuſtandes, große patriarchaliſche Familien mit ihrem altererbten Beſitz, frohe Hochzeiten und mächtige Volksverſammlungen, weite Seereiſen und abenteuerliche Wanderungen, das ſtille Wirken der Gnade, merkwürdige Beiſpiele von Buße und Bekehrung, das milde Aufblühen der Kirche und der erſten chriſtlichen Bildung, die Pilgerfahrten der erſten Biſchöfe nach Rom, das Leben und Walten frommer und heiliger Männer. Auch an weltlicher Poeſie gebricht es nicht. Skalden waren überall mit dabei, einige Sögur handeln nur von ihnen, wie andere von berühmten Höfdingen, Biſchöfen und norwegiſchen Königen. Da nichts Wichtiges geſchah, ohne daß Verſe dabei entſtanden, Dräpas oder Flokken gedichtet wurden, ſo ſind die Sögur voll von Strophen und Citaten, wohl auch von ganzen Geſängen, welche im Volksmund noch lebten und als echt hiſtoriſches Zeugniß Ereigniſſe und Stimmungen ſchildern halfen. Als geſundes Element des Lebens, ward die Dichtung ein nicht weniger geſundes Element der Geſchichte. Leben, Poeſie und Geſchichte waren nicht zergliederte und getrennte künſtliche Gewächſe, ſie durchdrangen ſich als ein organiſches Ganze. Dank der republikaniſchen Verfaſſung traten weder

Dichter noch Gelehrte, weder die Häupter der mächtigen Familien noch der Klerus als eine gesonderte Kaste aus dem Volk heraus; die größten Talente thaten sich mehr darauf zu Gute, ihre Heimathsprache, ihre eigene Literatur und Geschichte gründlich zu kennen, als mit lateinischen Kenntnissen und fremder Weisheit zu prunken, und bis zur Glaubenstrennung arbeiteten Bischöfe, Äbte und Priester auf's Segensreichste mit an der Pflege heimischer Sprache, Geschichte und Dichtung. Durchaus charakteristisch ist es dabei, daß von den Zweigen des religiösen Wissens die Kirchengeschichte und Heiligenlegende in Form der Saga den reichsten Antheil erhalten hat und daß von der Bibel selbst zunächst die geschichtlichen Bücher übersetzt wurden, und zwar als Juden-Saga, Gyðinga-Sögur.

Obwohl schon vom Anfang des 13. Jahrhunderts an französische Ritterromane und andere ähnliche continentale Literatur über Norwegen nach Island drang, hing das Volk doch im Allgemeinen mit großer und rührender Treue an seiner ältern eigenen Geschichte fest. Das war und blieb ihm das Theuerste bis auf den heutigen Tag. Das Verständniß der Edda und besonders ihrer dunkeln Göttermythen mußte im Lauf der Zeit natürlich abnehmen; aber die alten Sögur sind so schlicht und einfach, daß auch der gemeine Mann sie versteht.

Das Niederschreiben der Sögur begann um das Jahr 1140, seine Blüthezeit erreichte es in den Jahren 1220—1280. Den größten seiner Geschichtschreiber aber erhielt Island an Snorri Sturluson, geb. 1178 zu Hvamm, ermordet 1241 auf seinem Hofe zu Reykhólt.

Den Grundstein der Saga-Schreibung bildet das „Isländerbuch" Ari's des Weisen, ihren genealogischen und topographischen Grundriß das von demselben Priester und Gelehrten begründete, dann von Andern fortgesetzte und erweiterte Landnámabók. Jenes gibt die Grundlinien der gesammten Profan- und Kirchengeschichte, dieses den Ausgangspunkt der einzelnen Familienchroniken und Localhistorien. Bald nach Ari's Tod im Jahre 1148 beginnt auf der ganzen Insel das Aufzeichnen der bis dahin mündlich fortgepflanzten Überlieferungen, von welchen die meisten die verhältnißmäßig kurze Zeit von etwa 960 bis etwa 1060 berühren, also gerade die Übergangsperiode vom Heidenthum zum Christenthum.

Guðbrandr Vigfusson, wohl der beste Kenner der isländischen Sprache und Literatur, gruppirt die kleineren Sögur, die von 1140—1220 niedergeschrieben wurden, in folgender Weise, wobei die beigefügte Zahl die Zeit der Handlung andeutet:

Südwest-Island: Harðar- oder Holmverja-S. (980); Haensa-þóris-S. (993).

West-Island: Bjarnar-S. (1010—1024); Gunnlaugs-S. Ormstungu (980—1008); Gull-þóris-S. (um 930); Gisla-S. Surssonar (960 bis 980); Harvarðar-S. Ísfirðings (997—1002).

Nord-Island: Vaðmanna-S. (1050—1060); Ölkofra-þattr (um 1000); Heiðarviga-S. (990—1014); Vatzdaela-S. (890—980); þórvalds-

S. Vidförla (980—984); Svarfdaela-S. (900); Liósvetninga-S. (1009—1024; 1050—1060); Valla-Ljóts-S. (um 1010); Viga-Glums-S. (um 990); Reykdaela-S. (um 990).

Oſt-Island: Vapnfirðinga-S. (950—1000); þórſteins-S. Hvita (um 900); þórſteins-S. Stangarhöggs (985); Hrafakels-S. Freysgoða (960); Droplaugarſona-S. (997—1007); Braudkroſſa-þattr (?); Gunnars-S. þiðranda-bana (Njarðvikinga-S. 1000—1008); þórſteins-S. Sidu-Hallsſonar (1014); þiðranda-S. (996).

Grönland und Vinland (Amerika) Floamanna-S. (?); Eiriks-S. Rauða. (þórfinns-S. Karlsefnis 990—1000); Foſtbraedra-S. (1015 bis 1030); Graenlendiga-þattr.

Alle dieſe Geſchichtserzählungen ſind in überaus einfachem Stile gehalten, ſchlicht und naiv wie Herodot. Der Erzähler tritt völlig zurück. Naturſchilderungen, lange Perſonenbeſchreibungen, künſtliche Geſpräche, vorbereitende Auseinanderſetzung und abſichtliche Gruppirung kennt er nicht. Er erzählt, wie die Dinge ſich zugetragen. Wo Erklärungen aus der Vergangenheit nöthig ſind, flicht er ſie einfach ein. Die Perſonen werden mit etlichen kurzen Zügen, oft nur mit einem Adjectiv oder mit ihrem genealogiſchen Titel gezeichnet. Alles entwickelt ſich aus der Handlung ſelbſt heraus. In der Handlung kehren vielfach dieſelben Hauptmotive wieder: Rechtshändel, Blutrache, Mordbrennereien (das war die beliebteſte Specialität), Heirathen, ſtürmiſche Althingsſitzungen, Seeabenteuer, Träume und abergläubiſcher Spuk, Streitigkeiten aus Eiferſucht, blühender Aufſchwung oder ſchreckliche Schickſalsſchläge ganzer Familien. Abwechslung bietet nicht bloß die reiche Verſchiedenheit der Charaktere, Localbeziehungen, Schickſale der Einzelnen, ſondern auch die Selbſtändigkeit und Eigenartigkeit jeder einzelnen Landſchaft. Das Volk beſteht nicht aus farbloſen Atomen, ſondern aus lauter ſelbſtändigen Gemeinweſen, von denen jedes ſeine eigenen Stammväter, ſein eigenes organiſches Leben und ſeine eigene Geſchichte hat. Die geographiſche Theilung der Sögur iſt deßhalb die wahrſte und richtigſte.

Als Beiſpiel, wie die ſchlichte Volkserzählung nicht ſelten den Reiz eines vollendeten Romans beſitzt, mag hier kurz der Inhalt der Gunnlaugs-Saga ſkizzirt werden. Zu Borg an der Weſtküſte, nur eine Tagereiſe vom heutigen Reykjavik, lebt Thorſteinn Egilsſon. Er ſieht im Traume einen Schwan von wunderbarer Weiße; zwei Adler fliegen herbei, kämpfen um ihn und fallen beide in furchtbarem Kampfe. Der Schwan weint bei ihrem Tode. Ein dritter Vogel kommt und fliegt mit ihm davon. Durch dieſen Traum geſchreckt, befiehlt Thorſteinn ſeiner Frau, das zu erwartende Kind auszuſetzen, wenn es ein Mädchen iſt. Sie bringt es aber nicht über's Herz. Die kleine Helga wird zu Verwandten gebracht und bei ihnen aufgezogen. Das Kind iſt ſo ſchön und lieblich, daß Thorſteinn ſeiner Frau ihren Ungehorſam verzeiht und das Kind zu ſich nimmt. Zu Gilsbakki, weiter im Lande drin, wohnt der biedere Illugi, von deſſen zwei Söhnen der eine, Gunnlaug, ein kecker junger Recke iſt. Da ſein Vater ihn nicht auf Heldenthaten aus-

ziehen lassen will, zieht er ohne Aussteuer trotzig davon zu Thorsteinn nach Borg, läßt sich von ihm in der Gesetzeskunde unterrichten und verlobt sich mit Helga. Er soll ihre Hand aber erst erhalten, wenn er drei Jahre in fremden Landen gereist ist. Der künftige Schwiegervater Thorsteinn rüstet ihm selbst ein Schiff aus, und damit zieht er lebensfreudig in die Weite. Er besucht, als trefflicher Skalde überall gern gesehen, den Jarl Eirikr in Norwegen, den König Adalrad in England, den König Sygtrygg in Irland, den Jarl Sigurðr auf den Orkney-Inseln, den Jarl Sigurðr zu Skara in Gothland. Helden- und Dichterruhm krönen seine Fahrten. Doch nun trübt sich sein Glück. Zu Moßfell, zwischen Borg und Reykjavik, an der Westküste Islands, ist gleichzeitig mit ihm ein anderer Held und Dichter aufgewachsen, Hrafn, der Sohn des Önund. Jahr für Jahr zieht dieser auf Abenteuer aus, und so trifft er mit Gunnlaug am Hofe des Königs Olafr in Swithiod (Schweden) zusammen. Es entspinnt sich Streit zwischen ihnen, der Streit wächst zur bittersten Feindschaft empor. Hrafn thut das Schlimmste; er kehrt nach Island zurück und freit um Gunnlaugs Braut, die schöne Helga. Sie wird ihm erst verweigert. Thorsteinn und Illugi der Schwarze, Gunnlaugs Vater, verabreden, daß noch länger auf die Rückkehr des ersten Bewerbers gewartet werden soll. Aber Gunnlaug kommt nicht. Er wird erst in England, wo man einen Einfall der Dänen erwartet, dann in Norwegen aufgehalten. Hier erst — zu spät — erhält er Nachricht von Hrafns Werbung um Helga. Er säumt nun nicht länger, sondern kehrt mit dem Skalden Hallfreðr dem Störrischen nach Island zurück. Aber die festgesetzte Frist, welche ihm den Besitz Helga's gesichert hatte, ist abgelaufen. Der Hochzeitstag für Hrafn und Helga ist schon da. Bei der Landung von Thorðr verwundet, ist Gunnlaug nicht einmal im Stande, nach Borg zu gehen. Helga ist kaum Hrafns Gattin geworden, als sie vernimmt, daß Gunnlaug zurückgekehrt. Da wacht ihre erste Liebe mit unwiderstehlicher Gewalt auf, sie hält es bei Hrafn nicht aus, und dieser bringt sie selbst ihren Eltern zurück. Bei einer Hochzeit, derjenigen Svertings, trifft Gunnlaug die ihm entrissene, seither unglückliche Braut wieder. „Die Weiber saßen auf der Querbank, Helga die Schöne zunächst der Braut; oft schweifte ihr Auge hinüber zu Gunnlaug, und es bewährte sich der Spruch, daß die Augen es nicht verbergen, wenn ein Weib einen Mann liebt." Beim Abschied spricht Gunnlaug mit seiner einstigen Verlobten und schenkt ihr ein Gewand. Eifersüchtig tritt Hrafn dazwischen, und nur die Väter verhindern, daß es zwischen den beiden Gegnern zum Kampfe kommt. Im nächsten Sommer beim Althing in Thingvellir stoßen jedoch beide abermals zusammen; Gunnlaug fordert den Hrafn öffentlich zum Zweikampf auf. Nach drei Nächten schlagen sie sich auf Öxarholm, auf der Insel, welche die Öxará bildet, nachdem sie, aus der Almannagjá hervorgebrochen, sich dem Thingvalla-See nähert. Gunnlaug wird verwundet, Hrafn verliert sein Schwert; beide rühmen sich des Sieges. Ein weiterer Zweikampf wird von den Verwandten verhindert, am nächsten Tag der bis dahin gesetzlich erlaubte Zweikampf von der Volksversammlung für immer abgeschafft. Die feierliche Einführung eines neuen Rechts scheint der furcht-

baren Fehde nun für immer ein Ende zu machen; allein die Wuth Hrafns ist nicht gesättigt. Er ladet Gunnlaug auf das nächste Jahr nach Norwegen zum Zweikampf vor, zieht gleich nach Throndhjem und überwintert in dem benachbarten Lisangr (Levanger). Gunnlaug zieht erst zu Sigurðr, dem Orkney-Jarl, kämpft mit diesem auf seinem Inselreiche und in Schottland, und besucht dann den Jarl Eirekr in Norwegen. Umsonst verbietet dieser das angesagte Duell, vergeblich spottet das Volk über die beiden Kampfhähne: da Hrafn Lisangr schon verlassen, wandert ihm Gunnlaug von dem Fjord von Throndhjem in das Thal der Vera nach, Tag und Nacht, bis er ihn endlich am Morgen bei Sonnenaufgang erreicht, auf dem Vorgebirge eines kleinen Landsee's. Zwei Norweger werden als Zeugen bestellt. Dann stürzen die zwei Eifersüchtigen mit ihren Leuten auf einander los. Nachdem Jeder dem andern einen Mann getödtet, holen sie endlich im Zweikampf gegen einander aus. Gunnlaug schlägt Hrafn den einen Fuß ab, und dieser wäre des Sieges nun völlig verlustig, wenn der Sieger nicht in seinem biedern, offenen Edelsinn ihm selbst, auf seine Bitte, im eigenen Helm einen Labetrunk aus naher Quelle herbeibrächte. In hämischer Wuth greift er mit der Linken nach dem dargereichten Helm, mit der Rechten aber nach dem Schwert und bringt dem unbewehrten Gunnlaug eine tödliche Wunde am Haupte bei. Noch am Boden ringen sie verzweifelt mit einander, bis Hrafn endlich der Todesstreich trifft. Sterbend gesteht er noch: „Ich gönne dir Helga die Schöne nicht!" Sein Wunsch erfüllt sich: Gunnlaug erliegt nach drei Tagen seinen Wunden und wird in der Kirche von Lisangr begraben. Während der blutige Zweikampf vermöge der Blutrache von beiden Familien noch weitere Opfer fordert, findet auch Helga die Schöne kein Glück mehr. Sie wird an Thorkell, einen ruhigen, biederen Mann, verlobt; aber sie liebt ihn nicht. Gunnlaug kam ihr nicht aus dem Sinn, ob er auch todt war. Sie härmt sich ab und erkrankt. An einem Sonnabend läßt sie sich auch den Mantel bringen, den Gunnlaug ihr einst geschenkt, sah ihn lange an und sank dann sterbend hin.

Wie schon in diesem kleinen Familienroman, der alle Züge der Wirklichkeit besitzt, das öffentliche Rechtsleben Islands, das ganze Culturleben des Nordens und die gesammte Welt der nordischen Insel- und Küstenreiche großartig hineinspielt, so ist das noch weit mehr bei andern dieser Erzählungen der Fall, besonders aber bei jenen, welche Vigfusson mit vollem Recht als die „großen Sögur" Irlands bezeichnet und welche nach seiner Ansicht erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts niedergeschrieben worden sind. Groß mag man sie nennen, weil sie nicht nur an Gestalt und Form, Umfang und Bedeutung die andern überragen, sondern auch bis auf den heutigen Tag die beliebtesten Volksbücher geblieben sind. Es sind die Niálls-Saga, die Eyrbyggja-Saga, die Laxdaela-Saga, die Egils-Saga und die Grettis-Saga. Die darin geschilderten Thatsachen gehören sämmtlich der Übergangszeit von 970—1030 an. In dem alten, gesetzeskundigen Niáll ist der altisländische Republikaner, in Egill Skallagrímsson der wanderlustige Skalde, in Grettir der für vogelfrei erklärte Abenteurer und Freibeuter mit Meisterhand gezeichnet; die Eyrbyggja-Saga gewährt den besten Einblick in

den alten Götzendienſt und den Aberglauben, die Laxdaela-Saga in das geſammte Volksleben überhaupt.

Während ungenannte und unbekannte Schriftſteller dieſe aus dem Volksmund und dem Volksleben ſelbſt geſchöpften Hiſtorien der Nachwelt aufbewahrten, gingen aus den Klöſtern und Schulen des Landes aber auch Geſchichtſchreiber hervor, welche mit dem Gewicht ihres Namens und Anſehens für ihr Zeugniß eintreten konnten und wollten. Oddr Snorraſon, Benedictinermönch von Thingeyrar, ſchrieb (1160—1180) das Leben des Königs Olafr Tryggvaſon, des waffengewaltigen Bekehrers der nordiſchen Reiche. Gunnlaug, ebenfalls ein Mönch († 1219) verfaßte ein Leben des Königs Olafr des Heiligen, von dem jedoch nur Bruchſtücke in dem ſogen. Flateyarbók und den Biskupa-Sögur erhalten ſind. Karl Jónsſon, Benedictinerabt von Thingeyrar, wurde in den Jahren 1185—1187 auf den Wunſch des norwegiſchen Königs Sverrer deſſen Biograph. Sein treffliches Werk wurde ſpäter von dem Prieſter Styrmir Karaſon hinn Fróði fortgeſetzt und ergänzt.

Alle dieſe Geſchichtſchreiber übertraf indeß Styrmirs Freund, der große Staatsmann und vielſeitige Gelehrte Snorri Sturluſon. Zu Hvammr in einem der Thäler am Breiðifjörðr 1178 geboren, kam er ſchon als Knabe von drei Jahren auf den Hof zu Oddi, der durch Saemund den Weiſen bereits zu einer Schule höherer Bildung geworden war und wo jetzt deſſen Enkel Jón Loptsſon, einer der beſten Geſetzeskenner und der beliebteſte Mann auf ganz Island, wohnte. Jón Loptsſon ſtand aber nicht nur durch ſeine Verwandten väterlicherſeits mit den erſten bahnbrechenden Männern isländiſcher Geiſtesbildung in nächſter Beziehung; da ſeine Mutter Thóra eine Tochter des norwegiſchen Königs Magnus Barfuß war, ſo trafen Islands ehrwürdigſte Erinnerungen in ſeinem Hauſe auch mit jenen des Stammlandes und ſeiner Herrſcher zuſammen. In dieſem Kreiſe wuchs Snorri auf und erlangte, bei tüchtiger Schulung, eine Kenntniß der altnordiſchen Mythologie, Heldenſage und Geſchichte, wie ſie vor ihm noch keiner ſeiner Landsleute beſeſſen hatte. Als Jón Loptsſon ſtarb, blieb er bei deſſen Sohne Saemund, heirathete mit zwanzig Jahren die reiche Herdis Verſadóttir und ward, als deren Vater 1202 ſtarb, der Erbe eines ungeheuren Vermögens. Er verließ nun Oddi, zog nach Borg und dann nach Reykhólt, wo er ſich mit fürſtlicher Pracht einrichtete. Schon 1215 trat er als Geſetzesſprecher für vier Jahre an die Spitze der Republik, lebte längere Zeit in Norwegen und Schweden, ward abermals für acht Jahre zum Geſetzesſprecher gewählt, wußte durch geſchickte Politik die Pläne des Königs Hákon des Alten auf Eroberung Islands vorläufig zurückzuhalten, war aber weniger glücklich in ſeiner innern Politik, indem er zwar durch günſtige Verheirathung ſeiner Kinder immer mehr Beſitz, Macht und Einfluß im Lande gewann, aber auch im Schooße der eigenen Verwandtſchaft ſich mächtige Gegner erweckte. Andere beneideten den Mann, der, einem König gleich, mit tauſend Mann zum Thingfeld ritt; wieder Andere wurden durch die Anmaßung ſeines Sohnes Óraekja gereizt. König Hákon, der umſonſt erwartet hatte, daß Snorri ſeine Landsleute zur Unterwerfung unter Norwegen bereden würde, benützte die

Erbitterung und forderte Gizurr Thorvaldsson auf, ihn entweder gefangen nach Norwegen zu bringen oder aus dem Leben zu schaffen. Eine Anzahl Verschworener thaten sich zu diesem Zweck zusammen, und Snorri Sturluson fiel unter ihren meuchlerischen Händen am 23. September 1241 auf seinem eigenen Gute zu Reykhólt. In den mehr als vierzig Jahren seines öffentlichen Wirkens hatte er indeß Zeit gefunden, sich neben der Politik mit allen Zweigen isländischer Geistescultur zu beschäftigen. Er besang selbst als Skalde den Jarl Hákon und den Jarl Skuli und erwarb sich dafür gleich anderen Sängern Schwert, Schild, Harnisch und Banner. Zu Nutz und Frommen anderer Dichter stellte er unter dem Titel „Gylfaginning" die gesammte altnordische Götterlehre, den besten Commentar der älteren Edda-Lieder, zusammen, entwickelte im „Skáldskaparmál" eine vollständige Poetik, worin die dichterischen Umschreibungen, Synonyma und Anspielungen der mythologischen Sprache erklärt werden, und gab endlich in seinem „Háttatal" ein Probegedicht mit 100 verschiedenen Versarten, das angehenden Skalden die Theorie in praktischer Weise erläuterte. Sein Hauptwerk aber ist „Heimskringla" (der Weltkreis), wie sein großes Geschichtswerk später nach dessen Anfangswort benannt worden ist, eine norwegische Königschronik, welche von den mythischen Zeiten bis auf König Magnus Erlingsson und dessen Kämpfe gegen die Birkebeiner einschließlich (1177) reicht.

Es ist eines der schönsten Geschichtswerke des Mittelalters, auf umfassendster Erforschung aller alten Überlieferungen, verständiger Kritik und genauer Kenntniß der betreffenden Länder, Norwegen, Island und Schweden, beruhend, mit dem praktischen Scharfblick eines erfahrenen Staatsmannes aufgefaßt, mit der Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit eines echten Dichters ausgeführt, das herrlichste Denkmal isländischer Geistesbildung und ein Zeugniß, daß das so abgelegene Inselland sein Stammland in geistiger Regsamkeit weit überflügelt hatte.

Ein Geschichts- und Literaturdenkmal von ebenfalls hohem Werthe ist die Sturlunga-Saga, auch die große isländische Saga oder die „Blume" genannt, gleich der Heimskringla im einfachen Stile der Saga gehalten, Hauptquelle für die furchtbar bewegte Zeit, welcher Snorri Sturluson selbst theilweise noch angehörte und welche nach seinem Tode noch einen düsterern Charakter annahm, bis es 1272 dem König Hákon endlich gelang, die isländische Republik zu stürzen. Ein Theil der umfangreichen Saga wird dem Sturla Thordarson zugeschrieben, einem Neffen Snorri's, der als Mitglied der Sturlungafamilie selbst in die furchtbarsten Wirren des innern Bürgerkrieges verwickelt war und nach zahllosen Abenteuern am 30. Juli 1284 starb.

Mit seinem von Anderen fortgesetzten und ergänzten Werke, das unter Anderem auch die höchst merkwürdige Lebensbeschreibung des Priesters Gudmundr enthält, ist die isländische Geschichtschreibung noch lange nicht erschöpft. An die Königssögur der Heimskringla reiht sich noch die Knytlinga-Saga (ein ansehnliches Stück dänischer Geschichte, darunter diejenige Amlodi's — Hamlets — enthaltend), die Jomsvikinga-Saga, deren Fortsetzung, die Orkneyinga- und die Faereyinga-Saga. Auch die englische Geschichte wurde in einigen Theilen herangezogen. Erst nach der Vollendung der Sturlunga-

Saga kam die erfundene Saga, der Roman, auf und verdrängte theilweise die herrliche bisherige Volksliteratur. Doch nur zum Theil, denn schon um jene Zeit begann man auch die alten historischen Sögur zu sammeln, und die Umsetzung mancher kleineren in Balladen (Rimur) deutet ebenfalls darauf hin, daß man noch seine Freude daran hatte.

Dem Scharfblick und praktischen Sinne des isländischen Klerus macht er hohe Ehre, daß er dem Geschmack des Volkes am Geschichtlichen überhaupt und an der überlieferten Sagaform insbesondere höchst liebevoll entgegenkam und den religiösen Unterricht — einige Sammlungen von Homilien abgerechnet — fast immer in die Form der Saga kleidete. Die Marienlegende trat als „Mariu-Saga" in das Leben des Volkes hinein; die Apostel, die vier Evangelisten und der hl. Johannes der Täufer wurden ihm durch die „Postula-Sögur" gleichsam als Helden eines neuen Zeitalters vorgeführt; die beliebtesten Heiligen des abendländischen Martyrologiums und Kalenders wurden in den „Helgra-Manna-Sögur" sein Eigenthum; die historischen Bücher des Alten Testaments brauchten in der schlichten Einfachheit ihrer Erzählungsweise nur übersetzt zu werden, um im Geiste des Isländers gewinnend anzuklingen. Näher als die christliche Geschichte des europäischen Festlandes lag dem auf seiner Insel abgeschlossenen Volke seine eigene heimische Kirchengeschichte, zu der Ari Frodi in seinem Isländerbuch schon die Grundlinien gezeichnet hatte. Ein Leben des heiligen Bischofs Thórlák von Skálholt ist bereits in einer Handschrift vom Jahre 1200 erhalten. „Hungerweckerin" (Hungrvaka) ist der Titel eines ebenfalls sehr alten Werkes, in welchem das Leben der ersten fünf Bischöfe von Skálholt beschrieben ist. Erhalten sind außerdem ein anderes Leben des hl. Thórlák und besondere Biographieen der Bischöfe Páll († 1211), Jón Ögmundarson († 1121), Arni († 1198), Laurenz Kalfsson († 1331) und des Priesters Guðmundr († 1236), von denen einige trefflich geschrieben sind. In den Klöstern wurde, im gläubig-gemüthlichen Geist des Mittelalters, neben fast allen Zweigen des Wissens auch die fromme Legende gepflegt. Bergr Sokkason, Benedictinerabt von Thverá († 1350), schrieb ein Leben des heiligen Erzengels Michael und des hl. Nikolaus; Arni, Mönch von Thingeyrar († 1296), ein Leben des hl. Dunstan; der Priester Grim Hansteinsson († 1298) ein Leben des hl. Johann Baptist; der Priester Bergr Gunnsteinsson († 1211) ein Leben des hl. Thomas von Canterbury; der Priester Jón Holt († 1301) ein Leben desselben Heiligen.

Die Zeiten sind vorüber, wo man hochnäsig das ganze Mittelalter einfach ignoriren zu dürfen glaubte. Protestantische Gelehrte aus Skandinavien haben selbst Hand angelegt, alle diese katholischen Erzeugnisse zu retten und durch quellenmäßige Publicationen zu erneuern. Vieles ist indeß auf diesem Gebiete noch zu thun und harrt der Thätigkeit katholischer Forscher, welche in jenen Erzeugnissen nicht bloße Äußerungen der Menschheit erblicken, sondern ehrwürdige Spuren von dem Walten der einen, wahren Kirche.

Obwohl sich durch die religiöse Geschichte, Legende und Unterweisung allmählich reicher Stoff für eine religiöse Poesie anspeicherte, verging doch lange Zeit, bis eine solche kräftigere Blüthen trieb. Die Hauptschwierigkeit

war eine technische. Bei aller Glaubensinnigkeit des Volkes hatte sich die poetische Sprache nun einmal aus der Mythologie herausgebildet. Sobald der Isländer dichten wollte, mußte er sich in dieselbe zurückversetzen. Das Meer hieß Ögir oder Ran, die Wellen waren Ögirs Töchter, die Poesie selbst Odins Becher oder Odins Meth. Die Schwierigkeit, ein Dichter zu werden, bestand hauptsächlich darin, alle diese Götterattribute und Umschreibungen der gewöhnlichsten Dinge in mythologischer Sprache zu lernen. In die christliche Ideenwelt hinein paßte diese Erinnerung vielfach noch schlechter als die Namen des griechischen oder heidnischen Olymps. Ein guter Anfang war im „Sólarljod" gemacht. Aber die mythologisirende Skaldenkunst fuhr fort, die weltliche Dichtung zu beherrschen. Nur langsam bildete sich daneben eine christlich-poetische Sprache aus. Die früheste Probe einer solchen bietet die Olafsdrápa, „Gisli" (Strahl) betitelt, des Einar Skúlason aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Nachdem aber einmal das Beispiel gegeben, nahm die religiöse Dichtung, besonders die Marienminne, einen lebhaften Aufschwung und wuchs im 14. Jahrhundert zu ansehnlicher Fülle an. Es machte sich auch allmählich das Gefühl geltend, daß die geschraubte Kunstsprache der Skalden, auch abgesehen von ihrem mythischen Beigeschmack, für christliche Stoffe nicht recht passen wollte, und der Augustiner Eysteinn Ásgrimsson († 1360) verurtheilte sie entschieden:

„Wer ein schwierig Maß will wählen,
Muß sich zum Gedichte quälen,
Alte Worte, kaum zu zählen;
Schwer wird's dann, den Sinn zu stehlen."

In seiner „Lilja", dem schönsten Gedichte des spätern Mittelalters, ging er deßhalb theilweise von der alten Kunstform ab und vertauschte sie mit einer einfacheren, natürlicheren. Von andern Dichtern erwarb sich Jón Pállsson, Ökonom der Kirche von Hólar († 1272), den Namen „Mariu-Skáld", Sänger Maria's. Noch gegen die Zeit der Glaubenstrennung hin galten zwei Geistliche, Einar Snorrason (um 1532), der Oldfryggjar-Skáld genannt, und der Priester Gunnar zu Hólar, für tüchtige Dichter. Weit bedeutender war indessen der letzte Bischof von Hólar, Jón Arason, dessen „Kroßvisur" (Kreuzlieder), „Piislagrátur" (Passionsklagen), „Ljómur" (der Glanz), nebst anderen Gedichten, gleich der „Lilja" noch bruchstücksweise im Volke fortlebten, auch nachdem es protestantisch geworden war. Sie sind ein Denkmal der innigsten Frömmigkeit, wie eines echtpoetischen, schöpferischen Geistes.

Die Dichtung „Ljómur", welche mit dem alten Stabreim auch den Schlußreim in überaus kunstreicher Weise verbindet, hebt mit folgender erhabenen Anrufung an den heiligen Geist an:

Höchster, heiliger Geist!
Himmelskönig voll Stärke,
Liebend schau nieder zu mir!
Zu Land und Meer gesegnet.
Wahr in Willen und Werken,
Hör mich! Ich rufe zu Dir.

Laß dem Pfuhl des Feindes mich entweichen,
Daß mich seine Qualen nicht erreichen;
Durch Maria's Sohn, den gnadenreichen,
Laß mein Lied zur Ehre Dir gereichen!

Ähnlich wie in der „Lilja" wird dann das ganze Leben und Walten des Erlösers in seinen großen Hauptumrissen dargestellt, als der entscheidende Weltkampf des größten aller Helden, aus dessen scheinbarer Niederlage der ewige Triumph hervorgeht. Alles wird aber nur kurz, mit der lebendigen, dramatischen Kraft der alten Skaldendichtung ausgeführt. So die Passion in folgenden zwei Strophen:

Dreiunddreißig Jahre
Lebt der Himmelskönig
Hier in Knechtsgestalt;
Aber ihm zu schaden,
Wuchs im Volk der Juden
Bittern Neids Gewalt.

Judas Skariot läßt sich gewinnen,
Spricht und handelt ganz nach Satans Sinnen,
Haß und Bosheit wächst im Herzen drinnen:
„Den ich küsse, laßt ihn nicht entrinnen!"

Da fuhr Angst und Bangen
In die Judenschaaren,
Jeder denkt nur sein.
Alle schreckbefangen
Flieh'n vor den Gefahren,
Jesus bleibt allein.

Nur Maria und Johannes, beide
Halten fest im bittern Herzeleide,
Trotzen allem Haß und allem Neide,
Stehen unverzagt dem Kreuz zur Seite.

In ebenso gedrängter Weise schildert die Dichtung dann den Sieg Christi und das Weltgericht, in welchem Maria und Johannes, die Getreuen am Kreuze, zum letzten Mal als Fürbitter auftreten. Mit ihrem Flehen vereint der Dichter dann das seine, das noch nach seinem Tode in Island und auf den Faröern fortklingen sollte bis auf den heutigen Tag.

A. Baumgartner S. J.

Der neueste Religionsstifter und sein „Evangelium“ [1].

Man sollte es kaum für möglich halten — „aber ich will nicht vorgreifen,“ sagt Paula Erbswurst.

Also, um von vornen und regelrecht zu beginnen, Wilhelm Jordan, der 1848er Marineminister Preußens, der Reiseapostel seiner „Nibelunge“, außerdem der „größte lebende Verskünstler“, hat einen Roman geschrieben, und dieser Roman ist das Evangelium einer neuen Religion. Die Thatsache ist nicht ohne Vorbild.

1773 erschien Nikolai's „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“. In diesem Roman sucht der Held Sebaldus das positive Christenthum zur „Höhe“ des damals grassirenden Rationalismus emporzuheben, ergeht sich in gleicher Weise gegen die intoleranten Orthodoxen, wie gegen deren Feinde, Pietisten, Separatisten u. s. w. Schließlich wird gefragt: Ist denn aber zwischen blindem Glauben an die Offenbarung und schädlichem Unglauben gar kein Mittelweg? Diese Frage wird bejaht und dieser Mittelweg am besten gefunden bei der holländischen Secte der Collegianten oder Reinsburger, die, ohne nach besonderen Lehrmeinungen und Confessionen zu fragen, jeden Christen aufnehmen in das Band ihrer Gummielasticums-Liebe und Toleranz. Nur der Jesuitismus ist von dieser Toleranz ausgeschlossen; denn eine Dämonologie muß jede Religion doch nun einmal haben. Was für die Naturreligion und den Offenbarungsglauben der Teufel, das ist für alle Rationalisten u. s. w. der Jesuitismus. „Der Jesuitismus,“ sagt Eichendorff, „ist und bleibt nun einmal, als Fluch der Lächerlichkeit für unsere religiöse Spaltung, der wüste mittelalterliche Schutthaufen, auf welchen jeder Vorübergehende die Scherben jedes Topfes, den er selbst zerbrochen, hinwirft, und dann sich höchlichst verwundert und erbost, daß der Berg immer höher wird.“

Jener Nikolai'sche Sebaldus ist jedenfalls der Großvater der Jordan'schen Sebalds. „Die Grundidee der Sebalds,“ sagt Fritz Mauthner, „ist der Kampf gegen die Orthodoxie, d. h. gegen den dummen und böswilligen Fanatismus aller Confessionen. Die Juden und die Katholiken, welche einen zu breiten Platz im Raume des Romans einnehmen, kommen scheinbar am schlechtesten weg; denn die rabbinische Orthodoxie wird an einem widerlichen Talmudisten und seinen hirnverbranntesten Ceremonialvorschriften gegeißelt, die katholische an einem geheimen Agenten der Jesuiten, für den Kinderraub und Seelenmord zur größeren Ehre Gottes all-

[1] Die Sebalds, Roman von W. Jordan. 2 Bde.

tägliche Dinge sind. Aber die protestantische Orthodoxie, deren Vertreter modernere Menschen sind, wird dennoch vor Jordans Worten erbleichen und wünschen, ebenso verächtlich behandelt worden zu sein, wie der Rabbiner und der Jesuit. Denn während der Dichter die Beiden nur mit dem Fuße anstößt, um sich zu überzeugen, daß diese besiegten Feinde schon Leichen sind [merci du pou!], wendet er seine ganze geistige Kraft der jüngsten Hierarchie zu, zeigt sich ihr in allen theologischen Fechterkünsten gewachsen und natürlich an Überzeugung und Wissen überlegen. Und hierin liegt der Grund, warum Jordans ‚Sebalds' bis tief in die Schichten des Volkes dringen wird, welche sich den schwerer verständlichen Schriften der Philosophen Strauß und Hartmann verschlossen haben und welche auch die verwandten Romane von Heyse nicht würdigen konnten. Denn Strauß, v. Hartmann und Heyse sind glaubenslos, weil ihre Religion selbstbewußt auf dem Standpunkt des Reymond'schen Ignorabimus steht. Die tiefe Religiosität aber, welche mächtig im deutschen Volke, namentlich im norddeutschen, arbeitet, sehnt sich unablässig nach einer festen Form des Glaubens oder wenigstens nach einer annehmbaren Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, eben jenem Wissen, welches der Staat von den Kathedern der Universität lehrt, die Orthodoxen aber von den Kanzeln aller Confessionen mehr oder weniger geschmacklos verfluchen. Da tritt Wilhelm Jordan mit dem Selbstvertrauen eines Religionsstifters vor das Volk, erzählt ein Märchen, das wie ein Roman klingt, und schenkt dem Leser als Moral eine neue Lehre, in welcher ein Bekenner Darwins zu Gott zu beten vermag ... Jordan ist der Dichter des Darwinismus. Als solcher hat er sich schon in seinem wenig bekannten faustischen Drama ‚Demiurgos' bewährt, er hat die Zuchtwahl auch in seinen ‚Nibelunge' als deus ex machina benutzt; aber so vollständig zum Prediger des Darwinismus ist er noch nie geworden, wie in seinem Romane, der in der That für das allgemeine Verständniß der epochemachenden Lehre mehr geleistet haben wird, als die niedere Wissenschaft von Haeckel und Vogt. Jordans Parabel von der Weltschöpfung durch Emanation aus einem gelangweilten Zeus ist wohl die geistreichste dichterische Leistung, zu der der dichtungsfeindliche Darwinismus bisher Veranlassung gegeben hat." Soweit F. Mauthner im Berliner Tageblatt.

Gehen wir nach diesem allgemeinen Überblick zu einigen Einzelheiten der neuen Religion über und beginnen wir mit dem ebenerwähnten Ursprung der Schöpfung. Die grob gotteslästerliche Sprache, welche der Leser hier vernehmen wird, ist eben auch ein Zeichen der Zeit. Wird die Sache bisweilen noch obendrein über alles Maß langweilig, schwerfällig und absurd, so wolle man nicht uns, sondern dem Roman die Schuld geben, dessen glänzendste Seiten wir dem Leser vorführen. Also: Im Anfange war „Gott". „Da er allein war, langweilte er sich in der Einsamkeit allervollkommenster Freiheit." Ebenso blasphemisch klingen die Worte, welche diesem „Gott" in den Mund gelegt werden: „‚Ich ertrage mich so nicht länger. Ich will Abwechslung; ich will schlafen, träumen und erwachen.

Ich will mich vergessen und mich meiner allmählich wieder entsinnen. Ich will mich vergnügen, indem ich mich selbst in die Unendlichkeit ausstreue und langsam wieder zusammensuche.‘ Und so löste er sich in tausend Billionen Mal so viele Theile, als wir Sonnen am Himmel aufglimmen sehen. Wie die Stecknadeln des Gefangenen in das Stroh [1], so flogen, von seinem Willen beschwingt, die Gottesatome, deren jedes das rechte Maß aller seiner (?) Eigenschaften enthielt, ausgesät hinaus in den Raum und hinein in die regungslos ringsum schwebenden Staubwolken todten Stoffes. Da begannen sie (?) belebt zu kreiseln in Schneckenlinien; da ballten sie sich zu Sonnen und umrollenden Planeten. Draußen in Himmelsfernen gewahren wir wenig mehr von ihm (?), als den auch schlafgefangen noch wirkenden Willen. Wir nennen ihn das Gesetz der Bewegung. Etwas besser kennen wir das Aufkeimen und das Wachsthum nur von dem Tausendbillionstel, welches wiederum tausendfach vertheilt dem Staube einverleibt ward, aus dem sich unsere Erde gesammelt, dieser winzige, aber unzweifelhaft vor Hunderten anderer Weltkörper zur Muttergottesschaft ersprießlich veranlagte Himmelsstern. Wir fangen an, einige Abschnitte seiner Leidens- und Erlösungsgeschichte lesen zu lernen. Wir spüren sein Morgengeträum in der Formenanmuth der Palme, im Duft und der Farbenpracht der Lilien und Rosen, sein Erwachen zu heiterem Kinderspiel und jauchzender Lebenslust in der flinken Behendigkeit des zierlichen Gazellengeschlechts, im meisterlichen Flug der Schwalbe, im Geflöte der Amsel und im reich gemodelten Liede der Nachtigall. Hinter unserer Stirn endlich entsinnt sich der erdvermählte Gottestheil seiner Herkunft und erobert sich Kraft und Erkenntniß im Kampf mit dem Leide. Mit dem erwachten Bewußtsein urständlicher Allwissenheit und Allmacht arbeitet er sich in derjenigen großen Familie des Menschengeschlechts, der ihre Gotteskindschaft offenbar geworden ist, aus der freiwillig übernommenen Passion der Knechtschaft zur Freiheit empor und weiter auf der Bahn, an deren fernem Ziel er den Thron der Erdengottheit besteigen will. Doch damit wage ich (der Erzähler) mich schon grenzverletzend in das Reich eines Anderen.“

---

[1] Die Parabel, auf welche hier und wiederholt angespielt wird, ist folgende: „Sie haben wohl gehört von den wunderlichen Spielen, mit denen sich Gefangene die Langeweile der Einsamkeit erträglicher machten. Von einem solchen, der in seiner Zelle außer dem Wassertopf nichts hatte als einen Haufen Stroh zum Nachtlager, auch weder eine Fliege noch eine Spinne zur Zähmung entdecken konnte, erzählt man, daß er durch irgend einen Zufall in den Besitz einer Schachtel voll Stecknadeln gelangt war. Die zählte er genau. Es waren gerade tausend. Nachdem er das Lagerstroh ausgebreitet, bis es den ganzen Boden der Zelle bedeckte, versäte er die Stecknadeln mit kräftigen Würfen nach allen Seiten und suchte sie dann wieder zusammen. Die Entdeckung der neun vorletzten kostete Monate rastloser Forschung. Ein volles Jahr war vergangen, als er endlich mit unsäglichem Fundvergnügen auch der tausendsten wieder habhaft wurde . . . Doch der Freude . . war ein Bedauern beigemischt, daß der beglückende Zeitvertreib ein Ende habe. Schon wollte er das Spiel von vorne beginnen, als die Thür aufrasselte und der Schließer ihm seine Entlassung ankündigte“ (II. 61).

„Ich wüßte kaum etwas einzuwenden gegen Ihre Parabel," versetzte Hildegard, „wenn Sie hinzufügen wollten, daß jener Welteinsame nicht seine ganze Wesensfülle ausgestreut habe, wie der Gefangene den ganzen Inhalt seines Kästchens voll Nadeln, sondern genug von sich zusammenbehalten, um dem Drama der Allgeschichte, das seine Selbstaussaat in Scene gesetzt, auch genießend zuzuschauen."

„Die Annahme, es sei so, wehrt Ihnen meine Parabel ganz und gar nicht. Aber ich bin mit ihr noch nicht fertig. Lassen Sie mich hinzufügen, daß wir uns, mit dem Gleichniß zu reden, ungefähr so weit vorgerückt befinden, wie mein Gefangener, als er etliche Hundert Nadeln wieder beisammen hatte. Seine Wochen sind uns Jahrtausende, sein Suchjahr ist das Weltenjahr der Dauer unserer Gattung, seine Entlassung aus dem Gefängniß nach Findung der tausendsten Stecknadel das Ende des Erdenwallens Gottes in Menschengestalt." — „Und wann meinen Sie, werden wir die tausendste Nadel gefunden haben?" — „Nach erlangter Allmacht über die Erdennatur" (II. 61 f.).

Das also ist die geistreichste dichterische Leistung des Darwinismus! Man fragt sich wahrlich, ob nicht ein Narr diesen Blödsinn geträumt — oder ob es denn wirklich einem gesunden Menschenverstand möglich ist, eine solche Fülle philosophischen Unsinns niederzuschreiben, ohne selbst an sich irre zu werden.

Und nun erst solch eine kaleidoskopische Zusammenrüttelung strahlender Glasscherben und bunter Fetzen eine geistreich dichterische Leistung zu nennen!

Es ist wahrlich demüthigend für das Menschengeschlecht, wenn man solche ernstgemeinte Verirrungen der „Koryphäen moderner Bildung" antrifft. Auch der einfachste, rein philosophische Begriff von Gott, wie ihn das gesunde Heidenthum abstrahirte, macht diese ganze Seifenblase zerplatzen und als einen schmutzigen Tropfen niederschlagen. Eine weitere Widerlegung müßten wir geradezu für eine Beleidigung des Lesers halten.

Daß es Herrn Jordan aber blutiger Ernst ist mit seiner Schöpfungsgeschichte, das geht aus dem ganzen Buche mit trauriger Gewißheit nur zu deutlich hervor. Das letzte Wort seines Schöpfungsberichtes lautete, die tausendste Nadel sei gefunden „nach erlangter Allmacht über die Erdennatur". Daß wir dieser Allmacht schon bedeutend nahe gekommen sind, also das Weltende und die zweite Ankunft des Weltheilandes schon bevorsteht, ist ebenfalls ein Grunddogma der neuen Religion.

„Ist nicht unvergleichlich werthvoller für uns, als die Wiederkunft des Herrn, die am Ende der Tage und des Erdsterns erfolgen soll, die erlangbare Gewißheit, daß er in der Wiederkehr längst begriffen ist, ja, daß er bereits in täglich wachsender Herrscher- und Segensmacht in lebendiger Gegenwart vor unseren Augen waltet?" — „Reden Sie im Ernst?" frug Hildegard, ihn erschrocken anstarrend. — „In vollem, heiligem Ernst. Hören Sie mir aufmerksam zu. Nehmen Sie Ihre ganze Geisteskraft zusammen für einen Jahrtausende weit vorleuchtenden Ausspruch eines der gewaltigsten Religionsgenies. Erst jetzt, nachdem etwa sechsundfünfzig Men-

ſchengeſchlechter über die Erde gegangen ſind, ſeit er gethan wurde, iſt dieſer Ausſpruch verſtändlich und aus der griechiſchen Sprache richtig überſetzbar geworden. Nur dadurch iſt er es geworden, daß er ſich inzwiſchen weit genug erfüllt hat, um die ganze Erfüllung, die er meint, fordert und verheißt, wenigſtens ahnen zu können (sic!). Er ſteht zu leſen im vierten Kapitel des Briefes an die Epheſer. Da bezeichnet es der Apoſtel Paulus als den Beruf aller Bekenner, aber insbeſondere der geiſtlichen Diener des neuen Glaubens, ihre Arbeit zu widmen dem Aufbau des Leibes Chriſti. Dieſer Aufbau ſoll dadurch zu Stande kommen, daß einſt die Einigung aller Menſchen im Glauben und in der Erkenntniß des Gottesſohnes den vollkommenen Menſchen — wir würden ſagen das Menſchheitsideal — dermaßen verwirklicht, daß die ganze Weſensfülle Chriſti geſtaltet vorhanden iſt. Bald neunzehn Jahrhunderte dauert die Arbeit an dieſem Aufbau. Immer noch ſind wir weit, ſehr weit entfernt von ſeiner Vollendung. Noch kein Sechstel des Menſchengeſchlechtes hat ſich geeinigt zu chriſtlichem Glauben. Dieſer Bruchtheil, die Chriſtenheit, hat von der Weſensfülle ſeines Vorbildes, von den Gotteseigenſchaften Chriſti, wiederum erſt Bruchtheile in beſcheidener Annäherung verwirklicht. Aber dieſe Verwirklichung hat ſich in unſerm Jahrhundert ſo ſtaunenswerth geſteigert und beſchleunigt, und die chriſtlichen Völker, wenn wir ihren heutigen Zuſtand mit dem frühern vergleichen, auf ihrem Wege nach dem ſchwindelfernen Endziel, dem Erwerb der göttlichen Allgüte, der göttlichen Allwiſſenheit, der göttlichen Allmacht, um eine ſo bedeutende Strecke vorwärts gebracht, daß wir blind ſein müßten, um zu verkennen, wie ſich in der gigantiſchen Sammelgeſtalt, welche die Herrſchaft über den Erdball antritt, ihr göttliches Vorbild immer mehr verleiblicht, wie ſich alſo in ihr eine ſehr faßliche Wiederkunft Chriſti ſchon vollzogen hat und immer weiter vollzieht. In einem Reiſegeſpräch kann ich das unermeßlich reiche Thema nicht zum Hundertſten erſchöpfen. Auch iſt ja die beſte Leiſtung unſerer Religion die im Reiche der Chriſtenheit unvergleichlich höher als irgendwo außerhalb veredelte Geſittung, zugleich ſo ſehr die alleroffenbarſte und mindeſt beſtrittene, daß es nicht erſt meines Nachweiſes bedarf, bis zu welcher merklichen Näherung zum Ideal göttlicher Allgüte jener Aufbau des Leibes Chriſti und ſeine allmähliche Wiederkunft in uns gediehen iſt. Nur etliche Leuchtfunken will ich daher auswerfen, um Sie gerade dort Früchte des Chriſtenglaubens erblicken zu laſſen, wo die meiſten ſeiner Berufsdiener nicht nur keine Spur ſeines Wirkens gewahren wollen, ſondern ſogar den Teufel ſündiger Weltluſt, den leibhaftigen Antichriſt, zeternd anklagen, als arbeitend an der Zerſtörung des Reiches Gottes. Der Elektriker, wenn er in ſeinem Experimentirzimmer das Telephon verbeſſert und immer geeigneter macht, unſere Stimme wohl erkennbar Hunderte von Kilometern durchklingen zu laſſen, oder wenn er uns Sonnenſchein in die Hand gibt, um auch bei Nacht Wachsthum und Fruchtbildung der Pflanzen zu fördern; der Ingenieur, wenn er von zwei Seiten her, auf den Zoll zuſammentreffend, ein Gebirg durchbohren lehrt, mit einem Weg für den adlerſchnellen Feuerwagen; der Himmelschemiker, wenn er mit dem Spectralrohr ein bisher unbekanntes

Element erstmalig in der Sonne entdeckt und dasselbe Element den Erdenchemiker dort suchen und finden lehrt, wo unser Planet die letzten spärlichen Zeichen ausathmet, einst eine kleine Sonne gewesen und in seinem Innern noch jetzt zu sein, in den Dampfniederschlägen des Vesuv: — alle diese erfindsam forschenden Männer des Gewerbfleißes und der Wissenschaft, obwohl sie meistens selbst keine Ahnung davon haben und nicht selten sogar wähnen, die Jünger einer neuen, feindlichen Lehre zu sein, und sich damit wunderlich brüsten, — alle diese Männer, sage ich Ihnen, sind gleichwohl treuere Mitarbeiter am Aufbau des Leibes Christi und erfolgreichere Thatapostel des Christenthums, als die große Mehrzahl seiner berufenen Prediger. Sie sind das bahnbrechende Geniecorps, die Avantgarde der welterobernden Christenheit, während Ihr Herr Vater nicht ganz Unrecht hat, die Geistlichen als hinterste Nachzügler und Marodeure anzuklagen."

Hier sieht nun der Herr Prediger Sebald selbst eine ganz kleine Schwierigkeit — was hat nämlich Elektricität und Mathematik mit dem Christenthum zu thun? Darum fährt er im Frageton fort:

„Ich frage Sie: Halten Sie es für einen Zufall, daß durchaus nur die Christenheit den Besitz einer allumfassenden Wissenschaft erarbeitet hat, deren Kenntnißfülle, ein unabsehbares Wachsthum verbürgend, schon jetzt erheblich genug ist, um mit ihr verglichen die früheren Vorstellungen von der Allwissenheit der Götter mehr als nur kindlich zu finden? Halten Sie es für einen Zufall, daß mit dieser Wissenschaft wieder durchaus nur die Christenheit sich eine Herrschaft über die Erde und ihre Natur erobert hat, deren Schranken und ungeheure Lücken wir zwar zu wohl erkennen, um sie schon für Allmacht auszugeben, die aber immerhin diesen zu stolzen Namen unvergleichlich mehr verdienen würde, als die Allmacht, welche Homer seinem Zeus, der Dichter des Hiob seinem Jehovah zuschrieb? Halten Sie es für Zufall, daß nur die Christenheit das Dampfschiff, die Eisenbahn, den Telegraphen erfunden hat? Den Beweis, daß den Erwerb dieser Wissenschaft und Macht nur das Christenthum ermöglichen konnte, macht das Zeugniß der Geschichte eigentlich überflüssig (!?). Aber ich hab' ihn in Schriften auch öffentlich geführt und gezeigt, wie und warum eben nur wir aus unwissenden und ohnmächtigen Sklaven der Natur zu erkennenden Beherrschern derselben, zu mächtigen und wissensreichen Gottessöhnen erwachsen konnten, indem wir in unserer Gemeinschaft unser Vorbild, den Gottessohn, arbeitend zu verwirklichen trachteten und aus unserem Glauben die Zuversicht schöpften, es auch zu vermögen. Wir haben bewunderungswürdiges Wissen, bewunderungswürdige Macht erarbeitet, weil uns von unserer Religion die Aufgabe gestellt war, den allwissenden und allmächtigen Wunderthäter Christus nachahmend zu verleiblichen" (I. 115 ff.).

Wir denken, es geht dem Leser wie es uns ergeht, während wir diese Zeilen abschreiben. Je weiter wir voranschreiten in dieser aberwitzigen Beweisführung, um so mehr verdrängt, aus dem innersten Herzen aufsteigend, ein gewaltiges Gefühl des Schmerzes, der Wehmuth und des Mitleides das anfangs noch hie und da auftauchende Heiterkeitsgefühl über den pompösen,

gespreizten Unsinn. Und der Grund solcher Gemüthsänderung liegt nur zu sehr am Tage. Die Komik und selbst die Satire hört auf, wo es sich um das gewaltige unaussprechliche Elend unsterblicher Seelen handelt. Wir stehen in Wilh. Jordan und der Theologie seines Sebald der Repräsentation — der „Verleiblichung“ — eines großen, verheerenden Zeitenübels gegenüber. Der rationalisirte, verwissenschaftlichte Protestantismus macht einen letzten Versuch, sich mit dem modernen Nichtsglauben zurechtzufinden. Niemals gewohnt, in das Heiligthum der Gottesoffenbarung und der Menschwerdung einzudringen, neigt er jetzt dahin, die im Nebel geschauten Spitzen der heiligen Berge für Fabrikschornsteine oder Festungsthürme zu erklären. Das große Geheimniß der Erlösung löst sich ihm auf in einen Schnellzug oder eine telegraphische Depesche — die hohe klare Allmacht eines Gottes in den kleinlichen Kampf menschlicher Pygmäen gegen blinde Naturgewalten — das sittliche Ideal der Gottähnlichkeit in das richtige Zusammentreffen zweier Tunnelgänge. Nimmt sich gegen solches „Christenthum“ das Heidenthum eines Plato und Aristoteles oder eines Cicero nicht unendlich edler, ja christlicher aus? Und was das Traurigste ist, W. Jordan vertritt durchaus nicht den schlechtesten Theil des Protestantismus, den unedelsten Theil der akatholischen Bevölkerung Deutschlands — es ist ihm offenbar sehr herzlicher Ernst mit seiner Versöhnung von Glauben und Wissen —, und andererseits geht aus dem ganzen Roman hervor, daß er mehr als die weitaus größte Anzahl von Roman- und Zeitungsschreibern sich mit den positiven Errungenschaften modernen Wissens bekannt gemacht hat. Bei aller „Bildung“ geht ihm leider ein Ding ab, das bei Versöhnungsversuchen der Art unumgänglich nöthig ist: die richtige Kenntniß der zu versöhnenden Extreme. Wenn von der einen Seite die positiven Resultate der Wissenschaften weit übertrieben, d. h. Zweifelhaftes als sicher, Falsches als richtig, Einzelnes als allgemein giltig u. s. w. dargestellt wird, so fehlt auf der andern Seite erst recht die Kenntniß des wahren Glaubensinhaltes, die allerelementärste Theologie. Doch wir gerathen hier in ein Fahrwasser, für das unser leichter Nachen literarischer Kritik nicht gebaut ist. Nur soviel möchten wir durch diese Zwischenbemerkung dem Leser nahegelegt haben, ein wie großes, unschätzbares Gut für die Seele, nicht bloß in übernatürlicher Beziehung, sondern auch für die natürliche Vernunft, der katholische Katechismus — mit anderen Worten unser heiliger Glaube ist, den wir als unverdientes Gnadengeschenk von Gott vor so vielen, vielen Anderen voraushaben. Aber gerade diese Freude an unserm Glauben, dieser Dank gegen Gott für diesen Glauben, scheint für die neue Religion ein Stein des Anstoßes zu sein; denn sie will sich nur aufbauen auf der wahren Demuth der — Wissenschaft.

„Aber eben diese Demuth der echten Wissenschaft (Sebalds) gewann (bei Hildegard) den entscheidenden Sieg über Marpingers (des ‚katholischen‘ Lehrers) bequeme Scheinallwisserei. Auch die härtestschalige Erkenntniß mit anfangs erschreckend bitterem, dafür aber auch zur Vollkraft geistiger Gesundheit stärkendem Kerne ging für Hildegard endlich auf: daß des katholischen Professors in allen Fragen unausbleiblicher Schlußbescheid, die Einschaltung

eines menſchenhaft vorberechnenden Weltkünſtlers zur Erklärung jedes noch unbeantwortbaren Wie und Warum, durchaus nichts erkläre, ſondern eben nur der Unwiſſenheit ein eitel verhüllendes Märchenmäntelchen umhänge; daß man ſich zwar einſt habe begnügen müſſen mit dieſem ehrwürdigen Gleichniß der Weltvernunft, aus dem man die Hoffnung, den Trieb und die Kraft geſchöpft, die Entdeckung ihrer Geſetze allmählich zu erarbeiten, daß aber jetzt, nachdem das eine anſehnliche Strecke weit geſchehen, dieß Verſteckeſpiel unehrlich, ſchädlich, verwerflich geworden ſei. Denn eine Fülle wirklich ſchon erlangten Wiſſens lüge es wieder fort; es verhindere die künftige Erforſchung der noch weit zahlreicheren ungelösten Räthſel, indem es mit einem beſchwichtigenden Scheinweſen träge mache, es unterdrücke mit ſolcher ſchimmernden Verkleidung der Ignoranz das zum Fleiß ſpornende offene Geſtändniß: das wiſſen wir nicht!“ (II. 12.)

Wir glauben an einen Gott, den Schöpfer der Welt — ſind und bleiben aber demüthig genug, zu bekennen: das wiſſen wir nicht, wie einerſeits nur das Chriſtenthum den Fortſchritt der Wiſſenſchaft verurſacht und andererſeits der Glaube an den perſönlichen Weltenſchöpfer die Wiſſenſchaft ertödte. Wahrſcheinlich iſt dieſer logiſche Widerſpruch eines der Myſterien der neuen Religion!

Ein anderes Myſterium derſelben iſt die ſeltſame Dreizahl der Götter: Sonne — Gott — Chriſtus! Das ſoll durchaus kein Scherz ſein bei W. Jordan; der Dichter meint es vollkommen bitter-ernſt damit, wie das Band II, S. 28—33 des Ausführlichen zu leſen iſt. Im erſten Bande S. 228 heißt es: „Mein koloſſaliſcher Jeſus Chriſtus lebt auf Erden in der Gegenwart als Chriſtenheit. Sie iſt nicht Gott; aber das Göttliche hat in ihr die zur Zeit höchſte Stufe der Menſchwerdung erreicht. Sie iſt nicht allgütig, ſondern auch im Großen und Ganzen immer noch behaftet mit ſchlimmen Eigenſchaften und argen Gebreſten. Aber ſie hat ein Wollen des Guten, eine Erfüllung der Pflichten der Nächſtenliebe, eine Erziehung dazu, eine Bändigung des Böſen, eine Unterdrückung des Verbrechens, eine Annäherung zum Frieden, zur Aufgabe ihrer Geſetze und Staatsordnung gemacht, wie nirgend ſonſt und niemals zuvor. Sie iſt nicht allwiſſend noch allmächtig; aber ſie verfügt mit der Geſammtheit ihrer Wiſſenſchaften über ein Maß von Kenntniſſen, und mit deren Anwendung in der Arbeit über ein Maß von Macht, gegen welches die kindlichen Vorſtellungen früherer Jahrhunderte von der Allmacht und Allwiſſenheit der Götter und Gottes weit zurückbleiben.“

Kurz und gut — trotz aller Demuth muß Jordan es doch immer und immer wieder ausſprechen und nachdrücklichſt betonen:

„wie wir's ſo herrlich weit gebracht“.

Aber es gibt trotz alledem der Ignoramus noch ſo viele, daß uns die neue Religion „eine Linderung des Bedauerns“ ſchuldet, „wenn unſerer unſtillbaren Wißbegier die Flügel zur Erhebung über den Menſchenhorizont immerdar verſagt bleiben ſollen“. Die „wirkſamſte“ dieſer Linderungen lautet nun folgendermaßen:

„... Trotz Fernrohr und Spectroskop ist der Menschenhorizont, dem All gegenüber, doch wieder ähnlich beschränkt, wie der Ameisenhorizont gegenüber dem Erdball. Daß uns eine Weltkunde, welche die unserige ebenso weit überstiege, als die menschliche die der Ameisen, gleich unvorstellbar ist, als unsere den Ameisen, das berechtigt uns nicht im geringsten, ihr wirkliches Vorhandensein auf einem andern Gestirn für unmöglich zu erachten. Für deren Unerreichbarkeit aber gibt es einen dreifachen Trost. Den ersten, zweifelhaft phantastischen dürften Sie, als einen Wechsel auf die allerentlegenste Zukunft, wenig annehmbar finden. Er beruht darauf, daß aller Wahrscheinlichkeit nach unsere Erde einst wieder in Weltstaub zerfallen und dieser an Neubildungen theilnehmen wird; da dann, was hier als Erdgeist im Menschen zur höchsten Entwicklung gelangte, vielleicht auch die Organisation zu höherer Geisteskraft erarbeiten könnte. Schon besser ist der zweite: daß wir unseren Vorfahren weit überlegen sind und unsere Nachkommen sicherlich Vieles wissen werden, was wir noch nicht einmal zu fragen verstehen. Denn in der That übersteigt unsere Weltkunde diejenige vor dreitausend Jahren kaum weniger weit, als etwa die homerische die Weltkunde der Ameisen. Der beste ist der dritte: daß nicht der Besitz, sondern das Erwerben, nicht das Wissen, sondern das Lernen die höchste Lust gewährt; wonach wir die Größe des noch nicht gelernten Pensums zu betrachten haben als Bürgschaft für eine noch lange Dauer der beglückendsten Arbeit.“

„Mich wundert,“ versetzte Hildegard lächelnd, „daß Sie einen vierten, wenn nicht besseren, so doch einfacheren Trost für unsere Beschränktheit unerwähnt lassen.“

„Und der wäre?“

„Daß uns Alles erreichbar ist, oder doch einst werden wird, was wir brauchen zur bestmöglichen Einrichtung unseres Lebens. Dafür, will mich bedünken, wißt ihr Naturforscher bald genug. Was ich durch Ihre Freundlichkeit habe naschen dürfen von eurem Erwerb in allen Gebieten, das macht mir den Eindruck, als häuftet ihr, wie Geizhälse, immer weitere Schätze, die doch schließlich nur die Sammelpassion der Kenner unterhalten, statt das erworbene Kapital segensreich anzulegen. ... Wer trägt die Schuld, daß in Millionen Köpfen, wie bis Cliffhouse auch in dem meinigen, immer noch der Aberglaube festsitzt, der seine Lebenswurzel verlöre mit der Ausrottung jenes Grundirrthums? Euer Zagen, eure egoistische Bequemlichkeit! Das Arsenal ist übervoll von Kriegsgeräth; aber anstatt in Wehr und Waffen auszurücken gegen das Obscurantenheer, schmiedet ihr still vergnügt immer weiter. Zu forschen, zu wissen, auch selbst frei zu fühlen, das ist eure selbstgenügsame Lust. Über der vergeßt ihr die Pflicht, auch zu erlösen, zu erlösen aus den Banden der Ignoranz, wie Sie mich erlöst haben, weil ich Ihnen zufällig in den Weg gelaufen kam. Also vorwärts! Ihr meint zu wissen, daß ein Bläschen, dann ein Wurm unser Urahn gewesen. Meinetwegen! So sehr es mich anfangs verdroß, daß ich meine Hand von Meerkatzen ererbt haben soll, nun seh' ich die blöde Dummheit ein, daß es meinem Ahnenstolz besser gefiel, aus Lehm geknetete Ureltern zu haben, als mich zu verdanken der

rüstigen Arbeit einer unendlichen Reihe wackerer Emporkömmlinge. Wenn ihr Muße dazu habt, spürt immerhin weiter nach den Zwischenästen unseres Stammbaums, womit sich, wie Sie sagen, so viele ernste Männer jetzt abmühen. Aber vergesset darüber nicht die Hauptsache. Was ihr wisset von den Mitteln, mit denen uns die Natur so weit erzogen hat, das verwerthet auch und lehrt uns darnach die Menschenkunst, die das Naturwerk mit Bewußtsein fortsetzt, um uns stärker, schöner, klüger und besser zu machen. Nicht länger begnügt euch, die Architektur des Universums nachzuzeichnen. So wenig es auch sei, was ihr ergründet von ihrem Gesetz, es reicht schon hin, um damit tüchtige Architekten für unsern Weltwinkel zu werden. Erbauet! Errichtet dem Menschenglücke das neue Erdenhaus!"

Da haben wir's. Wem diese vier Trostgründe nicht genügen, der mag sich andere suchen, aber das ist sicher: derjenige muß schwer zu trösten sein, dem es den Schmerz nicht lindert, wenn er doch weiß, daß die Gelehrten genug wissen zur bestmöglichen Einrichtung unseres Lebens, besonders aber zur Ausrottung unseres alten Aberglaubens von der Erschaffung des Menschen durch Gott. Die Auflösung der Heilslehre in die Entwicklungstheorie, das ist die Erlösung des Menschengeschlechtes, und wenn dieses Menschengeschlecht durch diese Erlösung kein Haar glücklicher wird — tant pis pour lui! dann scheer' es sich zur Meerkatze oder zum Seelöwen von Cliffhouse!

Aber noch einmal, so sehr auch die selbstgenügsame Salbaderei, womit die unsinnigsten Theorien vorgetragen werden, die Satire herausfordert, die Sache bleibt darum doch viel zu ernst und traurig, um nicht traurig zu stimmen, und selbst auf die Gefahr hin, für einen Pharisäer und Tartüff gehalten zu werden, erheben wir die Augen dankbar zum Himmel und sprechen: „O Gott, ich danke dir, daß ich durch deine Gnade ein Kind deiner Kirche bin!"

Und damit genug über die „religiöse", oder besser gesagt, die „dogmatische" Seite des Romans; betrachten wir jetzt seine künstlerische Seite als Erzählung.

Schon aus dem Vorausgehenden mag der Leser ersehen haben, daß die Erzählung ganz bedeutend vor der Dogmatik zurückstehen muß; denn die mitgetheilten Erörterungen und das, was sie voraussetzen, sind der Art, daß sie eine gewöhnlich künstlerisch aufgebaute Erzählung erdrücken müssen. In der That geht denn auch die ganze Geschichte in der Tendenz auf, ja die Erzählung ist nur der Tendenz wegen vorhanden. Es soll aus den *Worten* der Helden einerseits der Inhalt der neuen Jordan'schen Religion gezeigt werden — andererseits sollen uns die *Thaten* derselben Helden beweisen, wie man zu dieser Religion bekehrt wird.

Im Großen und Ganzen ist die Handlung folgende. Die Familie der Sebalds hat sich zur Zeit der Reformation zu Luther gewendet und der jeweilige Stammherr ist seit jener Zeit protestantischer Prediger an der von den katholischen Vorfahren gegründeten Sebalduskirche in Odenburg gewesen. Die Baronie mit dem Hauptgute und alten Stammschloß Sebaldsheim verschrieb der erste protestantische Prediger seinem jüngern Bruder, jedoch mit

der Clausel, daß sie an den ältesten Sprossen der ältern Linie zurückfallen solle, wenn die jüngere dem protestantischen Bekenntniß untreu würde. — „Erst im dritten Decennium des vorigen Jahrhunderts — als die jesuitische Reaction übermächtig wurde (!?) und in der Vertreibung der protestantischen Salzburger einen ihrer Haupttriumphe feierte, trat eine Unterbrechung dieser Erbfolge ein. Die Freiherren Sebald von Sebaldsheim, seit mehreren Geschlechtern durch einträgliche Staatsämter und Offizierspatente für ihre jüngeren Söhne dem Wiener Hofe verpflichtet und kürzlich zu Grafen erhoben, waren längst wieder heimliche Katholiken. Jetzt erhielten sie aus höchsten Regionen einen Wink, dieser bisher geduldeten Heimlichkeit ein Ende zu machen, zugleich die bündigste Versicherung, daß jene Clausel in der Urkunde ihres Besitzes als ein Act der ketzerischen Rebellion null und nichtig sein und bleiben solle. Da ließ sich denn der regierende Graf mit seiner Familie im Stephansdom zu Wien mit herausforderndem Gepränge eine Messe celebriren, um seine Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche recht eindrucksvoll zu bekunden. Daraufhin hielt Ulrich Sebald, derzeit Hauptpastor an der Sebaldiuskirche zu Odenburg, das aussichtslose Wagniß, jene vergessene Clausel geltend zu machen, für seine Familienpflicht ... Nachdem er Monate lang auf Antwort gewartet, erhielt er eine Vorladung vom kaiserlichen Stadtgericht, als angeklagt eines unerhörten Erpressungsversuches, und sogar als dringend verdächtig einer Urkundenfälschung, da ein Document mit der von ihm in angeblicher Abschrift angeführten Bestimmung gar nicht existire". Kurz, die Jesuiten hatten das Document gestohlen und der arme, edle Pfarrer Ulrich sah sich genöthigt, in Preußen ein Unterkommen zu suchen, bis die bösen Jesuiten Österreich verlassen und Odenburg wieder „von der jesuitischen Vergewaltigung frei wurde". Nur so viel über die Vorgeschichte, die freilich im Roman einen hochbedeutenden Raum einnimmt. Gegenwärtig ist der ältere Sohn der Pfarrerswittwe Sebald, Ulrich, seinem Vater als Prediger an der Sebaldiuskirche gefolgt, der jüngere Bruder Arnulf reist studienhalber in Amerika. Der Vertreter der gräflichen Linie hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn hat sich mit einer Kunstreiterin eingelassen, dieselbe aber auf seinem Todesbette geehelicht. Ein Sohn, den jedoch der aristokratische Großvater nicht anerkennen will, ist die Folge des Verhältnisses. Die junge Gräfin heißt Hildegard und ist wegen ihres Reichthums nicht bloß eine vielumworbene Heirathspartie, sondern auch das Augenmerk der Jesuiten, die ihr Möglichstes thun, eine so einflußreiche Erbin ihrer Partei zu erhalten. Hildegard ist denn auch wirklich auf dem besten Wege, eine Hauptstütze des Jesuitismus zu werden, bis sie leider auf einer Schweizerreise von ihrem unbekannten protestantischen Vetter, dem Prediger Ulrich, gerettet und mit den ersten Bekehrungsversuchen zur Sebald'schen neuen Religion inficirt wird. Eine Heirath zwischen ihr und dem Vetter kommt nicht gleich auf der Reise zu Stande — obgleich sie selbst sich dem Herrn rundweg anbietet, weil — nun weil es der Dichter nicht brauchen kann. Aber, wie gesagt, Hildegard ist ein- für allemal zum Sebaldismus bekehrt, und das merken auch die Jesuiten sehr bald. Sie schicken darum das beste

ihrer Subjecte zu der Wankelmüthigen in's Haus, sie wieder zu gewinnen und der Partei zu sichern, und das Subject — Dr. Marpinger ist sein Name — gibt sich alle Mühe, seinen Oberen zu willfahren. „Dazu (d. h. „Hildegards Erinnerung an Ulrich möglichst zuzudecken und verblassen zu machen mit einem Gegenbilde") hatte man eben Marpinger erkoren, und nicht zum wenigsten in der Voraussetzung, daß ihn zu solchem Dienst neben seiner Begabung und gesellschaftlichen Gewandtheit auch sein ausdrucksvoller Kopf, seine stattliche Figur und seine bis in die Mitte der Vierziger noch wohl bewahrte männliche Frische besonders gut befähigen würden. Doch zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er diesen ihm unausgesprochen zugedachten Theil seiner Rolle zu spielen verschmähte. Sein Gewissen verbot es ihm schwerlich; denn dieß hatte sich noch immer als grenzenlos elastisch erwiesen, so oft ein Vortheil für seine Kirche erreichbar schien. Entweder widerstrebte es seinem lebhaften Würdegefühl, seinen anderweiten Neigungen (?!), oder — und das ist das Wahrscheinlichste — er war nur klüger als seine Absender, und sah mit seiner Menschenkenntniß deutlich ein, daß er sich bei einem Charakter wie Hildegard den Weg zum Heil nur selbst verlegen würde mit dem leisesten Versuch, durch seine Manneseigenschaften in ihr das Weib zu gewinnen." Trotz Allem aber war der frühere Eifer für die Kirchenlehre bei Hildegard nicht mehr zu erwecken, zumal sie auch bald darauf mit ihrem Vater in Geschäften nach Amerika reiste und so dem Einfluß Marpingers entzogen wurde. An den Küsten des stillen Weltmeeres traf sie dann mit dem reisenden Bruder des Predigers zusammen, und dieser setzte den in der Schweiz begonnenen Unterricht zum Sebaldismus mit großem Eifer und der noch größern Entsagung fort, seinem Bruder in Hildegard eine dessen würdige Braut und Apostelin zu erziehen. Unterdessen hat Ulrich zu Haus ebenfalls eine Schülerin, eine lebensüberdrüssige Jüdin, welche er nun seinerseits im Sebaldismus ausbildet, um dem aus Amerika heimkehrenden Arnulf eine geistesverwandte Gattin zu geben. An Großmuth ist bei den Sebalds kein Mangel. So erschöpft sich denn das Corpus des Romans in den platonischen Unterrichtsstunden diesseits und jenseits des Oceans. Der arme Leser gibt schon alle Hoffnung auf, daß überhaupt in dem Roman noch etwas *geschehen* könne: aber wie reichlich und angenehm wird er für seine Geduld und Aufmerksamkeit bei den gelehrten Abhandlungen enttäuscht!

Es geschieht schließlich noch Unglaubliches. Daß Dr. Marpinger bei Ausführung eines großartig und geheimnißvoll im Auftrag seiner Obern angelegten Planes zum Kinderraub vom Unglück verfolgt und ertappt wird, ist wohl nicht so überraschend, als daß W. Jordan in einem so vornehm und realistisch angelegten Roman sich eines Schauer- und Trauermotivs von der Art eines Kinderraubes durch Jesuiten bedienen zu dürfen glaubt! Haben wir denn wirklich seit Eugène Sue keinen noch so schüchternen Anlauf zum Fortschritt genommen, daß so entsetzlich lächerliche Dinge wie diese Kinderraube durch Jesuiten immer und immer wieder selbst von Autoren gewagt werden, die doch als gebildete Leute eines Besseren belehrt sein sollten? Glaubt Herr Jordan wirklich an derlei Schaudermärchen, oder will er sie

seinem Publikum bloß als Kurzweil vorführen? Das Unglaubliche aber ist der Abschluß des ganzen Romans. Ulrich, der wegen seines Unglaubens von den Orthodoxen seines Amtes entsetzte Prediger, heirathet die Jüdin, und zwar absichtlich bevor sie noch getauft ist; Arnulf heirathet Hildegard; die Stelle des trauenden Geistlichen vertritt der alte Graf, der sich von seiner Freigeisterei zum frommen Sebaldismus erschwungen; die Trauceremonien sind ein Gemisch aus jüdischem Ritualismus, christlichem Symbolismus und poetischer Allegorie. Daß der alte Graf seinen Enkel, den Sohn der Kunstreiterin, anerkennt, dazu muß ein im Walde improvisirter Circus mithelfen, wo sich in ganz unerwarteter Weise einige Helden und Heldinnen des Romans als Kunstreiter und Reiterinnen produciren. Kurz, der Schluß des Romans ist die Idealisirung der Tendenz: Juden, Katholiken, Protestanten, kommet und umarmet euch im Schatten der heiligen Haine des Sebaldismus, der keinen Unterschied kennt zwischen Graf und Kunstreiter, wenn nur die Fußspuren adelig und die Körper gesund entwickelt sind.

Damit der Leser diesen letzten Satz verstehe, müssen wir schon etwas weiter zurückgreifen.

Als echter Darwinist hat nämlich der Dichter nothwendig eine hohe Achtung vor körperlicher Kraft und Geschicklichkeit. Er glaubt daher auch eine Apologie der „Athleten, Seiltänzer, voltigirenden Centauren und Amazonen" wagen zu sollen, denen „man oft Unrecht thut mit der verbreiteten Meinung, daß sie ein liederliches Leben führen". „Wenigstens für Meister und Meisterinnen in den schwierigsten und gefährlichsten Productionen ist sie weit öfter falsch als richtig. Wer sich mit den Fußspitzen festzuhalten hat im haushoch schwingenden Trapez, sicheres Lächeln im Gesicht und jeden Augenblick bedacht, mit seinem Körper ein anmuthiges Bild darzubieten; wer beim Schaukelflug über die ganze Breite der Arena und des Zuschauerraumes kein Zehntel einer Sekunde zu früh oder zu spät greifen darf nach der Querstange der entgegenpendelnden Schaukel oder nach den Händen des fliegenden Kameraden, um nicht stürzend das Genick zu brechen, der bedarf einer Muskelkraft, einer Nervenruhe, einer Geschwindigkeit der Glieder und einer uhrwerkartigen Pünktlichkeit ihres Gehorsams, die man sich nimmer aneignen und erhalten kann ohne die allerstrengste leibliche Zucht." Daß Miß Arabella sich vor der Ehe Mutter fühlt, ist freilich nach dem Sittlichkeits-Katechismus der neuen Religion kein Verbrechen. Daß Jordan sie aber auch trotz dieses „Gefühls" noch immer ihrem halsbrecherischen Thun nachgehen läßt, ist doch etwas zu stark! Doch es geht Alles noch gut im Roman, und sie bricht erst das Rückgrat, nachdem ihr Kind schon in der Obhut des Predigers ist. Als sie zum Sterben kommt, läßt sie, obwohl früher Katholikin, den protestantischen Pfarrer rufen, dem sie auch ihr Kind zur Taufe gebracht und zur Erziehung übergeben hatte. Der Prediger fragt die Sterbende: „Wünschen Sie .. das Abendmahl zu nehmen? Das Geräth habe ich mitgebracht." — „Ich bin katholisch. Aber ich will keinen katholischen Geistlichen, auch wenn ein solcher zu erlangen wäre. Von solchen selbst und ihren ausgeschickten Kundschaftern wurde ich seit einiger Zeit lästig umspäht und mit Fragen nach meinem

Kinde beunruhigt. Wenn Sie mir das Brod ohne den Wein geben dürfen ...“ — „Ja, bei Todesgefahr darf ich's.“ — „So werd' ich bereit ſein, es zu nehmen und mit Ihnen zu beten.“ — Bald jedoch hat ſie ſich anders beſonnen. „Was noch folgt,“ ſagt die ſterbende Akrobatin, „ſind Ermahnungen für meinen Sohn. Laſſen Sie mich hinzufügen, daß ich mich ſcheidend verſöhnt fühle mit meinem harten Schickſale. Denn meine Augen, bevor ſie brechen, ſind Seheraugen geworden. In der entſchleierten Zukunft ſchau' ich das Kind unſerer wonnig heißen Leidenſchaft zum Prachtmenſchen gediehen durch Ihre Hilfe. Jetzt ein Gebet und das heilige Brod, meinetwegen auch Wein dazu; denn ich fühle mich *himmelhoch über dem Giftnebel des Glaubensgezänkes*. Bleiben Sie bei mir, bis Alles vorüber iſt.“ Es iſt dem Dichter vollauf ernſt mit der Bekehrung dieſer edeln reinen Tochter der Kunſt zu der Allerweltsreligion. Freilich, die Anſichten über das Dogma ſind ebenſo frei, wie diejenigen über Moral, und ſo kann man auf dem Papiere ſchon leicht Bekehrungen machen. Übrigens gönnen wir dem Sebaldismus dieſe edle Neophytin mit den Seheraugen. Nur finden wir es etwas anmaßend von dieſer, daß ſie ſich von der ganzen Emiſſärenſchaar des Jeſuitismus verfolgt und ausſpionirt glaubt, als ob dieſer Jeſuitismus nichts Wichtigeres zu thun hätte, als alle gefallenen Akrobatinnen, Seiltänzerinnen u. ſ. w. überwachen zu laſſen. Das ſtreift ſchon etwas an Größenwahn und Verfolgungswahnſinn.

Späterhin beginnt Arnulfs darwiniſtiſche Liebe zu Hildegard mit der Meſſung ihrer Fußſpuren. Das Räthſel, warum der Gelehrte dieſe Operation vorgenommen, gehört jedenfalls zu den great attractions des überlangweiligen Romans, und der Dichter hat dieſe Spannkraft des „Fußſpurenmotivs“ außerordentlich ökonomiſch ausgebeutet. Erſt am Schluß erfahren wir die überraſchende Löſung des Räthſels:

„Wiſſe nun“ (ſo ſagt Arnulf zu ſeiner Gattin, die er auf die Fußſohle küßte — wahrſcheinlich eine neue Mode der neuen Religion!), „daß der Menſchengeſtalt Allereigenſtes nächſt dem Haupte die Fußbildung iſt, als Erwerb der Aufrichtung zum Schauen des Himmels und ſeiner Geſtirne. Ja, zum Kennzeichen und Maßſtabe der innerhalb unſerer Gattung erklommenen, ſehr verſchiedenen Stufenhöhe eracht' ich ſie faſt noch mehr geeignet, als das Gefäß des Denkorgans, mit dem wir uns ſiegreich ein Stück über die Natur aufgeſchwungen haben. — Laß eine Magd, womöglich eine nichtgermaniſche, barfuß über aſchebeſtreute Dielen ſchreiten; thu' dann du dasſelbe und vergleiche die Spuren. Faſt die ganze Unterſeite des Fußes der Magd, von der Ferſe bis zu den Zehen, wirſt du abgedrückt finden, dagegen von deinem Fuß außer der Ferſe und dem Vorderballen der Sohle nur einen fingerbreiten Streifen auf der Außenſeite, der beide verbindet. Die Höhe der Aufwölbung auf der Innenſeite der Sohle und die Schmäle ihrer Auftrittleiſte an der Außenſeite ſind das untrügliche Merkmal leiblichen Adels. Gleich auffällig entwickelt wie an meinen Eltern und Ulrich hatte ich es noch nie geſehen. Als ich es drüben am Geſtade der Südſee ähnlich ſtark ſogar in den Stiefelſpuren (!) deines Vaters angedeutet ſah, aber noch weit entſchiedener aus-

geprägt in den Stapfen deiner Füße, die ein glücklicher Zufall entblößt hatte, da mußt' ich Sebalds in euch ahnen, wie ich denn auch Loa (den Sohn der Kunstreiterin) als echten Sprößling des alten Stammes daran erkannte, daß er sich dieser Bildung in erstaunlichem Maße erfreut und darin sogar dich noch übertrifft“ (II. 290).

Und was wird die Folge dieser Entdeckung Jordans sein? Daß alle Leserinnen und viele Leser „barfuß über aschebestreute Dielen schreiten werden“, um sich von ihrem Adel und der Zugehörigkeit zu der Heldenfamilie der Sebalds zu überzeugen! Sehr demüthig sind diese Sebalds übrigens nicht: natürlich, denn davon steht kein Wort in dem neuen Katechismus, und so mögen sie denn glauben, daß es ihnen am Sohlen- und Leisten-Adel Keiner zuvorthut.

Ein anderes Mittel, die Ahnenprobe und den geschriebenen Stammbaum zu ersetzen, ist — die Eleganz beim Austernessen.

„Aus der Art, wie derselbe, die kleinen Schalen zierlich mit dem Daumen und Zeigefinger der Linken haltend, die Fleischblättchen der zarten Seethiere mit der verbreiterten Messerzinke der kurzen Silbergabel geschickt ablöste und hastlos speisend zum Munde führte, schöpfte er die Überzeugung, einen wohlerzogenen Mann von guter Herkunft vor sich zu haben. Denn die zur Gewohnheit gewordene, mühelos anmuthige Haltung, die selbst in bester Gesellschaft nicht vollkommen zu erlernen ist ohne ein von mehreren Vorgenerationen überkommenes Erbtalent, zeigt sich immer am deutlichsten bei Tafel, und bei keiner andern Tischbeschäftigung so leicht erkennbar, als gerade beim Austernessen“ (I. 285). An einer andern Stelle (II. 9) des Buches kommt Jordan auf die Beweiskraft des Austernessens noch einmal zurück; trotzdem halten wir ihn für viel zu vernünftig, selbst trotz des Romans, um das Sohlenmessen und Austernverzehren nicht für einen Scherz zu halten, den sich der Dichter schon gegen ein Publikum erlauben durfte, das ihm so geduldig durch die trockenen Steppen der Wissenschaft gefolgt war. Denn wie sollte ein Mann von der wissenschaftlichen Bildung Ulrich Sebalds oder vielmehr W. Jordans nicht bedacht haben, wie bei dem langsamen Verkehr zu Zeiten unserer „Vorgenerationen“ der Genuß der Auster denn doch etwas versalzen war, wenn man im Herzen Deutschlands wohnte! Oder schickten die Adeligen jener voreisenbahnlichen Zeiten ihre Kinder etwa drei bis vier Jahre in einen Seehafen, um dieß überkommene Erbtalent des Austernessens weiterzubilden? Doch wie gesagt, als Witz kann die Sache in dem sonst bis zur Langweiligkeit ernsten Buche schon passiren.

Eine andere Überraschung für Katholiken bietet die seltsame Darstellung, welche W. Jordan von einer katholischen Messe gibt. Der freigeistige Graf Sebald und seine damals noch jesuitische Tochter feiern den Todestag ihres Sohnes und Bruders auf ihrer Schweizerreise und lassen „sich eine Messe lesen“. Unbemerkt folgt ihnen der protestantische Vetter, Prediger Ulrich, und so erfahren wir denn das Ceremoniell: „... Auf dem Altar, beleuchtet von vier hohen Wachskerzen, standen Kelch nebst Kännchen und das Ciborium bereit. Neben der untersten Stufe der Estrade hielten zwei Chorknaben die Weihwasserschale, den Wedel und das an drei vergoldeten Kettchen hängende

Rauchgefäß. Der Geistliche, ein schöner alter Mann mit liebreich-mildem Gesicht, stand noch nicht vor dem Sacrament, sondern auf einem roth-beschlagenen kleinen Podium, nahe vor den beiden Messehörenden in der vordersten Bank. Von der vorbereitenden deutschen Rede, die er da gehalten, hörte Ulrich nur noch den letzten Satz, einen Anruf Gottes, des Heilandes und der Heilandsmutter. Dann sprach er lateinisch, vermuthlich vorgeschriebene Formeln, aber zu rasch und leise für das Verständniß des entfernten Lauschers. Desto deutlicher verstand dieser die mit einem Exaudite beginnenden letzten Worte: ‚Erhöret die Gebete, welche Vater und Schwester beim heiligen Meßopfer emporsenden für das ewige Heil ihres Sohnes und Bruders, des heute vor drei Jahren im Kampfe gefallenen Lothar Sebald, Grafen von Sebaldsheim.' ...

„Er hörte noch lateinisches Gemurmel, aber ohne ein Wort zu verstehen von der ihm sonst so wohlvertrauten Kirchensprache. Er sah noch, wie in halbem Schlafe, oben auf der Estrade den altarwärts gekehrten Priester unter Knixen und Bücklingen mit dem Meßgeräth hantiren oder den Sprengwedel und das Rauchfaß schwingen" (I. 50).

In der jüdischen Liturgie scheint der Dichter besser zu Hause zu sein. Er schildert uns den Einzug eines orthodoxen Juden in seine neue Wohnung mit einer Umständlichkeit und Anschaulichkeit, daß es eine wahre Lust ist. Die Beschreibung füllt nicht weniger als sieben Seiten und ist über und über mit hebräischen Brocken gewürzt. R. v. Gottschall hat übrigens Recht, wenn er sagt: „Dergleichen kann man aus jedem jüdischen Ritualbuch abschreiben; aber es ist erstaunlich geschmacklos, dieß in einem Roman den Lesern für eine poetische Schilderung ausgeben zu wollen." Wir fügen nur hinzu, daß man erwarten sollte, die Dichter gäben sich bei Schilderung katholischer Dinge dieselbe Mühe, die sie sich bei jüdischen oder heidnischen nehmen, sie frügen ein authentisches Ritual oder einen authentischen Katechismus. Allein das wäre ja eine unverantwortliche Zeitvergeudung, man kennt ja von Jugend auf katholischen Aberglauben, den „Götzendienst der Messe" u. s. w.; über altbabylonische Alterthümer oder über Schwarzwälder Bauern zu schreiben, erfordert Studien, eingehende Studien, aber in katholischen Sachen ist der erste beste Schreiber competent und das erste beste protestantische oder jüdische Conversationslexikon eine genügende Quelle. Ein falsches Wort in einem Bauernpatois wird gleich von der aufmerksamen Kritik als Verstoß gegen die Localfarbe angemerkt, aber eine katholische Messe oder anderes katholisches Wesen — die Jesuiten in Frack und Unterrock eingeschlossen — darf Jeder nach eigenem Belieben sich darstellen; die Kritik wird dazu schweigen, weil die Kritik selbst nichts davon versteht.

Wenn übrigens R. v. Gottschall schon die jüdische „Einkleidung" abgeschmackt fand, was sollen wir dann erst zu den endlosen, specifisch wissenschaftlichen Excursen des Buches sagen? Diese Excurse erstrecken sich — die Geschichte ausgenommen — auf so ziemlich alle Felder, besonders auf Astronomie, Compaßstudien, Marinewesen (natürlich das Fachstudium des Dichters), Erdmagnetismus u. s. w. u. s. w. Hierzu bemerkt

Gottschall: „Doch er (Jordan) hat die Grenze zwischen naturgeschichtlicher Beschreibung und poetischer Schilderung nicht immer innegehalten. Wo die exacten Angaben des Naturforschers beginnen, da hört die dichterische Anschaulichkeit auf. Auch der naturwissenschaftliche terminus technicus macht einen alle poetische Wärme abkühlenden Eindruck; nun gewinnt aber bei Jordan sehr oft der Naturforscher die Oberhand, und er schildert, wie die Mitarbeiter der ‚Natur‘ oder eines andern illustrirten Volksblattes zu schildern pflegen.“

Aber nicht bloß in dem Stil der naturwissenschaftlichen Blätter, sondern auch in dem Recensionsstil der protestantischen Kirchenzeitungen fühlt sich Jordan zu Hause. Die Sache ist zu interessant, als daß wir sie nicht kurz hervorheben und durch ein letztes Citat erhärten sollten. Der Jesuiten-Emissär Dr. Marpinger ist nämlich kein Anderer als — Professor Janssen, der Frankfurter Landsmann des Frankfurter W. Jordan. Hauptsächlich durch Lesung seiner „Geschichte“ hofft Dr. Marpinger sein Ziel bei Hildegard zu erreichen, und darum hält Jordan es für seine Pflicht, uns eine Kritik dieser „Geschichte“ zu geben, und die Art, in welcher er es thut, läßt uns in ihm beinahe den langjährigen Mitarbeiter an irgend einem protestantenvereinlichen Literaturblatt vermuthen: „. . . Es war eine Religionsgeschichte des gerühmten Geschichtsprofessors der katholisch-theologischen Facultät der Oldenburger Hochschule, Namens Marpinger. Der ihr zumeist empfohlene Band des umfangreichen Werkes war der letzte, der sich überwiegend mit der Reformation und besonders mit Luther beschäftigte.

„Das Buch ist in glänzendem Stile so gewandt als bestechend geschrieben und in vielen Stücken eine wirklich bedeutende Arbeit. Die Wärme und hingebende Begeisterung für die katholische Kirche ist echt und ungeheuchelt. Eine so klare als überzeugende Darstellung finden die unermeßlichen Dienste, welche ihre Institutionen und unter diesen geraume Zeit auch die weltbeherrschende Macht der Päpste der Menschheit und ihrer Cultur unfraglich geleistet haben. Ihre Ausartungen freilich, ihre Verderbniß bis zur ärgsten sittlichen Fäulniß, die Verbrechen der weltlichen Herrschsucht ihrer Priester gegen den Staat und die Wissenschaft, von den Inquisitionsgreueln der Autodafé's, den niederländischen Massenmorden mit Feuer und Richtschwert, der mit Te Deum gefeierten Bartholomäusnacht, dem Giftregiment der Borgias, der Lügenerzwingung von Galilei, der Verbrennung des Giordano Bruno, bis zum jüngsten vaticanischen Concil mit seinem Syllabus und seiner Forderung einer Art von Gotteswürde für den römischen Bischof[1]: das Alles wird von dem wissenden Geschichtsschreiber theils dreist verschwiegen, theils entschuldigt als Übermaß von Eifer im Erstreben löblichster Zwecke, allerhöchstens aber nach thunlichster Milderung und Bemäntelung bedauernd zugegeben als Ausfluß menschlicher Schwächen, die ohne Schuld der Institution den zeitlichen Würdenträgern anhafteten.

---

[1] Natürlich muß jeder Geschichtschreiber der Reformation des 16. Jahrhunderts nothwendig das Vaticanum des 19. Jahrhunderts in den Rahmen seiner Untersuchungen ziehen; er hat nicht bloß Historiker zu sein, er muß auch zum Propheten werden.

„Wie in dieser angeblichen Geschichte die Reformation dargestellt und Luther gezeichnet wird, das ist leicht zu errathen. Die Reformatoren und ihr Anhang sind vom Teufel besessene, nach den Kirchengütern und ungezügelter Sinnenlust begierige Rebellen, Luther nur ein durch einige Begabung übermüthig gewordener, derb-lebenslustiger Mönch, der die strenge Klosterzucht unerträglich fand und zur Theilnahme an seinem ruchlosen Abfall mehr als die Hälfte seines Volkes verleitete, lediglich, um eine Nonne heirathen zu dürfen.

„Je deutlicher man erkennt, daß der Verfasser keine der Quellenschriften undurchforscht gelassen hat, da ihm kein in irgend einer derselben erwähnter Zug entgangen ist, der sich, herausgerissen und entstellt durch Unterdrückung von Nebenumständen, stempeln läßt zu einer menschlichen Schwäche, auch eine solche zuweilen wirklich ist, während er sich hier wohl hütet, der naheliegenden Entschuldigung auch nur mit einer Silbe zu gedenken, geschweige gar von den ebendaselbst berichteten edeln Beweggründen und bewunderungswürdigen Charakterzügen auch nur das Allermindeste verlauten zu lassen, desto verdammender ist mit Recht das Urtheil über diese Stücke ausgefallen. Auch wenn man den höchsten Grad zelotischer Verblendung als Milderungsgrund gelten lassen wollte, die wissenschaftliche Fälschung bleibt eine haarsträubend arge. Daß ein Mann von unfraglich hoher Begabung und anderweit bewiesenem Forscherſinn sein Gewissen zu solcher Ruchlosigkeit nothzüchtigen konnte, wird nur begreiflich durch die Annahme, daß die Jesuitenmoral es löblich findet und gebietet, im Kampfe für eine vermeintlich gute Sache selbst das unverschämteste und niederträchtigste Lügengewebe für Geschichte auszugeben" (I. 261 ff.).

Professor Janssen kann sich wahrlich geschmeichelt fühlen ob seiner Popularität, da man ihn bereits für interessant genug hält, seiner Person und seinem Werke ein Denkmal in einem Zeitromane zu setzen. Ob er wirklich schon bei einem Kinderraub mitgeholfen, ob ihm gar derlei Expeditionen mehrmals von seinen Jesuitenobern zugemuthet worden, entzieht sich freilich unserer persönlichen Kenntniß, aber W. Jordan weiß das jedenfalls aus bester und sicherster Quelle...

Doch nun genug. Sagen wir kurz unser Urtheil über Buch und Inhalt: Die neue Religion scheint uns ebenso lächerlich dumm, als die Erzählung an sich langweilig. Jordan hat mit seiner Vermittlungstheorie zwischen Orthodoxie und Rationalismus ebenso seine Zeit verfehlt, als sich der Dichter im Ziel vergriff, da er einen darwinistisch-wissenschaftlichen Roman schreiben wollte. Die Zeit des Mischmasches auf allen Gebieten ist vorüber, der Tag des klaren Ja oder Nein ist angebrochen — „wer nicht für mich ist, der ist wider mich". Ganz und Alles glauben, was die römische Kirche im Auftrag Gottes lehrt — oder gar nichts glauben, das ist heute die einzig mögliche und vernünftige Frage, wie es die einzig vernünftige Ästhetik ist, daß ein Roman vor allen Dingen eine interessante Dichtung sein muß.

W. Kreiten S. J.

Recenſionen.

De Inspirationis Bibliorum vi et ratione. Auctore Dre *Francisco Schmid*, sacrae Theologiae professore. Cum approbatione celsissimi ac reverendissimi Ordinarii. 8°. X et 443 pag. Brixinae, typis et sumptibus bibliopolei Wegeriani, 1885. Preis: *M.* 7.20.

Durch vorliegendes Werk wird die theologiſche Literatur mit einer ſehr gediegenen und eingehenden Monographie über die Inſpiration der heiligen Schrift bereichert, was um ſo ſchätzenswerther iſt, als eine ſo vielſeitige Beleuchtung der hier einſchlagenden Fragen und eine ſo ausführliche Erörterung derſelben noch nicht exiſtirte. Der Herr Verfaſſer ſagt in dieſer Beziehung: librum, in quo omnia, quae circa inspirationem auctoritatemque Bibliorum scitu digna videntur, accurate, plene debitoque ordine exposita legantur, hucusque nullum reperimus; imo nonnulla, quae in hac re theologum catholicum merito habent sollicitum, nullibi cum iusta diligentia exposita invenire potuimus. In eine Polemik mit Akatholiken wird nicht eingetreten. Das ganze Beſtreben des Herrn Verfaſſers geht dahin, zunächſt die in den Glaubensquellen über den vorliegenden Gegenſtand enthaltenen Sätze darzulegen und zu erklären, ſodann aber hauptſächlich in id totis viribus incumbimus, ut omnibus palam faciamus, quid in iis, quae apud catholicos hucusque aut dubia aut incerta videbantur, consequenter ad fidei nostrae principia sentiendum ac retinendum sit (p. IV).

Die Abhandlung zerfällt in ſieben Abtheilungen (libri), die ſelbſt wieder in Kapitel und Artikel ſich gliedern und durch eine Reihe von kurz und klar formulirten assertiones, ſowie durch die ihnen beigegebenen Erläuterungen, Beweisführungen, Scholien den ganzen hier einſchlägigen Stoff und die Auffaſſung des Herrn Verfaſſers darlegen. Das erſte Buch iſt inſofern grundlegend, als es die in der Kirche anerkannten Sätze über die Irrthumsloſigkeit, das göttliche Anſehen der heiligen Schrift und Gott als auctor derſelben durch poſitive Beweisführung zur Darſtellung bringt. Auf dieſer Grundlage kann nun mit Sicherheit zur Feſtſtellung des Begriffes der Inſpiration geſchritten werden (zweites Buch), d. h. zur Erörterung deſſen, was nothwendig iſt, damit ſowohl die in der heiligen Schrift niedergelegten Lehren als Gottes Wort auf göttliches Anſehen hin geglaubt werden können, als auch Gott ſelbſt in einem wahren Sinne auctor librorum ſei. Nach Abweiſung der Theorien, die dem Vollbegriff der Inſpiration nicht gerecht werden, wird eingehend erörtert, in welcher Art der göttliche Einfluß auf

Verſtand und Willen des Schriftſtellers aufzufaſſen ſei. Iſt die zum Begriffe der Inſpiration nöthige Thätigkeit Gottes beſprochen, ſo reiht ſich die weitere Frage an, quo sensu singula inspirata sint ac divina (drittes Buch). Es treten ja in der heiligen Schrift gar verſchiedene Perſonen redend und handelnd auf, der inſpirirte Schriftſteller ſpricht oft im eigenen Namen, manchmal auch unbeſtimmt, zweifelnd u. dgl. Eine Unterſuchung alſo über Ausdehnung der Inſpiration iſt da ganz am Platze. Das vierte und fünfte Buch beſprechen das Verhältniß zwiſchen Inſpiration und sensus mysticus und sensus multiplex literalis; das ſechste bringt den Begriff der Inſpiration zum Abſchluß durch Erörterung jener Auffaſſung, die durch die Forderung der Verbalinſpiration ebenſo nach der einen Seite hin zu viel verlangt, als die Theorien des bloßen göttlichen Beiſtandes und der nachfolgenden göttlichen Approbation auf der andern Seite unter dem Niveau des zum Begriff der Inſpiration Erforderlichen bleiben. Iſt aber auch die Verbalinſpiration aus gewichtigen Gründen abzuweiſen, ſo iſt doch Form und Ausdruck durchaus nicht gleichgiltig; auch ſie gehen intra certos limites auf Gott als den auctor zurück. In der genaueren Beſtimmung dieſer limites verwendet der Herr Verfaſſer viel Fleiß und flicht viele Detailunterſuchungen ein. Zum Schluſſe des Ganzen wird im ſiebenten Buche die Frage erörtert: quomodo liber inspiratus esse cognoscatur. Nach Abweiſung von vier unzureichenden Kriterien wird das einzig ausreichende, die revelatio divina coniuncta cum traditione catholica, beſprochen.

Dieſe kurze Inhaltsangabe zeigt ſchon, daß es ſich für den Theologen der Mühe lohne, mit vorliegender Schrift ſich bekannt zu machen. Der Herr Verfaſſer iſt ſichtlich und mit Glück bemüht, klar und deutlich zu ſchreiben, die Begriffe ſcharf zu zergliedern und die einzelnen Lehrſätze mit Gelehrſamkeit und Scharfſinn zu beweiſen. Doch kann man ſich mehrmals des Eindruckes nicht erwehren, daß gerade das Streben nach Klarheit und die Luſt an einer eindringlichen Darſtellung der Schreibweiſe eine unnöthige Breite und Weitſchweifigkeit verliehen habe. Die vorgetragenen Anſchauungen werden im Allgemeinen auf Zuſtimmung und Billigung rechnen können. In Fragen untergeordneter Art iſt aber wohl hie und da eine andere Auffaſſung möglich und geboten.

So beſtimmt der Herr Verfaſſer den Einfluß Gottes auf den Verſtand des inſpirirten Schriftſtellers in einer Weiſe, die kaum die Billigung Aller finden dürfte. Es handelt ſich da beſonders um den Fall, wenn der inſpirirte Schriftſteller die zu berichtenden Thatſachen aus eigener Anſchauung oder aus den natürlichen Erkenntnißquellen, z. B. den zuverläſſigen Berichten Anderer, erfährt. Der Fall dürfte häufiger anzunehmen ſein, als der Herr Verfaſſer zugeſtehen will (vgl. S. 83). Es wird ſich nicht in Abrede ſtellen laſſen, daß z. B. in den Pentateuch ältere Berichte, Urkunden, Genealogien, und zwar auch ad verbum, eingefügt ſeien; die Bücher der Könige und der Chronik zeigen gleichfalls an mehr als einer Stelle, daß ältere Aufzeichnungen wörtlich aufgenommen ſind (cf. 3 Reg. 8, 8; 9, 21; 12, 19. 4 Reg. 8, 22; 10, 27), abgeſehen davon, daß noch andere Andeutungen vorhanden ſind, aus

denen abgenommen werden muß, der Inhalt jener Bücher ſei wenigſtens großentheils aus älteren Quellen geſchöpft. Wie iſt nun in dieſen Fällen der Einfluß Gottes auf den Verſtand des inſpirirten Schriftſtellers zu denken? Mit andern Worten: wie werden dieſe auf natürliche Weiſe erkennbaren Dinge Wort Gottes, Mittheilungen Gottes an uns? Dr. Schmid ſcheint uns hier zu viel zu verlangen. Am bündigſten und klarſten ſtellt ſich ſeine Anſicht wohl dar in ſeinen Worten über Lucas; Lucas nämlich habe ſeinen evangeliſchen Bericht nicht allein aus den Angaben und Zeugniſſen der Augenzeugen und der Apoſtel geſchöpft, ſondern er habe dieſelben Gegenſtände auch aus einer andern Quelle erkannt: se easdem res etiam ex alio fonte v. gr. ex interno lumine Spiritus sancti aut ex immediata Dei revelatione cognovisse, vel saltem sese dum scriberet, sub speciali et infallibili lumine divinitus concesso de rerum, quas ex aliis fontibus hauserat, veritate ac certitudine sibi ultimum iudicium informasse.

Der Abſchnitt über die poſitiven Zeugniſſe für den multiplex sensus literalis hat uns weniger befriedigt. Hier vermiſſen wir einigermaßen die ſonſtige Umſicht und Akribie des Herrn Verfaſſers. Es iſt unrichtig, daß der hl. Auguſtin den multiplex sensus ut rem satis certam hinſtelle. Ein genaueres Eingehen auf die Stellen des hl. Auguſtin zeigt, daß er in Conf. 12, 24—32 ſchließlich auf den Gedanken des multiplex sensus kommt als auf ein Auskunftsmittel, um hartnäckige Streitereien, falls alle andern Wege verſagen, abzuſchneiden; aber es iſt wohl zu beachten, daß er an derſelben Stelle, z. B. cap. 30 und 32, den Gedanken an einen wahren multiplex sensus ſo ziemlich wieder preisgibt. Noch viel weniger kann man ſich auf de doctr. christ. 3, 26. 27 berufen. Denn was vom heiligen Geiſte dort geſagt iſt: providit ut occurreret, iſt noch lange nicht identiſch mit Spiritus sanctus dixit, wie Dr. Schmid S. 281 erklären will. Sonſt wären ſchließlich alle guten Anmuthungen, die gelegentlich der frommen Leſung der heiligen Schrift entſtehen, ebenſo viele vom heiligen Geiſte gewollte Sinne der heiligen Schrift. Unbegreiflich iſt uns aber, wie der Herr Verfaſſer ſo zuverſichtlich den hl. Thomas als Patron des multiplex sensus literalis anführen kann. Stellt ja doch der hl. Thomas gerade an den Stellen, an denen er ex professo über den Sinn der heiligen Schrift handelt (Summa 1. qu. 1. art. 10. Quodlib. VII qu. 6. art. 14. 15. 16), Sätze auf, die mit der Theorie vom vielfachen Schriftſinn unvereinbar ſind. Der Kürze halber nur ein paar Andeutungen: Im Quodlib. ſtellt er die Frage: utrum in eisdem verbis s. Scripturae lateant plures sensus? Und die Antwort lautet: manifestari veritatem dupliciter: uno modo secundum quod res significantur per verba, und das ſei der sensus literalis; alio modo secundum quod res sunt figurae aliarum rerum, das der sensus spiritualis; darauf ſchließt er: et sic s. Scripturae plures sensus competunt. Daß außerdem noch ein multiplex sensus literalis da ſei, davon weiß er nichts. Ja in der Antwort ad 1. ſchließt er dieſen geradezu aus. Er hatte ſich den Einwurf geſtellt: dictionibus semel sumptis non est utendum aequivoce vel multipliciter, sed pluralitas sensuum facit multiplicem locutionem;

ergo in eadem locutione s. Scripturae non possunt plures sensus latere. Was thut nun der hl. Thomas? Hielt er den multiplex sensus literalis für zuläſſig, ſo mußte er den Oberſatz verneinen; er aber gibt ihn als ſelbſtverſtändlich zu und iſt nur darauf aus, zu zeigen, daß der sensus literalis und spiritualis keine multiplicitas einſchließe: varietas sensuum, quorum unus ab alio non procedit, facit multiplicitatem locutionis; sed sensus spiritualis semper fundatur super literalem et procedit ex eo, unde ex hoc, quod s. Scriptura exponitur literaliter et spiritualiter, non est in ipsa aliqua multiplicitas. Wenn nöthig, iſt noch deutlicher, was l. c. im art. 16 abgehandelt wird. Da iſt die Frage, wodurch ſich die heilige Schrift von profanen Büchern unterſcheide. Der hl. Thomas ſieht den Unterſchied in Betreff des Sinnes bloß darin, daß die heilige Schrift den sensus spiritualis habe, d. h. quod res cursum suum peragentes significant aliquid aliud, quod per spiritualem sensum accipitur. Alſo hier kann man nur ſagen: entweder hält der hl. Thomas den sensus multiplex literalis für etwas ſo Selbſtverſtändliches, daß er allen profanen Büchern auch innewohne, oder er ſtellt ihn ganz und gar auch für die heilige Schrift in Abrede; mit andern Worten: er kennt ihn gar nicht. Ebenda ad 1. ſchneidet er nochmals dem multiplex sensus literalis die Lebenswurzel ab, indem er es für durchaus unzuläſſig erklärt, ex verbis, quibus una res significatur, significari etiam aliam rem. Oder lehrt er in der Summa anders? Er gibt da genau dieſelbe Lehre: sensus isti non multiplicantur propter hoc, quod una vox multa significat, sed quia ipsae res significatae per voces aliarum rerum possunt esse signa. An dieſen Stellen iſt die Anſicht des hl. Thomas zu ſuchen, nicht in dem faſt wörtlichen Auszug aus der oben berührten Stelle des hl. Auguſtin; aber ſelbſt hierbei iſt beachtenswerth, daß der hl. Thomas zu wiederholten Malen den Worten des hl. Auguſtin ein salva circumstantia literae einſchränkend beifügt. Was Iſ. 53, 8 angeht, ſo iſt zu bedauern, daß ſo viele Erklärer nicht daran dachten, das vieldeutige γενεά und generatio nach dem Worte des Originals zu erklären — was ſich bei einer Überſetzung eigentlich von ſelbſt verſtehen ſollte! Zu Gunſten des multiplex sensus kann aus einem ſolchen Verſehen nichts gefolgert werden; für Iſ. 53, 4 und Matth. 8, 17 findet ſich die Löſung ſchon bei Cornelius a Lapide zu Iſ. l. c., und vielleicht darf Referent für beide Stellen aus Iſaias auch auf ſeine „Erklärung des Propheten Iſaias" Seite 597 und 602 verweiſen. — Es will mir ſcheinen, daß der Herr Verfaſſer, wenn er über die Frage de multiplici sensu in derſelben Weiſe und Methode gehandelt hätte, wie er bei der Inspiratio verbalis ſich mit den rationes theologicae, den hier gewichtigeren und zahlreicheren Stellen der Väter und den Anſichten zahlreicher Theologen auseinandergeſetzt, zu der Anſicht hätte kommen müſſen, die Meinung über den multiplex sensus ſei ebenſo fahren zu laſſen, wie die über die Inspiratio verbalis. Es ſind doch gewiß für letztere viel mehr und gewichtigere Auctoritäten, als für den multiplex sensus literalis.

Der Herr Verfaſſer ſträubt ſich (S. 105 f.), ein engeres ſchriftſtelleriſches Abhängigkeitsverhältniß des Verfaſſers des zweiten Machabäer-

buches von Jaſon Cyrenäus anzuerkennen (2 Mach. 2, 24 f.). Allein die vorgeſchlagene Erklärung thut denn doch dem natürlichen Sinn und der Verbindung der Worte Gewalt an; das ἐπιτομή des V. 28 im griechiſchen Text, das in ſo engen Zuſammenhang mit dem συγγραφεύς und ſo auch mit V. 23 gebracht wird, heißt eben doch Auszug aus einem Buche oder deſſen Abkürzung. Der Vergleich V. 30 iſt Seite 108 unrichtig gefaßt. Zudem bezeichnet der Verfaſſer des zweiten Machabäerbuches ſein Werk dem συγγραφεύς und ἀρχηγέτης der Geſchichte gegenüber als μετάφρασις! Den Satz, daß in einer Viſion dieſelbe Reihenfolge der Begebenheiten wie in der Wirklichkeit eingehalten werden müſſe (S. 333), darf man nicht ſo ſchroff hinſtellen. Man vergleiche z. B. die Viſion Ezechiels über Jeruſalems Eroberung (cap. 8—11) mit dem geſchichtlichen Berichte derſelben (vgl. dieſe Zeitſchrift 1879, Bd. 17 S. 521). Der aus Prov. 30, 1 geführte Beweis (S. 71) iſt anfechtbar, weil es ſehr zweifelhaft iſt, wie die Überſetzung zum Sinn des Urtextes ſich ſtellt. Das lumen propheticum würde ich nicht ſo faſt für die Thatſachen als für das theokratiſche Colorit und die moraliſch-religiöſe Tendenz der Darſtellung in Anſpruch nehmen. Die Fauni und Titanes (S. 321) verdanken wir nur den Überſetzungen; daher können wir uns die Erörterung erſparen, wie die heilige Schrift über dergleichen Dinge ſprechen kann. Daß Balaam Ammoniter ſei (S. 357), beruht auf irriger Überſetzung von Num. 22, 5; man ſehe Deut. 23, 5. Ob für den bos triturans und die Beweisführung in 1 Cor. 9, 9 wohl ein sensus mysticus sine typo ſtatuirt werden müſſe? Warum ſoll eine argumentatio a minore ad maius oder a fortiore nicht ausreichen: Gott trug Sorge für den dreſchenden Ochſen, alſo will er a fortiori, daß der evangeliſche Arbeiter ſeines Unterhaltes nicht entbehre? u. dgl. m.

Dieſe Bemerkungen thun dem Werthe des Buches keinen Eintrag. Das Eingangs gegebene Urtheil bleibt in voller Kraft. — Ausſtattung und Druck iſt ſehr gefällig — nur hat die Verlagshandlung es nicht der Mühe werth erachtet, das Buch zu heften; es gibt beim erſten Öffnen bereits fliegende Blätter! Da lob ich mir die Verleger Englands!

J. Knabenbauer S. J.

Die Reſtitutionspflicht des Beſitzers fremden Gutes. Eine theologiſch-juriſtiſche Abhandlung von **P. J. Loenartz**, Hilfsgeiſtlicher der Diöceſe Trier. 8°. XII u. 295 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1885. Preis: *M.* 2.30.

Anlage und Ausführung in der Behandlung dieſes für den Beichtvater dornenvollen, aber ſehr wichtigen Gegenſtandes bekunden, daß der Verfaſſer nicht weniger Juriſt als Theologe iſt. Nach beiden Richtungen hin muß jeder Leſer die Anerkennung dem Verfaſſer entgegenbringen, daß derſelbe ein reiflich durchdachtes und in ſeinen Einzelheiten ſolid begründetes Werk geboten hat. Selbſt da, wo Jemand etwa glaubt, eine andere Meinung vertreten zu ſollen, kann er der klaren und ſcharfen Darlegung der entgegenſtehen-

den Gründe ſeine Achtung nicht verſagen; wir ſtehen nicht an, das Werk unbedingt eine Förderung der Wiſſenſchaft zu nennen, mit der man fortan beim Für und Wider der einſchlägigen Fragen zu rechnen hat. Eine nähere Inhaltsanzeige zu geben, iſt kaum vonnöthen; für jeden in der Moraltheologie auch nur ein wenig Bewanderten ergibt ſich dieſe aus dem Titel von ſelbſt; es kommen eben die verſchiedenartigen Kategorien von Fällen zur Sprache, welche einem Beſitzer fremden Gutes, je nachdem er guten, oder ſchlechten, oder zweifelhaften Gewiſſens iſt, die Erſatzpflicht auferlegen können.

Aus den Punkten, in welchen wir anſtehen, die Meinung des Verfaſſers zu theilen, heben wir hier einige aus. Daß bei der „Erſitzung" ein auf Vorausſetzung falſcher Thatſache beruhender Richterſpruch auch im Gewiſſen bindend ſei (S. 74 und 75), vermögen wir nicht einzuſehen, weil doch nicht der Richterſpruch, ſondern das Geſetz den Eigenthumsübergang bewirkt. — In einigen Fällen will uns bedünken, als ob die juriſtiſche Bildung des Verfaſſers denſelben etwas voreingenommen ſein ließe für die Gerechtigkeit und innere Rechtskräftigkeit poſitiver Beſtimmungen, ſo zwar, daß einer gegentheiligen Anſicht die praktiſche Berechtigung aberkannt wird. Dahin rechnen wir z. B. (S. 71. 73) die volle Anerkennung des Grundſatzes des franzöſiſchen Geſetzbuches: „En fait de meubles la possession vaut titre." Wir geben gerne zu, die Eigenthumsübertragung, welche durch die Erſitzung bewirkt wird, iſt poſitiver Natur, ein *beſtimmter* Zeitraum des gutgläubigen Beſitzes läßt ſich nicht als naturrechtlich nothwendig nachweiſen; aber daß damit auch die Möglichkeit gegeben ſei, ſich über *jeden* Zeitraum hinwegzuſetzen, vermögen wir nicht einzuſehen. Die öffentliche Autorität kann eben doch nicht nach reiner Willkür über Eigenthum verfügen, auch nicht zu bloßen Gunſten von Handel und Wandel; nur in dem, was vernünftiger Weiſe als nothwendig erachtet wird für die Ruhe und Ordnung der menſchlichen Verhältniſſe, kann ſie ſich Eingriffe in das natürliche Eigenthumsrecht erlauben. Darum ſtehen wir nicht an, den angeführten Paragraphen des franzöſiſchen Geſetzbuches, wenigſtens für den geſchädigten Eigenthümer, als nicht verbindlich im Gewiſſen anzuſehen. — Ähnliches dürfte wohl gelten bezüglich der ſo ausnahmsloſen Überweiſung der Früchte einer fremden Sache an den gutgläubigen Beſitzer. Danken müſſen wir jedoch dem Verfaſſer für den Nachweis, daß auch nach „gemeinem" Rechte die verzehrten Früchte *einfachhin* dem gutgläubigen Beſitzer nicht zwar einer Erbſchaft, aber einer Einzelſache gelaſſen werden — ein Grund mehr, um in Berechnung des Bereichertſeins auch im Gewiſſensforum nicht ſcrupulös voranzugehen.

Wir würden aber dem Verfaſſer Unrecht thun, wenn wir den Leſer zu dem Glauben veranlaßten, als ob jener nicht ebenſo ein offenes Auge für das Gewiſſensforum, wie für das Geſetz des äußern Forum und für die zuweilen nothwendig werdende Verſchiedenheit der beiderſeitigen Erkenntniſſe hätte. In ein paar Fällen will es uns ſelbſt bedünken, als ob die Berechtigung des Intereſſenten, die Verfügungen des Geſetzes zu ſeinen Gunſten in Anſpruch zu nehmen, ein wenig vernachläſſigt ſei; ſonſt ſehen wir nicht

ein, weßhalb es dem wirklichen Eigenthümer auf Grund der Gerechtigkeit verwehrt ſein ſoll, gegen den trüglichen Beſitzer fremden Gutes die Forderung auf Herausgabe deſſen zu ſtellen, wozu das Geſetz, wenn auch nur in der Eigenſchaft eines Strafgeſetzes, dieſen verurtheilt (vgl. S. 196 u. 197): der ungerechte Beſitzer iſt freilich nicht gehalten, aus ſich ſelber ſo weit zu gehen; der geſchädigte Eigenthümer kann auch unter Umſtänden eine Liebespflicht verletzen; Verletzung der Gerechtigkeitspflicht jedoch iſt es nicht, das unter etwaiger Androhung gerichtlichen Belangens zu verlangen, was ein richterlicher Entſcheid unzweifelhaft auferlegen müßte.

Die Bemerkung auf Seite 241 bleibt uns unverſtändlich, inſofern bei der Erſitzung eine Beſtimmung des franzöſiſchen Rechtes in Gegenſatz zu der entſprechenden Beſtimmung des nach den Forderungen der Canones corrigirten römiſchen Rechtes geſtellt und doch als praktiſch verwerthbar angegeben wird. Eins von beiden ſcheint da nothwendig: entweder muß gezeigt werden, daß ein Gegenſatz zum canoniſchen Rechte nicht beſteht, oder aber die Beſtimmung des franzöſiſchen Rechtes iſt unverwerthbar für das Forum des Gewiſſens. — Auch mit der theilweiſen Entlaſtung von der Wiedererſtattung, wenn für dieſelbe an Stelle des wirklichen Gläubigers die Armen gewählt werden dürfen (S. 272), ſind wir nicht recht einverſtanden; um ſo mehr jedoch mit den Erörterungen (S. 275 ꝛc.), wo die Befugniß befürwortet wird, über gefundene als über herrenloſe Sachen einfachhin zu verfügen, ſobald jede Ausſicht zur Auffindung des Eigenthümers entſchwunden iſt; deßgleichen mit der wichtigen Unterſcheidung der drückenden Noth als Entſchuldigungsgrund ſofortiger Wiedererſtattung (S. 290 ff.), inſofern dieſe Noth verſchieden je nach den verſchiedenen ſubjectiven Lebensverhältniſſen ausgelegt wird. — Ein Buch, wie das hier beſprochene, gehört nicht zu den Eintagserzeugniſſen, ſondern hat ſeinen dauernden Werth.

A. Lehmkuhl S. J.

Hinkmar, Erzbiſchof von Reims. Sein Leben und ſeine Schriften. Von Dr. **Heinrich Schrörs.** 8°. XII u. 588 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 10.

Dieſes neue Werk über Hinkmar von Reims bezeichnet einen bedeutenden Fortſchritt in der ſchon oft durchgearbeiteten Geſchichte jener Periode. Wenn auch noch genug ungelöſter Fragen den künftigen Forſcher zu neuer Arbeit anſpornen mögen, ſo ſind doch manche früher vorhandenen Zweifel aufgehellt, manches ſchiefe Urtheil früherer Bearbeiter berichtigt, manche Daten definitiv feſtgeſtellt. Wir erhalten ein klares, objectives Bild des einflußreichen und vielgeſtaltigen Reimſer Erzbiſchofs; daneben werden verſchiedene einſchlägige hiſtoriſch-canoniſtiſche Fragen eingehend erörtert. Wir verweiſen z. B. auf Anhang V. S. 499 ff., wo gegen Löthings und andere neuere Schriftſteller überzeugend nachgewieſen wird, daß auch im neunten Jahrhundert die Ehegerichtsbarkeit vor das Forum der Kirche gehörte; ebenſo S. 266, Anm. 111, wo der Verfaſſer die Behauptung, daß Papſt Nikolaus I. pſeudo-iſidoriſche

Decretalen benutzt habe, ſchlagend widerlegt; S. 297, Anm. 21, an welcher Stelle beſonders gegen Sohm der Beweis geliefert wird, daß Perſonalklagen gegen Geiſtliche vor das kirchliche Gericht gebracht werden mußten.

Im dogmatiſchen Streite über die Prädeſtination, welcher durch den unglücklichen Gottſchalk veranlaßt wurde, ſcheint der Verfaſſer ſich eher auf die Seite der Gegner Hinkmars zu neigen. Gegen „die meiſten", welche Gottſchalks Lehre für häretiſch halten, „wenn auch nicht Alle mit gleicher Entſchiedenheit dieſes Urtheil fällen", kann er „nur mit Wahrſcheinlichkeit ſeine Lehre als haeresim sapiens bezeichnen" (S. 490). Doch gibt der Verfaſſer S. 102 zu, daß Gottſchalk den Heilswillen Gottes und die Kraft der Erlöſung Chriſti nur für die Erwählten gelten läßt, eine Anſicht, die in der Schroffheit, mit welcher Gottſchalk ſie vertheidigte, wohl nicht mit der Rechtgläubigkeit ſich vereinen läßt (vgl. Sent. 5. Jansenii). Wie ſchroff Gottſchalks Auffaſſung war, geht unter Anderem auch aus ſeiner Bitte an die Biſchöfe hervor, die Unabänderlichkeit der Vorherbeſtimmung zur Verdammniß dem Volke zu predigen, damit „quia jam praefinitam damnationem evadere non possunt, saltem aliquantulum Deo supplicent, ut statutum eis vel modicum mitiget et leviget poenas" (S. 490). Daß ſelbſt Prudentius von Troyes nachher in jenen Irrthum betreffs des Heilswillens Gottes verfiel (S. 110), beweist, wie ſehr der Streit in der Folge die Geiſter verwirrt hatte. Wie ſchon ſo oft, hatten auch dießmal die vermeintlichen Vertheidiger des hl. Auguſtin dieſen Kirchenlehrer mißverſtanden. Noch im Jahre 412, alſo nach dem Ausbruch des Streites mit den Pelagianern, ſchrieb er (Lib. de spiritu et litt. c. 33. n. 58): „Vult autem Deus, inquit, omnes homines salvos fieri et ad agnitionem veritatis venire; non sic tamen, ut eis adimat liberum arbitrium, quo vel bene vel male utentes justissimo judicentur. Quod cum fit, infideles quidem contra voluntatem Dei faciunt . . . experituri in suppliciis potestatem ejus, cujus in donis misericordiam contempserunt."

In Bezug auf die Synode von Valence ſchreibt der Verfaſſer S. 144: „In den Beſchlüſſen wird Niemand Widerſprüche finden, wie ſie thatſächlich auch immer hohes Anſehen in der Kirche genoſſen." Doch iſt zu beachten, daß die Synode c. 4 die Allgemeinheit der Erlöſung beſchränken will. Dagegen hatten Hinkmar und Raban von Mainz von Anfang an die Allgemeinheit des Heilswillens Gottes und die Allgemeinheit der Erlöſung betont. Gerade dieſe Wahrheit war für den ganzen Streit von entſcheidender Bedeutung und wurde 860 auch in der die Controverſe abſchließenden Nationalſynode von Touſy zum vollen Ausdruck gebracht.

Größer als im Prädeſtinationsſtreit tritt uns der Reimſer Metropolit im Eheproceß des Königs Lothar entgegen. Durch ſein klares, entſchiedenes Eintreten für Recht und die verfolgte Unſchuld gab er dem ganzen Handel eine andere Wendung. Daß Hinkmar bei der Gelegenheit auch die Gottesurtheile billigte, iſt ein Beweis mehr, wie ſchwer es ſelbſt großen Männern wird, ſich über die Vorurtheile ihrer Zeit zu erheben. Doch ſcheint uns der Verfaſſer eher zu weit zu gehen, wenn er Hinkmar den Ordalen „untrüg-

liche Beweiskraft" zuſchreiben läßt (S. 192). Daß derſelbe die Möglichkeit teufliſcher Einwirkung zugibt, wird vom Verfaſſer ſelbſt eingeräumt. Überhaupt ſtellt Hinkmar ſeine ganze Auseinanderſetzung über dieſe Frage als ſeine perſönliche Anſicht hin: „unusquisque enim in suo sensu abundat", und erklärt ſich bereit, gegenüber gegentheiliger Meinung „sine contentione sano intellectui cedere, et libentissime non modo consentire, quin etiam discere" (Migne 125, p. 672). Im Brief an Hildegar von Meaux ſagt er über denſelben Gegenſtand in der Einleitung: „quaeque utrum probabilia aut per auctoritatem et rationem improbanda sint, catholici lectoris judicio derelinquo" (Migne 126, p. 162).

Ein düſteres, aber nur zu wahres Bild entwirft S. 220 ff. der Verfaſſer an der Hand Hinkmars von der damaligen ſittlichen Verwilderung. Welche Mühe koſtete es, um die unbändigen Leidenſchaften dieſer noch rohen Völker in die geordneten Bahnen des chriſtlichen Sittengeſetzes einzudämmen! Da war es nothwendig, den Ausſchreitungen der Höchſtgeſtellten mit unerſchütterlicher Feſtigkeit entgegenzutreten, um wenigſtens den Eindruck des böſen Beiſpieles zu paralyſiren und Allen jede Ausſicht auf Nachgiebigkeit von Seiten der Kirche zu benehmen. Dieſen Eifer für die Reinheit der Sitten und die Feſtigkeit auch den Hohen gegenüber muß man Hinkmar zugeſtehen.

In einem weniger günſtigen Lichte erſcheint der Erzbiſchof im Streite mit ſeinen Suffraganen Rothad von Soiſſons und Hinkmar von Laon und den ſich daraus entwickelnden Differenzen mit dem römiſchen Stuhl. Eingehend und mit genauer Kenntniß der einſchlägigen Quellen werden hier dieſe Zwiſtigkeiten erörtert, und daraus beſonders nach zwei Richtungen hin Hinkmars Anſchauungen klargelegt. Zunächſt offenbart ſich Hinkmars Verhältniß zur Decretalenſammlung des Pſeudo-Iſidor. Dieſelbe wird als ein Machwerk der Gegner des Erzbiſchofs gekennzeichnet, gegen welche dieſer unter großen Schwierigkeiten ſich vertheidigen muß. Obgleich er mit unverkennbarem kritiſchen Scharfblick einzelne Documente daraus als gefälſcht nachweist, gelingt es ihm trotz ſeiner ungewöhnlichen canoniſtiſchen Erudition nicht, den ganzen Betrug zu durchſchauen. Das Andere, was der Verfaſſer aus Anlaß dieſer Händel klarlegt, ſind Hinkmars Anſchauungen über die Rechte, die er einerſeits den Suffraganen, andererſeits aber auch dem römiſchen Stuhle gegenüber für den Metropoliten in Anſpruch nimmt. Während er die Metropolitangewalt gegenüber den Suffraganen über Gebühr erweitert, ſucht er derſelben Rom gegenüber größere Unabhängigkeit zu verſchaffen und zu dem Zweck die Gewalt des Papſtes zu beſchränken. „Unſchwer," ſagt S. 406 mit Recht der Verfaſſer, „ſind in dieſen Anſchauungen einige Grundlinien des ſpätern gallikaniſchen Syſtems zu erkennen." Hinkmar anerkennt zwar die oberſte Regierungs- und Richtergewalt des Papſtes und ſtellt die Metropoliten hin als die Vollſtrecker „der heiligen Canones und Decrete der Biſchöfe des römiſchen Stuhles, unter Aufſicht und Urtheil eben dieſes apoſtoliſchen Felſens". Doch will er den Decretalen der Päpſte neben den Canones der allgemeinen Concilien nur ſecundäre und untergeordnete Bedeutung beimeſſen. „Das Recht, Wächter der heiligen Canones zu ſein,

deren Befolgung anzuordnen und als göttliches Orakel nach ihnen Urtheile zu fällen, ist Alles, was er ihr (der römischen Kirche) in dieser Beziehung concedirt" (S. 403). Freilich wagt er nicht, diesen Gedanken mit klaren Worten hinzustellen, doch liegt derselbe unzweifelhaft in der beabsichtigten Tragweite seiner Ausführungen. Schon die Umstände seiner Erhebung auf den Reimser Erzbischofstuhl brachten ihn in eine schiefe Stellung zum Papste. Rom hatte die Absetzung seines Vorgängers Ebo nie unbedingt bestätigt, und somit blieb die Rechtmäßigkeit seiner Erhebung immer in einer gewissen Schwebe, die ihn nie völlig zur Ruhe kommen ließ. Seine Gegner kamen immer wieder auf diesen Angriffspunkt zurück. Wohl darum bedauert er später, im „Hafen des Klosters an zerbrechlichem Taue seinen Anker nachlässig geworfen zu haben, und leichter als nothwendig dem Hinweise seiner Rathgeber auf das Seelenheil Vieler nachgegeben zu haben" (S. 38). Diese schwache Seite suchte er seinen Feinden gegenüber durch seine neuen Rechtsanschauungen zu decken und wurde durch die falschen Decretalen noch mehr nach dieser Richtung hingedrängt. Leider stieg der große Papst Nikolaus I., an dem Hinkmar seinen Meister gefunden hatte, zu früh in's Grab. Dem greisen Hadrian II. gegenüber konnte der mächtige Metropolit jene hochfahrende und höhnische Sprache wagen, welche Hinkmars Charakter von der dunkelsten Seite offenbaren (S. 309 ff.).

Die letzten Lebensjahre versöhnen uns einigermaßen mit dem greisen Staatsmann und Bischof. Seine Treue den rechtmäßigen Herrschern gegenüber (vgl. S. 428), aber auch der Freimuth und die Entschiedenheit, mit welcher er die Eingriffe derselben in die Freiheit der Kirche, besonders der Bischofswahlen, zurückwies, sowie sein Eifer für Sitte und Recht werfen gleichsam einen Schleier über seine frühere Verirrung.

In den beiden Schlußkapiteln (S. 444—475) wird uns der Erzbischof als Historiker vorgeführt, und sein Wirken im engern Kreise seiner Diöcese, sein Privatleben und seine Bildung im Allgemeinen beschrieben. Am Ende seines Lebens mußte Hinkmar, der als leitender Staatsmann des westfränkischen Reiches so viel für dessen Sicherheit und Festigkeit gearbeitet hatte, noch den Schmerz erleben, vor den Normannen aus seiner Bischofsstadt nach Epernay fliehen zu müssen, wo er auch sein thatenreiches Leben beschloß.

Im Anhange werden einige Fragen erörtert, die weniger in den Context der Lebensbeschreibung paßten. Aus ihnen mögen, außer den schon zu Anfang berührten, besonders hervorgehoben werden die Untersuchung über die Echtheit des Synodalurtheils von Quierzy (S. 490) und „die angeblichen Fälschungen und Erdichtungen Hinkmars" (S. 507). Vielleicht wäre auch der an sich werthvolle Nachweis der Rechtsquellen, aus welchen Hinkmar schöpfte, besser in den Anhang verwiesen worden. Den Schluß des Werkes bilden die Regesten Hinkmars mit reichen Anmerkungen, in welchen insbesondere die chronologische Ordnung und die Daten der aufgeführten Actenstücke discutirt werden.

Mit großem Interesse sind wir dem Verfasser von Anfang bis zu Ende seiner Arbeit gefolgt. Wenn auch in einzelnen Fragen eine vom Verfasser

abweichende Meinung statthaben kann, so muß doch das ganze Werk als wohlgelungen bezeichnet werden. Besonders wollen wir noch den edlen, klaren, ruhigen Ton hervorheben, der das Ganze beherrscht und den Verfasser auch dort nicht verläßt, wo er entgegenstehende Auffassungen widerlegt.

A. Caduff S. J.

Sanct Maternus, oder Ursprung des Christenthums im Elsaß und in den Rheinlanden. Von **L. G. Glöckler**, Pfarrer in Stotzheim. 8°. 386 S. Rixheim, Sutter, 1884.

Der Verfasser stellt mit großem Fleiße alles zusammen, was sich auf die apostolische Sendung der hll. Eucharius, Valerius und Maternus bezieht, und sucht zu beweisen, daß dieselben Schüler des hl. Petrus waren, die Kirchen von Trier, Köln und Tongern gründeten und in Belgien wie im Elsaß predigten. Die Liebe zu den alten Überlieferungen hat ihn aber zu weit getrieben; denn er unterscheidet gar nicht zwischen ältern, werthvollen Berichten und spätern, die nur mit Vorsicht und Vorbehalt zu verwerthen sind und aus deren legendarischem Schmucke der Kern auszuscheiden ist. Dieser unläugbare Mangel an historischer Kritik ist um so bedauernswerther, weil der Verfasser sich in einer Polemik gefällt, die heute in wissenschaftlichen Werken nicht für statthaft gehalten wird, die unsere Gegner aufgegeben haben und zu deren Wiederaufnahme man sie nicht reizen soll. Überdieß hat derselbe im Vorworte versprochen, er wolle „jedem Philister der angeblichen Wissenschaft", welcher die gläubigen Gemüther zu erschüttern sucht, entgegentreten, um denselben mit seinem eigenen Schwerte, dem der Wissenschaft nämlich, zum Schweigen zu bringen. Leider ist es wenig wissenschaftlich, wenn er z. B. die Reimchronik von Gottfried Hagen und die Koelhoff'sche Chronik als „Bericht der ältesten Chronisten von Köln" und als Zeugen für die „Überlieferungen der Kirche von Köln" in breiten Auszügen anführt, wenn er immer auf die Gesta Trevirorum als unwidersprechbare, lautere und sichere Quelle sich stützt, und die Ansicht ausspricht, die Scheide des Petrusstabes sei „wahrscheinlich schon zur Zeit der Kaiserin Helena verfertigt worden", obgleich es keinem Zweifel unterliegen kann, daß Egbert sie am Ende des zehnten Jahrhunderts anfertigen ließ. Was die weitläufig erzählte Geschichte der Martyrer von Trier im dritten Jahrhundert mit der Maternusfrage zu thun habe, ist rein unerfindlich. Triers altchristliche Denkmäler werden beschrieben, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht wird, jene auszuscheiden und zu verwerthen, die aus der Zeit des hl. Maternus sein mögen. Was beweisen aber jene, die aus dem dritten, vierten und aus spätern Jahrhunderten sind, für die Maternusfrage? Die Absicht des Verfassers, seine Begeisterung für eine schöne, wichtige Frage, seine kirchliche Gesinnung verdienen Lob und Anerkennung; aber wie er selbst eingesteht, müssen wir mit ebenbürtigen Waffen der kritischen Schule entgegentreten, wenn wir unsere Traditionen öffentlich vertheidigen wollen. Lieber keinen Kampf aufnehmen, als ihn so führen, daß unsere Gegner gereizt werden und uns mit Recht Mangel an Kritik vorwerfen dürfen. St. Beissel S. J.

Aus alten Tagen. Eine epische Erzählung von **Thekla Schneider.** Stuttgart, Verlag der Actien-Gesellschaft „Deutsches Volksblatt", 1885. Preis: *M.* 1.50.

Die fleißige Verfasserin der „Wellen vom Bodensee" beschenkt uns schon wieder mit einer neuen Gabe und bringt dießmal „eine epische Erzählung". Sagen wir's gleich, die junge Dichterin hat sich eine Aufgabe gestellt, vor der selbst Stärkere als sie ohne Makel der Feigheit zurückschrecken dürften; selbst die Warnungstafel mit all den Namen der Verunglückten hält sie nicht zurück von dem steilen Pfad, und noch einmal wagt sie sich unbefangen an das Thema „Konradin"! Aber auch in der Sprache versucht sie Hohes und möchte mit keinem Geringern um die Palme ringen, als mit Weber, dem Sänger von „Dreizehnlinden". In der Nachbildung ihrer Strophen ist Thekla Schneider in der That so offenherzig und unbefangen „weberisch", daß der Kritiker nicht recht zürnen oder tadeln kann, im Gegentheil mit einem wahren Interesse untersucht und wahrnimmt, wie weit die Schülerin dem Meister bereits alle charakteristischen Äußerlichkeiten abgelernt hat.

Was nun den Stoff angeht, so ist derselbe leider zu frauenhaft erfaßt. Die schwäbische Sängerin kommt eigentlich über eine Jugendliebschaft des letzten Hohenstaufen mit der Ammannstochter von Ravensburg nicht hinaus. Aber selbst diese „Liebe" ist so unepischer Natur, daß „Niemand von ihr nichts wüßte", wenn Konstanze nicht beten ginge und Konradin — kein poetisches Tagebuch führte. Wir denken, die Thatsache, daß der junge Hohenstaufe den stummen Blättern des Tagebuches seinen Herzenskummer anvertraut, sagt genug über die „epische" Art, mit der hier erzählt wird. Thekla Schneider hat das Horazische: „Wählt einen Stoff, der euern Schultern paßt", vergessen und sich über ihre Kräfte versucht. Eine Verweiblichung der Epik und Geschichte können wir nur energisch zurückweisen im Namen der guten Sache unserer katholischen Dichtung.

Glaubten wir diesen Tadel nicht unterdrücken zu dürfen, so freuen wir uns, jetzt auch loben zu können. Die Dichterin hat seit ihrem ersten Versuche in den „Wellen vom Bodensee" bedeutende Fortschritte gemacht, sie hat es zu einer Sprachfertigkeit gebracht, welche wir, offen gestanden, durchaus nicht erwartet hatten. Jetzt erst, nach Lesung dieses epischen Versuches, sagen auch wir: Thekla Schneider ist eine Dichterin und kann es zu etwas Gediegenem bringen. Ihre Stärke liegt in der Beschreibung und Schilderung, sei es der Natur, der Menschen oder der Sitten. Sie versteht es in dem Büchlein an manchen Stellen ganz vortrefflich, aus einzelnen Steinchen, die ihr von der Culturhistorie geboten werden, ein ebenso anschauliches als lebendiges Bild alter Tage zusammenzustellen. So baut sie gleich im ersten Gesange die alte Burg, im zweiten die Stadt vor unsern Augen auf, und wahrlich, hier verräth sich bisweilen eine fast männliche Festigkeit in den Strichen und Contouren. Später führt sie uns in eine Ravensburger Rathsversammlung am „Schwörtag" und weiß sich ganz ungezwungen mit all den alten Ausdrücken und Sitten abzufinden . . .

Auf den breiten Eichenſtühlen ſitzt ein Dutzend Senatoren
Um die Tafel, würd'ge Männer, alle frei und hochgeboren.
Heinrich Humpiß präſidiret, die Perrücke auf der Glatze,
Als geſchätzter Bürgermeiſter oben an dem Ehrenplatze.
Hans von Braunsperch ihm zur Seite,
Stadt-Ammann ſeit manchem Jahre,
Eine gold'ne Kette trägt er heute auf dem Sammt-Talare.
Dann, zu unterſt an dem Tiſche, Friedrich Holbein mit der Feder,
Und er ſchreibt in fetten Lettern nieder auf das Schweineleder
Alle Bürger nach der Reihe mit dem Tauf- und Nebennamen,
Wie ſie, in den ſchwarzen Mänteln, heute auf das Rathhaus kamen.
Alles, Alles ſollt ihr wiſſen, wozu Jeder ſich verpflichtet,
Alles, was die Bürger ſchwören, mein Geſang euch jetzt berichtet u. ſ. w.

Einmal wohnen wir einem Gaſtmahl auf dem herzoglichen Schloß, ein anderes Mal einer Frohnleichnamsproceſſion bei — und in jedem Falle findet die Dichterin ebenſo friſche als abwechslungsreiche Farben auf ihrer Palette. In ihrer Weiſe ſind wieder der XII., XIII. und XIV. Geſang hervorzuheben, weil die Dichterin es hier verſtanden hat, Gemüth und Natur in ſchöne Harmonie zu bringen und den Leſer in die von ihr gewollte Stimmung zu verſetzen. Überhaupt ſcheint die letzte Hälfte des Gedichtes, d. h. der Abgeſang von Scheiden und Trennung, viel ausgereifter und kräftiger als der Anfang. Aus einem dieſer letzten Geſänge führen wir zum Schluß noch eine Stichprobe für die Sprache und Behandlungsweiſe an:

O, wie heimlich iſt die Stube! Bei dem alten Wirth zum Mohren
Sitzen vor den hohen Humpen um den Tiſch die Senatoren.
Dieß und Jenes wird beſprochen bei dem trüben Lampenlichte,
Über Konradin von Schwaben gehen ängſtliche Gerüchte;
Boten ſeien aus Italien auf dem Schwanſtein angekommen,
Mit der Kunde, daß gefangen König Konrad ſei genommen.
Doch der Ammann will's nicht glauben, da im Sommer man gehöret,
Wie in Rom und in Verona man als König ihn geehret.
Aber unſer Bürgermeiſter, dem Gerüchte Glauben ſchenkend,
Spricht, die grauen Locken ſchüttelnd und die Augenlider ſenkend:
„Ich und viele Andere haben dieſes Unglück wohl geahnet,
Nicht umſonſt hat auch der Biſchof von dem Zuge abgemahnet;
Und des Herzogs edle Mutter, wie erſchrak ſie vor dem Kriege!"
Gäßler nimmt aus ſeinem Becher ein paar ordentliche Züge,
Um die Kehle anzufeuchten, daß die Worte beſſer fließen,
Weil ihn die des Bürgermeiſters ernſtlich kränken und verdrießen.
„Wie kannt' denn ein Staufe dulden," fängt er an in derbem Tone,
„Daß ein Karl von Anjou trage ſeine angeerbte Krone?
Dieſer Krieg iſt nur zu loben, war der Biſchof auch dagegen . . ."
Holbein fällt ihm in die Rede: „Nein, ich hieß ihn auch verwegen,
Denn das Oberhaupt der Kirche iſt auf Karl von Anjou's Seite,
Konradin muß unterliegen dieſem unglückſel'gen Streite."

Dieſe Weinhausſcene iſt wohl das Ausführlichſte über die politiſche Seite des Zuges nach Sicilien; man ſieht, viel iſt es eben nicht. Von der

andern Seite wird aber auch jeder Leser sich an dem gemüthlichen Ton erfreuen, worin diese Scene gehalten ist, und die natürliche, fließende und wohllautende Sprache anerkennen. Und so möge denn Thekla Schneider mit dieser formellen Bildung sich auch an den rechten Stoff machen, und der volle Erfolg wird nicht ausbleiben. Im Übrigen kann sie ihrem Motto treu bleiben, das da lautet:

„Es wär' doch eine Sünde
Von einem Schwabenkinde,
Mit seinen Liederweisen
Die Heimath nicht zu preisen."

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. **Die christliche Geschichtsauffassung.** Von Professor Dr. Hipler in Braunsberg. 8°. 100 S. Köln, Bachem, 1884. Preis: *M.* 1.80.

Es ist ein Zug unserer Zeit, wie auf den übrigen Gebieten der Wissenschaft, so auch auf dem der Geschichte alle Bemühungen fast ausschließlich in Kleinarbeit aufgehen zu lassen. Gewiß, diese Kleinarbeit hat ihren großen Nutzen. Gerade für die Geschichte haben die zahllosen Detailuntersuchungen und die ausgedehnten Quellenpublicationen den Wissensschatz unserer Zeit bis in's Unabsehbare vermehrt. Allein die große Gefahr, welche sich aus jener Richtung naturnothwendig ergibt, besteht darin, über alles Kleine das Große, über das Einzelne das Ganze, über die bis in's Unendliche sich auswachsende Vielgestaltigkeit die Alles beherrschende Einheit aus dem Auge zu verlieren. Dieser Gefahr will die vorliegende, höchst interessante Schrift dadurch entgegentreten, daß sie auf die ideale Auffassung der Geschichte, wie sie vorzugsweise dem Christenthume erwächst, in wirksamer Weise hinweist. Sie wählt zu diesem Zwecke den geschichtlichen Weg, indem sie, ausgehend von den heiligen Urkunden des Alten und des Neuen Bundes, durch die Väterzeit und das christliche Mittelalter voranschreitet bis in die neue Zeit, um so die hauptsächlichsten Gestaltungen, in denen sich die christliche Geschichtsauffassung im Laufe der Jahrhunderte ausgesprochen hat, zur Darstellung zu bringen. Und in der That, es werden dem Leser, soweit es innerhalb eines so engen Rahmens geschehen kann, die geschichtsphilosophischen Anschauungen der christlichen Zeit nach ihren Hauptvertretern klar und übersichtlich vorgeführt. Bei der Neuzeit, wo auch die Gegenströmungen gebührende Berücksichtigung fanden, hätte eine etwas größere Ausführlichkeit nicht geschadet; Mancher dürfte Namen wie Stolberg und Katerkamp ungern vermissen.

Katholische Studien. Heft 68—70:

Der neuere Pessimismus. Aus seinen Hauptquellen dargestellt und kritisch beleuchtet von Dr. Joseph Dippel. 8°. 140 S. Würzburg, Wörl, 1884. Preis: *M.* 1.80.

Maria Stuart von der Ermordung Riccio's bis zur Flucht nach England (1566—1568). Aufzeichnungen ihres Secretärs Claude Nau. Nach der französischen Original-Ausgabe des P. J. Stephenson übersetzt und erläutert von Dr. H. Cardauns. 8°. 94 S. Würzburg, Wörl, 1885. Preis: *M.* 1.20.

Die „Katholischen Studien", deren Herausgabe der bewährten Leitung des Herrn Universitätsbibliothekar Dr. J. B. Stamminger unterstellt ist, schreiten in letzterer Zeit zwar in einem etwas langsameren Tempo voran, erfreuen aber noch stets den Leser durch die sehr zeitgemäße Wahl der Themata und durch die zuverlässige Weise der Behandlung. Gegenwärtig liegt bereits die ansehnliche Zahl von 70 Heften vor.

Die an erster Stelle angezeigte Schrift (ein Doppelheft) gewährt einen lehrreichen Einblick in die letzte Entwicklung der neueren deutschen Philosophie. Die sogenannten Systeme der Pessimisten Schopenhauer und Eduard von Hartmann werden kurz und klar, soweit das bei den vielen Widersprüchen überhaupt angeht, auseinandergesetzt und einer kritischen Beleuchtung unterzogen. Die knappen Bemerkungen des Verfassers sind meist recht zutreffend; auf S. 86 ff. dürfte jedoch Manches einer nähern Erklärung bezw. Berichtigung bedürfen. Aus der ganzen Darlegung der Grundanschauungen des Pessimismus geht mit erschreckender Deutlichkeit hervor, wie groß die Verworrenheit der Ideen und wie unsäglich traurig die Verirrungen des menschlichen Willens sind, denen derartige Systeme zum größten Theile ihr Dasein verdanken. Der unbefangene Leser gewinnt unwillkürlich den Eindruck, daß es sich bei solchen Systemen kaum noch um Wissenschaft und Wahrheit, sondern fast nur um einen mit philosophischen Flicken ausstaffirten Deckmantel für die Unordnungen des Lebens handelt.

Die andere Schrift bietet eine gelungene Übertragung der von Claude Nau verfaßten und unlängst zum ersten Male von P. J. Stephenson veröffentlichten Lebensbeschreibung Maria Stuarts. Über das Original sind in diesen Blättern (Bd. XXVIII. S. 40) die nöthigen Bemerkungen gemacht worden, um die Bedeutung dieser leider fragmentarischen Aufzeichnungen erkennen zu lassen. Es war eine gewiß sehr dankenswerthe Arbeit, der sich der Übersetzer unterzog, als er das ebenso wichtige als interessante Material weiteren Kreisen zugänglich machte.

Die Wirkungen der heiligen Communion. Von Max Heimbucher, erzbischöfl. Seminarpräfect in Freising. 8°. XII u. 256 S. Regensburg, G. J. Manz, 1884.

Die Schrift kennzeichnet der Verfasser selbst als sein Erstlingswerk auf theologischem Gebiete, das aus der preisgekrönten Bearbeitung des Thema's: „Historisch-dogmatische Erörterung der Wirkungen der heiligen Communion", entstanden ist. Mit großem Fleiße und hingebender Liebe für seinen Gegenstand hat er die jeweiligen Stellen aus den Vätern der ersten Jahrhunderte sowohl, als auch aus den hervorragendsten Theologen späterer Zeit erhoben, und in vier Gruppen: einigende, reinigende, heiligende und heilende Wirkungen, zusammengestellt. Er erschloß sich damit ein weites Gebiet, um allseitig die erhabenen Wirkungen des hochheiligen Sacramentes zu beleuchten; manche recht werthvolle und verwerthbare Stellen finden sich mitgetheilt oder angedeutet. — Der kritisch-dogmatischen Seite der Schrift können wir nicht so ganz beistimmen. Die Kritik der verschiedenen theologischen Meinungen über die Art und Weise, wie diese oder jene Wirkung der heiligen Eucharistie statthabe, ist mehrmals zu kurz und apodiktisch abgemacht durch Hinweis, daß die eine oder die andere

Erklärung wohl besser den Ausdrücken der heiligen Väter entspräche; dabei ist aber nicht genug beachtet, daß die bildlichen Ausdrücke und Vergleiche, deren die Väter sich bedienen, in erster Linie geeignet sind, die Wirkung selbst festzustellen und zu erklären, nicht aber in gleicher Weise herangezogen werden können, um sich über die Wirkungsart einen klaren und correcten Begriff zu machen. Uns will daher auch bedünken, daß die unmittelbaren und physischen Wirkungen der heiligen Communion über Gebühr vervielfältigt sind, und daß die erste Gruppe „einigende Wirkungen" schwerlich als gleichartiger Theil mit den drei folgenden Theilen zusammengestellt werden dürfte.

Impedimentorum matrimonii synopsis seu brevis expositio ad usum seminariorum, auctore G. Allegre, Doctore in S. theologia et in jure canonico, necnon S. Basilicae Lauretanae canonico. 8°. 80 p. Parisiis, Roger et Chernoviz.

Diese kirchenrechtliche, besonders auf den Gebrauch der Pfarrer und Beichtväter berechnete Monographie über die Ehehindernisse gehört mit Rücksichtnahme auf die gedrängte Kürze zu den klarsten und genauesten Erörterungen dieses wichtigen Gegenstandes. Ohne gerade für jeden einzelnen Ausdruck eintreten zu wollen, können wir doch sagen, daß vor Allem die Natur und Ausdehnung der einzelnen Ehehindernisse und ihre geschichtliche Entwicklung, soweit sie positiven Rechtes sind, eine recht gute Darstellung gefunden hat.

Die Perle der Tugenden. Gedenkblätter für die christliche Jugend von P. Adolph von Doß, Priester der Gesellschaft Jesu. 4. Auflage. 12°. 160 S. Mainz, Kirchheim, 1884.

Die Standeswahl, im Lichte des Glaubens und der Vernunft betrachtet. Aphorismen, Erwägungen, Rathschläge, der gebildeten Jugend zur Beherzigung, von P. Adolph von Doß, Priester der Gesellschaft Jesu. 2. Aufl. 12°. 111 S. Mainz, Kirchheim, 1885.

Das erstere dieser zwei Büchlein, das abermals in neuer Auflage vorliegt, haben wir bereits in diesen Blättern (Bd. XXI. S. 214 f.) auf's Eindringlichste empfohlen. Die große Verbreitung und die außerordentlich günstige Aufnahme, welche das Schriftchen gefunden, haben uns um so mehr erfreut, als wir kein Buch kennen, welches geeigneter wäre, für „die Perle der Tugenden" — die heilige Reinheit — der Jugend Hochschätzung und Liebe einzuflößen.

„Nächst der Bewahrung der Unschuld," heißt es mit Recht in der Vorrede des andern Schriftchens, „dürfte wohl die Wahl eines Lebensstandes die weitaus wichtigste Aufgabe eines Jünglings sein." Über diesen belangreichen Schritt ertheilt nun der hochw. Verfasser wahrhaft goldene Lehren. Zuerst wird der Begriff „Stand" und „Beruf" mit der Leuchte der Vernunft und des Glaubens in das rechte Licht gestellt und darauf die hohe Wichtigkeit der Standeswahl mit besonderem Hinweise auf die Folgen nachdrücklichst betont. Nachdem sodann über die verschiedenen Stände und Lebensrichtungen Umschau gehalten, werden die Mittel besprochen, deren Anwendung eine richtige Wahl zu erleichtern geeignet ist. Wie gering auch der Umfang des Büchleins ist: es enthält eine Fülle der beherzigenswerthesten Wahrheiten. Die sehr edle und ansprechende Darstellungsweise macht die Lectüre zu einem Genuß. Möge das Buch bei der studirenden Jugend, aber auch bei allen, welche in Sachen der Berufswahl Rath zu ertheilen haben, die verdiente Beachtung finden.

Dom Pothiers Liber Gradualis (Tournayer Ausgabe), seine historische und praktische Bedeutung. Von Paul Schmetz. 8°. VIII u. 46 S. Mainz, Kirchheim, 1884.

Der Titel dieses Schriftchens gibt den Inhalt desselben nur ungenügend wieder. Dieser ist kurz folgender. Der I. Abschnitt vergleicht Pothiers Graduale mit den Lesarten des Codex Wirzenbornensis (Wirzenborn bei Montabaur), der dem 13. Jahrhundert zugewiesen wird. Es ergeben sich dabei nur unwesentliche Varianten. Der II. Abschnitt vergleicht das neue Tournayer Graduale mit dem Lütticher als Repräsentanten der „jeweils eingeführten Ausgabe", weniger mit Rücksicht auf die melodischen Abweichungen, als mit Bezugnahme auf die Vortragszeichen. Der III. Abschnitt entscheidet sich — gewiß mit Recht — für Begleitung des Chorals durch die Orgel, ohne jedoch das innere „Wie" dieser Begleitung zur Besprechung zu ziehen; glaubt dagegen — und dieß wohl mit Unrecht — eine große Erleichterung desselben in der Heranziehung der Pothier'schen Choralschrift für die Orgelpartitur zu erblicken. Für Freunde des Chorals und seiner Entwicklungsgeschichte wird das Büchlein nicht ohne Interesse sein.

Mariengarten. 34 Lieder zur Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria. Von Michael Haller. Op. 32. 8°. 98 S. Regensburg, Pustet, 1885. Preis: Part. *M.* 2.40; St. *M.* 1.60.

Diese Sammlung zwei- und dreistimmiger Marienlieder, die, wie zu erwarten, sämmtlich durch Frische, Ausdruck und Wohlklang sich auszeichnen, scheidet sich in zwei Gruppen. Nr. 1—18 (die Texte sämmtlich von W. v. Born) werden hier zum ersten Male dem Publikum geboten; Nr. 18—21, 23—32 sind aus des Verfassers Op. 17 entnommen und durch diese Bearbeitung zu weiterer Verbreitung befähigt. Der verdiente Componist hat bei seinen Liedern zunächst Familie und Schule im Auge gehabt. Vom kirchlichen Gebrauche schließen sich Nr. 1—18 mit wenigen Ausnahmen schon durch die Texte aus, und möchte es darum gewagt erscheinen, die runde „Mehrzahl" der Lieder als für kirchlichen Gebrauch geeignet zu bezeichnen. Vielmehr wäre es aus praktischen Gründen wünschenswerth gewesen, daß zwischen Kirchlich und Außerkirchlich streng geschieden wäre. Denn wo gewiegte Kenner verschiedener Meinung sein können und sicher sein werden, darf diese Auswahl nicht den aufführenden Kräften überlassen bleiben, die in vielen, vielleicht den meisten Fällen zu wenig über der Sache schweben, um sicher zu gehen. Als leitender Grundsatz kann dabei gelten, daß die zwar außerliturgische, doch innerkirchliche Andacht um so mehr ist, was sie sein soll, je mehr sie den Geist der liturgischen athmet.

Gedichte von Theresia Gräfin Korff-Schmising-Kerssenbrock, geb. Gräfin Lazansky. 16°. 96 S. Prag, Druck der Cyrillo-Methodschen Buchdruckerei, 1885.

Der Wunsch der Herausgeber dieser Gedichte dürfte sich erfüllen: „Freunde und Freundinnen" der Verstorbenen werden „das freundlich Gebotene freundlich entgegennehmen zur Erinnerung an die Heimgegangene". Diese schlichten, in jeder Hinsicht, wir möchten fast sagen, kindlich unbefangenen Lieder lassen uns wirklich in ein edles, gotterfülltes Herz blicken. Selbst wir Fernstehende fühlen die Wahrheit dessen, was die herausgebenden Verwandten im Vorwort bemerken, daß nämlich diese „Gedichte nur der Ausfluß einer frommen Seele waren, die von der früheſten Jugend an in allen Lebens-Jahren und -Verhältnissen nach oben gerichtet war und das Bedürfniß

hatte, ihren Gefühlen und Gedanken stillen Ausdruck zu geben; sie sind darum wie die Gebete eines Kindes, einfach, still, unbefangen". Unter den deutschen Gedichten (das Büchlein enthält auch zwei recht charakteristische in französischer Sprache) hat uns besonders das letzte aus dem Jahre 1881 als echtpoetische Situation gefallen. Die Dichterin kommt früh Morgens aus der Wallfahrtskirche hoch droben auf den Bergen und will nun hinunter zum väterlichen Schloß. Sie ist noch in frommer Unterhaltung mit dem Heiland, den sie eben empfangen hat, und sieht dabei vor sich ausgebreitet die morgenschöne, weite, reiche Landschaft — Berg und Thal, Wald und Au, und fern das blaue Meer ... Aber von all der Pracht zieht es sie immer wieder in das eigene Herz zu ihrem Heiland:

Er ist so groß, wir sind so klein,
Doch will er weilen in unserer Mitte;
Er kommt zu uns, tritt bei uns ein,
Der Königssohn in des Bettlers Hütte!
O ewige Liebe, die Ihn vermag,
Zu treten unter der Armuth Dach!

So wohnt Er in uns, so tragen wir Ihn
Als Gast und Herrscher in unserm Herzen!
Hier kann ich nur blicken zum Himmel hin,
Voll Liebe, voll Reue und Schmerzen!
Wie sind wir würdig, wie sind wir werth,
Daß Gottes Sohn bei uns einkehrt?

So lobt Ihn denn, Berge, und lobet Ihn, Höh'n;
So preiset Ihn, funkelnde Sterne!
Sein Lob ertön' in des Windes Weh'n,
Ihn preise das Meer in der Ferne!
Daß aller Orten sein Lob erschallt
Und Himmel und Erde es wiederhallt!

Der heilige Wolfgang in seinem Leben und Wirken. Quellenmäßig dargestellt von Dr. Joseph Schindler, k. k. Regierungsrath, o. ö. Universitäts-Professor. 8°. VI und 204 S. Prag, Rohlicek und Sievers, 1885.

Ein schönes und würdiges Denkmal, das der Verfasser in dieser Schrift einer der liebenswürdigsten Gestalten der deutschen Heiligen setzt, aber auch ein schöner und erhebender Gegenstand für den Biographen. Es ist von Herzen zu wünschen, daß das Interesse, welches Deutschland und seine östlichen Nachbarländer diesem Heiligen schuldig sind, auch auf dieß Buch sich übertragen möge. Wolfgang gehört durch seine Abstammung dem Schwabenlande, durch seine Studien Reichenau und Würzburg, durch seine erste, fast achtjährige ascetische und scholastische Thätigkeit dem Trierer, durch sein Zusammen-Leben und -Wirken mit dem hl. Bruno dem Kölner Erzstifte, als Mönch dem Kloster Einsiedeln und der Schweiz, als Missionär und Apostel den Ungarn, als Freund ihrer großen Bischöfe Ulrich und Pilgrim den Bisthümern Augsburg und Passau, durch seine uneigennützige Mitwirkung bei Begründung des Prager Erzstiftes Böhmen, vor Allem als Kleinod und Krone dem Regensburger Bischofssitze, endlich durch seine Beziehungen zu den beiden großen Ottonen und zu dem heiligen Kaiser Heinrich, dessen Erzieher er war, dem gesammten Deutschland an.

Fügen wir bei, daß all' dieß an der Hand der Quellen mit Liebe erforscht und mit Begeisterung dargestellt ist, so wird es gewiß nicht an Geschichtsfreunden fehlen, die sich aus diesem Buche ein Gesammtbild eines der einfluß- und segensreichsten deutschen Kirchenfürsten werden zu bilden trachten. Aber auch denen, die vor Allem Erbauung, die in erster Linie den „Heiligen" suchen, wird diese Lebensbeschreibung reiches Genügen gewähren.

Die Grafschaft Glatz unter dem Gouvernement des Generals Heinrich August Freiherrn de la Motte Fouqué. 1742—1760. Von Alois Bach. Herausgegeben von Dr. Volkmer, Königlichem Seminar-Director. 8°. 90 S. Habelschwerdt, J. Franke, 1885. Preis: *M.* 1.

Das Büchlein bietet werthvolle und wohlbegründete Beiträge nicht bloß zur Lokalgeschichte Schlesiens, sondern zu wichtigen Episoden der schlesischen Kriege. Besonders ausführlich ist die tragische Geschichte des Priesters (nicht Jesuiten) Andreas Faulhaber, der so recht paschamäßig zum Tode befördert worden. Hoffentlich übersehen unsere Geschichtskönige die bescheidene Leistung nicht, sondern nehmen daraus Veranlassung, der Wahrheit die Ehre zu geben und endlich tendenziös entstellte Thatsachen rückhaltlos zu entschleiern. Auch die Persönlichkeit Fouqué's tritt hier in die rechte Beleuchtung. Daß der Ton des Büchleins ein polemischer, ändert an dem objectiven Thatbestande nichts, stört aber mehrfach eine behagliche Lectüre.

Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Herausgegeben von Dr. Karl Theodor Dumont, Domcapitular. XXIV. Dekanat Hersel, von G. H. Ch. Maaßen, Pfarrer in Hemmerich. 8°. XVI u. 405 S. Köln, Bachem, 1885. Preis: *M.* 5.

Das Dekanat Hersel, dessen Geschichte hier beschrieben ist, liegt zwischen Köln und Bonn und wird seitlich vom Vorgebirge und von den Ufern des Rheinstromes eingeschlossen. Große Straßen und Mauerreste aus römischer Zeit werden fast überall in seinem Boden gefunden und beweisen, daß es Theil nahm an den Geschicken des Römerreiches und auch wohl frühe Anfänge des Christenthums in seinen Grenzen sah. Deutsche Ritter nahmen die von den Römern verlassenen befestigten Plätze ein und stifteten in der Nachbarschaft ihren Bürgern Kirchen und Kapellen, aus denen die heutigen Pfarren sich herausbildeten. Vielleicht geht indessen der hochw. Verfasser zu weit, wenn er fast alle alten Kirchthürme als Theile untergegangener Rittersitze ansieht, indem ja auch in anderen Gegenden manche Gemeinden ihren Kirchthurm und selbst Kirche und Kirchhof so fest und sicher aufbauten, daß sie ihnen in Zeiten der Noth eine Zuflucht und einen vertheidigungsfähigen Aufenthalt boten. Den Umstand, daß der hl. Michael Patron einer Kirche ist, als Sinnbild des Sieges über das Heidenthum und als Anzeichen dafür anzusehen, daß das betreffende Gotteshaus aus der Römerzeit stamme, möchte trotz der Autorität Binterims historisch unhaltbar sein, weil die große Verehrung dieses Erzengels sicher weit nach der römischen Zeit in unser Vaterland kam. Die Inschrift auf einer Glocke zu Alster:

S. T. S. I. S. M. S. A. S. P. T. S. P.
S. T. S. I. S. M. S. P. S. S.

ist schwerlich auf Schenkgeber aus der Familie von Salm zu deuten, sondern, wie das regelmäßig wiederkehrende S(anctus) zeigt, auf die Apostel, indem diejenigen derselben, deren Name gleichlautend beginnt, untereinander und Petrus und Paulus nebeneinander gestellt sind. In der am Ende gegebenen Übersicht über die Münz-

verhältnisse hätte die Zeit, für die sie gelten soll, genauer bestimmt werden müssen, und da die Thaler erst im 16. Jahrhundert in Umlauf kamen, wäre die Bemerkung: „Im Jahre 1245 berechnete man die Mark zu acht Reichsthalern", wenigstens ganz anders zu fassen. Reichen und willkommenen Stoff bietet das Buch für die Geschichte mancher rheinischen Adelsgeschlechter, besonders über die von Groote, Heereman von Zuydwigk, von Kempis, von Merode, von Pütz, von Quad, von Salm und von Weichs. Der Verfasser hat mit Recht auch die Thatsachen in sein Buch aufgenommen, welche der Culturkampf mit seinen Processen und Strafen über die Geistlichen und die Pfarren brachte. Überall beweist er echt kirchliche Gesinnung und historischen Takt. Er hat es verstanden, den trockenen Stoff in gefällige Form zu bringen und verdient so für sein Werk unsern vollen Dank.

Miscellen.

Vorbereitungen zur Feier des Priesterjubiläums Sr. Heiligkeit Papst Leo' XIII. Von dem italienischen Katholikencongreß ist schon im Februar eine Einladung an alle Nationen und Diöcesen ergangen, dieses Fest durch zeitige Vorbereitung zu einem möglichst glänzenden zu gestalten. In das Programm ist dießmal nicht bloß eine „heilige Vereinigung zum Gebete", zu gemeinschaftlichem „Meßalmosen" und zu „Wallfahrten" nach Rom aufgenommen, sondern auch „eine Vaticanische Ausstellung von Gegenständen der katholischen Kunst und Industrie, welche Sr. Heiligkeit gewidmet werden solle, mit besonderer Berücksichtigung jener Zweige, die sich auf den Gottesdienst beziehen". Um dieß zu ermöglichen, hat eine Commission des Katholikencongresses, unter Leitung des Herrn J. Acquaderni in Bologna, die Gründung eines eigenen Organs in Aussicht genommen und ladet alle Zeitungen und Zeitschriften ein, sich mit ihr in's Einvernehmen zu setzen.

In Holland, von wo aus Pius IX. dreimal eine derartige, zugleich religiöse und wissenschaftliche Huldigung in ausgezeichneter Weise dargebracht worden ist, hat der Vorschlag begeisterte Aufnahme gefunden. Anknüpfend an die höchst ehrenvollen Worte, worin Pius IX. bei der zweiten Huldigung dem leitenden Comité seinen Dank und seine volle Anerkennung hatte ausdrücken lassen, widmet die katholische Literaturzeitung „De wetenschappelijke Nederlander" dem neuen Vorschlag folgende Empfehlung:

„Im Anschluß an jenes Wort Pius' IX, der unsern Plan als einen großartigen und höchst preiswürdigen schätzte und unsere Huldigung als eine sinnreiche Huldigung belobte, wird hier appellirt an alle katholischen Männer der Kunst oder der Wissenschaft in den Niederlanden, die mit Fug den treuergebensten Kindern der Kirche, den hervorragenden Söhnen des Vaterlandes beigezählt werden dürfen; es wird appellirt an alle Katholiken, die das Wohl der

menschlichen Gesellschaft in unserm Vaterlande an erster Stelle durch Wissenschaft und Kunst befördern wollen, damit auch jetzt in einer Reihe von Werken für Zeitgenossen und Nachkommen offenkundig werde, was die Katholiken in Holland auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst zu leisten vermochten zur

Huldigung für Leo XIII.

bei Gelegenheit seines goldenen Priesterjubiläums.

Bei gutem Willen kann es jetzt an Zeit nicht fehlen; denn das ersehnte Fest wird, so Gott will, am 25. December 1887 stattfinden.

Wer von aufrichtig gutem Willen beseelt ist, kann noch anfangen und zu Ende führen. Und wie Viele haben nicht ein Werk bereits im Entwurf oder schon weiter fertig: kann es einen edleren Sporn zur Vollendung desselben geben, als das Jubiläum?

Ein geeignetes Mittel, um den Druck eines Werkes alsdann fertiggestellt zu sehen, bietet sich jetzt auch darin, daß man mit dem einen oder dem andern Herausgeber fortlaufender Serien von Werken oder von Zeitschriften darüber in Unterhandlung tritt.

Auch Separat-Abdrucke wichtiger Abhandlungen in unseren Zeitschriften — am liebsten dann auf Papier bester Qualität, mit einem Vorwort — werden angenommen.

Jede Buchdruckerfirma, jeder katholische Buchhändler in Holland wird gewiß darauf halten, bei diesem Huldigungszuge nach Rom gut vertreten zu sein.

Auch werden sich wohl Vereine finden, welche die Druckkosten eines oder mehrerer Werke, die zu diesem Ehrengeschenke gehören, zu decken bereit sind.

Selbst Privatleute, mit denen wir darüber Rücksprache genommen, haben sich geneigt erklärt, dieses oder jenes Werk ganz oder theilweise auf ihre Rechnung zu nehmen.

Verschiedene Buchdruckerfirmen haben uns für besagten Zweck besonders günstige Bedingungen zugestanden.

Die Architektur, die Malerei und Sculptur können durch Kupferstiche oder Photographien ihrer Schöpfungen vertreten werden; die Ätz- und Gravirkunst durch Abdrücke, die Tonkunst durch ihre Werke in Abschrift oder Druck. Jeder, der seinen Beitrag in Druck darbietet, wird ersucht, auch etwas Eigenhändiges in Zeichnung oder Schrift beizufügen.

Und nun möge es uns verstattet sein, als Ausgangs- und Vereinigungspunkt unserer Huldigung die Hauptstadt des Reiches zu bezeichnen.

Dort haben wir jetzt schon in einer auserlesenen Schaar von Mitarbeitern das Beispiel, womit jeder katholische Niederländer so gerne Amsterdam voranleuchten sieht, um sich ihm mitwirkend anzuschließen.

Wohlan denn! so möge man uns Gelegenheit geben, recht bald aus allen Provinzen des Reiches eine stattliche Reihe von Mitarbeitern namhaft machen zu können. Wir ersuchen höflich, die Zusage der Mitwirkung an die folgende Adresse einsenden zu wollen:

An die Redaction des ‚Wetenschappelijke Nederlander'.
Amsterdam, Spuistraat 249.

Zu Amsterdam haben schon jetzt — eine zweite Liste folgt später — ihre Mitwirkung und ihren Beitrag auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zugesagt:

P. Arendzen, Kunstgraveur; van den Bosch, Bildhauer; P. J. H. Cuypers, Architekt des Museumsgebäudes; Jos. Cuypers, Civilingenieur, Architekt; E. G. H. Cuypers, Architekt; Louis van Erve Dorens, Kunstmaler; L. Jüngener, Bildhauer,

Lehrer an der Landesschule für Kunst; B. van Hove, Bildhauer; Henriette van Hove, Kunstmalerin; v. d. Kinderen, Kunstmaler; W. B. G. Molkenboer, Director der Landesnormalschule für Zeichenunterricht; C. F. Phlippeau, Kunstmaler; W. A. Smit, Tonkünstler; R. Stang, Kunstgraveur, Prof. an der Landesakademie für bild. Künste; F. Stracké, Bildhauer., Prof. an der Landesakademie ꝛc.; Georg Stürm, Kunstmaler, Lehrer an der Landesschule für Kunst; Ant. Sterck, Kunstmaler; C. Ed. Taurel, Kunstgraveur; F. J. A. Vos, Director, Abth. Industrieschule; J. B. Westerwoudt, Kunstmaler.

Die Liste der Mitarbeiter auf dem Gebiete der Literatur und der Wissenschaft wird in einer spätern Nummer gedruckt; hier genüge die Mittheilung, daß sie schon Namen enthält wie die folgenden:

Jos. Alb. Alberdingk-Thijm, Prof. an der Landesakademie für bildende Künste; P. van Bergen, C. SS. Redempt.; Eug. Schaepman, S. J.; H. van Schijndel, S. J.; Melati van Java; Ant. L. De Rop; Mr. Lindaal Jacobs.

Noch ist diese Liste von Amsterdam nicht vollständig."

So sehr die gegenwärtige Lage der deutschen Katholiken eine entsprechende Betheiligung an dieser „Vaticanischen Ausstellung" erschwert, so wäre es doch gewiß der Mühe werth, wenigstens in Erwägung zu ziehen, was in dieser Richtung etwa geschehen könnte. Die katholischen Schriftsteller, Dichter und Journalisten könnten wohl unschwer ein passendes Festalbum und eine dasselbe begleitende Sammlung von Schriften zusammenbringen, welche ihrer Thätigkeit für die kirchlichen Interessen Ausdruck geben. Maler, Bildhauer, Architekten würden gewiß mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, ihre Begeisterung für die religiösen Ideale zu bethätigen — und in Bezug auf „Kirchenschmuck" und „Kirchenmusik" hat Deutschland selbst in den Jahren der größten Bedrängniß so viel Treffliches geleistet, daß eine Auswahl des Schönsten dem gemeinsamen Vater Aller sicherlich die herzlichste Freude bereiten würde.

Ist Voltaire's Glaubensbekenntniß vom Jahre 1769 „gefälscht" und „ein Muster pfäffischer Intriguenkunst"?

Seltsamer Weise sind uns über eine interessante geschichtliche Frage in diesen letzten Monaten von zwei verschiedenen, von einander unabhängigen Schriftstellern die denkbar verschiedensten Meinungen zu Gesicht gekommen. Da, wie gesagt, die Sache an sich nicht ohne großes Interesse ist, bringen wir sie um so lieber auch hier zur Sprache, als sie einen neuen Beitrag zur „historischen Kritik" einer gewissen deutschen Schule liefert.

Es handelt sich um eines der verschiedenen „Glaubensbekenntnisse" Voltaire's und zwar um dasjenige von 1769. Während nun ein französischer Schriftsteller, Dr. Bonnejoy, in der Pariser Revue du monde catholique (1er Mars 1885, p. 525—545) unter Beibringung vermeintlich beweiskräftiger Actenstücke zu erhärten sucht, Voltaire habe dieses „Glaubensbekenntniß" nicht bloß wirklich abgelegt, sondern auch von Herzen und in vollster, wenigstens augenblicklicher Aufrichtigkeit und wahrer Herzensbekehrung abgegeben — kommt Dr. Richard Mahrenholtz in seinem „Voltaire's Leben und Werke. Erster Theil. S. 20" und besonders in einer Besprechung unseres „Voltaire" in der neuen Wiener „Österreichischen Lit.-Zeitung Nr. 7" mit der erneuten Behauptung von der „Fälschung" jenes Glaubensbekenntnisses, ja nennt dasselbe ein „Muster pfäffischer Intriguenkunst".

Wir glauben gegen Dr. Bonnejoy's Ansicht nicht eigens ankämpfen zu sollen. Selbst wenn sie nicht „zu schön wäre, um wahr sein zu können", würde ein genaues Studium der von ihm beigebrachten Beweisstücke die Unhaltbarkeit derselben darthun. Seine Arbeit in der

Revue du monde cath. ist aber eben wegen jener Beweisstücke durchaus von hohem Werthe, nicht zwar als ob sie ein irgend neues Material enthielten, sondern weil sie das bereits bekannte und vielfach verwerthete neuerdings als authentisch darthut und seiner Gesammtheit nach vorführt.

Dr. Bonnejoy ist nämlich seit 25 Jahren im Besitze einer Documentensammlung, welche seinerzeit Msgr. Biord, Bischof von Annecy, veröffentlichen ließ und welche die nothwendigen authentischen Daten zur Beurtheilung des in der Diöcese Biords geschehenen Doppelsacrilegs, d. h. der sacrilegischen Ostercommunionen Voltaire's in den Jahren 1768 und 1769 enthält. Bischof Biord gab die Sammlung bald nach der zweiten Communion (siehe unten) heraus und beanspruchte für sie das auch nicht beanstandete Recht vollster, authentischer Beweisstücke. Die Broschüre ist äußerst selten geworden; es scheint sogar bis jetzt, daß die des Dr. Bonnejoy die einzig bekannte, vollständig erhaltene ist. Seltsamer Weise fehlt sie auch in den besseren Quellenverzeichnissen zu Voltaire's Leben, während eine andere Broschüre von 84 Seiten, die den Titel führt: Relation de la maladie, confession et fin de M. de Voltaire avec son testament etc., Genève 1763, aufgezählt ist, obwohl sie sich schon durch die Jahreszahl ihres Erscheinens als ein werthloses Pamphlet kundgibt. Die meisten Voltaire-Biographen der neuern Zeit benutzten nur Auszüge der Biord'schen Broschüre, während ältere, z. B. Harel in Frankreich und Zabuesnig in Deutschland, ganze Documente daraus mittheilten. Es war darum angezeigt, daß Dr. Bonnejoy in der Revue du monde cath. wieder einen Abdruck der wirklich wichtigen Actenstücke, insofern sie auf die Thatsachen Bezug haben, besorgte: nur hätten wir gewünscht, daß dieser Abdruck mit der bei deutschen Neudrucken gebräuchlichen diplomatischen Genauigkeit und absoluter Vollständigkeit erfolgt, und daß auch das offenbar Nebensächliche zu seinem Rechte gekommen wäre — kurz, daß der Besitz des Abdruckes den des Originals wissenschaftlich ersetzen könnte. Wir geben im nachstehenden Artikel alle mitgetheilten Documente unverkürzt nach dem Abdruck Bonnejoy's, indem wir sie zwar in unsere Erzählung verflechten, aber der Reihenfolge nach mit laufender römischer Ziffer bezeichnen.

Am 7. Mai 1768 hatte d'Alembert an Friedrich II. geschrieben: „Der Patriarch (Voltaire) hat Agar (Voltaire's Nichte, Frau Denis) aus seinem Hause gejagt; er hat das göttliche Frühstück genommen, hat

sich dessen eine Bescheinigung geben lassen und dieselbe nach Versailles geschickt: ein sicheres Zeichen irgend einer neuen Verfolgung."[1]

Es scheint in der That, daß Voltaire um die Osterzeit des Jahres 1768 von Frankreich aus endlich Schritte zur Bestrafung seines gottlosen Treibens fürchtete. Auf Antreiben des Erzbischofs von Paris soll besonders die damals schwer erkrankte Königin ihrem Gemahl das Versprechen abgenommen haben, Voltaire, der sich durch seine Schriften auch gegen die Staatsgesetze auf das Schwerste versündigt hatte, bei seinem nächsten Erscheinen auf französischem Boden festnehmen zu lassen. Vielleicht auch wollte Voltaire endlich wieder nach Paris, wohin doch im Grunde sein ganzes Herz sich sehnte, was er auch sonst Schlechtes über die Stadt und ihre Bewohner sagen mochte. Kurz, eines Tages verließ die saubere Agar-Denis das Haus ihres Onkels (3. März), wie Laharpe dasselbe Haus kurz vorher mit seiner Frau verlassen hatte. Des Staunens in der großen Welt wollte sich kein Ende finden, und Voltaire hatte alle Hände voll zu thun, in Briefen nach allen Weltgegenden die Abreise der Nichte in irgend einer Weise zu erklären, und wie gewöhnlich erfand er lieber hundert falsche Gründe, statt den einen wahren anzugeben.

Allein mit dem Verstoßen Agars und der sonstigen Säuberung des Hauses begnügte sich dieses Mal der Patriarch nicht. Man hörte in Paris allerlei unglaubliche Neuigkeiten über Voltaire's Bekehrung, und die Freunde glaubten den Büßer selbst darüber befragen zu sollen. „Ich bin noch nicht Carthäuser geworden," schreibt darum Voltaire an Choiseul (1. April 1768), „weil ich gar zu geschwätzig bin, aber ich halte regelmäßig meine Ostern und lege zu Füßen meines Crucifixes alle Verleumdungen Frérons und Pompignans, welche mir all jene gottlosen Kleinigkeiten zuschreiben, die Marcus-Michel seit drei oder vier Jahren in Amsterdam gegen die reinsten Lichter der Theologie druckt."[2] An d'Argental, der Voltaire wegen des Jesuiten Adam geneckt, schreibt er denselben Tag: „Ich möchte deren zwei (Jesuiten) haben; und wenn man mich gar zu sehr ärgert, laß ich mir von ihnen die Communion zweimal des Tages reichen."

---

[1] Da wir an dieser Stelle unmöglich auf die einzelnen zu erwähnenden Personen, ihre Stellung zu Voltaire u. s. w. eingehen können, verweisen wir für das Allgemeine auf unsere größere Arbeit über Voltaire.

[2] Diese Pamphlete sind natürlich trotz dieser Läugnung Voltaire's eigenste Arbeiten. Der Amsterdamer Drucker heißt Michael Rey.

Diese und ähnliche Briefe fallen in die Charwoche 1768. Voltaire war allein mit seinem protestantischen Secretär Wagnière und der Dienerschaft. Eines Tages, Mittwoch oder Gründonnerstag, war ein Mönch zum Essen im Schloß eingeladen, und Voltaire sagte zu ihm: „Pater, um des guten Beispiels willen habe ich vor, nächsten Sonntag meine Ostern zu halten. Ich denke, Sie werden mir zu diesem Zwecke wohl die Absolution geben." — „Recht gerne," antwortete der Mönch, „ich gebe sie Ihnen." Der protestantische Secretär, dem wir den Bericht verdanken, behauptet, die Sache sei durchaus so einfach vor sich gegangen. Ob's wahr ist? Ob wirklich der Mönch seine Pflicht so sehr vergessen haben soll? Wir glauben's nicht, allein für das Gegentheil haben wir auch kein geschichtliches Zeugniß. Am Ostersonntag lud Voltaire den Secretär und seine Dienerschaft zu einem feierlichen Kirchgang ein. Grimm in seiner Correspondance littéraire (VI 23 ss.) und Bachaumont in seinen Mémoires (IV 24 s.) beschreiben uns die seltsame Procession, welche sich an jenem Ostermorgen vom Schloß zu der Pfarrkirche von Ferney bewegte.

Vor dem Schloßherrn trug man das übliche Weihebrod, welches der Patron bei solchen Gelegenheiten dem Pfarrer zu schenken hatte. Zu größerer Feierlichkeit hatte man dieses Mal sechs schwere Wachskerzen eigens aus Lyon kommen lassen. Zwei Jagdwärter waren als Schweizer gekleidet und trugen Hellebarden. Sie schritten zu beiden Seiten des Herrn. Hinter ihm kam sein Gesinde, darunter der Architekt mit dem Plan der Kirche, die Voltaire hatte bauen lassen. Den Zug beschlossen außer zwei anderen Jagdwärtern mit aufgepflanztem Bajonett einige Musiker mit Trommeln und Pfeifen. P. Adam, Voltaire's Hauskaplan, stand an der Kirchthüre und war in seiner bornirten Unschuld selig über die Bekehrung seines Herrn. Wagnière läugnet freilich die Wahrheit dieser Beschreibungen. Indeß müssen sie so ganz unwahr doch nicht sein, denn am 4. October 1768 schreibt d'Alembert an Friedrich II.:

„Die Schweizer haben ein Bild gemacht, wie der bekehrte Voltaire zur Beichte geht ... Man sieht Voltaire, wie er, den Rosenkranz in der Hand, von seinen Jagdwärtern begleitet, von seinem P. Adam, der Köchin und dem Kutscher gefolgt, daherschreitet. Ein Affe trägt ihm das Kreuz vor, der Esel aus der Pucelle, den man hinter ihm führt, läßt unter seinem Schwanz alle Broschüren (Voltaire's), besonders das kleine Gedicht gegen Ihre Freunde, die Genfer, herausfallen." Auch der Bi-

schof (vgl. unten Nr. III) beklagt sich über die seltsame Begleitung Voltaire's bei diesem Kirchgang.

So gelangte man in das Gotteshaus. Voltaire communicirte, erhob sich dann, wendete sich zum Volke und begann eine Art von Predigt. „Das Naturgesetz ist das älteste," hob er an, zum größten Schrecken des Pfarrers, der noch mit dem Ciborium an der Communionbank stand. Dann nahm er besonders einen Bauer auf's Korn, den er im Verdacht eines auf dem Schlosse begangenen Diebstahls hatte, und legte in beredten Worten die Pflicht des Schadenersatzes dar. Er ermahnte den vermeintlichen Sünder, sich mit Gott auszusöhnen, sowie anzuerkennen, daß er es nur ihm, dem Gutsherrn, zu danken habe, wenn er noch nicht am Galgen hänge, und so solle er denn wenigstens jetzt seinem Pfarrer und ihm (Voltaire) seine Schuld beichten. Mehr hielt der arme Pfarrer nicht aus; rasch wandte er sich zum Altar und wollte die heilige Messe fortsetzen. Voltaire sagte noch eilends einige lobende Worte für den Priester und kehrte nun auch seinerseits zur Herrenbank zurück. Nach der Messe verlangte er vom Pfarrer eine Bescheinigung über die erfüllte österliche Pflicht und kehrte in der obenbeschriebenen Weise auf's Schloß zurück [1].

Wenn Voltaire sich von diesem entsetzlichen Sacrileg irgend günstige Wirkungen versprochen, so hatte er sich auf das Gründlichste getäuscht. Er hatte es bei Freund und Feind verdorben.

D'Alembert hatte Recht, wenn er (31. Mai) an den Patriarchen schrieb: „Ich fürchte, Sie haben durch diese, Ihnen vielleicht sehr gefährliche Komödie nichts gewonnen." Voltaire hatte nämlich am 27. April dem Freunde die „Komödie" in folgender Weise gemeldet: „Ja, ich habe meine Ostern gehalten, und was noch mehr ist, ich habe in Person das gesegnete Brod überreicht; es war ein sehr guter Kuchen für den Pfarrer. Ich liebe es, alle meine Pflichten zu erfüllen; ich dulde kein weltliches Vergnügen mehr; ich habe die priesterlichen Gewänder, welche zu den Aufführungen der Semiramis dienten, gereinigt, indem ich sie der Sakristei meiner Kapelle übergab; ich könnte sehr gut aus meinem Theater eine Schule für die kleinen Knaben machen und diese dort den Ackerbau erlernen lassen. Nach alledem fordere ich kühn alle Jansenisten und Molinisten heraus, und, falls man fortfährt, mich zu verleumden, so

[1] Vgl. Grimm a. a. O. — Bachaumont l. c. p. 12. — Wagnière, Mémoires, I. 71 ss.

werde ich auch diese neuen Prüfungen zu Füßen meines Crucifixes niederlegen. Ich beabsichtige, Sie für den Fall meines Todes mit meinem Heiligsprechungsproceß zu betrauen."

An d'Argental schrieb er (22. April 1768): . . . „Mein göttlicher Engel, obwohl die Gründe, warum ich meine offene Tafel mit dem Tische des Herrn vertauscht habe, einen Excommunicirten, wie Sie, langweilen könnten, so sehe ich mich doch in die Nothwendigkeit versetzt, sie Ihnen auseinanderzusetzen.

1. Es war das eine Pflicht, welche ich — falls ich mich recht erinnere — mit Madame Denis ein- oder zweimal erfüllt habe.

2. Es ist ein Unterschied zwischen einem armen Landbauer und euch Pariser Herren, die ihr Alles gethan habt, wenn ihr um Mittag zu den Tuilerien spaziert seid; ich muß das geweihte Brod in meiner Pfarrkirche persönlich überreichen. Ich bin hier allein meiner Art gegen zweihundertfünfzig ängstliche Gewissen, und wenn's nur einer, von den Gesetzen vorgeschriebenen Ceremonie bedarf, um sie zu erbauen, so muß man sich aus ihnen nicht zweihundertfünfzig Feinde machen . . .

8. Man kann mir keine Heuchelei vorwerfen, weil ich keine Absicht dabei habe.

9. Ich bitte als um eine besondere Gnade darum, daß diese meine Gründe verbrannt werden, nachdem man sie anerkannt oder verurtheilt hat. Ich will noch lieber von Ihnen, als am Fuße der großen Stiege verbrannt werden."

Am 11. April hatte auch der Bischof von Annecy, Msgr. Biord, Kunde von dem schrecklichen Sacrileg in Ferney, und der würdige Prälat hielt es für seine Pflicht, den frechen Sünder zur Rechenschaft zu ziehen. Es geschah dieß in einem sehr geschickt abgefaßten Brief, in welchem der Bischof die Aufrichtigkeit der Bekehrung Voltaire's voraussetzt, dann aber mit christlichem Freimuth die nöthigen Folgerungen aus dem geschehenen Schritte zieht. Der Bischof schreibt:

Nr. I. „Mein Herr!

Man sagt, Sie haben Ihrer Osterpflicht genügt. Viele Personen sind davon durchaus nicht erbaut; denn sie bilden sich ein, es sei bloß eine neue Komödie, welche Sie dem Publikum vorgespielt haben, indem Sie mit dem Heiligsten, was die Religion besitzt, Ihr frevles Spiel getrieben. Ich selbst, mein Herr, denke viel liebreicher; ich kann mich nicht überreden, daß Herr von Voltaire, dieser große Mann unseres Jahrhunderts, der sich beständig als einen, in Folge seiner aufgeklärten Vernunft und der Principien einer

hehren Philoſophie über alle Menſchenfurcht, Vorurtheile und Schwächen der Menſchheit erhabenen Geiſt angekündigt hat, — fähig geweſen ſein ſoll, ſeine wahren Geſinnungen zu verläugnen und zu verbergen durch einen Act der Heuchelei, der allein hinreichte, ſeinen ganzen Ruhm zu verdunkeln und ihn in den Augen aller denkenden Perſonen herabzuſetzen. Ich habe glauben müſſen, daß die Aufrichtigkeit beſtändig der Charakter Ihrer Schritte war.

Sie haben gebeichtet, Sie haben communicirt, Sie haben es alſo aufrichtig gethan, als ein wahrer Chriſt, — Sie haben es gethan mit der Überzeugung deſſen, was der Glaube Sie über das Sacrament lehrt, das Sie empfangen haben. Die Ungläubigen können ſich alſo deſſen nicht mehr rühmen, daß Sie an ihrer Spitze ſchreiten und das Banner des Unglaubens ihnen vortragen; das Publikum hat alſo nicht mehr das Recht, Sie als den größten Feind der chriſtlichen Religion und ihrer Diener zu betrachten; kann es ſich auch trotz der von Ihnen in einige Zeitungen eingerückten Proteſte nicht einreden, daß Sie nicht der Urheber einer Maſſe von Schriften, Broſchüren und Werken ſeien, welche voll der Gottloſigkeit ſchon ſo viele Unordnung in der Geſellſchaft, ſo viele Ausſchreitungen in den Sitten, ſo viele Profanationen im Heiligthum veranlaßt haben, — ſo wird es doch wenigſtens glauben, daß Sie endlich in ſich gekehrt und entſchloſſen ſind, ähnliche Hervorbringungen nicht mehr an's Tageslicht zu ſtellen, und daß Sie durch einen ſo auffallenden Act, wie es doch jener in Ihrer Pfarrkirche am Oſtertag vollzogene war, ein öffentliches Ehrenzeugniß zu Gunſten jener Religion ablegen wollten, in welcher Sie geboren ſind, und welcher ſo ausgezeichnete Talente, wie die Ihrigen, hätten unendlich nützlich ſein können, wenn Sie dieſelben ihr gewidmet hätten. Es wird endlich hoffen, daß Sie dieſen erſten Act bekräftigen werden durch eine ihm gleichförmige Geſinnung und Aufführung in Zukunft, daß Sie das Werk einer gleichſam ſkizzirten Bekehrung vervollkommnen und ſo allen braven Leuten einen gerechten Anlaß geben werden, Gott zu danken und ihn für eine Bekehrung zu preiſen, welche ihrer Freude und ihrem Troſte die Krone aufſetzen wird.

Wenn man Sie am Tag Ihrer Communion geſehen hätte, wie Sie, ſtatt ſich für berufen zu halten, dem Volk in der Kirche über Diebſtahl und Raub zu predigen — was alle Anweſenden geärgert hat — derſelben Zuhörerſchaft als ein anderer Theodoſius durch Ihre Seufzer und Thränen die Aufrichtigkeit Ihres Glaubens, die Lauterkeit Ihrer Reue und die Verwerfung aller Arten von Ärgerniß bethätigten, die man in der Vergangenheit in Ihrer Art zu denken und zu handeln erblicken konnte, — ſo wäre Niemand mehr in der Lage geweſen, Ihre Beweiſe und ſcheinbaren Proben Ihrer Religioſität in Zweifel zu ziehen. Man hätte Sie beſſer auf den heiligen Tiſch vorbereitet geglaubt, dem zu nahen nach den Lehren unſeres Glaubens ſelbſt den Heiligſten und Reinſten nur mit einem gewiſſen frommen Schauder geſtattet iſt; man wäre mehr erbaut geweſen, Sie an dieſem Tiſche zu erblicken, und vielleicht auch hätten Sie ſelbſt mehr Nutzen aus dem Empfange des Sacramentes gezogen.

Indeß, was es auch immer mit der Vergangenheit, die ich dem Urtheil des höchſten Erforſchers der Herzen und Gewiſſen überlaſſen muß, auf ſich habe, die Früchte werden uns über die Natur des Baumes aufklären, und ich hoffe, Sie werden durch das, was Sie in Zukunft thun werden, keinen Zweifel an der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit deſſen aufkommen laſſen, was Sie ſchon gethan haben. Ich rede mir dieß um ſo lieber ein, als ich es mit Sehnſucht herbeigewünſcht habe; mir liegt nichts ſo ſehr am Herzen als Ihr Heil, und ich kann nicht vergeſſen, daß ich, als Ihr Hirt, Gott Rechenſchaft von Ihrer Seele ebenſo wie von allen denen ablegen muß, die mir die göttliche Vorſehung anvertraut hat.

Ich ſage Ihnen nicht, mein Herr, wie ich über Ihren Zuſtand geſeufzt, wie viel Gebete ich bereits für Sie dem Vater der Erbarmungen dargebracht habe, damit er ſich endlich würdige, Sie zu erleuchten mit jenem himmliſchen Licht, das zugleich die Wahrheit zu erkennen und ſie zu lieben, wie ihr zu folgen lehrt. Ich beſchränke mich, Sie darauf hinzuweiſen, daß die Zeit drängt, daß es für Sie von der höchſten Wichtigkeit iſt, keinen jener koſtbaren Momente zu verlieren, welche Sie noch nützlich für die Ewigkeit anwenden können. Ein ausgelebter, unter der Laſt der Jahre gebeugter Körper ermahnt ſie genugſam, daß auch Sie jenem Ende nahen, bei dem vor Ihnen alle jene berühmten Männer der Vergangenheit angekommen ſind, von welchen heute noch kaum ein Andenken lebt. Indem ſie ſich durch den falſchen Glanz eines Ruhmes, der ebenſo frivol als flüchtig war, blenden ließen, hat die Mehrzahl von ihnen den Blick auf die ewigen Güter und den unſterblichen Ruhm verloren, die doch würdiger waren, das Ziel ihres Strebens und Mühens zu ſein. Gebe der Himmel, daß Sie, klüger und weiſer denn jene, ſich in Zukunft nur mit der Erreichung jenes höchſten Glückes beſchäftigen, welches allein im Stande iſt, die Leere eines Herzens auszufüllen, das hier auf Erden nichts findet, wodurch es befriedigt werden könnte.

Das werde ich ohne Unterlaß durch meine heißeſten Gebete von Gott erflehen, und ich *muß* ſo handeln: ſo heiſcht es das lebendige Intereſſe für Sie, ſo der Eifer, der mich für Ihr Heil beſeelt, ſo alle Gefühle meines Herzens für Sie, mit denen ich die Ehre habe zu ſein ꝛc."

Beim Empfang dieſes Briefes fühlte ſich Voltaire trotz der überaus milden und vorſichtigen Sprache, oder vielleicht eben wegen derſelben, nicht ganz gemüthlich und ſicher. Ehe er den rechten Ton einer Antwort findet, vergehen fünf Tage. Dann ſchreibt er dem Biſchof:

Nr. II. „Monſeigneur!

Wenn meine Krankheiten es mir erlaubt hätten, ſo hätte ich ſofort auf den Brief antworten müſſen, mit dem Sie mich beehrt haben.

Dieſer Brief verurſacht mir viel Genugthuung, aber er hat mich dennoch etwas in Erſtaunen geſetzt. Wie können Sie nur es mir nicht Dank wiſſen, wenn ich die Pflichten erfülle, von denen jede Herrſchaft in ihrem Gebiete das Beiſpiel geben muß, von denen kein Chriſt ſich freiſprechen ſoll und die

ich schon oft erfüllt habe? Es genügt nicht, seine Vasallen den Schrecken der Armuth zu entreißen, ihre Ehen zu begünstigen, nach Kräften zu ihrem zeitlichen Wohle beizutragen; man muß sie auch erbauen, und es wäre sehr außergewöhnlich, wenn der Herr einer Pfarrei nicht in der Kirche, die er gebaut hat, dasjenige thäte, was die vorgeblich Reformirten (prétendus Réformés) in ihrem Tempel nach ihrer Art thun.

Ich verdiene gewißlich nicht das Lob, welches Sie mir gütigst spenden, ebenso wenig als ich jemals die Verleumdungen der literarischen Insekten verdient habe, welche von allen anständigen Leuten verachtet sind und von einem Manne Ihres Charakters eigentlich nicht gekannt sein dürfen. Je mehr man zunimmt an Alter, um so mehr muß man von seinem Herzen alles fernhalten, was dasselbe verbittern könnte, und das Beste, was man gegen die Verleumdung thun kann, ist, daß man sie vergißt. Jeder Mensch muß Opfer bringen; jeder Mensch weiß, daß all die kleinen Wechselfälle, welche dieses kurze Erdenleben trüben können, sich in der Ewigkeit verlieren, daß die Hingabe an Gott, die Liebe des Nächsten, die Wohlthätigkeit das Einzige sind, welches uns vor dem Schöpfer der Zeiten und aller Wesen bleibt. Ohne diese Tugend, welche Cicero die Charitas generis humani nennt, ist der Mensch nur der Feind des Menschen, er ist nur der Sklave der Eigenliebe, der eitlen Größe, der frivolen Auszeichnungen, des Stolzes, des Geizes und aller Leidenschaften; wenn er aber das Gute aus Liebe zum Guten selbst thut, wenn dieses reine und durch das Christenthum geheiligte Pflichtgefühl in seinem Herzen die Herrschaft führt, so kann er hoffen, daß Gott, vor dem alle Menschen gleich sind, nicht jene Gefühle verwerfen wird, deren ewige Quelle er selbst ist. Ich vernichte mich mit Ihnen vor ihm, und da ich die Formeln nicht vergesse, welche die Menschen unter sich eingeführt haben, so habe ich die Ehre, mit Verehrung zu sein u. s. w.

P. S. Sie sind zu wohl unterrichtet, um nicht zu wissen, daß in Frankreich der Patron einer Pfarre verpflichtet ist, bei Vertheilung des geweihten Brodes seine Hörigen von einem Diebstahl zu unterrichten, der um jene selbe Zeit, selbst mit Einbruch, geschehen war, und Sorge zu tragen, daß das Nöthige geschehe. Er hat diese Pflicht gerade so, wie er diejenige hat, bei eintretendem Brand im Dorfe Alarm zu geben und Wasser kommen zu lassen — das sind Polizeiangelegenheiten, die seines Amtes sind."

Bei diesem Brief trifft zu, was man scherzweise von den Schreiben der Damen sagt, die Hauptsache steht in der Nachschrift. So sehr auch der Stachel in dem ersten Brief des Bischofs verborgen war, der Schuldige hat ihn gefühlt und sucht sich darum in seiner Weise dagegen zu wehren. In den frommen Brief hätte natürlich die ziemlich freche Phrase nicht gepaßt, so kam sie denn an den Schluß und hatte um so mehr Wirkung.

Nach dieser Antwort des Patriarchen konnte auch der Bischof in anderem Tone reden.

Nr. III. „Mein Herr!

Ich habe nur deßhalb die Antwort auf Ihren Brief vom 15. d. M. aufgeſchoben, weil ich bis heute keinen freien Augenblick hatte, indem ich beſtändig mit den ſogen. Exercitien und der Synode beſchäftigt war.

Ich mußte nothwendig überraſcht ſein, daß Sie ſich anſtellen, als wenn Sie nicht verſtänden, was doch in meinem Briefe ſehr verſtändlich war, und daß Sie vorausſetzen, ich wiſſe Ihnen Dank für eine politiſche Communion, an der ſich die Proteſtanten ebenſo ſehr als die Katholiken geſtoßen haben. Ich habe mehr als jeder Andere darüber geſeufzt, und wenn Sie ſelbſt weniger aufgeklärt und unterrichtet wären, ſo glaubte ich als Biſchof und Oberhirt die Pflicht zu haben, Ihnen zu ſagen, daß nach ſo vielen Ärgerniſſen, welche Sie dem Publikum ſowohl durch die Ihnen zugeſchriebenen Bücher als auch durch die mehrjährige Unterlaſſung jeglicher Religionsübung gegeben haben, eine Communion nach den wahren Grundſätzen chriſtlicher Sittenlehre zum voraus von Ihnen öffentliche Genugthuung gefordert hätte, die fähig geweſen wäre, die Eindrücke zu verwiſchen, welche man von Ihnen empfangen, ja, daß bis zur genauen Erfüllung dieſer Vorbedingung kein Prieſter, der ſeine Pflichten kennt, Sie hat oder wird losſprechen oder Ihnen erlauben können, zum Tiſche des Herrn zu gehen.

Ohne ſo unterrichtet zu ſein, wie Sie es ohne Grund annehmen, ſo bin ich es doch hinreichend, um zu wiſſen, daß das Betragen eines Patrons der Pfarrkirche, der ſich bis in die Kirche hinein von bewaffneten Wächtern begleiten läßt, und der ſich herausnimmt, während der Feier der heiligen Meſſe dem Publikum Vorhaltungen zu machen, in den Gebräuchen und weiſen Erlaſſen der allerchriſtlichſten Könige keine Rechtfertigung findet, daß im Gegentheil dieſe Gebräuche und Erlaſſe das Predigen immer als das Amt der Pfarrer und nicht als das Recht der Polizeigewalt betrachtet haben, welche Sie der Herrſchaft zuſchreiben.

Sie kündigen mir an, daß Sie ſich mit mir vor Gott, dem Schöpfer der Zeiten und Weſen, vernichten; ich wünſche, daß Sie und ich es mit genügendem Glauben, Vertrauen, Demuth und Reue über unſere Sünden thun, um zu verdienen, daß er auf uns die gnädigen Blicke ſeiner Barmherzigkeit werfe. Ich komme noch einmal, Sie einzuladen, Sie zu bitten und zu beſchwören, jene Ewigkeit nicht aus dem Auge zu verlieren, welcher Sie ſo nahe ſind, und in welcher nicht bloß jene kleinen Wechſelfälle des Lebens, ſondern auch der Stolz menſchlicher Größe, der Überfluß der Reichthümer, der Hochmuth der Schöngeiſter, die falſchen Vernunftſchlüſſe der vorgeblichen menſchlichen Weisheit, überhaupt alles, was zu der täuſchenden Figur dieſer Welt gehört, ſich verliert.

Wenn meine Ermahnungen nicht ganz nach Ihrem Geſchmacke ſind, ſo ſchmeichle ich mir doch mit dem Gedanken, daß Sie wenigſtens überzeugt ſind, nur die Liebe zu meiner Pflicht und der Eifer, zu Ihrem wahren und gründlichen Glücke beizutragen, haben mir dieſelben eingegeben. Manche Perſonen werden ſich von menſchlichen Rückſichten beſtimmen laſſen und Ihnen

eine von der meinigen ganz verſchiedene Sprache reden; aber in Folge eines unwandelbaren Grundſatzes, den ich mir daraus gemacht, nur im Hinblick auf Gott und nach ſeinem heiligen Willen zu handeln, ſuche ich weder die Schmeichelei, noch fürchte ich die Satire, und ich bin vollſtändig gefaßt, eher alle Streiche menſchlicher Bosheit zu erdulden, als irgendwie von dem abzulaſſen, was ich vor Gott als Pflicht meines Amtes erkannt habe.

Wenn ich mich im Übrigen auch der gewöhnlichen, bei den Menſchen eingeführten Formel bediene, ſo werde ich doch mit nicht weniger Aufrichtigkeit mein ganzes Leben hindurch mit dem heißeſten Verlangen nach Ihrem Heil und mit Achtung verbleiben ꝛc."

Auf dieſen entſchiedenen Brief des Biſchofs hin, der Voltaire deutlich genug zeigte, daß Mſgr. Biord weder beſchränkt wie P. Adam, noch ängſtlich wie Pfarrer Gros war, ſuchte der Patriarch nach einem überraſchenden Mittel, ſich möglichſt heil aus der Verlegenheit zu ziehen. Er antwortete daher unter dem 29. April:

Nr. IV a. „Monſeigneur!

Ihr zweiter Brief ſetzt mich noch mehr in Erſtaunen als der erſte. Ich weiß nicht, welche falſche Anſchuldigungen mir ſo viel Bitterkeit von Ihnen haben zuziehen können. Man hat ſehr einen gewiſſen Ancian, Pfarrer des Dorfes von Moens, in Verdacht, der 1762 einen Criminalproceß beim Parlament von Dijon hatte, einen Proceß, in welchem ich ihm dienſtlich war, indem ich die ihn verfolgenden Parteien bewog, ſich mit einer Abfindungsſumme von 1500 Livres und Erſtattung der Koſten zu begnügen. Man behauptet, der Official von Gex habe ſich beklagt, daß die Bürger, gegen welche er wegen der Zehnten klagbar wurde, ſich an mich gewendet haben. Es iſt wahr, daß ſie mich um meine Hilfe angeſprochen, aber ich habe mich in dieſe Angelegenheit nicht eingemiſcht; in Anbetracht, daß die Kirche als unmündig gilt (l'Eglise étant mineure), iſt es unglücklicherweiſe ſehr ſchwer, einen ſolchen Proceß auf gütlichem Wege zu ſchlichten. Ich habe mit meinem eigenen Pfarrer in einem ähnlichen Falle mich abgefunden, freilich, indem ich ihm weit mehr gab, als er verlangte, und ſo kann ich denn ihn unmöglich in Verdacht haben, mich bei Ihnen angeſchwärzt zu haben. In Bezug auf die übrigen Proceſſe zwiſchen meinen Nachbarn glaube ich, ſie alle beigelegt zu haben, und ich ſehe darum nicht ein, wie ich irgend Jemand im Lande Gex Grund gegeben haben ſollte, Ihnen gegen mich zu ſchreiben. Ich weiß, daß ganz G .... den A .... du R ...[1] anklagt, deſſen Namen ich nicht kenne, er ſchreibe nach allen Seiten hin und ſäe überall Verleumdung; aber Gott behüte mich, daß ich ihn eines ſo infamen Treibens beſchuldige, ohne daß ich dafür die überzeugendſten Beweiſe habe. Es iſt tauſendmal beſſer, zu ſchweigen und zu dulden, als den Frieden durch allzu gewagte

[1] „Den Advokaten des Königs."

Klagen zu stören; aber indem ich diesen kostbaren Frieden in meiner Nachbarschaft befestigte, habe ich seit langem geglaubt, auch meiner Person denselben verschaffen zu sollen.

Die Herren Syndici der Landstände, die Pfarrer meiner Länder, ein Civilrichter, ein Oberer eines Ordenshauses, welche eines Tages bei mir zu Besuch waren und sich höchst entrüstet über die Verleumdungen zeigten, welche man damals durch den Pfarrer Ancian zum Dank dafür, daß ich ihn aus den Händen der Gerechtigkeit gerettet hatte, in Umlauf gesetzt glaubte, unterschrieben mir ein Zeugniß, welches diese Verleumdungen zerstörte. Ich habe die Ehre, Monseigneur, Ihnen dieses authentische Stück in einer dem Original gleichlautenden Abschrift zu übersenden. Eine andere Copie sende ich dem ersten Präsidenten des Parlaments von Bourgogne und dem Herrn General-Procurator, um so der Wirkung all der Umtriebe zuvorzukommen, welche Ihre Ehrlichkeit und Billigkeit überrumpelt haben mögen. Sie werden sehen, wie falsch es ist, daß die fraglichen Pflichten bloß in diesem Jahre erfüllt sein sollten; Sie werden zweifelsohne empört sein, daß man Sie so gröblich zu hintergehen gewagt hat. Ich verzeihe von ganzem Herzen Allen, welche diese gehässige Intrigue anzuspinnen gewagt haben; ich beschränke mich darauf, sie zu verhindern, mir zu schaden, ohne ihnen jemals schaden zu wollen; ich versichere Sie, daß der Friede, welcher das beständige Ziel meines Strebens ist, in meinen Ländern nicht getrübt werden soll.

Die literarischen Kleinigkeiten haben durchaus keine Beziehung zu den Pflichten eines Bürgers und Christen; die schöne Literatur ist nur ein Unterhaltungsmittel; die Wohlthätigkeit, die gründliche, nicht abergläubische Frömmigkeit, die Liebe des Nächsten, die Gottergebenheit müssen die Hauptbeschäftigung eines jeden ernstlich denkenden Mannes sein; ich bemühe mich nach Kräften, diesen meinen Verpflichtungen in der Einsamkeit, die ich täglich stiller und tiefer mache, getreulich nachzuleben; allein meine Schwäche entspricht schlecht meinen Bemühungen, und so vernichte ich mich noch einmal mit Ihnen vor der göttlichen Vorsehung; denn ich weiß, daß man vor Gott nur drei Dinge bringt, welche in seine Unermeßlichkeit nicht einzugehen vermögen: unser Nichts, unsere Fehler und unsere Reue. Ich empfehle mich Ihren Gebeten ebenso als Ihrer Billigkeit. Ich habe die Ehre, mit Achtung zu sein ꝛc."

Nr. IV b. „Copie der Bescheinigung, von der oben die Rede war.

Wir Unterzeichnete bestätigen, daß Herr von Voltaire, ordentlicher Kammerherr des Königs, einer der Vierzig der französischen Akademie, Herr von Ferney, Tourney, Prégny und Chambézy, im Lande Gex bei Genf, nicht bloß die Pflichten der katholischen Religion in der Pfarrei Ferney, in welcher er wohnhaft ist, erfüllt hat, sondern auch, daß er die Kirche auf seine Kosten hat bauen und ausschmücken lassen, daß er lange Zeit einen Schulmeister unterhalten hat, daß er auf seine Kosten die unbebauten Ländereien mehrerer Bewohner gerodet, diejenigen, die keinen Pflug hatten, in den Stand gesetzt, einen solchen sich zu beschaffen, ihnen Häuser gebaut, Land abgetreten

hat, und daß Ferney heute die doppelte Zahl von Einwohnern gegen damals zählt, als Voltaire es noch nicht in Beſitz genommen hatte, daß er keinem der Bewohner der Nachbarſchaft ſeine Hilfe verſagt hat.

Aufgefordert, dieſes Zeugniß abzulegen, geben wir es als die lauterſte Wahrheit.

Gezeichnet: Gros, Pfarrer; Sauvage de Verny, Syndicus des Adels; Fabry, erſter General-Syndicus und Subdelegirter der Intendanz; Chriſtin, Advocat; David, Prior der Carmeliten; Adam, Prieſter, und Fournier, Pfarrer.

Controlirt[1]: Gex, den 28. April 1768. Empfangen 13 Sols.

Gezeichnet: Delachault.

Ich Unterzeichneter, Claudius Raffo, königlicher Notar in der Grafſchaft Gex, reſidirend zu Ferney, erkläre, daß ich Wort für Wort vom Original ſelbſt das mir vom Herrn von Voltaire überreichte und wieder abgenommene obige Zeugniß ausgezogen und verglichen habe — Alles auf ſein Verlangen.

Ferney, den 28. April 1768.

Gezeichnet: Voltaire und ich, obgenannter Notar.

Controlirt: Gex, den 28. April 1768. Empfangen 6 Sols, 6 Deniers.

Gezeichnet: Delachault.

Zur Expedition an Herrn von Voltaire.

C. Raffo, Notar.“

Was mag wohl Voltaire ſich vergnügt die Hände gerieben haben, als er dem Biſchof mit einer ſolchen authentiſchen Copie aufwarten konnte! Wie würde der vorlaute Prälat verblüfft ſtehen vor einem ſolchen Zeugniß! Man muß in der That die Briefe des Biſchofs noch einmal und den letzten des Patriarchen gar zweimal nachleſen, und ſchließlich wird man ebenſo unwiſſend ſein als vorher, was eigentlich das Beweisſtück beweiſen ſoll.

Biſchof Biord antwortet unter dem 2. Mai 1768:

Nr. V. „Mein Herr!

Sie ſchreiben alſo auf Rechnung der Bitterkeit, was bei mir in Wirklichkeit nur eine Folge des Eifers iſt, von dem ich für Alles erfüllt ſein muß, was in meiner Diöceſe Bezug hat auf das Heil der Seelen und die Ehre meiner Religion. Dieſe Wahrnehmung hätte mir jede weitere Antwort unterſagen müſſen, wenn ich nicht zugleich geglaubt hätte, durch mein jetziges Schreiben jene Perſonen rechtfertigen zu ſollen, welche Sie anklagen, Sie bei mir verleumdet zu haben. Herr Ancian, der Herr Dechant von Gex, der Herr Advocat des Königs haben mir nicht mehr von Ihnen geſprochen als alle Anderen, und wenn ſich Gelegenheit dazu bot, haben ſie mir viel weniger geſagt, als ich ſchon durch die Stimme des Publikums gehört hatte.

[1] D. h. in das officielle Gegenregiſter eingetragen. Daher auch die Sporteln.

Sie müssen also den Hinterbringungen jener Personen durchaus nicht das Fundament meiner gerechten Vorhaltungen zuschreiben, die ich in der Lage war, als Bischof und Seelenhirt Ihnen zu machen.

Sie kennen die Werke, die man Ihnen zuschreibt, Sie wissen, was man von Ihnen in allen Theilen Europa's denkt, es ist Ihnen nicht unbekannt, wie nahezu alle Ungläubigen unseres Jahrhunderts sich rühmen, daß Sie ihr Oberhaupt sind, daß sie aus Ihren Schriften die Grundsätze der Glaubenslosigkeit geschöpft haben. Sie müssen sich also nicht über eine Einzelperson wegen der Anklagen gegen Sie beschweren, sondern über sich selbst und die gesammte Welt. Sind es, wie Sie behaupten, nur Verleumdungen, so müssen Sie vor Allem sich vor dem großen Publikum rechtfertigen und alle jene eines Bessern belehren, die vom Schlechten überzeugt sind. Einem wahrhaft von Herzen überzeugten Christen wird es nicht schwer werden, dieses Christenthum auch Andern zu zeigen. Er wird es nicht für erlaubt halten, das Wesen des Christenthums Lügen zu strafen durch einen Zeitvertreib, welchen Sie literarische Kleinigkeiten nennen; er wird seinen Glauben durch seine Werke zeigen; er wird mit seinen Gesinnungen an den Tag treten, sei es in seinen Schriften oder in seinem Betragen, und zwar in einer Weise, daß er der Religion die Ehre gibt, die ihr gebührt. Er schmeichelt sich nicht, die Pflichten seines Glaubens erfüllt zu haben, wenn er ein- oder zweimal einige Übungen in seiner Pfarrkirche mitgemacht, selbst nicht einmal, wenn er im Lauf langer Jahre eine oder zwei Communionen empfangen hat, über welche das Publikum sich mehr geärgert als erbaut hat. Nach all dem überlasse ich's Ihnen selbst, mein Herr, zu urtheilen, was Ihre Pflicht wäre. Drängendere Beschäftigungen erlauben mir nicht, mehr zu sagen, und wahrscheinlich habe ich Ihnen überhaupt nichts weiter zu sagen, bis eine Bekehrung Ihrerseits, wie ich sie wünsche, mich in die Lage bringt, Sie von der Geradheit meiner Belehrungen und von der Aufrichtigkeit meines Verlangens nach Ihrem Heil zu überzeugen, eines Verlangens, das immerdar unzertrennlich sein wird von der Achtung, mit welcher ich die Ehre habe, zu sein ꝛc."

Von diesem Brief des „allobrogischen Bischofs" war Voltaire nach dem Zeugniß Bachaumonts „niedergedonnert". Er hielt es für gerathener, keine weiteren Briefe und Zeugnisse mehr einzusenden. Auch Msgr. Biord hatte einsehen gelernt, daß er seine Zeit mit Ermahnungen und Vorstellungen bei einem so charakterlosen Menschen wie Voltaire einfach verliere. Um Ruhe in seiner Diöcese zu haben, wendete er sich nach Erschöpfung der geistlichen Mittel an den weltlichen Arm und schrieb unter dem 26. Mai direct an Ludwig XV. Er erzählte in diesem Schreiben Alles nach der Wahrheit und verlangte vom Könige Schutz gegen den Wolf, der in seiner Heerde weilte.

Wenn man Wagnière (Mémoires, I. 72) glaubt, so erfuhr Voltaire durch einen Hofmann, den Herzog von La Vrillière, die ganze Geschichte,

ja erhielt eine Abschrift der Correspondenz, welche in Versailles ein rechtes Gelächter verursacht haben sollte! Auch der Herzog von Choiseul warnte Voltaire und gab ihm den Rath, sich möglichst zu entschuldigen und zu rechtfertigen. An den Bischof ließ der König durch den Grafen von St. Florentin schreiben (13. Juni 1768):

Nr. VI. „Monseigneur!

Ich habe Sr. Majestät den Brief unterbreitet, den Sie mir für den König geschrieben haben, ebenso die Copie derjenigen, welche Sie an Herrn von Voltaire gerichtet, und der Antworten, die Sie von ihm empfangen haben. Seine Majestät konnte nur aus vollem Herzen den weisen Rathschlägen zustimmen, die Sie dem Herrn von Voltaire gegeben, und den gründlich ernsten Ermahnungen, die Sie ihm gemacht haben. Seine Majestät wird ihm befehlen lassen, künftighin in der Kirche keine so unziemenden Auftritte mehr zu machen, wie Sie ihm dieselben mit Recht vorgeworfen. Es steht einem Privatherrn einer Pfarrei nicht zu, öffentliche Reden an die Bewohner zu halten, im Einzelnen mag er sie aufrütteln und, was ganz lobenswerth wäre, sie ermahnen, sich in einer der Religion und Gerechtigkeit entsprechenden Weise aufzuführen. Ich bin überzeugt, daß Herr von Voltaire über Ihre weisen Rathschläge nachgedacht haben wird. Man kann nicht vollkommener als ich die Ehre haben, zu sein ꝛc."

Mit dieser unter den obwaltenden Umständen fast spöttisch klingenden Freundlichkeit mußte sich der fromme Bischof begnügen. Sein Mitbruder im Amt, der Erzbischof von Paris, wurde ebenso wenig beachtet, und die sterbende Königin fand bei dem Geliebten der du Barry kein ernsteres Gehör. Der Form halber erhielt denn auch Voltaire den königlichen Befehl, künftighin nicht mehr in der Kirche zu predigen, was die Unzufriedenheit des Königs hervorgerufen habe. Also Alles, was der Bischof gegen Voltaire vorgebracht, die Pest des Ärgernisses in Ferney, die schlechten Schriften u. s. w., Alles reducirte sich für Versailles auf die Predigt. Da hatte denn Voltaire leichtes Spiel. Sofort wird der Pfarrer Gros gerufen und muß dem Schloßherrn bescheinigen, daß dieser nicht gepredigt, sondern bloß „ein Wort in Bezug auf einen Diebstahl gesagt habe, der soeben während des Gottesdienstes selbst geschehen sei, und daß er bei dieser Gelegenheit den Pfarrer und alle im Heiligthum Anwesenden ermahnt habe, alle Sonntage für die Gesundheit der Königin zu beten, von deren Krankheit man in jener Einöde noch nichts gewußt habe".

Dieses Certificat wurde nach Paris geschickt, wo man sich mit dieser sonderbaren Rechtfertigung begnügte. Voltaire fühlte sich wieder ge-

müthlich und jubelte: „Ich habe mich von meinem Staunen noch nicht erholt, als man mir mittheilte, daß dieser fanatische, erbärmliche Bischof von Annecy, sogenannter Bischof von Genf, Sohn eines sehr schlechten Maurers, dem König seine Briefe und meine Antworten zugesandt habe. Diese Antworten sind die Arbeit eines Kirchenvaters, der einen Esel unterrichtet." [1]

Nachdem Msgr. Biord eingesehen, daß seine Schritte beim König ebenso wenig gefruchtet als diejenigen bei Voltaire, entschloß er sich, wenigstens die Wiederholung der furchtbaren Sacrilegien zu verhindern, und verbot allen Priestern, ohne specielle Vollmacht und Erlaubniß Voltaire Beicht zu hören und ihm die heilige Communion zu reichen — ausgenommen natürlich den Fall höchster Noth.

Allein Voltaire hatte es nun einmal aus irgend einem Grunde nöthig, ein neues Ärgerniß in Scene zu setzen, und was Voltaire wollte, das mußte auf irgend eine Art erreicht werden.

Äußerlich hielt sich der Patriarch recht auffallend still in seiner Schloßklause; er verbrachte, wie Bachaumont (IV 62) erzählt, seine Tage „in einem erbaulichen Stillschweigen, bei dem jedoch der Teufel nicht zu kurz kam". Gegen Schluß des Jahres 1768 und während des Anfangs von 1769 war Voltaire äußerst thätig in Hervorbringung neuer Pamphlete gegen die Kirche. Hier nur einige Titel: „Vernünftige Rathschläge" — „Glaubensbekenntniß der Theisten" — „Epistel an die Römer" — „Menschenrechte und Papstanmaßungen" — „Unterrichte der Kapuziner von Ragusa" — „Gespräche über das A B C". — Das alles erschien natürlich unter fremdem Namen, und die „Brüder" erhielten Befehl, immer und immer wieder jegliche Autorschaft Voltaire's abzuläugnen. „Die Mysterien des Mitra soll man nicht veröffentlichen, wenn es auch die des Lichtes sind. Es kommt nicht darauf an, von welcher Hand die Wahrheit geboten werde, wenn sie überhaupt nur geboten wird. Man sagt: Das ist er, es ist sein Stil, seine Art, kennen Sie dieselbe nicht wieder? Ach, meine Brüder, was sind das für traurige Reden! Ihr solltet im Gegentheil auf allen Straßen rufen: Er ist es nicht!" [2] Der gute Bruder d'Alembert antwortet: „Seien Sie ruhig, wenn man Ihnen wirklich diese Werke zuschreiben wollte, so werden wir wie der Kapuziner den Jesuiten zurufen: Mentiris impudentissime!" [3]

---

[1] An d'Argental, 27. Juli 1768. [2] An d'Alembert, 1. Mai 1768.
[3] An Voltaire, 15. Juni 1768.

So nahte Ostern 1769; doch lassen wir hier dem Diener Wagnière das Wort[1]:

„In der Osterwoche 1769 dictirte mir Voltaire von seinem Bette aus und sah dabei Jemand, der sich in seinem Garten erging. Er fragte mich, wer das sei. Ich antwortete, es sei der Pfarrer von Ferney mit einem Kapuziner aus Gex, der gekommen sei, dem Pfarrer bei den Osterbeichten auszuhelfen."

Sofort kamen Herr und Diener überein, daß jetzt die beste Gelegenheit zu einem guten Streich gegen den Bischof gekommen sei. Voltaire ließ sich einen neuen Thaler von sechs Livres geben und darauf den Kapuziner, den Wagnière so lächerlich als möglich darzustellen sucht, an sein Bett rufen.

„Mein Vater," so hub der scheinbar Kranke an, „wir befinden uns in der heiligen Osterzeit. Ich möchte unter diesen Umständen meine Pflichten als Franzose, Offizier des Königs und Herr dieser Pfarrei erfüllen und bitte Sie, mich hier anzuhören."

„Es sind leider augenblicklich mehrere Personen in der Kirche, die auf mich warten," erwiederte der Kapuziner, „aber ich werde in drei Tagen zurückkehren und bitte den lieben Gott, Sie inzwischen in diesen guten und heiligen Gesinnungen zu erhalten."

Und der Kapuziner steckte seinen glänzenden Thaler ein (??) und ging.

„Der Wicht hat mich angeführt," sagte Voltaire nicht wenig ärgerlich zu seinem Copisten; „es ist klar, daß er drei Tage Bedenkzeit verlangt hat, um sich an den Bischof zu wenden, und der Bischof wird ihm verbieten, wiederzukommen. Aber lassen Sie mich nur machen."

Voltaire stellt sich nun krank. Während der drei Tage verläßt er das Bett nicht mehr. „Dann schickte er zu Einem Namens Bugros, eine Art Chirurgen, und ließ sich den Puls fühlen. Bugros sagt, daß er den Puls ganz ausgezeichnet finde. ‚Wie Mordieu, Esel, der Sie sind,' erwiederte Herr von Voltaire mit seiner Donnerstimme, ‚Sie finden meinen Puls gut? Ignorantus, Ignoranta, Ignorantum!' — ‚Ach, mein Herr, erlauben Sie, daß ich noch einmal fühle . . . Sie haben wirklich starkes Fieber,' sagte darauf der arme Teufel von Chirurg, der nicht wenig erschrocken war. ‚Pardieu, ich wußte es wohl, daß ich fieberte! Seit drei Tagen schon bin ich in diesem schrecklichen Zustand. Gehen

[1] Vgl. Mémoires, I. 72 ss.

Sie zum Pfarrer und sagen Sie es ihm; er muß wissen, was er bei einem Kranken zu thun hat, der seit mehr als drei Tagen ein heftiges Fieber hat und in Todesgefahr schwebt.' — Wir erwarteten noch sechs Tage lang umsonst den Kapuziner." Jeden Morgen ging Bugros zum Pfarrer, der sich nicht rührte, bis er schließlich erklärte, er könne nicht eher kommen, bis Voltaire öffentlich alle gottlosen, ihm zugeschriebenen Pamphlete verläugnet oder widerrufen habe. So habe der Bischof angeordnet.

Sofort schrieb Voltaire zurück: „Nur die schmachvollsten Verleumder haben Ihnen solche Dinge sagen können. Ich kann Sie versichern, daß auch kein Wort davon wahr ist, und daß nichts verhindern soll, den hergebrachten Gewohnheiten gemäß zu handeln. Sie sind zweifelsohne von den Verordnungen der Parlamente unterrichtet, und ich zweifle nicht daran, daß Sie die Gesetze des Königreichs befolgen wollen . . . Die Verordnungen aber besagen, daß man einem Kranken beim dritten Fieberanfall die Sacramente gebe. Herr von Voltaire hat deren schon acht gehabt und zwar heftige; er macht den Herrn Pfarrer von Ferney hierauf aufmerksam."

Der Pfarrer legte den Brief bei Seite und wartete ruhig auf den verlangten Widerruf.

Da, in der Nacht vom 30. auf den 31. März, gegen ein Uhr Morgens, läßt Voltaire alle seine Leute wecken und schickt sie allzusammen zum Pfarrer, um diesem zu melden, daß ihr Herr am Tode sei und die Sacramente verlange. Wagnière überreichte folgendes Schriftstück:

Nr. VII. „Demnach Franz Maria von Voltaire, ordentlicher Kammerherr des Königs, Herr von Ferney, Tourney ꝛc., alt über 75 Jahre und von einer sehr schwachen Constitution, sich diesen Palmsonntag trotz seiner Krankheiten zur Kirche geschleppt und seit diesem Tage mehrere starke Fieberanfälle gehabt hat, wovon der Herr Bugros, Chirurge, dem Herrn Pfarrer von Ferney gemäß den Gesetzen des Königreichs ziemende Meldung gethan: sich besagter Kranke also in der völligen Unmöglichkeit befindet, zur Kirche zu gehen, um dort zu beichten und zu communiciren zur Auferbauung seiner Hörigen, wie er es schuldig ist und wie er es zur Erbauung der umwohnenden Protestanten thun möchte, so bittet er den Herrn Pfarrer von Ferney, bei dieser Gelegenheit zu thun, was die Ordonnanzen des Königs und die Beschlüsse der Parlamente im Einverständniß mit den Canones der heiligen katholischen Kirche, wie sie im Königreich Geltung hat, befehlen; in dieser Religion ist besagter Kranke geboren, hat er gelebt und will er sterben, indem er alle ihre Vorschriften ebenso wie diejenigen des Königs erfüllen will und sich anheischig macht, alle nothwendigen Erklärungen, alle verlangten Proteste, seien

es öffentliche oder geheime, abzugeben; er unterwirft ſich vollſtändig allem, was Regel iſt, er will keine ſeiner Pflichten, welche auch immer es ſei, vernachläſſigen und ladet den Herrn Pfarrer von Ferney ein, nun auch die Seinigen mit größter Genauigkeit zur Erbauung ſowohl der Katholiken als der Proteſtanten, die in ſeinem Hauſe ſind, zu erfüllen. Gegenwärtiges Schreiben iſt gezeichnet von ſeiner Hand und von zwei Zeugen, und Copia desſelben, ebenfalls gezeichnet von dem genannten Kranken und denſelben Zeugen, verbleibt auf dem Schloſſe und eine andere Copia ſammt dem Original wird in der Hand des genannten Herrn Pfarrers von Ferney durch die beiden unterzeichneten Zeugen gelaſſen, vorbehalten — wenn nothwendig — ſie durch Notarshand legaliſiren zu laſſen.

Den 30. März 1769 zehn Uhr Morgens.

Gezeichnet: Voltaire; Bigex und Wagnière, Zeugen."

Der Pfarrer legte auch dieſe „Erklärung" zu den übrigen und rührte ſich nicht. Selbſt als wiederholt ein Gerichtsbote oder dergleichen kam, um dem armen Prieſter mit den Geſetzen des Königreiches und einer Klage bei dem Parlamente im Weigerungsfalle zu drohen, hielt er ſich ſtandhaft und wählte zwiſchen dem Zorn des Biſchofs und demjenigen ſeines Patrons Voltaire den letztern, wenn es ihn auch noch ſo harte Seelenkämpfe und eine ſolche Gemüthserſchütterung koſtete, daß er einige Monate ſpäter an den Folgen dieſer ſchrecklichen Nacht ſtarb [1]. Er verlangte ſtandhaft den vorgeſchriebenen „Widerruf".

Voltaire ſah ſich darum gezwungen, einigermaßen wenigſtens dem Willen des Biſchofs nachzugeben.

Nr. VIII. „Im Jahr tauſendſiebenhundertneunundſechzig, auf dem Schloſſe von Ferney, den einunddreißigſten März: vor mir unterzeichnetem Claudius Raffo, königl. Notar in der Grafſchaft Gex, reſidirend in Ferney, und in Gegenwart nachbenannter Zeugen iſt erſchienen Meſſire Franz Arouet von Voltaire, ordentlicher Kammerherr des Königs, Einer der Vierzig der franzöſiſchen Akademie, Herr von Ferney, Tourney, Prégny und Chambézy, wohnhaft in ſeinem genannten Schloß, welcher erklärt hat, daß, da der Namens Nonote, weiland ſogenannter Jeſuit, und der Namens Guion, ſogenannter Abbé, gegen ihn ebenſo dumme als verleumderiſche Schmähſchriften gerichtet, in welchen ſie den genannten Meſſire von Voltaire anklagen, es an Achtung gegen die katholiſche Religion haben fehlen zu laſſen, er es der Wahrheit, ſeiner Ehre und Frömmigkeit ſchuldet, zu erklären, daß er niemals aufgehört hat, zu achten und auszuüben die im Königreich anerkannte katholiſche Religion; daß er ſeinen Verleumdern verzeiht, daß, falls ihm jemals etwas Unziemendes entſchlüpft wäre, was der Staatsreligion nachtheilig wäre, er Gott und den

[1] Voltaire freilich behauptet, er habe ſich todtgetrunken; allein ſelbſt Wagnière geſteht den andern Grund ein (l. c. p. 77).

Staat um Vergebung bittet, daß er gelebt hat und sterben will in der Beobachtung aller Gesetze des Königreiches und in der diesen Gesetzen eng verbundenen katholischen Religion. — Gethätigt und vorgelesen auf genanntem Schloß, am genannten Tag, Monat und Jahr wie oben, in Gegenwart des hochw. Herrn Anton Adam, Priester, weiland sogenannter Jesuit; des Herrn Claudius Stephan Mausié, Goldschmied-Juwelier; des Herrn Bugros, Chirurg von der königlichen Akademie zu Montpellier, geschworener Chirurg in dieser Grafschaft; des Peter Larchevêque, Syndicus ꝛc.; des Herrn Simon Bigex, Bürger von Balme de Thuy im Genfer Land, wohnhaft zu Ferney, der Zeugen, welche gerufen wurden und mit dem genannten Messire von Voltaire und mir genanntem Notar unterschrieben haben. — Controlirt zu Gex, den 6. April 1769. Empfangen 21 Sols.

Gezeichnet: Delachault."

Als dem Pfarrer dieses neue Document gebracht wurde, glaubte er sich ermächtigt, dem Kapuziner, P. Joseph, den Gang zum „Kranken" zu gestatten. Der Ordensmann wußte im Übrigen, was er zu thun hatte.

Wir müssen nun für das Folgende noch einmal auf die Erzählung Wagnière's zurückkommen, der behauptet, durch eine nur angelehnte Thüre Ohrenzeuge folgender Scene gewesen zu sein. Als der Kapuziner zu Voltaire geführt war und der lauschende Diener sich in das Nebenzimmer geschlichen, soll der Patriarch also begonnen haben:

„Mein Pater, ich erinnere mich nicht mehr ganz gut meines Confiteor in dem Zustand, in dem ich mich befinde. Sagen Sie es mir ebenso wie das Credo nur gütigst vor, ich werde es nachsprechen." Das thaten die Beiden denn auch, nach Wagnière mit einem solchen kauderwelschenden Durcheinander von allerlei Formeln, daß es unmöglich war, etwas zu verstehen. Der Kranke fuhr fort: „Hören Sie jetzt. Ich gehe nicht so oft zur Messe, als man soll, aber meine beständigen Leiden hindern mich daran. Ich bete Gott in meinem Zimmer an. Ich füge Niemanden Übles zu, ich suche soviel Gutes zu thun, als ich kann, ich nehme dessen zum Zeugen Gott, meine Pfarrgenossen, meine Dienerschaft und die ganze Provinz. Und so bitte ich denn, mir die Absolution zu geben." — „Aber," erwiederte der Pater, „Sie sind hier, um zu beichten und nicht, um sich eine Schutzrede zu halten; man spricht von schlechten Büchern, über die Sie sich nicht anklagen. Um auf Alles zu antworten, unterschreiben Sie dieses Blatt." Und hierbei zog — nach Wagnière — der Pater ein vom Bischof von Annecy verfaßtes Glaubensbekenntniß aus dem Kuttenärmel. „Wie, mein Pater!" fragte der Kranke, „haben wir eben nicht das Symbolum der Apostel gesprochen, welches doch Alles enthält? Halten wir uns daran, um später nicht angeklagt zu werden,

wir hätten gefährliche Neuerungen eingeführt." — Es entstand nun, wie Wagnière behauptet, ein langer Streit zwischen den Beiden; der Eine sprach immer vom apostolischen Symbolum allein, der Andere von der ausführlicheren Formel des Bischofs, und das Alles zwischen Tiraden Voltaire's über Verleumdung, Toleranz u. s. w., die der Kapuziner seinerseits unterbrach, indem er sein Papier zeigte. „Geben Sie mir sofort die Absolution," sagte endlich Voltaire mit Nachdruck, und der Kapuziner, nach Wagnière's Behauptung verblüfft und verwirrt, sprach das Absolvo aus und ließ sein Papier wieder im Kuttenärmel verschwinden.

Noch einmal, so erzählt der einzige geheime Ohrenzeuge Wagnière. Nach ihm also hatte Voltaire das Glaubensbekenntniß *nicht* abgelegt und noch weniger unterschrieben. Lassen wir die Frage einen Augenblick als eine offene bestehen.

Am folgenden Tage, als am 1. April, ging nun auch der Pfarrer mit der heiligen Wegzehrung zum Kranken. Es wurde wieder ein Document aufgenommen, das als Fortsetzung des oben mitgetheilten lautet:

Nr. IX a. „Und seitdem auf demselben Schloß, um neun Uhr Morgens des ersten Aprils des benannten Jahres vor demselben Notar und in Gegenwart der nachgenannten Zeugen ist erschienen der genannte Messire Franz Maria Arouet von Voltaire, ordentlicher Kammerherr u. s. w. [wie oben], der, unmittelbar nachdem er — ich sage in seinem Bett, auf dem er krank liegt — von dem Herrn Pfarrer von Ferney die heilige Communion empfangen hatte, folgende Worte gesprochen hat: ‚Da ich meinen Gott im Munde habe, so erkläre ich, daß ich Allen aufrichtig verzeihe, die an den König Verleumdungen gegen mich geschrieben und in ihrer schlimmen Absicht keinen Erfolg gehabt haben.' — Der genannte Messire von Voltaire hat mich beauftragt, Act von dieser Erklärung zu nehmen, was ich gethan in Gegenwart des hochw. Herrn P. Gros, Pfarrer von Ferney; von Anton Adam, Priester, weiland sogen. Jesuit; des genannten Simon Bigex; Claudius Joseph, Kapuziner des Klosters Gex; des genannten Bugros, Chirurg; Stephan Mausié, Goldschmied-Juwelier; P. Larchevêque, Syndicus von Ferney, dort wohnhaft, unterschriebene Zeugen mit genanntem Messire von Voltaire und mir, genanntem Notar. — Controlirt zu Gex, den 6. April 1769. Empfangen 21 Sols.

Gezeichnet: Delachault.

Ausgefertigt für den genannten Herrn Pfarrer von Ferney.

Gezeichnet: Claudius Raffo, Notar.

Zugleich wurde Folgendes protokollirt:

Nr. IX b. „Wir Unterzeichnete erklären, zugegen gewesen zu sein, als der genannte Messire von Voltaire sein Glaubensbekenntniß (Confession de

Foi) abgelegt hat, bevor er von dem genannten hochw. Herrn Pfarrer von Gex die heilige Communion empfangen hat.

Ferney, am genannten Tag, 1. April 1769.

Gezeichnet: C. Raffo, Bugros, P. Larchevêque, Syndicus."

Es folgt das Krankheitsatteſt.

Nr. IX c. „Ich unterzeichneter Chirurge, Doctor der königlichen Akademie von Montpellier, beſcheinige, daß Herr von Voltaire, Ritter, Herr von Ferney und anderen Orten, zehn ſtarke Fieberanfälle gehabt hat und gefährlich krank iſt.

Ferney, dieſen erſten April 1769.

Gezeichnet: Bugros, Chirurg."

So alſo wurde am Morgen des erſten April das neue Geheimniß der Bosheit vollendet. Trotz aller Vorſicht des Biſchofs hatte Voltaire ein neues Sacrileg zu den früheren gefügt. Kaum iſt Voltaire wieder mit ſeinem Diener allein, ſo ſpringt der Todtkranke geheilt aus dem Bett und ruft: „Der Wicht von Kapuziner hat mir die Geſchichte etwas verſalzen, aber ſie amuſirt mich doch und thut mir recht gut. Ich hatte Ihnen ja geſagt, daß ich beichten und communiciren würde trotz dem Biord. Auf, machen wir einen Rundgang durch den Garten."

Ihrerſeits berichteten Beichtvater und Pfarrer an den Biſchof, was in Ferney geſchehen. Da fand ſich denn, daß ſie in einem wichtigen Punkt ihre Pflicht verſäumt und unterlaſſen hatten, auf der Stelle von dem abgelegten öffentlichen Glaubensbekenntniß in der richtigen Weiſe Act nehmen zu laſſen. Sie hatten freilich die kurze Erklärung des Notars, des Chirurgen und des Syndicus (vgl. oben Nr. IX b) ſammt dem Krankheitsatteſt eingeſchickt; allein in dieſer Erklärung fehlt der Wortlaut des Bekenntniſſes, das Actenſtück hatte darum nicht den vollen Werth. So gab alſo der Biſchof Befehl, das Verſäumte ſofort nachzuholen. Es verſammelten ſich daher am 15. April 1769 Einige der Betheiligten und ſetzten folgende Erklärung auf:

Nr. X. „Im Jahre 1769, den 15. April ſind vor mir, dem unterzeichneten Claudius Raffo, königlichem Notar in der Grafſchaft Gex, mit der Reſidenz in Ferney, und in Gegenwart der nachbenannten Zeugen erſchienen der hochw. Herr P. Gros, Prieſter und Pfarrer in genanntem Ferney; der hochw. P. Claudius Joſeph, Prieſter und Kapuziner des Kloſters Gex; P. Larchevêque, Syndicus von genanntem Ferney; Claudius Stephan Mauſié, Goldſchmied-Juwelier; Johann Baptiſta Anton Wilhelm Ludwig Bugros, Chirurg von der königlichen Akademie zu Montpellier und Geſchworener in genannter Grafſchaft Gex, und Peter Jacquin, Schulmeiſter, wohnhaft in genanntem

Ferney, welche erklärt haben, gegenwärtig gewesen zu sein, als Messire Franz Maria Arouet von Voltaire, ordentlicher Kammerherr des Königs u. s. w. [wie oben], das nachfolgende Glaubensbekenntniß am ersten April dieses Jahres um 9 Uhr Morgens vor Empfang der heiligen Wegzehrung ablegte: „Ich glaube festiglich alles, was die katholische, apostolische und römische Kirche glaubt und bekennt. Ich glaube an einen einzigen Gott in drei Personen, Vater, Sohn und heiligen Geist, die wirklich verschieden sind und gleichwohl eine gleiche Natur, gleiche Gottheit und gleiche Macht haben; ich glaube, daß die zweite Person Mensch geworden ist, daß sie Jesus Christus heißt, welcher für das Heil der Menschen gestorben ist; daß er die heilige Kirche gestiftet hat, welcher das Recht zusteht, den wahren Sinn der heiligen Schrift zu entscheiden. Ich verdamme auch alle Ketzereien, welche diese Kirche verdammt und verworfen hat, sowie alle Auslegungen und Erklärungen, die man hier machen könnte.

Diesen wahren und katholischen Glauben, außer welchem man nicht selig werden kann, bekenne und erkenne ich für den einzig wahrhaften Glauben. Ich schwöre, verspreche, verbinde mich, ihn zu bekennen und mittelst der Gnade Gottes in diesem Glauben zu sterben.

Ich glaube auch mit einem festen Glauben und bekenne alle und jede Artikel, die in dem apostolischen Glaubensbekenntniß enthalten sind (welches er in lateinischer Sprache sehr deutlich ausgesprochen hat). Ich erkläre ferner, daß ich eben dieses Glaubensbekenntniß[1] in die Hände des genannten hochw. P. Kapuziners abgelegt habe, bevor ich beichtete.' Also lautet die Abhörung der gedachten Zeugen, welche sie mit einem wahrhaften Eide bekräftigt und von mir eine Urkunde darüber verlangt, die ich gegeben habe nach Recht und Pflicht. Gethätigt, vorgelesen und vollzogen im Pfarrhaus von besagtem Ferney in Gegenwart des Bernard Jaquet, Handwerker, Johann Larchevêque, weiland Syndicus, wohnhaft in besagtem Ferney, als berufener Zeugen. Die genannten Parteien und Zeugen haben unterzeichnet mit mir, besagtem Notar, nicht aber die genannten Zeugen, weil sie nicht schreiben konnten.

Controlirt zu Gex am genannten Tag, 15. April 1769. Empfangen 21 Sols.

Zum zweiten Mal ausgefertigt für den genannten Herrn Pfarrer von Ferney.

Gezeichnet: Claudius Rasso."

So die authentische Erklärung. Der Bischof von Annecy wollte nicht ein zweites Mal vor aller Welt als der Betrogene oder Leichtfertige da-

[1] Der Text hat nicht „Symbole", sondern „cette même Confession de Foi", also die Formel des Bischofs. Also diese hat Voltaire auch in der Beicht abgelegt.

stehen. Er sammelte alle Actenstücke von diesem und dem vorigen Jahre und übergab sie als unwiderlegliche Beweisstücke zur Beurtheilung Voltaire's dem christlichen Europa. Die kleine Sammlung trug den Titel:

Glaubensbekenntniß
des Messire Franz Maria Arouet von Voltaire,
Herrn von Ferney, Tourney, Prégny und Chambézy,
nebst einigen Schriftstücken, die darauf Bezug haben.
Annecy 1769.

Was thut Voltaire? Am 24. Mai schreibt er an d'Alembert: „Schauen Sie, ich bitte Sie, was es mit den frommen Betrügereien auf sich hat. Ich empfange in meinem Bette das heilige Viaticum, welches mir mein Pfarrer in Gegenwart der Hähne meiner Pfarrei bringt; indem ich meinen Gott im Munde habe, erkläre ich, daß der Bischof von Annecy ein Verleumder ist, und ich lasse darüber einen notariellen Act aufnehmen. Darüber erbost mein Maurer von Annecy, ist verzweifelt wie ein Verdammter, droht meinem guten Pfarrer, meinem frommen Beichtiger und meinem Notar. Was thun die? Sie versammeln sich heimlich nach zehn Tagen und setzen einen Act auf, in dem sie unter Eid versichern, daß sie mich ein Glaubensbekenntniß haben ablegen hören, nicht zwar das des ‚savoyischen Vikars', sondern aller savoyischen Pfarrer — es ist in der That in einem Schornsteinfegerstil geschrieben. Sie schicken diesen Act dem Maurer, ohne mir etwas zu sagen, und kommen dann später und beschwören mich, sie nicht Lügen zu strafen. Sie sind geständig, einen falschen Eid geschworen zu haben, um sich aus der Patsche zu ziehen. Ich halte ihnen vor, daß sie auf dem Weg der Verdammniß sind, gebe ihnen zu trinken, und sie sind zufrieden."

So der Meister. Der Diener erzählt seinerseits in seinen Memoiren (I. 86), daß er (Wagnière) seinen Herrn aufmerksam darauf gemacht habe, der Bischof von Annecy habe die Schriftstücke drucken lassen. Voltaire soll ihm geantwortet haben: „Ich will acht oder neun Menschen nicht an den Galgen bringen, obwohl sie einen lächerlichen und höchst falschen Act fabricirt haben. Ich begnüge mich damit, sie zu bedauern. Wenn Priester in unserm Jahrhundert fähig waren, eine solche Schändlichkeit zu begehen, so urtheile man, was sie in den unwissenden barbarischen Zeiten mögen gethan haben." Auch Wagnière fügt noch hinzu, Voltaire habe den Zeugen das Geständniß ihres Betruges abgezwungen und ihnen dann verziehen.

Schließen wir die Erzählung mit dem Urtheile Friedrich' II. in ſeinem Briefe an d'Alembert vom 2. Juli 1769, worin der Preußenkönig zuerſt die Unternehmungen der Fürſten gegen die Kirche Voltaire zuſchreibt und zur Ehre anrechnet, dann aber fortfährt: „Nach all dieſen ſchönen Dingen bin ich ein bischen erzürnt, daß er ſo platterweiſe ſeine Oſtern halte und dem Publikum eine ſo triviale Poſſe vorführe, daß er ſein Glaubensbekenntniß drucken laſſe, dem doch Niemand Glauben beimißt, und daß er das männlich ſchöne Gewand der Philoſophie durch die Komödiantenkleidung der Heuchelei entſtellt."

Das ſind die Acten. Wir rufen nun jeden unbefangenen Leſer zum Richter auf zwiſchen den „fälſchenden Pfaffen" des Herrn Dr. Mahrenholtz und dem „Heuchler" des Preußenkönigs Friedrich' II.

Hat Voltaire wirklich das im Document Nr. X bezeichnete Glaubensbekenntniß nach der Vorſchrift Biſchof Biords zweimal, d. h. vor der „Abſolution" und vor der Communion, abgelegt oder nicht?

Gegen die Thatſache der Ablegung des Glaubensbekenntniſſes haben wir in Bezug auf die „Beicht" nur das Zeugniß des lauſchenden Wagnière, in Bezug auf die Communion nur die Äußerung Voltaire's in zwei Briefen an Freunde (d'Argental, 7. Juli, und d'Alembert, 4. Juni), worin er behauptet, die Zeugen ſeien vor ihm des Meineids geſtändig geweſen, eine Behauptung, die freilich durch die Erzählung Wagnière's in ſeinen Memoiren a. a. O. beſtätigt wird.

Sind nun dieſe Zeugen, d. h. Voltaire und ſein Secretär, glaubwürdig, ſelbſt wenn kein entgegenſtehendes Zeugniß vorhanden wäre?

Wir müſſen ſagen — aus innern und äußern Gründen — nein. Die ganze infame „Poſſe" der ſacrilegiſchen Beichte und Communion iſt ein ſolches Gewebe von Lüge, Betrug und Heuchelei von Seiten des Herrn und Dieners, daß Beide abſolut keinen Glauben mehr verdienen, wenn ſie ohne hinreichenden Beweis etwas bloß auf ihre Ehrlichkeit hin behaupten. Oder iſt die Erzählung gerade hier innerlich ſo wahrſcheinlich, daß man ſich über die gewohnte Verlogenheit der Zeugen hinwegſetzen könnte? Was wird uns als Grund angegeben, der den P. Joſeph und den Pfarrer nach ſo langer, energiſcher Weigerung plötzlich ſoll veranlaßt haben, gegen die Vorſchrift des Biſchofs zu handeln, von dem Glaubensbekenntniß abzuſehen? Nichts, rein gar nichts! Auf den nächtlichen Überfall, auf das Erſcheinen des Gerichtsboten, auf die Declaration der Todesgefahr hin bleiben Beichtvater und Pfarrer ruhig, und nun ſollen ſie plötzlich ohne jeden erſichtlichen Grund auf alle For-

derung verzichtet, dem Heuchler Absolution und Viaticum bedingungslos gegeben haben? Das glaube, wer will.

Über Voltaire's „Glaubwürdigkeit" brauchen wir wohl kein Wort zu verlieren, sie ist anerkanntermaßen absolut gleich Null. Freund und Feind sind darüber einig.

Aber der Diener? „Wagnière war von 1756—1778 Voltaire's Secretär und ist daher für diese Zeit am ausführlichsten und genauesten unterrichtet, doch auch für die frühere Zeit flossen ihm mancherlei sichere Nachrichten von Voltaire selbst oder dessen Freunden zu. Seine Auffassung ist eine durchaus idealisirende, der des Commentaire[1] im Ganzen verwandte. Vor Allem ist er bemüht, jede Charakterlosigkeit und Schwäche seines Gebieters zu verschweigen oder zu verhüllen und besonders die Feindschaft des Philosophen gegen das religiöse Herkommen abzuläugnen. Nun hat er in zwei Fällen, wo es sich um ein im Jahre 1769 Voltaire zugeschriebenes Glaubensbekenntniß und um die Fälschung seiner letzten Erklärung handelt, durchaus die Wahrheit auf seiner Seite, aber wie viele kleinliche Züge dieser Art übergeht er!"

Diese Charakteristik Wagnière's stammt aus der Feder des Dr. Mahrenholtz (vgl. die ganze Stelle, in der noch des Weitern die Unzuverlässigkeit der Memoiren und deren Gründe aufgeführt sind: „Voltaire's Leben und Werke", I. Theil S. 19 f.). Also im Allgemeinen idealisirt, verschweigt und verhüllt Wagnière das Ungünstige, nur in den zwei Fällen hat er die Wahrheit auf seiner Seite. Warum gerade diese beiden Male? Das vergißt Dr. Mahrenholtz uns zu sagen. Wir glauben also bis auf Weiteres dem Diener auch in diesen beiden Fällen nicht, schon weil die Sache *in sich* unwahrscheinlich ist. —

Für die in sich wahrscheinliche Thatsache, daß Voltaire das fragliche Glaubensbekenntniß abgelegt, haben wir das officielle Document, dessen Authenticität, d. h. officielle, gesetzesmäßige Abfassung selbst Voltaire nicht läugnet.

In diesem Document bezeugen der Pfarrer, der Kapuziner, P. Adam, der Chirurg, der Syndicus und der Schulmeister vor demselben Notar, der alle anderen Actenstücke verfaßt, der bei dem in Frage stehenden Act des Glaubensbekenntnisses zugegen war, daß Voltaire dasselbe einmal in ihrer Gegenwart abgelegt und zudem erklärt hat, es ein erstes Mal in der Beicht abgelegt zu haben. Sie bekräftigen diese Aussage mit einem Eide.

[1] Der Voltaire'schen Autobiographie.

Nun fragt man ſich: wenn dieſes Document nicht die Wahrheit enthält, welcher geſchichtlichen Quelle iſt dann noch zu glauben?

Wenn die Liebe zur Wahrheit nicht mehr ſtark genug geweſen wäre, die acht oder neun Männer von einem feierlichen, ſchriftlich, ja notariell fixirten Meineid abzuhalten, müßte nicht die Furcht vor Voltaire und dem Gegenzeugniß der übrigen bei der Communion anweſenden Perſonen ſie eines Beſſern belehrt haben? Brauchte nicht Voltaire bloß die Klage auf Meineid zu erheben, um ſie Alle unrettbar zu verderben? Oder hatte etwa Voltaire nicht Credit genug bei Hofe gegen den Biſchof, um eine in dieſem Falle gerechte Klage anzuſtrengen? Das aber hat er nie gethan; niemals hat er, mit Ausnahme der paar ſehr geheimen Briefe, den vorgeblichen Meineid behauptet. Und welch eine ſchöne Gelegenheit, den „Pfaffen" endlich einmal eine „Fälſchung", einen Meineid nachweiſen zu können! Wie hätte den Philoſophen dieſe eine That in den Augen aller Freunde gerechtfertigt, ja verherrlicht bis auf unſere Tage! Biſchof Biord läßt das Document öffentlich drucken, kein Widerruf, nicht der leiſeſte Widerſpruch erfolgt — aus dem einzigen Grunde, weil jeder Proteſt unmöglich war.

Wozu aber überhaupt das gefährliche Mittel des Meineids und der Fälſchung von Seiten des Biſchofs oder der Betheiligten?

Was konnte die Kirche für einen Nutzen haben von einem Glaubensbekenntniß, an das doch Niemand glaubte oder auch nur einen Augenblick glauben konnte? Der einzige Grund, welcher den Biſchof bewog, das Zeugniß zu verlangen, war die Rechtfertigung der Handlungsweiſe ſeiner Prieſter, d. h. der Beweis, daß dieſe nur dann erſt die Sacramente geſpendet, als von Seiten Voltaire's alle Bedingungen äußerlich erfüllt, die heuchleriſche Bitte um die Sacramente perfect geworden war. Wenn aber Voltaire ſich einmal vorgenommen, „ſeine Oſtern zu halten", d. h. vor dem heuchleriſchen Mittel einer ſacrilegiſchen Beicht anerkanntermaßen nicht zurückgeſcheut war, ſoll er da vor dem eines Glaubensbekenntniſſes ſtehen geblieben ſein? Iſt etwa die Beicht ein weniger deutliches Glaubensbekenntniß als die Formel des Biſchofs? Oder enthält die Formel des Biſchofs mehr als eine Umſchreibung des Symbolums der Apoſtel? Hatte zudem Voltaire ſich nicht (vgl. oben Nr. VII) zu jeder öffentlichen Erklärung bereit gezeigt? Wenn die Prieſter, Gros und P. Joſeph — denn nur dieſe hätten vom Biſchof etwas zu fürchten gehabt —, gewiſſenlos genug geweſen wären, aus Furcht vor dem Biſchof den Meineid zu thun, wären ſie dann nicht geſcheidter geweſen, gleich

mit Sack und Pack in das Lager der Philosophen zu flüchten, die ihnen sicher einträglichere Pfründen verschafft hätten?

Kurz: wer gibt uns das Recht, einem notariellen, anerkannt authentischen Act nicht mehr zu glauben, ihn für eine Fälschung zu halten, bloß weil Voltaire in zwei Briefen und sein Diener in seinen Memoiren diesen Act verdächtigt haben?

Wie viele Werke Voltaire's bleiben noch übrig, wenn man jene abrechnet, die er wiederholt auf das Energischste abgeläugnet und durch seine Freunde hat abläugnen lassen?

Wie viele Thaten Voltaire's sind noch geschichtlich erwiesen, wenn das Läugnen Voltaire's oder seiner Diener, Wagnière's insbesondere, als geschichtliche Zeugnisse angenommen werden?

Dr. Mahrenholtz aber wird fortfahren, das Glaubensbekenntniß des Jahres 1769 ein „gefälschtes", „ein Muster pfäffischer Intriguenkunst" zu nennen. Er mag es.

W. Kreiten S. J.

Die Entwicklung der Instincte in der Urwelt.

(Fortsetzung.)

Es ist Zeit, daß wir die miocänen Gewässer verlassen, um friedlichere Bilder aus dem Leben der landbewohnenden Insekten zu betrachten.

Die pflanzenfressenden Käfer unserer Wälder und Fluren haben eine wichtige Aufgabe im Haushalte der Natur zu erfüllen. Sie erhalten das Gleichgewicht unter den Pflanzenarten, indem sie durch den Tod der einen das Leben der anderen befördern; und selbst für jene Arten, deren gefährlichste Feinde sie zu sein scheinen, sind sie nicht selten gute Freunde; denn indem sie eine alte, abgelebte Generation zu Grabe geleiten, bereiten sie für deren lebensfrische Nachkommen den Weg zu Luft und Licht und fröhlichem Gedeihen. Diesem Berufe kamen die phytophagen Käfer schon in der Vorwelt nach.

In unseren Kiefernwaldungen durchbohrt eine schlanke, weiße Larve mit den Kinnbacken ihres sehr breiten, hornigen Kopfes die todten Stämme nach allen Richtungen, bis dieselben in ihrem Innern nur noch einen

Haufen Wurmmehl enthalten; ſie iſt gleichſam die Todtengräberin der im Kampfe um's Daſein gefallenen Veteranen. Der Käfer, der aus ihr hervorgeht, iſt der Kiefernprachtkäfer (Chalcophora Mariana). Seine Oberſeite iſt zwar nur ſchwärzlich erzfarben, und ſtatt einer feinen, regelmäßigen Skulptur trägt ſie zahlreiche, ſcheinbar regelloſe Gruben und Furchen; aber der aus dieſen Vertiefungen ſtrahlende Goldſchimmer läßt ihn den Namen eines Prachtkäfers mit Ehren tragen. Zahlreiche kleinere Verwandte in metalliſch grünem, blauem, bronzefarbigem oder purpurnem Gewande leben im Larvenzuſtande in den Stämmen und Stämmchen von Buchen, Eichen und anderen Laubbäumen; ſie richten leider nebſt manchen ſchwachen Pflänzlingen nicht ſelten auch geſunde, lebenskräftige Bäumchen zu Grunde. Ihnen folgen in der holzbohrenden Lebensweiſe die Larven der übrigen Prachtkäfer (Bupreſtiden), die in Laub- und Nadelwald wohnen [1].

In den Forſten der Vorwelt waren die Prachtkäfer [2] bedeutend zahlreicher als jetzt irgendwo auf der Erde; im Lias bildeten ſie ſogar die an Arten und Individuen reichſte Inſektenfamilie. Auch in den Wäldern des Odinlandes, jenes kleinen ſchwarzwälder Continents, der einſt aus dem Jurameere hervorragte, und in den Waldungen, die in der Tertiärzeit den Oeninger See — heute das ſchwäbiſche Meer — umkränzten, entfaltete ſich ein reiches Prachtkäferleben. An Reichthum und Mannig-

---

[1] Naturgeſchichte der Inſekten Deutſchlands von Erichſon. 1. Abth. IV. Bd. S. 11. 63. 122. — Ratzeburg, Forſtinſekten. I. Bd. S. 52 ff. — Schmidt-Göbel, Die ſchädlichen Forſtinſekten. I. Bd. S. 82 ff.

[2] Die älteſten foſſilen Prachtkäfer treten ſchon in der ſonſt ſo inſektenarmen Trias auf; in den Schieferthonen des Keuper von Vaduz wurde ein Buprestites pterophylli entdeckt. Im Lias von Gloucesterſhire in England und im Lias der Schambelen im Aargau ſind die Bupreſtiden äußerſt zahlreich; im letzteren fand O. Heer 33 Arten, welche ſich auf 7 Gattungen vertheilen, deren 2 (Euchroma und Melanophila) noch heute nicht ausgeſtorben ſind. Im Oolith von Stonesfield in England (brauner Jura), im Solnhofer Schiefer (weißer Jura) und in dem an der Grenze zwiſchen Jura und Kreide liegenden Purbeck-Kalke von Wilts und Dorſet in England liegen zahlreiche Bupreſtiden. Die Bupreſtiden der Bonner Braunkohle (Miocän) ſtimmen faſt ſämmtlich mit noch lebenden europäiſchen und nordamerikaniſchen Formen überein. Im obern Miocän von Oeningen (auch Oehningen) ſind 40 Arten aus 13 Gattungen entdeckt; 11 dieſer Gattungen leben noch heute, und manche Arten ſind gegenwärtigen Formen ſo ähnlich, daß man ſogar die Baumarten, in denen ſie als Larven lebten, mit Wahrſcheinlichkeit angeben kann (Capnodis antiqua und spectabilis — Capnodis cariosa; Chalcophora laevigata — Ch. Fabricii; Ancylochira tincta und concinna — A. octoguttata ꝛc.). — Vgl. O. Heer, Urwelt der Schweiz. 2. Subſcriptions-Ausg. der 2. Aufl. S. 97 ff., 105. 304 ff., 387. — Quenſtedt, Petrefaktenkunde. 3. Aufl. 2. Abth. S. 480 ff. — Girard, Traité élémentaire d'Entomologie. I. § VI. p. 172 ss.

faltigkeit der Formen waren die urweltlichen Prachtkäfer den gegenwärtigen überlegen, an Größe und Schönheit standen sie ihren modernen Verwandten nicht nach. Die brennenden Farben einer Euchroma liasina sind zwar längst in den tausendjährigen Gräbern verblichen; aber ihre Gestalt und Skulptur bezeugt, daß sie unserm herrlichen Riesenprachtkäfer Brasiliens (Euchroma gigantea) einst sehr ähnlich war. Von manchen miocänen Prachtkäfern der Oeninger Stufe sind uns dagegen auch die Farben erhalten geblieben, und es ist nicht schwer, in vielen derselben die nächsten Verwandten jener Buprestiden zu entdecken, die heute in unseren Laub- und Nadelwäldern hausen.

Welche Lebensweise führten wohl die Larven der urweltlichen Prachtkäfer? Es sind zwar viele Jahrtausende verflossen, seitdem die miocänen Prachtkäfer von Oeningen in den sie umhüllenden Süßwasserkalk eingebettet wurden, und vielleicht Jahrmillionen, seitdem die Prachtkäfer des schweizer Lias von den schwarzen Mergelfelsen der Schambelen umschlossen sind. Dennoch können und müssen wir auf die Frage nach dem instinctiven Treiben ihrer Larven antworten: so ging es und geht es noch heute, nur mit dem Unterschiede, daß dasselbe durch die Verringerung ihrer Zahl weniger bedeutsam geworden ist; aber daß schon die Prachtkäferlarven der Vorwelt Holzbohrer waren, ist sicher. Denn der großen Ähnlichkeit, die zwischen den Prachtkäfern der Vorwelt und der Jetztwelt obwaltet, entspricht auch eine ebenso große Ähnlichkeit zwischen den Larven der damaligen und der heutigen Buprestiden; die Organisation der gegenwärtigen Prachtkäferlarven ist aber so offenbar für die bohrende Lebensweise in holzigen Pflanzentheilen bestimmt, daß diese von dem Begriffe einer Prachtkäferlarve unzertrennlich geworden ist.

Den Prachtkäfern stehen die Schnellkäfer (Elateriden) in systematischer Verwandtschaft zur Seite. Ihren lateinischen wie ihren deutschen Namen danken sie der eigenthümlichen Sitte, auf den Rücken gelegt, mit einem knipsenden Geräusche sich emporzuschnellen; dadurch suchen sie sich wiederum auf die Beine zu helfen, was ihnen sonst bei der Kürze ihrer Gliedmaßen und bei ihrer flachen Rückenseite nicht möglich wäre. Als Sprungfeder dient ihnen ein langer, stachelförmiger Fortsatz an der Unterseite der Vorderbrust, dem eine Grube in der Mittelbrust entspricht. Liegt der Käfer auf dem Rücken, so biegt er denselben hohl, stemmt sich mit Hals und Hinterleibsspitze gegen den Boden und drückt nun den Stachel mit einem kräftigen Rucke in die Grube; der Schlag, den sein Rücken hierdurch auf die Unterlage führt, wirft den Käfer in die Höhe. Einige

Arten können sich auf diese Weise durch die Stärke ihrer Brustmuskeln auffallend hoch erheben; der große, glänzend schwarze Agriotes aterrimus vermag 10 bis 12 Zoll hoch zu springen, und einige kleine, im Sande lebende Arten (Cryptohypnus) verhältnißmäßig noch höher.

Wie alt ist wohl dieser Sprunginstinct? So alt als die Familie der Schnellkäfer. Denn der Bruststachel und die Grube in der Mittelbrust sind ohne die Fähigkeit zu springen sinnlos und zwecklos. Wenn wir also Käfer finden, welche den Sprungapparat besitzen, so müssen wir annehmen, daß sie auch schon das Sprungvermögen und den Sprunginstinct besaßen. Bereits im Lias der Schweiz und Englands[1] lebten Schnellkäfer in nicht geringer Zahl. Einen Bruststachel besaßen sie alle; von besonderer Größe ist derselbe bei Megacentrus tristis, der einst unter seinen Rivalen im Sprunge sich hervorthat wie Siegfried „der Vielschnelle" unter den Nibelungen. Ihre langgestreckten, harthäutigen Larven aber nagten gleich den „Drahtwürmern" der Gegenwart an den Wurzeln verschiedener Gewächse und im Holze der Laub- und Nadelwälder.

Neben den Larven der Prachtkäfer und der Schnellkäfer bohrten in den Stämmen der vorweltlichen Forste die Larven der langgehörnten Bockkäfer (Cerambyciden) ihre tiefen und breiten Gänge[2]. Als der Quadersandstein von Welschhufe noch lebendiges Holz war, hatte ihn eine Bockkäferlarve bewohnt und die Spuren ihrer Thätigkeit durch eiförmige Coprolithen unsterblich gemacht. Die Süßwasserkalke und Bernsteinbildungen des Tertiär umschließen eine große Zahl von Holzböcken. Zu Oeningen wurden von Heer 30 Arten entdeckt, die an Größe und Mannigfaltigkeit der Formen den Bockkäfern der gemäßigten und subtropischen Zone gleichstehen. Die große Ähnlichkeit, welche viele derselben mit den noch lebenden Arten verknüpft, ermöglicht es, den Aufenthaltsort und die Lebensweise ihrer zum Holzbohren berufenen Larven mit großer Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. So ist beispielsweise der Polyphem unter den Holzböcken Oeningens (Prionus Polyphemus) unserm großen Zimmermann (Prionus faber) so ähnlich, daß wir ihm ohne Bedenken die Stämme der Oeninger Fichtenwälder als Wiege anweisen dürfen. In der tertiären Braunkohle des Westerwaldes waren die Holzböcke so

---

[1] Urwelt der Schweiz, S. 98. 105. — Girard p. 173. — Quenstedt S. 480.

[2] Im Lias sind bisher noch keine Bockkäfer entdeckt, wohl aber im braunen und weißen Jura, in den Wälderthonen (Quadersandstein von Welschhufe) und in den oben genannten tertiären Bildungen. — Vgl. Quenstedt, Petrefaktenkunde, S. 480 ff. — Urwelt der Schweiz, S. 401.

häufig, daß das Braunkohlenholz nicht selten mit den Excrementen ihrer Larven angefüllt ist. Daselbst tritt auch bereits die Gattung Cerambyx (Hammaticherus) auf, die den stattlichsten Vertreter der einheimischen Bockkäferfauna, den Riesenbock oder Heldbock (Cerambyx heros), stellt; seine Larve lebt meist in alten Eichen[1]. Der Käfer sitzt bei Tage ruhig zwischen dem Astwerk und verläßt seine Zurückgezogenheit erst nach Sonnenuntergang. In der Abenddämmerung umschwärmt er die Krone der Eichen und legt nach der Paarung seine Eier an die alten Stämme. Die Larven durchbohren das Kernholz mehrere Jahre lang mit immer breiteren Gängen und bringen manchen ehrwürdigen Eichbaum zum Falle, bevor er seinen tausendjährigen Geburtstag feiern konnte.

Daß die Rüsselkäfer[2] und ihre Larven schon in der Urwelt Pflanzenfresser waren, steht außer allem Zweifel; die gesammte Organisation beider ist hierfür bestimmt, namentlich aber der Rüssel der Käfer. Bei sehr vielen Gliedern dieser großen Familie waltet überdieß eine sehr innige eigenthümliche Beziehung zwischen Organisation und Instinct ob; dieselbe offenbart sich vorzüglich in den Kunsttrieben, welche von den verschiedenen Arten zur Versorgung ihrer Nachkommenschaft ausgeübt werden, und da der Rüssel das Hauptwerkzeug bei diesen Berufsarbeiten ist, kann man nicht selten an der Rüsselbildung des Thierchens seinen Kunsttrieb erkennen[3]. So interessant diese Wechselbeziehungen sind, so wenig sind sie bisher noch erforscht. Noch größer aber wird die Schwierigkeit, wenn man aus der Rüsselbildung fossiler Käfer auf ihren Instinct zurückschließen will; denn meist sind die scheinbar unbedeutenden Eigenthümlichkeiten der Rüsselbildung im fossilen Zustande nicht mehr deutlich erkennbar. Immerhin wird es demjenigen, der den langen, gekrümmten Rüssel eines weiblichen Eichelbohrers (Balaninus turbatus) oder eines weiblichen Haselnußbohrers (Balaninus nucum) gesehen hat und dessen biologische Bedeutung kennt, nicht mehr zweifelhaft sein, daß auch schon die sehr ähnlichen Balaninus von Oeningen ihre Eier in jungen Eicheln oder in Haselnüssen unterbrachten. Auch die Vorfahren des berüchtigten Reben-

[1] Bei Meran fanden wir den Käfer nicht selten auf alten Weiden zwischen dem knorrigen Astwerk der abgestutzten Kronen. Wahrscheinlich durchläuft er daselbst seine ganze Entwicklung in jenen alten Weidenstämmen. Sein gewöhnlicher Wohnort ist jedoch in Eichenwäldern.

[2] Vgl. Quenstedt S. 473. 479. — Girard p. 172 ss. — Urwelt der Schweiz, S. 65. 97. 382 ff., 399 ff.

[3] Vgl. Der Trichterwickler, eine naturwissenschaftliche Studie über den Thierinstinct, S. 134 ff., 185 ff., und Anhang II. S. 227—238.

stechers (Rhynchites betuleti) und des schönen purpurrothen Apfelstechers (Rhynchites Bacchus) lebten schon im Miocän von Oeningen als Rhynchites Silenus und Dionysus. Eine genaue Prüfung ihrer Rüsselformen würde durch den Vergleich mit den Rüsselbildungen der lebenden Arten vielleicht darüber Aufschluß geben, ob jene miocänen Rüsselträger vor vielen Jahrtausenden Wickel aus den Blättern der Rebe verfertigten, oder ob sie ihre Eier in junges Kernobst legten.

Gehen wir über die vor uns liegende Wiese an das kühle Ufer des Oeninger Sees hinab. Damals wie heute wurden die Blumen von zahlreichen kleinen Käfern besucht, die vorzüglich der Familie der Glanzkäfer (Nitidulidae) angehören; wir finden hier im mittlern Tertiär schon 19 Arten[1], und bereits mehrere Erdperioden früher luden sich manche derselben auf den Blüthenpflanzen des Lias[2] zu Gaste. Neben den kleinen Glanzkäferchen sitzen auch größere Käfer auf den Blüthen; der goldfarbige Trichius aedilis, der düstere Trichius lugubris, der wespenfarbige Trichius amoenus haben sich als die miocänen Vorfahren nahe verwandter Blumenbesucher der Gegenwart[3] eingefunden; daß sie schon damals vom Blüthenstaube und den inneren zarten Blüthentheilen sich nährten, sieht man ihnen am Munde an; denn die Mundtheile und das Kopfschild sind diesem Zwecke entsprechend ausgebildet. Ein schöner Wespenbock (Clythus pulcher) leistete ihnen auf den Blüthen Gesellschaft und täuschte durch seine Trutzfärbung das Auge der insektenfressenden Feinde. Daß schon am Gestade des Oeninger Sees Lilien blühten, wird durch die Urahne unserer rothen Lilienhähnchen (Crioceris merdigera) verbürgt; wie diese heute als Larven und Käfer unsere Lilienbeete bewohnen, so wohnte einst Lema vetusta auf den wilden Lilien von Oeningen. Auf den Sumpfdolden am Ufer des miocänen Sees wiegen sich schlanke, grün bestäubte Rüßler (Lixus rugicollis); ihre sorglose Jugendzeit haben sie wie ihre heutigen Nachkommen (Lixus gemmellatus) in den Stengeln des Wasserschierlings und anderer Sumpfpflanzen verlebt. Neben ihnen sitzen am Schilfe prächtig grüne Blattkäfer (Chrysomela calami) und erzfarbige Rohrkäfer (Donacia Palaemonis); ebendaselbst finden wir heutzutage ihre nächsten Verwandten[4].

[1] Urwelt der Schweiz, S. 407. [2] Urwelt der Schweiz, S. 100.

[3] Dem Trichius aedilis entspricht Trichius (Gnorimus) nobilis, dem Trichius lugubris entspricht Trichius (Gnorimus) variabilis, dem Trichius amoenus entspricht Trichius fasciatus. — Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 405.

[4] Zu Oeningen sind die Rohrkäfer noch verhältnißmäßig selten, dagegen sehr häufig in den interglacialen (zwischen die erste und zweite Gletscherzeit fallenden)

Auf der Oeninger Wiese fliegen neben den blumenbesuchenden Käfern große Hummeln[1] von Blume zu Blume. Da ist auch eine Maurerbiene; sie hat soeben die Wiege ihrer Jungen vollendet, die sie aus Lehm an der Wand eines lockern Steines baute; nun sammelt sie den Futterbrei, der ihren Kleinen zur Nahrung dienen soll. Eine miocäne Honigbiene (Apis adamitica) summt an uns vorüber; ihr folgen Blumenbienen, die ihre Nester an sonnigen Rainen anlegten. Wespenfarbige Schwebfliegen (Syrphus Bremii und Schellenbergi) eilen in stoßweisem, unstätem Fluge von einer Blüthe zur andern, um den Blüthenstaub zu naschen. Nicht so friedlich und harmlos sind die schlanken, starken, zum Räuberleben geschaffenen Raubfliegen, deren im obern Miocän von Oeningen ebenfalls schon mehrere Arten sich finden[2]; in katzenartigem Sprunge erhaschten sie schon damals andere Insekten, umschlangen sie mit ihren haarigen Beinen und stachen sie mit ihrem Rüssel an; das bekundet ihre fossile Gestalt. Um einen alten, morschen Baumstamm brummt eine große, dunkelblaue Holzbiene; sie sucht eine geeignete Stelle, von der aus sie eine senkrecht hinablaufende Röhre mit mehreren Stockwerken anlegen könne; in jedem Stockwerk soll eine Wiege für ihre Nachkommenschaft zu stehen kommen. Auf jenem Pappelzweige sitzt ein miocäner Pappelblattkäfer (Lina populeti) mit blutrothen Flügeldecken. An den Stielen der Blätter, zwischen denen er ruht, sehen wir rundliche Gallen von der Gestalt dicker Knoten; sie sind das Werk einer Blattlaus (Pemphigus bursifex); so viele Jahrtausende hindurch blieben uns diese Gallen als Denkmal erhalten, daß jene Blattlaus schon im Miocän den Instinct ihrer lebenden Verwandten (Pemphigus bursarius) besessen und ausgeübt habe. Auf den Blättern selbst sind kleine Gallen anderer Art sichtbar; sie stehen in Reihen längs der Blattrippen und wurden von einer winzigen Gallmücke Oeningens verursacht. Die Weidengallmücke

---

Schieferkohlen von Utznach und Dürnten. Da die letzteren Formationen bereits zur Diluvialzeit gehören und somit der alluvialen Gegenwart zunächst liegen, haben wir auf dieselben in unserer Untersuchung über die Instincte der Vorwelt nicht weiter Rücksicht genommen.

[1] Drei Hummelarten (darunter die große Bombus Jurinei), drei Maurerbienenarten (Osmia), fünf Arten Blumenbienen (Anthophorites), eine große Holzbiene (Xylocopa senilis) und eine der Honigbiene äußerst ähnliche Art (Apis adamitica) sind zu Oeningen von Heer entdeckt worden. — Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 411.

[2] Zwei derselben gehören schon zur Gattung Asilus, aus der unsere Hornißraubfliege (Asilus crabroniformis) stammt. — Urwelt der Schweiz, S. 422.

(Cecidomyia salicis) erzeugt noch gegenwärtig ganz ähnliche Gallen auf Weidenblättern [1].

Das bunte Leben, das die Schmetterlinge unseren blühenden Fluren und Gärten verleihen, scheint den vorweltlichen Auen gefehlt zu haben. Denn die fossilen Schmetterlinge sind durchweg selten, und obgleich vom braunen Jura an mehrere Arten entdeckt sind [2], so sind auch diese der Individuenzahl nach nur sehr spärlich vertreten. Aus dem Süßwassermergel des Ligurian (obern Eocän) von Aix wurden die meisten der bisher bekannten fossilen Arten zu Tage gefördert; der älteste Schmetterling stammt jedoch schon aus dem braunen Jura (von Irkutsk). Im obern Miocän von Oeningen sodann, dessen Insektenleben im Übrigen äußerst mannigfaltig und reich war, sind nur drei Schmetterlingsformen aufgefunden, und diese gehören zu den Nachtfaltern, nicht zu den lichtfreundlichen, leicht- und buntbeschwingten Tagschmetterlingen. Doch haben wir auch hier deutliche Spuren vor uns, daß die Instincte der Insekten schon damals so vollkommen waren wie heute. Von einem jener zarten, durch ihre Parthenogenesis höchst merkwürdigen Schmetterlinge, die als Sackträger (Psychiden) bekannt sind, ist zu Oeningen ein Raupensack erhalten geblieben [3]; die Raupe hatte sich denselben einst in miocäner Vorzeit aus Tannennadeln selbst gefertigt, um sich vor den Blicken der insektenfressenden Vögel und Raubinsekten zu verbergen.

Die pflanzenfressenden Insekten der Urwelt hatten nämlich auch damals schon zahlreiche Feinde unter den Insekten selbst; wie in den vorweltlichen Gewässern, so wogte auch auf dem Lande ein nimmer ruhender Kampf, in dem der Schwächere dem Stärkern unterlag, bis auch dieser seinen Meister fand. Und aus diesem Morden und Würgen ging damals wie heute die ruhige, ebenmäßige Harmonie der lebenden Natur hervor; indem jedes Sinnenwesen seiner Leidenschaft in instinctivem Triebe folgte, vollführte es unbewußt den Plan jener höhern, unerschaffenen Weisheit, die von einem Ende ihrer Schöpfung bis zum andern mit ewiger Umsicht waltet.

Im Lias der Schambelen finden sich neben den zahlreichen Prachtkäfern acht Arten von Baumwanzen aus der Gruppe der Coreoden (Leder-

---

[1] Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 414. 421.

[2] Vgl. S. Scudder, Fossil Butterflies. Salem 1875. — Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1877, S. 445. — Girard I. p. 174. — Urwelt der Schweiz, S. 163.

[3] Urwelt der Schweiz, S. 422.

wanzen)[1]. Mit ihrem langen Saugschnabel bohrten sie die holzbewohnenden Insekten an und tranken ihr Blut. Den kleinen Glanzkäferchen in den Blüthen stellten schon damals gefräßige Warzenkäfer (Malachius) nach, während Carabites bellus und andere kleine Laufkäfer auf dem Boden nach pflanzenfressenden Insekten jagten; daß diese durch ihre ganze Organisation zum Jägerleben berufenen Käfer schon damals diesem Berufe nachkamen, steht außer Zweifel. Viel größer ist die Zahl der landbewohnenden Raubinsekten im Tertiär. In den Wäldern, die jetzt im Süßwasserkalke von Oeningen und in der schweizer Molasse begraben liegen, eilten einst zahlreiche Raupenjäger (Calosoma)[2] von Baum zu Baum. Bald laufend, bald fliegend stürzten sie sich auf die Raupen der Nachtschmetterlinge (Bombycites Buechii und Oeningensis), die in jenen Wäldern hausten. Diese Raubritter der miocänen Forste waren in metallglänzende Brünnen gekleidet wie ihre europäischen und amerikanischen Nachkommen. Als Feinde der blumenbesuchenden Insekten begegnen uns zu Oeningen zahlreiche Warzenkäfer und die ihnen verwandten „Soldaten" der Gattung Telephorus; von ihnen wurden wiederum manche durch buntgefärbte Lederwanzen ausgesogen. Die langbeinigen Schreitwanzen (Reduviidae) waren schon damals äußerst behende Raubthiere, die in stiller Nacht auf Raub auszogen, um andere Insekten an ihrem spitzen Saugschnabel aufzuspießen und auszusaugen. Die offen lebenden Schmetterlingsraupen wie die im Holze versteckten Käferlarven wurden schon im Miocän von Schlupfwespen (Anomalon, Ichneumon und Cryptus) aufgespürt und mit einem todbringenden Schmarotzer-Ei beschenkt. Auch die winzigen, metallglänzenden Zehrwespchen (Chalcidier) sind bereits zu Oeningen in Pteromalites Oeningensis vertreten; sie leben in den Eiern und Larven anderer Insekten, ja selbst — als sogenannte secundäre Parasiten — in den Eiern und Larven anderer Schmarotzerwespen. Diese Wespchen müssen schon damals die ihrer Natur entsprechenden, höchst interessanten und verwickelten Instincte vollkommen besessen haben, sonst wären ihre Jungen nicht zur Entwicklung gelangt. Noch eine andere Schlupfwespengattung (Hemiteles), die als secundärer Parasit in anderen Schmarotzern haust, ist unter den fossilen Insekten

[1] Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 100 ff.

[2] O. Heer entdeckte 5 Arten im Miocän von Oeningen und 2 im Miocän von Locle. Auch in den Wäldern der miocänen Braunkohle von Bonn jagte Calosoma Naukianum, der zu Oeningen als der häufigste fossile Raupenjäger auftritt. — Urwelt der Schweiz, S. 409 ff.

entdeckt worden[1]. Zahlreiche Sandwespen (Ammophila annosa, inferna u. s. w.) und einige Dolchwespen (Scoliidae) gruben schon im Sandboden von Oeningen ihre Röhren und schleppten in dieselben Spinnen und Raupen zur Nahrung für ihre Brut. Um diesen Naturpflichten mit Erfolg nachkommen zu können, mußte ihr Instinct schon damals die hohe Vollkommenheit besitzen, die wir heute an diesen Grabwespen bewundern[2]. Jede Spinne mußte eine Anzahl geschickt geführter Dolchstiche erhalten, durch welche die Ganglien der Bewegungsnerven getroffen und gelähmt wurden, ohne daß der Tod der Spinne erfolgte. Widrigenfalls wären nämlich die Eier, die von der Mutterwespe an den Leib der Spinne gelegt werden, von dieser zerdrückt worden; oder die jungen Larven hätten bei ihrem Ausschlüpfen aus dem Ei verhungern müssen, da sie statt der frischen Nahrung einen verfaulten oder vertrockneten Leichnam vorgefunden hätten.

Neben den Erdröhren der Sandwespen von Oeningen sehen wir breitere und mehr senkrecht hinabführende Öffnungen im Boden. Einige der mit dem „gemeinen Pillendreher" (Ateuchus sacer) nahe verwandten miocänen Mistkäfer[3] hatten hier ihre Pillen vergraben, die sie aus den Excrementen zeitgenössischer Säugethiere gedreht. Die schlanken, sanft gebogenen Hinterschienen, ein sicheres Kennzeichen der Pillendreher, hatten damals schon demselben Berufe zu dienen, wie heute. An Stoff fehlte es ihnen auch nicht; riesige Mastodonten und Dinotherien, plumpe Tapire und Nashörner, pferdeartige Anchitherien und Hipparien, schlanke Hirsche, Moschusthiere und leichtfüßige Gazellen[4] gaben ihnen Arbeit genug. Der Urahne aller Mistkäfer (Aphodiites protogaeus) läßt uns sogar schon viele Jahrtausende früher, im schweizer Lias, die Anwesenheit kleiner

---

[1] Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 403. 414 ff. — Quenstedt S. 485.

[2] Vgl. Fabre, Nouveaux souvenirs entomologiques. Paris 1882. p. 14 ss. — Urwelt der Schweiz, S. 412 ff.

[3] Zu Oeningen sind 3 miocäne Arten der Gattung Gymnopleurus entdeckt; überdieß 7 Arten der Gattung Onthophagus, 2 Copris, 1 Onitiocellus und 2 Geotrupiden, die ebenfalls einen Mistvorrath in Erdlöcher vergraben und ihre Eier in demselben versorgen, ohne jedoch vorher die künstliche Manipulation des Pillendrehens vorzunehmen. Nicht bloß bei den echten Pillendrehern (Ateuchini, zu denen Gymnopleurus zählt), sondern auch bei den übrigen der genannten Mistkäfer besteht eine sehr innige Beziehung zwischen Lebensweise und Organisation. Deßhalb werden alle jene miocänen Mistkäfer damals dieselben Instincte besessen haben, wie ihre heutigen Verwandten. — Vgl. Naturgeschichte der Insekten Deutschlands von Erichson. 1. Abth. III. Bd. S. 748 u. a. O. — O. Heer, Urwelt der Schweiz, S. 405.

[4] Urwelt der Schweiz, S. 436 ff.

Säugethiere in Mitteleuropa vermuthen. Wirklich ist bereits aus dem obersten Trias in Württemberg und ebenso in Nordamerika ein Säugethier nachgewiesen[1]. Doch wenden wir uns wiederum zu den Löchern im Oeninger Sandboden. Hier hatten also Mistkäfer ihre Pillen vergraben und in dieselben ihre Eier abgelegt. Aus dem Ei kam eine Larve, die den aufgespeicherten Vorrath aufzehrte und sich dann verpuppte; aus der Puppe entstand ein Käfer, und der Käfer kam wiederum durch jenes Loch an das Tageslicht, durch welches seine sonderbare Wiege einst hinabgeschafft worden war.

Wenn wir die Geduld haben, bis zum Abend hier zu verweilen, werden wir sehen, wie diese Pillendreher mit zahlreichen Geschäftsfreunden ihren Abendflug beginnen und auf den miocänen Triften uns umschwärmen. Endlich gehen wir in der milden Sommernacht nach Hause. Während droben am Himmelszelt die Sterne heraufziehen, steigen auch aus den Gebüschen und aus dem Grase um uns Tausende leuchtender Sternchen empor. Aber sie ziehen nicht einher mit jener unwandelbaren Ruhe, mit der die Sterne des Himmels ihre ewigen Bahnen verfolgen; sie steigen und fallen, glühen auf und erlöschen in stetem, ruhelosem Wechsel; denn sie sind Kinder dieser Erde und ihrer Vergänglichkeit. Kleine Leuchtkäfer sind es (Lampyris orciluca)[2], ganz ähnlich jenen, die uns noch heute in milder Sommernacht mit ihrem feenhaften Lichttanze erfreuen. Während die geflügelten Männchen in der Luft ihr Funkenspiel treiben, ruhen die flügellosen Weibchen als lebendige Lichtpunkte im Grase; von ihrer wurmähnlichen Gestalt entlehnten auch die keineswegs wurmähnlichen Männchen den Namen der Johanniswürmchen.

Wir mögen also bei Tag oder bei Nacht dem instinctiven Treiben der vorweltlichen Insekten zusehen, immer und immer wieder kommen wir zu dem Schlusse: So ging es und geht es noch heute.

Die staatenbildenden Insekten, die, zu großen Gesellschaften vereint und in verschiedene Kasten vertheilt, ein geordnetes Gemeinwesen bilden, scheinen den Höhepunkt der Entwicklung des thierischen Instinctes erreicht zu haben. Es gibt in der That keine Äußerung des Instinctlebens, die den socialen Kundgebungen der menschlichen Vernunft so täuschend ähnlich wäre, wie das Leben und Treiben dieser Insekten. Ihre gemeinschaftlichen Bauten, ihre gemeinschaftliche Jugenderziehung, ihre gemeinschaftlichen Züge und Kämpfe, das Zusammenhalten der Glieder desselben

[1] Urwelt der Schweiz, S. 100. [2] Urwelt der Schweiz, S. 403.

Stammes deuten auf ein Princip der socialen Einheit in diesen unvernünftigen Wesen hin; ja sogar mannigfaltige Stufen der menschlichen Culturentwicklung spiegeln sich hier im Kleinen wieder. Wir treffen unter den Ameisen Jagdvölker und Hirtenvölker, ackerbautreibende Völker und herrschsüchtige Räuberstämme, die sich Sklaven aus unterjochten Völkerschaften rauben. Die Ähnlichkeit zwischen den socialen Beziehungen dieser Insekten und den socialen Beziehungen der Menschen bleibt zwar immer nur eine Ähnlichkeit, und zwar eine unvollkommene Ähnlichkeit, da die ersteren nicht aus geistigen Verstandesfähigkeiten, sondern aus instinctiven Sinnesfähigkeiten entspringen; aber daß die socialen Instincte des Thierreichs in dieser Ähnlichkeit ihren Höhepunkt erreicht haben, ist wohl unläugbar.

Nun steht es aber fest, daß die Termiten und Ameisen schon in ferner Urzeit ein ganz ähnliches gesellschaftliches Leben geführt haben, wie ihre gegenwärtigen Verwandten. In den Wäldern der Steinkohle und des Lias, in den Forsten des braunen und des weißen Jura und des Weald hausten Termiten; sehr zahlreich erscheinen sie endlich im tertiären Bernstein und in den tertiären Süßwasserbildungen von Oeningen und Aix, namentlich aber von Radoboj in Kroatien[1]. Die Termiten der Vorwelt waren Bewohner der Wälder und durchbohrten die Stämme nach allen Richtungen mit ihren Gängen; wie heute Termes lucifugus in den Wäldern der subtropischen Zone, so hausten einst in den miocänen Wäldern Schwabens und der Schweiz Termes Hartungi und Buechii. Andere größere Arten (Termes spectabilis und insignis), welche die in der heißen Zone so gefürchteten „weißen Ameisen" (Termes fatalis) an Größe noch übertreffen, führten höchst wahrscheinlich schon im Tertiär ihre großen, kegelförmigen Bauten auf. Bei ihren Ausflügen mußten die Termiten schon damals mit einem Schirmdach zum Schutze gegen die Angriffe ihrer Feinde sich umgeben; sie konnten stets nur in bedeckten Gängen auf ihren Zügen vorrücken, da sie bereits damals einen zarten, weichen Leib hatten wie heute; zahlreiche Feinde, namentlich aber die tertiären Ameisenheere, lauerten ihnen auf, um ihr Fleisch zu verzehren.

Die Ameisen, in ihrem gesellschaftlichen Leben den Termiten sehr ähnlich, aber einer ganz andern Insektenordnung angehörig[2], erschienen auf

---

[1] Urwelt der Schweiz, S. 95 ff., 105. 393 ff. — Girard p. 172 ss. — Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1876, S. 103. 582; 1880, I. S. 123; 1882, II. S. 288 u. a. O. — Quenstedt S. 488.

[2] Die Termiten gehören zu den Netzflüglern (Neuroptera), die Ameisen zu den Hautflüglern (Hymenoptera).

der Erde erst lange nach den ersten Termiten. Im schweizer Lias deutet ein zweifelhafter Flügel einer Palaeomyrmex prodromus die erste Spur der Ameisen an; ein riesiger Myrmica-Flügel aus dem englischen Purbeckkalke kommt ihm zu Hilfe. Aber erst im Tertiär gelangen die Ameisen zu größerer Bedeutung; hier entfalten sie jedoch eine erstaunliche Fülle von Arten und einen nicht geringern Reichthum von Individuen. Hätte ein menschlicher Fuß schon die tertiären Gefilde betreten, so würde er einer noch größern Anzahl Ameisen begegnet sein, als heute an einem heißen Sommertage. Die Ameisenfauna des mitteleuropäischen Tertiär umschließt sogar noch mannigfaltigere und zahlreichere Formen, als die mitteleuropäische Ameisenfauna der Gegenwart; viele Arten, deren Verwandte jetzt nur mehr in tropischen und subtropischen Zonen sich finden, lebten damals bei uns[1]. Versuchen wir es, einige Züge aus dem damaligen Ameisenleben zu zeichnen.

Wie heute die Herkulesameise (Camponotus herculeaneus) die Stämme alter Waldbäume in abenteuerliche Dome mit unzähligen Gallerien und Säulengängen und Pfeilern und Thürmchen verwandelt, so trieb es damals in den Wäldern von Oeningen und Radoboj ihre noch größere Ahne (Camponotus lignitum). Auch die zu Radoboj sehr häufige Lasius occultatus, unserer glänzend schwarzen Holzameise (Lasius fuliginosus) äußerst ähnlich, legte ihre Nester im Holze von Bäumen an; vermuthlich bereitete sie schon damals jenen eigenthümlichen Carton aus Holzfasern, der heute die meisten Nester von Lasius fuliginosus auskleidet[2]. In den Tropen der Gegenwart baut Oecophylla smaragdina auf Bäumen ihr Nest, indem sie einen Büschel Blätter an den Rändern mit weißen Fasern zusammennäht[3]. Dieselbe Ameisenform, durch ihre schlanke, zarte Gestalt und den charakteristischen Bau ihres Flügelgeäders leicht erkennbar, findet sich auch bereits im Miocän von Radoboj vor als Oecophylla obesa Radobojana[4]; sie baute wohl schon damals ihr Nest auf ähnliche Weise wie heute; denn diese Bauart entspricht am besten der ganzen Organisation des zarten, zu Erdarbeiten und Holzarbeiten nicht geeigneten Körpers.

[1] Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 101. 413. — Quenstedt S. 485. — Girard p. 174 ss. — G. L. Mayr, Studien über die Radoboj-Formiciden. Wien 1867. — Die Ameisen des baltischen Bernsteins. Wien 1868. — Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1879, S. 218; 1871, S. 555.

[2] Vgl. Forel, Fourmis de la Suisse. Bâle, Genève, Lyon, 1874. p. 176. 181.

[3] André, Les fourmis. Paris 1885. p. 150. 151.

[4] Studien über die Radoboj-Formiciden, S. 50. 51.

Daß viele Ameisen in der Gegenwart Blattläuse besuchen, ist allbekannt; sie streicheln dieselben mit ihren Fühlern, bewegen sie dadurch zu einer Honigabgabe und lecken den Tribut mit Behagen auf. Die schon erwähnte glänzend schwarze Holzameise (Lasius fuliginosus) besucht mit Vorliebe die auf Eichen wohnenden Blattläuse. Wie nun Lasius fuliginosus heute im Gänsemarsche an einem Eichenstamm hinaufzieht, um Lachnus quercus zu melken, so zog ihre Urahne einst auf die tertiären Eichen, um eine damalige Eichenblattlaus (Lachnus pectorosus) zu streicheln und zu belecken[1]. Andere Ameisenarten der Gegenwart bauen bedeckte Gänge oder kleine kugelförmige Ställe, in denen sie ungestört mit ihren Hausthieren sich beschäftigen können; dieser Schutz ist namentlich gegenüber den zahlreichen blattlausfressenden Insekten und Insektenlarven erforderlich. Unter den Feinden der Blattläuse nehmen die Marienkäferchen einen hervorragenden Platz ein; die Familie, der sie angehören, trägt mit Vorzug den Namen der Blattlausfresser (Aphidophaga). Da die Marienkäferchen schon im Miocän[2] sehr guten Appetit hatten, werden die Ameisen wohl schon damals zum Schutze ihrer Kühe ähnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen haben. Auch die zu den Zirpen (Cikadinen) gehörigen buntgefärbten Cercopis-Arten erfreuten sich wohl schon im Miocän der Zuneigung unserer Ameisen; heute sind diese honiggebenden Zirpen in unseren Gebüschen nicht mehr vorhanden, wohl noch in denen der Tropen[3].

Aber lebten die Termiten und Ameisen wirklich schon in der Vorwelt in so großen Gesellschaften und mit denselben socialen Instincten wie heute? Die meisten fossilen Reste, welche aus diesen Insektenordnungen bis auf uns gekommen sind, gehören zwar zu den geflügelten Männchen und Weibchen; daß dieselben aber auch damals schon mit einer großen Menge Geschlechtsloser in entsprechend geordneten Gesellschaften lebten, steht außer Zweifel. Es sind nicht bloß manche Entomolithe gefunden worden, die der arbeitenden Klasse angehörten[4], sondern gerade die große

---

[1] Vgl. Girard p. 178.

[2] Aus Oeningen sind 19 Arten bekannt, meist lebenden Arten der gemäßigten oder der heißen Zone sehr ähnlich; so Coccinella Andromeda (der C. septempunctata entsprechend), C. amabilis (der Halyzia ocellata entsprechend), C. spectabilis (der großen brasilianischen C. marginata entsprechend) u. s. w.

[3] Ähnliche Beziehungen wie für die Ameisen von Oeningen und Radoboj ließen sich auch für die Ameisen des baltischen Bernsteins nachweisen.

[4] So von Camponotus lignitum. Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 412 Fig. 334 c, u. S. 383.

Menge der in den Fossilienlagern aufbewahrten geflügelten Individuen beweist, daß die Colonien der Ameisen und Termiten bereits damals von denselben instinctiven Gesetzen beherrscht wurden, wie heute. Wie gegenwärtig an warmen Julitagen ganze Wolken von geflügelten Ameisen durch die Lüfte schwärmen und von Wind oder Regen plötzlich in solchen Mengen in Seen und andere Gewässer geschleudert werden, daß sie die Wasserfläche weithin bedecken, so muß es auch damals gewesen sein; denn nur dadurch läßt sich das massenhafte, enggedrängte Vorkommen dieser Insekten in manchen Süßwasserbildungen erklären, in denen die Gesteine nicht selten von ihren Resten ganz bedeckt sind. Um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß die Einbettung der geflügelten Ameisen wirklich bei jenen Paarungsflügen geschah, finden sich manche Pärchen selbst noch im fossilen Zustande vereinigt[1]. Ähnlich verhält es sich auch mit den Termiten. Während also damals wie heute die geflügelten Geschlechter dieser staatenbildenden Insekten häufig in die Lage kamen, dem ruhigen Grunde süßer Gewässer zahlreich und unter den günstigsten Bedingungen einverleibt zu werden, fanden und finden die ungeflügelten Kasten nur selten und vereinzelt ihren Tod in ruhigem Süßwasser; daher ihre Seltenheit in den Fossilienlagern. Wenn aber die geflügelten Individuen schon damals in so massenhafter Anzahl sich zusammenfanden wie heute, so müssen sie auch bereits damals in einer entsprechenden Anzahl von Geschlechtslosen einen socialen Rückhalt gefunden haben. Denn die Körperbildung der geflügelten Ameisen und Termiten ist dieselbe geblieben; diese Körperbildung erhalten sie aber nur durch die Entwicklung ihrer äußerst zarten Eier, Larven und Puppen, welche ohne die sorgfältige Pflege einer geschlechtslosen Kaste unmöglich ist. Die letztere ist eine nothwendige Bedingung für die Erhaltung der Art: so alt also die Ameisen und Termiten sind, so alt sind ihre socialen Instincte[2].

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

---

[1] Z. B. von Poneropsis veneraria im miocänen Süßwasserkalke von Oeningen. Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 413, und Abbildung S. 412, Fig. 330.

[2] Für die geselligen Bienen und Wespen läßt sich die Entwicklung der socialen Instincte nicht leicht paläontologisch verfolgen, da bei ihnen auch die Geschlechtslosen geflügelt sind. Deßhalb nahmen wir in Obigem nur auf die Ameisen und Termiten Rücksicht.

Roms Stellung zur Bartholomäusnacht.

Kann nach dem Stande der heutigen Forſchung von einer längeren Vorbereitung der Bartholomäusnacht nicht mehr die Rede ſein, ſo iſt damit von ſelbſt die Mitwiſſenſchaft und vorherige Gutheißung des Papſtes ausgeſchloſſen[1]. Daß aber der Papſt nachher die That gebilligt und ſich unendlich darüber gefreut hat, ſcheint den meiſten proteſtantiſchen Schriftſtellern noch immer ein Dogma zu ſein. Da leſen wir zuerſt eine gräßliche Schilderung all der Greuel, und als Refrain folgt unvermeidlich die große Freude und das Te Deum in Rom: der Affect in dem ſchon vorher gegen Rom eingenommenen Leſer bedarf keiner näheren Schilderung. Dieſer proteſtantiſchen Auffaſſung wurde von katholiſcher Seite entgegengehalten, der Papſt habe nie und in keiner Weiſe die Greuel der Bartholomäusnacht gebilligt; getäuſcht, wie auch andere Herrſcher, durch die franzöſiſchen Berichte, habe er das Te Deum nur für die Errettung des franzöſiſchen Königs veranſtaltet. Der erſte Theil dieſer Antwort, auf den es hauptſächlich ankommt, iſt völlig zutreffend. Setzt aber der zweite Theil voraus, daß man in Rom am 5. September 1572, dem Tage des Te Deum, nur franzöſiſche Nach-

[1] Ganz unabhängig hiervon könnte man eine andere Frage bejahend beantworten, nämlich, ob Katharina von Medici nicht ſchon früher einmal einen ähnlichen Plan gehabt, ſich des einen oder des andern der Hugenottenführer auf ungeſetzlichem Wege zu entledigen. Iſt dieſe Annahme bei der mit ihren Mitteln ſo wenig wähleriſchen Königin-Mutter von vornherein nicht ohne alle Berechtigung, ſo ſcheint dieſelbe durch eine Depeſche des ſpaniſchen Geſandten in Rom J. de Çuñiga vom 19. Mai 1567 an Philipp II. zur Gewißheit erhoben zu werden. Der Geſandte will vom Papſte (Pius V.) erfahren haben, die Regenten (in Frankreich) hätten den Plan, den Prinzen Condé und den Admiral tödten zu laſſen, was der Papſt aber weder billigen, noch rathen, noch mit dem Gewiſſen vereinbaren könne: „Dijome el papa en gran secreto que querian aquellos reyes hacer una cosa que el no podia aprovar, ni aconsejar, ni aun le parecia que en conciencia se podia hacer, y que era en mucha desautoridad de aquellos reyes, porque tractavan de hacer matar portrato al principe de Conde y al Almirante“ (aus dem Archiv von Simancas bei Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux, II. 43). Es wäre aber ſicherlich zu naiv, dieſen Plan von 1567 mit der Bartholomäusnacht von 1572 in urſächlichen Zuſammenhang bringen zu wollen.

richten hatte, und daß die römischen Freudenbezeugungen sich nur auf das Te Deum beschränkten, so müssen diese beiden Voraussetzungen als unhaltbar bezeichnet werden. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die obige Ansicht nicht in etwas modificirter Weise aufrecht gehalten werden kann. In jedem Falle ist Klarheit und Wahrheit das Beste, und deßhalb wollen wir kurz drei Fragen zu beantworten suchen: 1) Welche Nachrichten hatte man am 5. September in Rom über die Bartholomäusnacht? 2) Wie wurden diese Nachrichten aufgenommen und welche Freudenbezeugungen veranstaltete man? 3) Waren diese Freudenbezeugungen gerechtfertigt?

Welche Nachrichten hatte man am 5. September 1572 in Rom über die Bartholomäusnacht? Wir wissen dieß genau aus einem Briefe, den der Gesandte des Herzogs Emmanuel Philibert von Savoyen, Vincenzo Parpaglia, an eben diesem Tage an seinen Herrn schrieb[1]: „Am Dienstag, den 2. dieses Monats, hat man hier durch einen Courier von Lyon, welchen Danei, der Secretär des Gouverneurs, abgesandt, den Tod des Admirals Chatillon (Coligny) und vieler seiner Hauptanhänger erfahren, die in Paris am St. Bartholomäustage niedergemacht wurden. . . . Heute jedoch wurde durch Pariser Briefe vom 28. von dem Nuntius Salviati der ganze Hergang bekannt.“ Diese Pariser Briefe sind, ge-

[1] Weil die betreffende Stelle dieses Briefes für unsere Untersuchung sehr wichtig ist und auch später noch davon Gebrauch gemacht wird, folgt dieselbe hier im Zusammenhang: „Qua s' inteso, martedi 2 del presente mese, per un corriero di Lione spedito del Danei, Secretaro del Governatore, la morte dell' Armiraglio Crattiglione (Chatillon, Coligny), et di molti capi seguaci suoi, che furono amazzati in Parigi il giorno di S. Bartolomeo: cosa che fu giudicata molto notabile, et molto cara al Papa et a tutti. Ma Monsignore Illmo di Lorena ne mostrò lui più allegrezza che tutti altri, et andò subito dal Papa insieme con l' Ambasciator di Francia, et ne diede l' avviso con molte particolarità; con tutto che non vi fussero lettere di Parigi, nè al Papa, nè al Cardinale, nè ad alcuno: se non che il sudetto Secretaro Danei spedite lui un corriero sopra dell' aviso che haveva havuto Monsignor di Mandelot suo padrone, il quale però non scrisse niente; di maniera che si stava ancora in dubbio. Ma hoggi, per lettere delli 28 da Parigi, di Monsignor Salviati, Nontio, s' è inteso tutto il progresso del successo: il quale è stato lodato, per quanto spetta al servitio del Re et del suo regno et de la religione; ma molto più sarebbe stato lodato il fatto, se Sua Maestà l' havesse potuto fare a mano salva, come già fece il Duca d' Alva in Fiandra, con la retentione et con la forma delli processi. Nondimeno, di tutto si lauda Iddio et la sincera mente di Sua Maestà. Di Roma, li 5 di settembre 72“ (Archivio storico Italiano Appendice [Firenze 1846], III. 169).

nauer ausgedrückt, die Depeschen Salviati's vom 24. und 27. August, welche am vollständigsten Theiner veröffentlicht hat[1].

In dem Briefe vom 24. meldet der Nuntius die auf königlichen Befehl erfolgte Ermordung der Hugenotten, die Drohungen und das insolente Benehmen derselben nach dem Attentat auf den Admiral; dann äußert er seine Meinung dahin, daß nicht soviel auf einmal geschehen, wenn vorher der Admiral durch den Schuß getödtet worden wäre; endlich berichtet er, die Häuser der Hugenotten seien vom Pöbel gestürmt und geplündert worden: ein Edict des Königs gebiete Aufhören des Plünderns und Mordens[2]. Von einer eigentlichen Verschwörung der Hugenotten gegen das Leben des Königs ist in dieser Depesche nichts gesagt. Dasselbe gilt von dem Schreiben vom 27. August. Im Eingang des letztern bemerkt der Nuntius, er habe die Depesche vom 24. durch einen eigenen Courier befördern wollen, aber auf Wunsch des Königs habe er dieselbe mit den Depeschen des Königs übersendet, weil dem König daran gelegen, daß der französische Gesandte zuerst die Nachricht dem Papste überbringe. Der König und die Königin-Mutter hätten ihn beauftragt, mitzutheilen, alles sei im Interesse der Religion geschehen, und es werde noch vieles geschehen. — Von diesen Versprechungen war freilich nicht viel zu erwarten. Das scheint der Nuntius selbst anzudeuten, wenn er gleich darauf berichtet, die vielen durch den Tod der Hugenotten[3] vacant ge-

[1] Annal. Eccles. I. 328 sq.

[2] Der Schluß des Briefes lautet: „Man glaubt, daß in allen Städten Frankreichs Ähnliches erfolgen wird, sobald die Nachricht von der Pariser Execution ankommt. Als ich in den letztvergangenen Tagen in Chiffern schrieb, der Admiral wage sich zu weit vor, und man würde ihm etwas auf die Finger geben, war es mir schon gewiß, daß man ihn nicht länger dulden wollte, und noch mehr bekräftigte ich mich in dieser Meinung, als ich in gewöhnlichen Buchstaben schrieb, ich hoffte Gelegenheit zu erhalten, Sr. Heiligkeit eine gute Neuigkeit mittheilen zu können, obgleich ich niemals den zehnten Theil von dem geglaubt hätte, was ich jetzt mit eigenen Augen sehe." Diese Mittheilung schließt nicht nothwendig ein vorheriges Wissen des Attentats auf Coligny ein; es konnten ja dem Nuntius allgemein gehaltene Bemerkungen von einem Vorgehen gegen Coligny und die Hugenotten gemacht worden sein.

[3] Daß Abteien und sogar Bisthümer an Häretiker gegeben wurden, war zu dieser Zeit in Frankreich nichts Seltenes. Der Marschall Damville erhielt ein Bisthum, dessen Einkünfte er für die Fütterung seiner Meute verwendete; ein anderes Bisthum wurde einer Hugenottin gegeben (Kervyn de Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux, II. 17. Vgl. II. 440). Der Marschall von Tavannes bestätigt dieß in seinen Memoiren: „Les abbayes sont données aux femmes, aux Huguenots et gens incapables. ... Ces pechez chargent les roys qui, estant obligez des services que la noblesse fait, espargnent leurs bourses pour payer de celle de

worbenen Abteien habe der König an diejenigen vergeben, welche ihm in der letzten Zeit Dienste geleistet, „indem er mir zu verstehen geben ließ, daß er meine Erinnerungen in Zukunft berücksichtigen werde".

Vergleichen wir nun mit diesen Nachrichten des Nuntius die gleichzeitig übergebenen Briefe des französischen Hofes. Der Brief des Königs Karl IX. vom 24. August an den Papst ist sehr kurz: er schicke einen seiner Edelleute, den Herrn von Beauville, um dem Papste einige Mittheilungen zu machen; dem, was Beauville sage, möge der Papst denselben Glauben schenken, wie wenn der König selbst es sage[1]. Daß der Gesandte, der nicht vor dem 27. August von Paris abgereist, dem Papste viel von der Verschwörung gegen das Leben des Königs gesprochen, in Übereinstimmung mit dem, was der König dem Parlament vorgetragen und den andern Höfen melden ließ, ist als sicher anzunehmen. Mit ausdrücklichen Worten sprach Ludwig von Bourbon in einem ebenfalls von dem außerordentlichen Gesandten überbrachten Briefe von der Verschwörung: „Der Admiral sei in seiner Bosheit soweit gegangen, daß er gegen das Leben des Königs, der Königin-Mutter, der Brüder des Königs und aller katholischen Großen conspirirt habe."[2]

Während also der Nuntius von einer directen Bedrohung des Lebens Karl' IX. nichts weiß, haben die Franzosen ein Interesse daran, die Gefahr für das Leben des Königs in den Vordergrund zu stellen. An dieser französischen Auffassung hielt auch der berühmte französische Humanist Muret in seiner Rede am 23. December 1572 fest: O noctem illam memorabilem, quae paucorum seditiosorum interitu Regem a praesentis caedis periculo, regnum a perpetua bellorum civilium formidine liberavit. Zudem ist wohl zu beachten, bei welcher Gelegenheit diese Rede gehalten wurde: es war bei dem officiellen Empfang des außerordentlichen Gesandten Frankreichs de Rambouillet, der im Namen des französischen Königs dem Papste die herkömmliche Obedienz leisten sollte. Wie aber aus den Briefen des Königs und der Königin-Mutter vom 19. November 1572 hervorgeht, hatte der Gesandte auch den Auftrag, dem Papst wiederum auseinanderzusetzen, daß alles Bis-

---

l'Eglise." Kurz vorher bemerkt Tavannes: „Le conseil huguenot pour ruiner l'Eglise a esté de luy oster les biens; leur proverbe estait qu'abattant le colombier, les pigeons s'esgarent" (Nouv. Collect. des mémoires [Paris 1866], VIII. 374).

[1] Theiner, Annal. Eccles. I. 335.

[2] L. c. I. 336. n. 8.

herige nur aus Intereſſe für die Religion geſchehen ſei[1]. Warum nun dieß Vordrängen einer Unwahrheit? Denn eine Verſchwörung der Hugenotten gegen das Leben des Königs iſt durch nichts erwieſen und auch aus inneren Gründen unwahrſcheinlich, weil der König den Plänen der Hugenotten ſehr zugethan war. Und wiederum, warum die fortgeſetzten Bemühungen des franzöſiſchen Hofes, dem Papſte die Überzeugung beizubringen, es ſei Alles aus Intereſſe für die katholiſche Religion geſchehen? Die Erklärung iſt einfach: man wollte den unangenehmen Eindruck verwiſchen, den die Art und Weiſe des Vorgehens gegen die Hugenotten gemacht, weil man in Rom ſchon durch die erſten Depeſchen des Nuntius viel zu gut unterrichtet war, als daß man den franzöſiſchen Berichten hätte Glauben ſchenken können. Dieſe gute Informirung Roms hatte der König durch die Bitte an den Nuntius, die Depeſchen für den Papſt erſt durch den franzöſiſchen Geſandten überbringen zu laſſen, nur für ein paar Tage verzögern können, da die Depeſchen des Nuntius mit den Briefen des Königs am 5. September übergeben und in Rom bekannt wurden.

Iſt es nun wahr, daß die Berichte über die Bartholomäusnacht bei dem Papſte doch nicht die ungetheilte und maßloſe Freude hervorriefen, wie dieß ſo oft geſchildert wird? Schon in dem oben angeführten Schreiben des Geſandten Parpaglia vom 5. September wird ausdrücklich bemerkt: „Dasſelbe (das Ereigniß) iſt gelobt worden, *inſoweit* es ſich auf den Nutzen des Königs, ſeines Reiches und der Religion erſtreckt, aber die That würde noch viel mehr gelobt worden ſein, *wenn der König ſie mit reinen Händen ausgeführt hätte*, wie es der Herzog von Alba in Flandern gethan hat, *mit Einhaltung und in der Form des gerichtlichen Verfahrens*.“ Das iſt die *römiſche* Auffaſſung, und das war ſie *ſchon am 5. September*. Gregor XIII. insbeſondere verabſcheute die Art und Weiſe des Vorgehens.

Brantôme berichtet in ſeinem Leben des Admirals Coligny, er habe von einem damals ſich in Rom aufhaltenden, ſehr gut unterrichteten

[1] Katharina insbeſondere bittet den Papſt, doch zu glauben: „que la vie de mes enfans que je creyn plus que la miene ne mest si chere que mest lhonneur de Dieu et la conservation de nostre religion catolique Romayne, come je le monstre par efest la li ayent hazardée an batalles et gueres qui ont ayté en set Royaume come V. S. et tou le monde ha seu et veu et masurent que V. S. me fayra cet bien de nan doucter jeamés plus“ (Theiner l. c. I. 337. n. 9). Alſo Alles aus lauterem Intereſſe für die römiſch-katholiſche Religion, und daran darf der Papſt nie mehr zweifeln!

Edelmanne vernommen, daß der Papst bei der Nachricht Thränen vergossen und auf die Frage eines der Cardinäle (Lothringen?), warum er sich so sehr über die Niederlage der Feinde Gottes und des Heiligen Stuhles betrübe, geantwortet habe: „O ich weine über das unerlaubte und von Gott verbotene Verfahren des Königs!“ [1] Dieß wird auch bestätigt durch einen Brief des spanischen Gesandten in Paris, Çuñiga, vom 22. September 1572, in welchem es heißt, der Papst sei bei der Nachricht von der Bartholomäusnacht von Entsetzen ergriffen worden (se espantavo) [2].

Eine weitere Bestätigung dürfen wir wohl auch der Darstellung eines bittern Feindes des Heiligen Stuhles, des Apostaten Gregorio Leti, entnehmen. Derselbe sagt in seinem Leben Sixtus' V. bei der Erwähnung der Bartholomäusnacht über Gregor XIII.: „Nun konnte der neue Papst wohl mit Recht Buoncompagno heißen; denn er hatte von Natur eine solche Zuneigung zur Leutseligkeit und einen solchen Abscheu vor dem Blutvergießen, daß er auch sogar die allerärgsten Übelthäter nicht gerne von der Obrigkeit zum Tode verdammen ließ, sondern einem jeden Gnade ertheilte . . . Wiewohl demnach bei Anhörung dieser Nachricht der Papst über die Vertilgung der Ketzer einige Freude empfand, so gefiel ihm dennoch keineswegs, daß solches mit Betrug, mit Verletzung des gegebenen Wortes und mit einer so entsetzlichen Grausamkeit bewerkstelligt worden.“ Leti theilt dann weiter mit, der Papst habe die Cardinäle über ihre Meinung gefragt, und da habe sich Cardinal Montalto (der spätere Sixtus V.) dem Papst zulieb scharf gegen das Verfahren des französischen Hofes ausgesprochen, obgleich es nicht seine persönliche Ansicht gewesen sei. „Dem Papste gefiel diese Rede sehr, wie er solches selbst seinem Neffen, dem Cardinal Buoncompagno, gestand.“ Aus der Antwort Montalto's, die Leti berichtet (nach welcher Quelle?), sei hier nur Folgendes angeführt: „Ich erinnere mich noch, daß ich ihn (Pius V.) sagen hörte: ‚Die Türken könnten sich nicht beschweren, daß die Kirche begierig sei, das Blut ihrer Feinde zu vergießen, weil alles in einem rechtmäßigen Kriege geschehen, der ihnen zuvor angekündigt worden und dessen Vorbereitungen sie lange vorher wahrgenommen.‘ — Die Worte Christi: ‚Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe,‘ sind in der heiligen Schrift deutlich genug ausgedrückt. Gleichwohl hört

[1] Das Citat findet sich in den Werken Brantôme's (Ed. 1740), VIII. 190; s. Civiltà cattolica, S. 6. XI. 20, Anm. 3.

[2] Kervyn de Lettenhove, III. 14, Anm. 4.

man jetzt gerade das Widerspiel, daß nämlich mit offenbarem Betrug (weil die Ketzer unter dem Schutze des Königs lebten) und zu einer Zeit, da sich Alles in der größten Lust befand, so viele tausend Seelen auf einmal dem Teufel aufgeopfert worden. Was werden nun die noch übrig gebliebenen Ketzer sagen, wenn sie uns diese Worte anstimmen hören: ‚Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe'? Werden sie auch glauben können, daß dergleichen gewaltsames Verfahren dieser Vorschrift gemäß sei?" [1]

Trotz der beklagenswerthen Verfahrungsweise des französischen Hofes freute man sich in Rom über die nothwendig aus dem Ereigniß sich ergebenden Folgen; aber diese Freude war in ihren Äußerungen bei dem Papste eine gemäßigte, wie auch der Annalist Gregor' XIII., P. Massei, ausdrücklich hervorhebt [2], bei den Franzosen aber, insbesondere bei dem Cardinal von Lothringen, eine fast ausgelassene. Schon als am 2. September erst eine ganz unbestimmte Nachricht von Lyon eingelaufen, da „zeigte der Cardinal von Lothringen darüber mehr Freude als alle anderen; er ging alsbald mit dem französischen Gesandten zum Papste und berichtete viele Einzelheiten darüber". So Parpaglia in dem obigen Schreiben. Der Cardinal von Lothringen war es, der am 8. September die den französischen König als „entflammt vom Eifer für den Herrn der Heerscharen" preisende Inschrift in der französischen Nationalkirche aufhängen ließ; der Cardinal von Lothringen war es, welcher, wenn wir hier de Thou Glauben schenken dürfen, die feierliche Procession vom 8. September veranlaßte [3]; der Cardinal von Lothringen war es, der noch in demselben Jahre 1572 Capilupi beauftragte, das Buch Stratagema contra gli Ugonotti zu schreiben, in dem behauptet wird, die Bartholomäusnacht sei von langer Hand beschlossen und vorbereitet worden. Warum? Der Cardinal erblickte in dem Ereignisse den Stolz seines Hauses; er rühmte sich nun, daß Alles vorher überlegt worden, bevor er nach Italien gekommen, und diese Auffassung verewigte er durch das Buch Capilupi's [4]. In einem Briefe (an seinen Neffen), den Katharina

[1] Köln. Ausgabe 1706, I. 431—434.

[2] „Temperata letizia" (Annali di Gregorio XIII., lib. I. § 20. Civiltà l. c. XI. 29).

[3] Historiarum sui temporis pars II^{a} (Ed. Francofurti 1614), p. 1080: „ejusdem (Cardinalis) instigatu biduo post supplicationes . . . celebrantur." De Thou bezeichnet kurz vorher die Freude des Cardinals als eine unglaubliche.

[4] Vgl. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht, S. 251.

von Medici auffangen ließ, schrieb der Cardinal sich, seinem Neffen und seinem Hause mit vielem Rühmen den Tod des Admirals zu[1].

Wenn nun der Cardinal von Lothringen „die Seele der römischen Festlichkeiten"[2] war, hat er dann vielleicht nicht auch das Te Deum vom 5. September veranlaßt? Wir können diese Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten. Wäre sie zu bejahen, so müßte das Te Deum sicherlich, der officiellen französischen Darstellung entsprechend, besonders als Dank für die Errettung des Königs aufgefaßt werden[3]. Aber auch im verneinenden Falle ist bei der Anordnung des Te Deum die officielle Bezugnahme auf die officiellen Erklärungen des außerordentlichen französischen Gesandten, dessen Worte der König als seine eigenen betrachtet wissen will, keineswegs ausgeschlossen. Und in dieser Weise scheint die bisherige Annahme nicht unberechtigt. Unberechtigt wäre diese Auffassung jedoch, wenn sie das Te Deum einseitig als Dank für die Errettung des französischen Königs in der Weise erklärte, daß sie annähme, der Papst habe noch keine anderen Nachrichten erhalten, und daß sie ignorirte, wie auch noch nach dem Te Deum weitere Freudenbezeugungen stattgefunden haben.

Abgesehen von der großartigen Procession vom 8. September[4], an der sich fast ganz Rom mit dem Papste betheiligte, ließ Gregor XIII. nach dem Beispiele Karl' IX. eine Denkmünze prägen: sie zeigt auf der Adversa die Büste des Papstes, auf der Aversa einen Würgengel mit Kreuz und Schwert und die Überschrift: Hugonotorum strages[5]. Ferner beauftragte der Papst den berühmten Vasari, der damals mit dem Aus-

[1] Wir erfahren dieß aus einer Depesche des Nuntius Salviati vom 1. October 1572 (Theiner l. c. I. 332).

[2] Civiltà l. c. XI. 25.

[3] Der Wittenberger Professor Schröckh sagt in seiner „Christlichen Kirchengeschichte seit der Reformation" (Leipzig 1805. III. 286 f.), der Papst habe „die bekannten Freudensbezeigungen wegen der Pariser Mordnacht sehr wahrscheinlich mehr um sich gegen den französischen Hof erkenntlich zu bezeigen, der ihm durch die Ausrottung der Ketzer einen großen Dienst erwiesen zu haben glaubte, als weil er dieselbe billigte, anstellen lassen".

[4] Eine Beschreibung derselben gibt die Civiltà l. c. p. 24 nach dem handschriftlichen Diarium des Ceremonienmeisters Mucanzi. Die Processionsordnung erschien auch im Druck: Ordine della processione fatta per la nuova della destruttione della setta ugonotana (Roma 1572. 4°. Brunet, Manuel du Libraire. VI. n. 23 525).

[5] Venuti, Numismata RR. Pontificum praestantiora (Romae 1744. p. 185), citirt in der Civiltà XI. 27, Anm. 4.

malen der Sala regia des Vatikans beschäftigt war, die Hauptscenen der Bartholomäusnacht zu malen, das Attentat auf den Admiral, die Execution vom 24. August und das Erscheinen des Königs im Parlament. Diese Fresken sieht man noch heute neben der Thüre der Sixtina, über den großen Gemälden, welche die Schlacht von Lepanto darstellen [1].

Gerade diese Zusammenstellung der Schlacht von Lepanto mit der Bartholomäusnacht kann uns vielleicht behilflich sein bei Beantwortung der dritten Frage, die wir gestellt haben: Waren die Freudenbezeugungen über die Bartholomäusnacht gerechtfertigt? Verwerflich wären dieselben natürlich, wenn sie den Greueln als solchen gegolten hätten. Diese Annahme ist jedoch von vornherein und zudem durch die oben angeführten Zeugnisse als völlig unberechtigt auszuschließen. Ob nun aber auch so die lauten Freudenbezeugungen und die bildliche Verewigung der Pariser Scenen unserm heutigen Geschmack zusagen, lassen wir dahingestellt sein: sicher ist hier ein freies Urtheil erlaubt, da es ja nur ein einfältiges Gerede unserer Gegner ist, als müßten wir Katholiken jede einzelne Handlungsweise eines Papstes gleichsam als unfehlbar betrachten und darstellen. Nach Gregorio Leti hat übrigens Gregor XIII. selbst diese Freudenbezeugungen mißbilligt; denn die von dem Papste mit Beifall aufgenommene Rede des Cardinals Montalto schließt mit den Worten: „Wenn mir erlaubt ist, meine unmaßgebliche Meinung zu eröffnen, so hielt ich es nicht für rathsam, daß hier in Rom vor den Augen Ew. Heiligkeit wegen dieses Blutvergießens Freudenfeuer angezündet und andere Ergötzlichkeiten angestellt würden, wie Verschiedene für gut befinden; denn das wären doch solche Dinge, die mit der gütigen und leutseligen Natur Ew. Heiligkeit, welche die Ketzer selbst bewundern müssen, gar nicht übereinstimmten, und außerdem thäte man nicht wohl, wenn man zu erkennen gäbe, daß die Kirche Christi an der Vergießung des menschlichen Blutes einigen Gefallen hätte.“ [2]

Selbst für den Fall, daß die Freudenbezeugungen der eigenen Initiative des Papstes entsprungen wären — was einstweilen nicht bewiesen ist —, müßte derjenige, der hier aburtheilen wollte, sehr eingehend nicht

[1] Civiltà XI. 27 s. Dort werden auch nach Gaye (Carteggio di artisti, III. 343) folgende Worte aus einem Briefe Francesco's de Medici an Vasari vom Jahre 1572 angeführt: „Ci piace havere inteso non solo l'arrivo vostro a Roma, ma anco le carezze et favori fattivi da Sua Beatitudine, la quale fa prudentemente a volere che apparisca nella sala dei Rei cosi santo et notabile successo, come fu l' essecutione contra gli ugonotti di Francia.“

[2] Leti, Leben des Papstes Sixtus V. Köln 1706. I. 434 f.

allein die Auffassung der damaligen Zeit, sondern auch die Lage des Papstes und der ganzen Kirche berücksichtigen. Zum Wenigsten wird er dann die Freude des Papstes überhaupt erklärlich finden.

Vom sittlichen Standpunkte betrachtet, darf ich mich freilich nie freuen über eine in sich schlechte Handlung — und eine solche war in jedem Falle die treulose, mit den Principien und der Verfahrungsweise der katholischen Kirche in schroffem Widerspruch stehende Niedermetzelung der Hugenotten —, wohl aber kann der Fall eintreten, daß die Folgen einer schlechten That gerechten Anlaß zur Freude bieten. Ein mächtiger Wütherich vergießt Ströme von Blut; der Dolch eines Meuchelmörders macht seinem Leben ein Ende; ganze Länder athmen wieder auf und freuen sich des Friedens. Nun, neben dem Türken gab es keinen so grimmigen, blutgierigen Feind des katholischen Namens als die Calviner und speciell die Hugenotten.

„Jede Spur des Papstthums," sagt Schiller, also hier gewiß ein unverdächtiger Beurtheiler, „setzte den Schwärmergeist der Calvinisten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert . . . Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten." An einer andern Stelle sagt Schiller von den Hugenotten: „Ihre Mordgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieser Unschuldigen befleckt. Mit erfinderischer Wuth schärften sie durch den bittersten Hohn noch die Qual des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen und es öffentlich als Ehrenzeichen zu tragen [1].

---

[1] Diese Stellen bei Janssen, Schiller als Historiker (Freiburg 1879 2. Aufl. S. 208 f.). — Jeder einzelne der angeführten Züge kann in den zeitgenössischen Quellen nachgewiesen werden. Übereinstimmend urtheilten auch die lutherischen Prediger in Deutschland; in einem Briefe des Prinzen von Oranien vom 26. December 1569 heißt es, daß dieselben „preschent ouvertement que ceux de la religion de

Haben die Häresien des 16. Jahrhunderts überhaupt, dem Beispiel ihrer früher geborenen Schwestern folgend, sich nie damit begnügt, daß sie geduldet wurden, sondern ging ihr Streben stets auf Ausschließung des alten von den Vorfahren überkommenen Glaubens, so wurde dieses Streben bei den Calvinern zu einer wahren, mit blutiger Consequenz verfolgten Manie. Die Scheiterhaufen, die Calvin in Genf auflodern ließ, die Priesterschlächtereien in Frankreich und den Niederlanden und auf dem weiten Ocean haben ihren Grund in dem unversöhnlichen Hasse der Calviner gegen alles, was nicht ihre Lehre theilt. In Frankreich setzten die Hugenotten schon im Mai 1559 die Todesstrafe auf Ketzerei, d. h. auf den Glauben, zu dem sich ihre Vorfahren über tausend Jahre lang bekannt hatten. Katholische Priester wurden von Geusen und Hugenotten bis auf den Ocean hinaus verfolgt: es sei hier nur an zwei Ereignisse erinnert, die in den beiden letzten Jahren vor der Bartholomäusnacht stattfanden. Am 15. Juli 1570 wurden 40 Jesuiten, unter ihnen P. Ignatius de Azevedo, auf ihrer Reise nach Brasilien bei der Insel Palma von hugenottischen Piraten nach vielen Mißhandlungen theils niedergestoßen, theils ertränkt. Der Anführer Jacob Soria hatte auf die Frage, was man mit den Jesuiten anfangen solle, geantwortet: „Schlachtet diese Hunde, die mit ihrer schlechten Lehre Brasilien besudeln wollen.“ [1] Ein Jahr später, am 13. September 1571, ließ der Hugenotte Capdeville zwölf Jesuiten, die, als Ersatz für die Hingemordeten, ebenfalls auf der Reise nach Brasilien begriffen waren, in der Nähe der Insel Terceira umbringen [2].

Der sicherste Hafenplatz für diese Piraten war La Rochelle [3]; nirgends

---

France et des Pays-Bas ne sont que mutins, rebelles et briseurs d'images et que l'on ferait grand service à Dieu et bien à toute la crestienité de les abolir et ruiner“ (Kervyn de Lettenhove, II. 199).

[1] Juvencius, Epitome Historiae S. J. Gandavi 1853. II. 219. Nach dem Briefe des P. Diaz vom 28. August 1570 (bei Laderchius, Annal. Eccles. ad an. 1570, n. 431) stand Jakob Soria in Diensten der Königin von Navarra. Vgl. G. C. Cordara, Istoria della vita e della gloriosa morte del Beato Ignazio de Azevedo e di altri trentanove beati martiri della Comp. di Gesù (Roma 1854. p. 79—120). Die erste Ausgabe dieses Buches erschien im Jahre 1743 ohne Namen des Verfassers.

[2] Juvencius l. c. II. 227. Vgl. E. de Guilhermy S. J., Ménologe de la Comp. de Jés. Assistance de Portugal (Poitiers 1867. II. 229). Ausführlicher bei Laderchius, l. c. ad an. 1571, n. 472.

[3] Von Jakob Soria berichtet Thuan (Histor. lib. 47. Ed. Francof. 1604. p. 837) ausdrücklich, daß er nach der Priesterschlächterei „Rupellam incolumis redlit“.

konnten dieſelben ihren Raub ſo gut abſetzen, wie dort; zu La Rochelle waren ſie unter dem Schutze Coligny's und des Grafen Ludwig von Naſſau wie zu Hauſe[1]. „Wie damals England ein ausgedehntes und vortheilhaftes Geſchäft auf Koſten Spaniens und Portugals mit ſeinen Piraten trieb, ſo hatte ſich auch in den franzöſiſchen Häfen, namentlich in La Rochelle, dieſelbe Induſtrie entwickelt.“[2]

Außer ihren Verbindungen mit den Engländern, denen ſie früher franzöſiſches Gebiet in die Hände geſpielt, und den Calvinern Deutſchlands, denen ſie häufige Unterſtützung durch deutſche „reitres et lanskenets“ zu verdanken hatten, hielten die Hugenotten auch ſtets gute Freundſchaft mit dem Erbfeind der Chriſtenheit, den Türken. Über dieſe Verbindung ſagt einer der beſten Kenner der osmaniſchen Geſchichte: „So wenig die Sache ganz im Klaren iſt, ſo leidet es doch keinen Zweifel, daß ſchon längſt vor dieſer Zeit (1572) zwiſchen den Hugenotten und der Pforte geheime Verbindungen ſtattgefunden hatten, welche irgend eine gemeinſchaftliche Unternehmung oder eine gegenſeitige Unterſtützung zum Zwecke hätten . . . Coligny ſah ſich, wie es ſcheint, veranlaßt, mehrere angeſehene Edelleute ſeiner Partei als Begleiter des franzöſiſchen Geſandten Grandchamps (un huguenot déguisé) mit nach Conſtantinopel zu ſchicken, um ſich mit dem Großherrn perſönlich in's Vernehmen zu ſetzen . . . Dieſe geheimen Agenten des Admirals Coligny trafen in Conſtantinopel erſt ein, als der alte Sultan ſeine Hauptſtadt ſchon verlaſſen hatte, um ſeinen letzten Feldzug anzutreten, welcher ihn, unter den Mauern von Szigeth, an das Ende ſeiner Tage führte. Die Hugenotten eilten ihm zwar ſogleich nach; als ſie aber in Szigeth eintrafen, war er ſchon nicht mehr unter den Lebenden.“[3] Daß unter ſolchen Umſtänden der hauptſächlich dem heiligen Papſte Pius V. zu verdankende große Sieg über die ungeheure türkiſche Flotte bei Lepanto im Jahre 1571

---

[1] Kervyn de Lettenhove, II. 200 s. [2] Baumgarten S. 28. 51.

[3] So Zinkeiſen, Geſchichte des osmaniſchen Reiches in Europa. Gotha 1855. III. 476 f. Nach Zinkeiſen iſt es erwieſen, daß die Hugenotten ſowohl wie die Lutheraner den Türken lieber waren, als die Papiſten. „Die Lutheriſchen,“ bemerkt der öſterreichiſche Geſandtſchaftsprediger Gerlach (Türkiſches Tagebuch. Frankfurt 1674. S. 89), „ſind den Türken lieber, als die Papiſten, weil jene die Anruffe und Verehrung der Bilder verdammen, und verhoffen alſo, *ſie ſollten eher Türken werden*, denn die Welſchen. Darumb wann ſie einen gefangen bekommen, fragen ſie gleich, ob er ein Papiſt oder Lutheraner ſei?“ Zinkeiſen meint: „Vielleicht hielt man es aus dieſem Grunde für diplomatiſche Klugheit, daß man Anfangs faſt nur Lutheraner zu Stellvertretern Öſterreichs bei der Pforte wählte. Und dasſelbe gilt von den Hugenotten.“

ein Greuel in den Augen der Hugenotten war, braucht nicht bemerkt zu werden [1]. Am 6. November 1571 berichtete der spanische Botschafter in Paris, der Sieg sei „für die Hugenotten und ihre Freunde ein harter Schlag“ [2].

Fassen wir ferner den Zeitpunkt in's Auge, in welchem das Verhängniß über die Hugenotten hereinbricht. Schon sind mehrere Tausend Franzosen den niederländischen Rebellen zu Hilfe gezogen; Coligny ist auf dem Punkte, von dem König mit dem Oberbefehl gegen Spanien betraut zu werden. Wenn Coligny, wenn die Geusen siegen, dann ist es um den katholischen Glauben nicht allein in den Niederlanden, sondern wahrscheinlich auch in Frankreich geschehen, dann ist das Leben vieler Tausende von katholischen Priestern und Ordensleuten in Gefahr. Vor einem Monat erst hat man die Qualen vernommen, mit welchen am 9. Juli 1572 in Brielle elf Franciscaner und acht andere Welt- und Ordenspriester von Gorcum durch die Geusen langsam hingemordet worden [3].

Aber auch schon jetzt ist durch den drohenden Krieg Frankreichs gegen Spanien das Werk Pius' V., die heilige Liga zur Bekämpfung der Türken, bedroht; es muß also wiederum der Lieblingsgedanke so vieler Päpste und der ganzen Christenheit aufgegeben werden! Der französische Hof hatte besonders seit Ende 1571 alles aufgewendet, damit die Pforte Venedig von der Liga losreiße, um so ihre ganze Macht gegen Spanien wenden zu können. Ein verschlagener Diplomat, der apostasirte Bischof Noailles (d'Acqs) [4], war deßhalb nach Constantinopel geschickt worden. Pius V. hatte sich bemüht, diese Sendung wieder rückgängig zu machen. Noch wenige Wochen vor seinem Tode hatte Pius V. dem französischen Könige geschrieben, wie er vertraue, daß die Verbündeten (der Liga) noch weitere glorreiche Siege erringen würden „zum ewigen Gedächtniß, aber zur ewigen Schmach Ew. Majestät, wenn sie noch ferner dieser Liga fremd bleibt; und diese Schande würde um so größer werden, wenn es wahr wäre (was wir nicht glauben), daß die Rebellen gegen die katholische Religion daran denken, ein so heiliges Unternehmen zu stören, die Waffen gegen einen der Verbündeten zu wenden; auch kann es uns

---

[1] Vgl. Kervyn de Lettenhove, II. 358. [2] Baumgarten S. 98.

[3] Der genaue Bericht Historia Martyrum Gorc. auctore G. Estio Hesselio (Duaci 1603) findet sich bei den Bollandisten zum 9. Juli p. 798 sq. abgedruckt.

[4] Noailles war von 1557—1562 Bischof von Dax oder d'Acqs, weßhalb er in den Depeschen und Berichten oft einfachhin Dax oder d'Acqs genannt wird.

nicht gefallen, daß Ew. Majestät zu dem tyrannischen Feinde des christlichen Namens den Acqs gesendet, der sich Bischof nennt“ [1]. Wie nothwendig diese Warnung vor dem Apostaten war, beweist allein schon dessen Brief vom April 1572 aus Constantinopel an den König, in welchem er denselben auf's Dringendste vor dem Anschlusse an die Liga warnt, für die Hugenotten aber um freie Bewegung bittet. „Wenn Eure Hugenotten oder Andere zu Wasser oder zu Lande eine Promenade nach Flandern machen wollen, werdet Ihr die alte Freiheit der Kriegsleute Eurer Nation nicht hindern wollen.“ [2]

Aber weder die Worte des heiligen Papstes, noch die Bemühungen seines Legaten Alessandrino [3] und dessen Begleiters Franz Borgia hatten den französischen König zum Anschluß an die Liga zu bewegen vermocht. Trotzdem wollte der Nachfolger des hl. Pius V. noch einen Versuch machen. Eben hatte Gregor XIII. in dem Consistorium vom 27. August den Cardinal Flavio Orsini zum Legaten a latere für Frankreich ernannt mit dem Auftrag, Alles aufzubieten, um den französischen König für die Liga zu gewinnen [4]. Der Cardinallegat war noch nicht abgereist, da traf die Kunde von der Ermordung der Hugenotten ein.

Jetzt scheint auf einmal Alles verändert. Jetzt gibt die Niederlage der Hugenotten Aussicht, daß der Vater der Christenheit, welcher den Jammer und das Elend vieler Tausende von christlichen Sklaven und bedrängten Kindern wie eigenes Leid empfindet, mit seinem Hilferuf auch in Frankreich gehört werden wird; die grimmigsten Feinde der Kirche sind gefallen; Spanien kann bei der Liga verharren; der katholische

---

[1] Baumgarten S. 198. Vgl. über frühere Klagen Pius' V. Laderchius ad an. 1571, n. 135.

[2] Baumgarten S. 199. — Es charakterisirt den Apostaten, daß er Ende September 1572 vor der Pest aus Konstantinopel floh und dann in einer Depesche an Katharina von Medici als Grund seiner Abreise die Besorgniß angibt, welche ihm der Plan wegen der Vereinigung Algiers mit Frankreich eingeflößt habe (Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, III. 475). — Die Bartholomäusnacht änderte an den Beziehungen Frankreichs zur Türkei nichts: Karl IX. forderte am 30. November 1572 von dem Sultan drei Millionen in Gold, wofür er Spanien gehörig beunruhigen wolle (Baumgarten S. 200, Anm. 1). Natürlich Alles im Interesse der heiligen Religion! Vgl. die Briefe vom 19. November 1572 an den Papst bei Theiner, Annal. Eccles. I. 337.

[3] Die Briefe dieses Legaten vom 31. Juli 1571 bis 30. März 1572 in der Corsiniana (Cod. Cors. 505) s. Laemmer, Zur Kirchengesch. des 16. und 17. Jahrhunderts. Freiburg 1863. S. 164.

[4] Theiner, Annal. Eccles. I. 46.

Glaube in den Niederlanden und Frankreich selbst erscheint gerettet; die vor wenigen Monaten noch von Frankreich mit den Engländern und deutschen Protestanten geschlossenen Bündnisse sind gelöst. Die ganze europäische Politik ist mit einem Schlage geändert zu Gunsten des katholischen Glaubens [1]. Durfte sich da Rom in keiner Weise freuen? Durfte es nicht in die Kirchen eilen, Gott zu danken für die Errettung von seinen blutgierigen Feinden? Schien nicht ein gerechtes Strafgericht ob so vieler Frevel über die Hugenotten hereingebrochen zu sein? [2] Schien nicht die Zertrümmerung so vieler und so schlau angelegter Pläne fast wunderbar? Dieß ist die Auffassung vieler Zeitgenossen. Es geben ihr auch die Worte Ausdruck, die sich in einem Briefe des Cardinals Otto Truchseß vom 29. November 1572 an den Herzog Albrecht von Bayern finden: „Gott sey lob das pro Catholicis so wol in Gallia und Riderlanndt ergangen; warlich mer wunderbarlich dann menschlich; und haben die sachen ain rauchs ansehen, aber ain gutz endt gehabt; darumb wir alle Gott sellen danckbar sein.“ [3]

B. Duhr S. J.

---

[1] Vgl. Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland seit der Reformation. Stuttgart 1845. I. 319 ff.

[2] Selbst die lutherischen Hoftheologen Andreae und Selneccer gaben in ihren Berichten an den Kurfürsten August nicht undeutlich zu verstehen, daß die Calvinisten das Blutbad als gerechte Strafe ihrer Schuld selbst über sich herbeigezogen hätten (K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. 1. Aufl. V. 40).

[3] Steichele, Beiträge zur Geschichte des Bisthums Augsburg. Augsburg 1850. II. 559.

Adam von St. Victor[1].

Studie zur Literaturgeschichte des Mittelalters.

Seit die blinde Voreingenommenheit des Humanismus gegen alles, was im sogen. Kirchen-, Küchen- oder Mönchs-Latein geschrieben, durch das siegreiche Vordringen der geschichtlichen Wissenschaften zum Sehen gezwungen worden, hat sich Forschung und Bewunderung namentlich der liturgischen Dichtung des Mittelalters in höherem Maße zugewandt. Dennoch ist eine ausgebreitetere Kenntniß derselben bisher auf die engeren Kreise der eigentlichen Gelehrtenwelt beschränkt geblieben. Dürften doch selbst manche unserer Leser sich schwer besinnen, ob ihnen je im Leben der Name eines Adam von St. Victor begegnet, und von denen, die mit ihm vertraut sind, dürfte wieder die Mehrzahl ihre Kenntniß lediglich dem „Kirchenjahr" Dom Guérangers und den daselbst mitgetheilten Proben verdanken. Und doch ist Adam von St. Victor nach dem gewiß berufenen Urtheil des gelehrten Benedictiners „der größte Dichter des Mittelalters" schlechthin, welchem, wie R. Ch. Trench meint, höchstens ein Hildebert von Le Mans die Palme streitig machen könnte. Noch weiter als die beiden erwähnten Hymnologen geht Dr. J. Neale, ebenfalls gewiegter Kenner mittelalterlicher Dichtung, wenn er erklärt, Adam sei seinem Geschmacke nach der größte lateinische Dichter nicht bloß des Mittelalters, sondern aller Zeiten (to my mind the greatest Latin poet not only of mediaeval but of all ages). Früher als die bisher Genannten hatte in Deutschland A. J. Rambach seine Stimme erhoben, und Adam nächst Notker und Damiani als den fruchtbarsten Dichter des ganzen Mittelalters bezeichnet, „in Absicht auf sinnreiche Behandlung der Gegenstände, lebendige Darstellung und Gewandtheit der Sprache wie in der Versification unstreitig der erste unter allen" — ein Lob, das auch H. A. Daniel zu dem seinigen gemacht hat. Bedenkt man, daß diese sämmtlichen Urtheile (mit einziger Ausnahme des erstgenannten) von englischen oder lutherischen Geistlichen ausgesprochen wurden, die doch dem Lehrbegriffe des Victoriners fremd, um nicht zu sagen feindlich, gegenüberstanden, so wird, wie einer-

[1] Léon Gautier, Oeuvres poétiques d'Adam de St Victor. 2 vols. Paris 1858 et 1859.

Léon Gautier, Oeuvres poétiques d'Adam de St Victor. Deuxième édition, entièrement refondue. Paris 1881.

Eugène Misset, Essai philologique et littéraire sur les oeuvres poétiques d'Adam de St Victor. Les Lettres chrétiennes. Vol. II. p. 76 sqq., p. 238 sqq.; vol. III. p. 353 sqq.; vol. IV. p. 204 sqq., p. 371 sqq.; vol. V. p. 344 sqq.

ſeits der Verdacht der Voreingenommenheit und Übertreibung ausgeſchloſſen, andererſeits der Wunſch gerechtfertigt erſcheinen, auch einmal in deutſcher Sprache die über einen ſo außergewöhnlichen Dichter noch vorhandenen Nachrichten zu ſammeln und mit einer literarhiſtoriſchen Würdigung zu begleiten.

Von der königlichen Abtei regulirter Chorherren zu St. Victor in Paris, die ſich in ihrer einſtigen Herrlichkeit in der gleichnamigen Straße von der weſtlichen Ecke der Seine-Straße bis gegenüber der Bäckerſtraße hinzog, und deren Garten von der Bièvre durchſchnitten ward, ſind in der heutigen Weltſtadt ſo gut wie keine Spuren erhalten. Das einzige Brunnenthürmchen, bei welchem Seine- und Victorſtraße ſich treffen, iſt alles, was ſich von den Baulichkeiten des alten, 1108 von Wilhelm von Champeaux (Guillelmus Campellensis) gegründeten Stiftes in unſere Tage gerettet hat. Dieß Schickſal der Abtei iſt ein getreues Bild des Looſes, das ihren gefeiertſten Sänger getroffen hat. Denn die Nachrichten über Leben und Lebensumſtände desſelben ſind leider ebenſo ſpärlich als unbeſtimmt.

Der älteſte und wichtigſte Abriß ſeines Lebens, wenn anders man wenige inhaltsarme Zeilen ſo nennen darf, ſtammt im beſten Falle[1] aus der Feder Wilhelms von St. Lô (a Sancto Laudo), der, 1345 Abt von St. Victor, am Sonntage Trinitatis 1349 ſtarb[2] und ſomit durch anderthalb Jahrhunderte von Adam getrennt war. Schon dieſer erſten Notiz, von welcher der Annaliſt des Kloſters, Johann von Toulouſe (geſt. nach 1652), mit Recht bemerkt, daß ſie, ähnlich wie einſt Thimantes mit dem Bilde Agamemnons gethan, die Figur Adams weniger zeichne denn verhülle[3], ſieht man nur zu deutlich an, daß bereits damals ältere Aufzeichnungen nicht mehr vorhanden, in der mündlichen Überlieferung aber außer einigen nothdürftigen Umriſſen alle Beſonderheiten ſeines Lebens untergegangen waren.

Durch Wilhelm von St. Lô erfahren wir, daß Adam „um die Zeit Hugo's von St. Victor" blühte, daß er von Geburt ein „Britte", daß er eine Erklärung der Einleitungen des hl. Hieronymus in die Bücher des alten und neuen Teſtamentes, ſowie ein anderes bibliſches Werk, eine Art exegetiſchen Nachſchlagebuches, verfaßt, das den Titel Summa de vocabulis Bibliorum trug, gewöhnlich aber kurzweg als die Summe des Britten (Summa Britonis) bezeichnet wurde; endlich daß er ſehr viele Proſen über die Feſte des Herrn und der Heiligen angefertigt, und daß ſein Grab annoch in der Abtei zu ſehen.

---

[1] Daß Wilhelm Autor der kurzen biographiſchen Notiz ſei, die zuerſt Martene (Ampl. coll. VI. 220) veröffentlicht hat, gründet ſich einſtweilen nur auf das ſpäte und darum nicht allzu verläſſige Zeugniß des Johann von Toulouſe. Vgl. Gautier, 2e éd. p. x sq.

[2] Gulielmus a Sancto Laudo, doctor in theologia et abbas anno 1345, obiit anno 1349 in festo SS. Trinitatis. Catal. canonic. S. Victoris. Gautier, 1re éd. p. LVIII. not.

[3] Gautier, 1re éd. p. LXVII.

Wir erfahren somit, daß Adam ein Britte war, erfahren aber nicht, ob das doppelsinnige Brito in unserem Falle mit Engländer oder mit Bretone zu übertragen, ob wir als Heimath des Dichters die major oder die minor Britannia anzusehen haben. Der Sprachgebrauch des zwölften Jahrhunderts gibt uns leider keinen Anhaltspunkt; denn wenn uns Du Cange Britigena, Brito und Armoricus als gleichbedeutend aufführt, fällt uns, den Irrthum zu verhüten, rechtzeitig bei, daß Radulphus a Diceto seiner englischen Geschichte den Titel Historia compendiosa de regibus Britonum gegeben. Auch andere Gründe verfangen nicht. Daß Adam in der königlichen Abtei der königlichen Hauptstadt lebte, kann für seine Volkszugehörigkeit nicht in Betracht fallen. Von den drei großen Zierden der Abtei war der eine, Hugo von St. Victor, ein Deutscher, der zweite, Richard, ein Schotte; warum sollte der dritte kein Engländer gewesen sein? Erinnert in Adams Schriften der schwungvolle, rhetorisirende Stil, die Vorliebe für das Spiel mit Gegensätzen in Gedanken und Gedankenausdruck an den Franzosen der Gegenwart, so weist neben der echt germanischen Vorliebe für den Stabreim vor allem die bewundernswerthe Festigkeit im Accente, die sich in allen echten Dichtungen Adams bekundet und für die den lateinischen Dichtern welscher Zunge so häufig das Ohr ganz zu fehlen scheint, entschieden auf die major Britannia hin.

Ergötzlich ist, trotz oder vielleicht gerade wegen der Schüchternheit, womit es geschieht, die Art und Weise, wie L. Gautier die Sequenz Adams auf den hl. Thomas von Canterbury für unsere Frage fruchtbar zu machen sucht. Wäre Adam ein Engländer gewesen, meint er, hätte er nothwendig durch seine Entrüstung als Christ jene Liebe zum heimathlichen Boden durchschimmern lassen, die, ohne daß wir es wollen, aus allen unseren Werken redet und die das Christenthum vielleicht nur noch zartfühliger (délicat) gemacht hat[1]. Der gelehrte Herausgeber vergißt leider für einen Augenblick, daß die Vaterlandsliebe der Angelsachsen des zwölften Jahrhunderts sich in etwas anderer Weise zu äußern pflegte, als es bei uns vielfach der Brauch ist, und daß dieselben fast noch bei Lebzeiten König Heinrichs II. das Bild Beckets auf ihre Fahnen und Standarten setzten. Wenn aber überhaupt in diesen Prosen etwas durchschimmert, so dürfte der schwache Schimmer uns eher nach England weisen. Denn wenn Adam in der zweifellos echten Prose Gaude Sion et laetare mit Beziehung auf das Exil des heiligen Bischofes in Frankreich und die verwaiste englische Primatialkirche den Ausdruck gebraucht: Sic nos, pater, reliquisti, so paßt das jedenfalls besser in dem Munde eines Engländers. Ähnlich heißt es in der Prose Aquas plenas amaritudine, die aus Gründen des Stiles sehr wohl von Adam herrühren kann:

Joseph regnat in aula regia
Thomas noster in coeli curia
Coronatur.
Renovantur Anglorum gaudia,
Bethel novus fit Dorovernia u. s. f.

[1] Ibid. p. LXVI.

Aus den ſpäteren Annaliſten der Abtei können wir nur noch ſo viel entnehmen, daß Adam unter dem Abte Gilduin, alſo um 1130 blühte, daß er, ein Zeitgenoſſe Richards von St. Victor, dieſen um ein Beträchtliches überlebte. War er auch ein Zeitgenoſſe Hugo's, und ſtand ſomit das leuchtende Sternbild der drei großen Victoriner eine Zeitlang gleichzeitig am Himmel der ſtreitenden Kirche? Von Wilhelm von St. Lô erfuhren wir, daß Adam um die Zeit Hugo's gelebt. Dem widerſprechend führen die ſpäteren Annalen von St. Victor aus, da Hugo im Februar 1139, Adam dagegen erſt 1192 geſtorben, ſo könne er höchſtens in zarter Jugend ein Schüler Hugo's geweſen ſein. Allein Hugo tritt ſelbſt als Zeuge in ſeiner und ſeines Schülers Sache auf, indem er die vierte ſeiner Predigten, gehalten auf das Feſt Mariä Geburt, mit vier Strophen einer Sequenz Adams beſchließt, ſie mit den Worten einführend: Sicut egregius versificator testatus est dicens [1]. Adam muß alſo noch zu Lebzeiten Hugo's alt genug geweſen ſei, um Sequenzen zu ſchreiben, und ſeine Sequenzen müſſen reif genug geweſen ſein, um ihm aus dem Munde ſeines großen Lehrers das öffentliche Lob als egregius versificator zu verdienen. Wir erblicken ſomit in den unſterblichen Hymnen Adams mit Recht die poetiſche Blüthe, welche die ſcholaſtiſch-myſtiſche Gelehrſamkeit der beiden großen Victoriner Hugo und Richard getrieben.

Nachdem er noch den Streit miterlebt, den Richard von St. Victor an der Spitze der ſtrengeren Brüder gegen die Milderungsverſuche des Abtes Gruiſius geführt, und der mit der Niederlage des Letzteren und der Wahl des Guerinus endete, ſtarb Adam in jedem Falle hochbetagt, zu Ende der ſiebziger oder zu Anfang der neunziger Jahre ſeines Jahrhunderts. Feſt ſteht nur das Wort der Antiquitates Sancti Victoris: Praefixus extincti patris Adami non constat annus [2].

Unfern des Einganges zum Capitel befand ſich die Ruheſtätte des Sängers; eine kupferne Platte deckte ſie, die bei Zerſtörung der Abtei bereits verkauft und auf dem Wege in eine Keſſelſchmiede war, als der Abbé Petit Radel darüber kam und ſie rettete. Heute befindet ſie ſich in der Bibliothek Mazarin am Eingange der Gallerie Colbert und trägt als Grabſchrift noch immer jene zehn Verſe, die Adam einſt über das Loos der Sterblichen geſungen und die ihren Weg bis in den Hortus deliciarum der Herrada von Landsberg gefunden. Dieſe Verſe, die in einer Handſchrift der ebenerwähnten Bibliothek Mazarin die Aufſchrift führen: Versus Magistri Adami de S. Victore de miseria hominis, lauten alſo:

Heres peccati, natura filius irae
  Exilique reus nascitur omnis homo.
Unde superbit homo, cujus conceptio culpa
  Nasci poena, labor vita, necesse mori?
Vana salus hominis, vanus decor, omnia vana,
  Inter vana nihil vanius est homine.

[1] Migne, PP. LL. tom. 177. p. 910 sq.

[2] Gautier, 1re éd. p. LXXXIX.

Dum magis alludunt praesentis gaudia vitae
Praeterit, imo fugit: non fugit, imo perit.
Post hominem vermis, post vermem fit cinis, heu, heu!
Sic redit ad cinerem gloria nostra suum.

* * *

Hic ego qui jaceo, miser et miserabilis Adam
Unam pro summo munere posco precem.
Peccavi, fateor, veniam peto, parce fatenti;
Parce pater, fratres, parcite; parce Deus!

Doch da haben wir bereits, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, zwei weitere Distichen hinzugefügt, mit denen der Victoriner Johann Corrard das Gedicht Adams zu einer Grabschrift auf ihn selbst ergänzte[1].

Kommen wir nach diesen dürftigen Angaben über sein Leben auf die Werke unseres Victoriners, so begegnen wir, wenn nicht gleicher, doch ähnlicher Ungewißheit. Da wir es zunächst nur mit dem Dichter Adam zu thun haben, können wir in eine eingehende Untersuchung, seine prosaischen Schriften betreffend, an dieser Stelle nicht eintreten, sondern begnügen uns, dieselben kurz zu verzeichnen, indem wir für Einzelheiten, sowie für zweifelhafte und unterschobene Werke auf die Abhandlung Gautiers verweisen[2]. Als von Adam von St. Victor herrührend sind anzusehen:

1. Summa de expositione difficilium vocabulorum Bibliae, die sogen. Summa Britonis.
2. Expositio super omnes prologos Bibliae, die vorerwähnten Commentare zu Hieronymus[3].
3. De discretione animae, spiritus et mentis.

Weitaus das wichtigste Werk Adams, dasjenige, wodurch er groß ist und als riesiger Markstein in der Mitte der kirchlichen Literatur des Mittelalters steht, sind seine Sequenzen, sein Liber Sequentiarum, wie wir es nennen wollen. Dieselben wurden, wie die Überlieferung weiß, die noch vorhandenen Acten indeß nicht ausweisen, von Innocenz III. auf dem vierten Lateranconcil 1215 feierlich belobt und bestätigt und wanderten aus dem Graduale von St. Victor zahlreich nachgeahmt in die Meßbücher aller Kirchen

---

[1] Gautier, 1re éd. p. xcii sq. [2] 1re éd. chap. vii. p. xcv sqq.

[3] Wilhelm von St. Lô sagt in der mehrerwähnten Notiz von diesen Werken Adams, sie seien von solcher Wichtigkeit, ut sine operibus ejus vix possit homo in prologis beati Hieronymi super Biblia pedem figere vel expositionem rationalem difficilium invenire tractatuum. Dieses Lob erhält eine nicht zu verachtende Bestätigung durch den Umstand, daß in dem Verzeichnisse der Handschriften des päpstlichen Schatzes unter Bonifaz VIII. vom Jahre 1295 sich zweimal die Summa Britonis findet, einmal unter Nr. 61 „It. expositiones vocabulorum super biblia", und wieder unter Nr. 431 „It. expositiones vocabulorum difficilium". Vgl. Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Herausgegeben von P. Heinrich Denifle O. P. und P. Franz Ehrle S. J. Erster Band. Erstes Heft. S. 24 ff.

und Länder, vielleicht am wenigsten nach Deutschland, wo die alten Notkerschen Sequenzen erfolgreichen Widerstand leisteten.

Aus dieser Zerstreuung sammelte und veröffentlichte zum ersten Male Jodocus Clichtoväus in seinem Elucidatorium ecclesiasticum (Paris 1515, Basel 1517 und 1519) 36 Sequenzen Adams[1], die von da an bis in unser Jahrhundert hinein als alles betrachtet wurden, was von den Schöpfungen des gefeiertsten Sequenzendichters noch übrig sei. Zwar behaupteten die Annalen von St. Victor, derselbe habe über 100 Sequenzen abgefaßt; allein diese Annalen selbst ruhten in den Archivschränken der Abtei und wanderten von da in jene große Büchersammlung, die nach Bedürfniß die kaiserliche, königliche oder National-Bibliothek heißt. Erst 1858 unternahm Léon Gautier eine neue Ausgabe, welche sämmtliche poetischen Erzeugnisse des Dichters vereinigen sollte. Leider ließ er sich durch Listen des 14. und 17. Jahrhunderts verleiten, in seine doppelbändige Sammlung eine große Anzahl unterschobener und zum Theil des Dichters unwürdiger Stücke aufzunehmen. Diese Mängel der Gautier'schen Edition veranlaßten 1881 auf 1882 eine Reihe werthvoller Aufsätze des Abbé E. Misset in den Lettres chrétiennes. Noch vor Beendigung derselben sah sich Gautier zu einer zweiten Auflage veranlaßt, die er mit Recht als entièrement refondue bezeichnet, und die immerhin dem Inhalte des ursprünglichen Liber Sequentiarum näher kommt als die frühere. Als der wesentlichste und fühlbarste Mangel derselben verdient jedenfalls die Hast bezeichnet zu werden, womit sofort die Kritik Missets in der Hauptsache grundgelegt ward, ohne abzuwarten, bis sich auch hier das Falsche von dem Wahren abgeschäumt. Dadurch sind nun manche Sequenzen, die unbedingt als von Adam herrührend anzusehen, ausgemerzt, wie wir dieß im Folgenden gelegentlich an einigen Beispielen nachweisen werden.

Mit Recht hatte Misset hervorgehoben, die in den Handschriften von St. Victor vorfindlichen Listen seien zu jungen Datums und vermengten Echtes mit offenbar Unechtem in einer Weise, daß sie statt als Wegweiser, als Irrlichter angesehen werden müßten. Die Hauptquelle für Adams Sequenzen sei vielmehr in den alten liturgischen Büchern von St. Victor — die beiden ältesten Gradualien der Abtei (Bibl. Nat. 14 452 und 14 819) reichen mindestens über das Jahr 1239 hinauf — zu suchen. Allein auch hier stehen die Sequenzen Adams mit offenbar älteren vermischt, die sich indeß leicht ausscheiden lassen; sollten sie nicht auch mit jüngeren die Eigenthümlichkeiten Adams nachahmenden untersetzt sein, von denen eine Sonderung schwieriger sein dürfte? Misset bejaht die Frage ausdrücklich, auf Gründe gestützt, wie wir sie später erörtern werden. Wir möchten uns aber auch die umgekehrte Frage erlauben: Sind sämmtliche Sequenzen Adams in das Graduale von St. Victor übergegangen? oder gibt es andere, die vielleicht nicht in St. Victor selbst, wohl aber in anderen Kirchen zur Aufnahme kamen?

Bei dem Mangel an Documenten wird auf alle diese Fragen, insoweit das überhaupt möglich ist, die innere Kritik zu antworten haben. Ihre Auf-

[1] Abdruck bei Migne, PP. LL. tom. 196. p. 1423 sqq.

gabe wäre bei der aus Tausenden zu erkennenden eigenartigen Auffassungs- und Darstellungsweise Adams eine verhältnißmäßig leichte, würden wir nicht durch so manche mehr oder minder gelungene Nachahmung zur Vorsicht gemahnt. Von um so größerer Wichtigkeit erscheint es, den Stil und die Art des Verfassers auf ihre inneren und äußeren Merkmale zu prüfen.

Die erste Eigenthümlichkeit der Sequenzen Adams, richtiger vielleicht das Einzige, was ihnen nicht eigenthümlich, sondern mit den Sequenzen der Notker'schen Schule gemeinsam ist, ist der Parallelismus. Die Sequenzen der St. Galler und Reichenauer bauten sich mit Ausnahme der Eingangs- und Schlußwendung aus Zwillingssätzen auf, deren gemeinsame Melodie gemeinsamen rhythmischen Bau erheischte. Dasselbe Grundgesetz ist von Adam beibehalten, nur daß die freistehenden Eingangs- und Schlußstrophen bei ihm nicht Regel, sondern eher Ausnahme sind. Der Mangel dieses Parallelismus wäre somit ein vollgiltiger Beweis der Unechtheit eines Stückes. So wichtig und richtig indeß diese Regel in ihrer Allgemeinheit ist, so erleidet sie dennoch, wie aus zweifellos echten Prosen abzuleiten ist, gewisse Einschränkungen. So verstößt es nicht gegen den Parallelismus, daß an Stelle einer weiblichen Versendung der einen Strophe, beziehungsweise Halbstrophe, in der entsprechenden zweiten eine männliche trete; so z. B. in der Sequenz vom hl. Paulus (30. Juni):

1a. Corde voce pulsa coelos,
Triumphale pange melos
Gentium ecclesia:

1b. Paulus doctor gentium
Consummavit stadium
Triumphans in gloria.

Ja es tritt sogar bisweilen an die Stelle des trochäischen Dimeter in der zweiten Halbstrophe ein jambischer; daselbst

6a. Verbum crucis protestatur
Causa crucis cruciatur
Mille modis moritur,

6b. Sed perstat vivax hostia
Et invicta constantia
Omnis poena vincitur;

ja sogar ein zur Hälfte daktylischer[1]:

2a. Hic Benjamin adolescens
Lupus rapax, praeda vescens
Hostis est fidelium.

2b. Mane lupus sed ovis vespere
Post tenebras lucente sidere
Docet evangelium.

[1] Es ist einer der Irrthümer Misset's, wenn er (l. c. III. p. 356) mit G. Paris (Lettre à M. Gautier p. 8) behauptet: „On peut dire appliquant à la rhythmique des expressions qui appartiennent proprement à la métrique que le dactyle et

Die erſte und dritte dieſer Freiheiten, wenn von Freiheit und nicht vielmehr von künſtleriſch wirkſamem Wechſel die Rede iſt, ſehen wir auch in der noch heute gebräuchlichen Sequenz des hl. Thomas von Aquin, dem Lauda Sion, angewandt: die erſte in der Strophe In hac mensa novi regis, die dritte in der andern: Sit laus plena, sit sonora.

Doch wir müſſen betreffs des Parallelismus noch zu einer andern wichtigen Regel gelangen. Es findet ſich unter den Proſen Adams eine — zum Glücke beſtens legitimirte —, in welcher von Parallelismus auf den erſten Blick ſo gut wie gar nichts zu ſehen iſt. Es iſt dieß die ſchöne Oſterſequenz Mundi renovatio, eine derjenigen, die auch in Deutſchland zu den beliebteſten und verbreitetſten rechnete, wie ſchon aus dem Umſtande hervorgeht, daß wir Überſetzungen derſelben vom Mönch von Salzburg, von Heinrich von Laufenberg, von Oscar von Wolkenſtein beſitzen. Als eine von den übrigen Sequenzen Adams vielfältig verſchiedene, mag dieſelbe hier einen Platz beanſpruchen.

Mundi renovatio	Mit dem Auferſtehungsfeſt
Nova parit gaudia,	Kommt der Welt Erneuerung,
Resurgenti Domino	Wenn der Herr die Gruft verläßt,
Conresurgunt omnia,	Wird Natur auch wieder jung;

---

l'anapeste répugnent à cette versification et qu'elle ne reconnaît, sauf l'exception que l'iambe et le trochée." Er konnte ſich durch A. J. Neale eines Beſſeren belehren laſſen. „Sat scio," ſchreibt dieſer (De Sequentiis ad V. Cl. Hermannum Adalbertum Daniel Epistola critica), „versus et alios inter jambicos saepe deputatos esse, e. g.:

Sanctae Sion adsint encaenia etc.

Sed isti dactylici proferendi sunt. ... Nec minus falsum est, quod tamen aliqui docti effantur, hymnos eodem metro conscriptos, quo Sancti Thomae ‚Sacris solemnis', jambico fuisse metro. Pro certo quidem habeo de choriambis aeque cum ignarissimis cogitavisse poetam; ille dactylice hymnum pronuntiandum decreverat" (Daniel, Thes. hymnol. V. 32). Damit fällt eine der von Miſſet aufgeſtellten Regeln: „Ainsi l'accentuation des syllabes de deux en deux ... telles sont les règles fondamentales ... auxquelles Adam a sousmis ses mots pour faire des vers" (l. c. p. 361). Mit der Regel fallen natürlich alle Schlüſſe, die auf ihr grundgelegt ſind, z. B. die folgende Entrüſtung (Lettres chrétiennes, II. p. 257): „Une troisième [prose] nous offre sérieusement ces deux vers:

Nos juva, nos rege,
Nos verbo protege!

Mais l'accent de *rege* est sur *re*; l'accent de *protege* sur *pro*. *Rege* et *protege* ne riment donc pas! Et voilà ce qu'on nous donnera comme d'Adam!" Sie reimen aber ſehr gut, nur müſſen die Verſe eben als Daktylen geleſen werden:

Nŏs jŭvă, nŏs rĕgĕ,
Nŏs vĕrbŏ prŏtĕgĕ.

Die Proſe Paranymphus iſt gewiß nicht als von Adam anzuſehen, aber nicht aus ſolchen Gründen.

Elementa serviunt	Alles Leben weit und breit,
Et auctoris sentiunt	Ahnend seine Herrlichkeit,
Quanta sint solemnia.	Bringet dar ihm Huldigung.
Coelum fit serenius,	Heiter lacht des Himmels Blau,
Et mare tranquillius,	Stille wird das wilde Meer,
Spirat aura lenius,	Wie die Lüfte spielen lau,
Vallis nostra floruit,	Grünen Thäler rings umher;
Revirescunt arida,	Neu erblüht das dürre Reis
Recalescunt frigida,	Und es schmilzt das starre Eis
Postquam ver intepuit.	Bei des Frühlings Wiederkehr.
Gelu mortis solvitur,	Und des Todes kalte Nacht
Princeps mundi tollitur,	Und der Hölle Fürst entflieht,
Et ejus destruitur	Da er seine alte Macht
In nobis imperium;	Über uns gebrochen sieht.
Dum tenere voluit	Als er wollte halten gar
In quo nihil habuit,	Den, der ohne Sünde war,
Jus amisit proprium.	Ging zu Ende sein Gebiet.
Vita mortem superat,	Wenn den Tod das Leben zwingt,
Homo jam recuperat	Wohl auch in des Menschen Brust
Quod prius amiserat:	Die verlor'ne Hoffnung dringt
Paradisi gaudium.	Auf des Paradieses Lust.
Viam praebet facilem	Nein, ihm ist zum Paradies
Cherubim versatilem	Nicht der Eingang mehr verwehrt,
Amovendo gladium.	Und der Cherub senkt das Schwert.
Christus coelos reserat	Christ erschließt des Himmels Thor,
Et captivos liberat,	Löset der Gefang'nen Schaar,
Quos culpa ligaverat	Die des Todes Macht zuvor
Sub mortis interitu.	Durch die Schuld verschrieben war.
Pro tali victoria	Ob so frohen Sieges singt
Patri proli gloria	Wie dem Vater so dem Sohn
Sit cum sancto Spiritu.	Und dem Geist im Jubelton [1].

„Die Schwierigkeit, den Parallelismus festzuhalten," bemerkt zu diesem Liede Misset, „dürfte größer scheinen, wenn man sich Strophen wie jenen des Mundi renovatio gegenüber befindet, Strophen, deren Verszahl eine ungerade ist. Allein man wird bemerken, daß alsdann stets nach dem vierten Verse eine größere Interpunction trifft; der Parallelismus ist unvollkommen, aber er ist da; der erste Chor hatte einzig die Mühe oder das Vergnügen, einen Vers mehr zu singen als der zweite." [2] Das ist geradezu unglaublich; denn zum Parallelismus der Sequenzen gehört wesentlich, daß die parallelen Glieder auf dieselbe Melodie gesungen werden. Bei den Sequenzen der ersten

[1] Die Übersetzung (mit Ausnahme der letzten Strophe, die hinzugefügt werden mußte) aus „Lieder der Kirche. Deutsche Nachbildungen altlateinischer Originale von Lebrecht Dreves" (2. Aufl. Schaffhausen 1868. S. 151 f.). Der Reim folgt wegen des (hier beseitigten) Einschiebsels Ut Deus promiserat nicht der Reimstellung des Originals. [2] Lettres chrétiennes, V. p. 352.

Epoche beſtand der Parallelismus ſtets zwiſchen ganzen Strophen; bei den Sequenzen Adams beſteht er meiſt zwiſchen Halbſtrophen, doch nicht immer. Unſere Sequenz iſt Beiſpiel und Beleg dafür, daß er oft auch zwiſchen Strophen waltet. Welcher von beiden Fällen bei einer beſtimmten Proſe vorliegt, darüber kann einzig die Muſik Aufſchluß gewähren.

In Deutſchland hatte man, wie am beſten aus den ſämmtlichen altdeutſchen Überſetzungen hervorgeht, hinter der erſten Strophe eine zweite durch klotzige Gedankenloſigkeit ſich auszeichnende eingeſchaltet, in der wir belehrt werden, daß die vier Elemente auch nach der Auferſtehung des Herrn ihre „natürlichen Örter" beibehielten. Simrock hat in ſeinem Lauda Sion dieſe Strophe, die ſich weder im Graduale von St. Victor, noch in dem von Paris, noch auch im Meßbuche von St. Genovefa findet, mitüberſetzt, wie ſchon ſeiner Zeit der Mönch von Salzburg und Oscar von Wolkenſtein gethan. Der Altmeiſter deutſcher Überſetzungskunſt hat ſich erſichtlich Mühe gegeben, dem zähen Holze einigen Saft der Poeſie abzuringen; er ſchreibt:

Ignis volat mobilis	Funke zündet, Feuer fliegt,
Et aër volubilis,	Lüftchen loſe Zweige biegt,
Fluit aqua mobilis,	Helle Fluth vorübertreibt,
Terra manet stabilis,	Erd auf ihrer Stelle bleibt,
Alta petunt levia,	Leichtes in die Höhe ſchwebt,
Centrum tenent gravia,	Schweres nach der Tiefe ſtrebt,
Renovantur omnia.	Alles fühlt ſich neubelebt.

Dafür fiel die letzte Strophe faſt allenthalben fort, und ward in der vorletzten als vorletzter Vers eingeſchaltet: Ut Deus promiserat. In dieſer Geſtalt ward die neue Proſe nun ſo geſungen, daß Strophe 1 und die eingeſchaltete gleiche Melodie hatten; ebenſo wurden 2 und 3 nach einer gemeinſamen Weiſe vorgetragen, während die nun achtzeilige letzte Strophe in zwei Hälften zerlegt ward. Daß dieß nicht wohl die Singweiſe des Graduale von St. Victor ſein kann, iſt zu vermuthen; allein ebenſo gewiß iſt, daß auch hier der Parallelismus zu den ganzen Strophen gezogen ſein wird, da doch vier- und dreizeilige Strophen nicht gut auf gleiche Melodie können geſungen werden [1].

[1] Auf die äußerſt wichtige muſikaliſche Seite der Sequenzen hier näher einzugehen, bin ich leider nicht in der Lage. Hier iſt noch Vieles dunkel, da unſere Hymnologen (mit Ausnahme von Bartſch) ſich meiſt ausſchließlich mit dem Texte befaßt haben. Was ſoll man dazu denken, wenn Miſſet mittheilt, im Graduale von St. Victor würden die Sequenzen Rex Salomon fecit templum und Sexta passus feria auf eine Melodie geſungen, da doch die eine ſtets um einen ganzen Fuß kürzere Verszeilen hat, als die andere. Es legt die Vermuthung nahe, daß die Sequenzendichter der zweiten Epoche beſſere Dichter aber ſchlechtere Muſici waren, als die der erſten; aber Melodien wie die des Lauda Sion (urſprünglich zu Zyma vetus und Laudes crucis gehörig) und vor Allem des Salve mater Salvatoris ſprechen für das Gegentheil. Vgl. auch K. Bartſch, Die lateiniſchen Sequenzen des Mittelalters. Roſtock 1868. S. 175.

Soviel betreffs der Verwandtschaft der victorinischen Sequenzen mit denen der älteren Zeit. Der wesentlichste Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß an Stelle der ganz auf die Musik berechneten und aufgebauten, willkürlich gewählten und buntgemengten Zeilen der Notker'schen Sequenzen, hier vom Gesetze des Rhythmus und des Reims beherrschte Strophen treten, oft gleicher, oft sehr verschiedener Gestalt innerhalb desselben Gedichtes.

Der Vers Adams beruht so gut wie die Zeile Notkers auf der Betonung: Alle Einsilber können betont und unbetont gebraucht werden, alle Zweisilber betonen ihre vorletzte Silbe; dasselbe thun die Dreisilber, wenn diese lang, widrigenfalls der Ton auf die drittletzte zurücktritt. In Beobachtung dieser Regel finden wir Adam stets genau, mit einziger Ausnahme der Eigennamen, vor Allem der hebräischen, bei denen ja auch sonst die Accentregeln schwanken. Ist die Sequenz de Communi Apostolorum: „Cor angustum dilatemus" nicht von fremder Hand besudelt, wozu allerdings sehr schwere Verdachtsgründe vorliegen, so hätte er sogar einmal das o in Jacobi und Simone als Kürzen gebraucht[1]. Außer der Freiheit in Behandlung der Eigennamen erlaubt sich Adam kleine Verschiebungen des Versaccentes, wie sie der germanischen Poesie eigenthümlich sind und durch welche bisweilen ein gleitender Daktylus die jambischen und trochäischen Verszeilen in angenehmem Wechsel unterbricht, ähnlich wie ja auch in der Tondichtung bisweilen der musikalische dem Wortaccente sich unterordnet. Adam wird daher keinen Anstand nehmen, dem Verse

Prō pĕccātīs hōstīă

einen Gesellen zu geben, der also zu lesen ist:

Cŭm sŭmmă lætitiă.

Am häufigsten tritt diese Freiheit allerdings im männlich reimenden Schlußverse der Halbstrophe auf, ist aber auch in den weiblichen Verszeilen durchaus nicht ausgeschlossen[2]. Wo wir dagegen eigentliche Accentfehler

---

[1] Gautier, 2e éd. p. 194 sqq. Wie diese Prose mit ihren Fehlern Gnade finden konnte, während andere um viel geringerer wegen als verdächtig ausgeschlossen wurden, ist schwer ersichtlich.

[2] „Dans les vers masculins il (Adam) remplace ‚les deux premiers trochées par un dactyle précedé d'une syllabe atone (∪ — ∪∪ au lieu de — ∪ — ∪)'. C'est la licence, si licence il y a, que M. Paris a rencontrée ‚le plus fréquemment'" (Lettres chrét., III. 356). Irrig ist nur, daß diese Freiheit bloß in den männlichen Versen vorkommen dürfe. Misset erblickt einen Fehler darin, daß Adam in der Sequenz Veni summe consolator schreibt:

Ut effluas ad nos usque
Largifluo munere,

und bestreitet auch auf Grund dieses Fehlers die Echtheit der Sequenz; Largiflŭō munere darf Adam nach obiger Regel Missets mit Verlegung des Haupttons um eine Silbe schreiben, aber in dem unmittelbar voraufgehenden darf er sich dieselbe

finden, da ſind dieſelben ein gewiſſes Zeichen, daß entweder das ganze Gedicht unterſchoben oder doch im Einzelnen verderbt iſt. Finden wir Verſe wie:

Ave regina coelorum
Inexperta viri thorum
Parens paris nescia,

ſo brauchen wir nur in den Varianten uns umzuſehen, um in Ave domina coelorum die richtige Lesart zu erkennen. Leſen wir gar:

Ave gemma sacerdotum
Galliarum antidotum,

ſo kann von einer Autorſchaft Adams von St. Victor abſolut keine Rede ſein; ſchon der Gedanke wäre Läſterung. Ebenſo wenn uns Clichtoväus einen Hymnus als Werk unſeres Dichters anpreiſt, durch den ſich eine Betonung hinzieht wie die folgende:

Quandó Deús est omnia,
Vitá, virtús, scientia,
Victús, vestís et caetera,
Quae velle potest méns piá,

oder gar:

Datúr et torques aurea
Pro dóctriná catholica
Qua práefulgét Augústinús
In summi regis curia [1].

Freiheit nicht nehmen; in dem zweiten Verſe hat er gewußt, daß das u in fluo kurz und folglich unbetont iſt, aber in der Zeile vorher darf er es nicht gewußt haben. Adam hat ſich aber um dieſe verſpätete Vorſchrift nicht bekümmert, ſondern geſchrieben:

$$\cup \overset{!}{-} \cup\cup - \cup - \cup.$$

Post Deum spes singularis.
Liquorem dat Elisaeus.
Sub una sunt adoptivi.
Tu purga nos a peccatis.
Quam nulla vis insitiva.
In Christo sic obdormivit.
Qui Christo sic obedivit.
Tu lumen es et unguentum.
Ob meritum singulare.
Qui neminem vis damnari.
[Hic Benjamin adolescens].
[Rex Salomon fecit templum].

Sämmtliche Stellen ſind unanfechtbaren Proſen entnommen. Die ſieben erſten hat Miſſet „corrigirt“ (Dat liquorem Elisaeus, Sunt sub una adoptivi etc.) und Gautier hat die wohlfeile Correctur angenommen, obſchon ſämmtliche Manuſcripte gegen Miſſet zeugten (2e éd. p. 5. 51 u. ſ. f.). Das heißt mit anderen Worten, daß Adam die Freiheit, die man ihm für die männlichen Verſe geſtatten will, ſich auch für die weiblichen genommen hat.

[1] Migne, PP. LL. tom. 196. p. 1509.

So ſehen zwar viele lateiniſche Dichtungen des Mittelalters namentlich in welſchen Landen aus, wir erinnern nur an das noch heute in Frankreich vielgeſungene O filii et filiae; aber ſo ſah es um Adams Kenntniſſe der Betonungsregeln nicht aus.

Gleich ſorgfältig erweist ſich unſer Dichter in Behandlung des Reimes. Eine Eigenthümlichkeit desſelben iſt dabei, daß ſein Reim, auch der männliche, ſtets zwei Silben begreift, eine betonte und eine unbetonte, nur daß beim weiblichen Reime die betonte, beim männlichen die unbetonte den Vortritt hat. Adam wird daher wohl Gall*ia* und Graec*ia*, nie aber Gall*ia* und tart*ara* für Reime anſehen. Dieſes Geſetz, das ſeinen Reim beherrſcht und, wie es ſcheint, eine Ausnahme nicht erleidet, iſt natürlich ein ganz köſtlicher Probirſtein für die Textkritik. Leſen wir beiſpielsweiſe:

Dulcis ardor ros divine,
Bonitatis germine,

ſo ſind wir gewiß, einer verderbten Lesart gegenüberzuſtehen; die Verbeſſerung eines Schreibfehlers (**rmi** ſtatt **nui**) ſtellt das richtige Bonitatis genuinae her.

Mit beſonderer Vorliebe benutzt Adam von St. Victor eine Strophe, die er zwar nicht erfunden, aber ausgebildet und allgemein in Aufnahme gebracht, ſo daß ſie in der Folge ſchlechthin die Sequenzenſtrophe genannt ward, ähnlich wie der durch Ambroſius beliebt gewordene jambiſche Dimeter als Hymnenſtrophe bezeichnet wird. Dieſe Strophe iſt aus dem altlateiniſchen trochäiſchen Tetrameter zunächſt dadurch entſtanden, daß die der großen Hauptcäſur des Verſes voraufgehende Hälfte verdoppelt ward, wodurch wir das Schema erhalten:

— ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ —

Wie ſorgfältig Adam dieſe Strophe behandelt, mag man vor Allem aus der Cäſur entnehmen, die er in den weiblich reimenden Zeilen nach der vierten Silbe eintreten läßt, eine Sorgfalt, die wieder als Merkmal dienen kann, um ſeine Verſe von den Nachahmungen Anderer zu unterſcheiden, deren Mehrzahl dieſe Cäſur unbekannt zu ſein ſcheint.

Volens Christus — haec celari
Non permisit — enarrari
Donec vitae — reparator
Hostis vitae — triumphator
Morte victa surgeret.

So Adam; ſo noch ausnahmslos Thomas von Aquin in der Sequenz Lauda Sion, während Jacopone gleich in der erſten Strophe des Stabat mater die Cäſur vernachläſſigt:

Cujus animam gementem.

Es kann daher mit Recht als ein Zeichen der Unechtheit angeſehen werden, wenn eine Proſe, die als Adams Werk bezeichnet wird, dieſe Cäſur

durchgehends vernachläſſigt. Höchſt bedenklich müßte es dagegen erſcheinen, wollte man um einiger weniger Verſtöße willen ſofort eine Sequenz als unecht bezeichnen. Dieß iſt um ſo weniger angebracht, wo etwa der Mangel an Cäſur durch einen Eigennamen oder auch durch ein mehr als vierſilbiges Wort veranlaßt wird; denn es iſt ſchwer glaublich, daß ſich ein Genie wie das Adams in ſo kleinlicher Weiſe ſollte an eine ſelbſt geſtellte Regel gebunden haben. So kommen in der Sequenz Hodiernae lux diei, die in den älteſten Gradualien von St. Victor ſich findet, allerdings vier Verſtöße gegen dieſe Cäſur vor, dieſelben ſind aber veranlaßt ein Mal durch einen Eigennamen, Gedeonis, ein Mal durch das fünfſilbige Beiwort caliginosae, zwei Mal durch zwei faſt zu einem Worte verwachſene Kunſtausdrücke, durch den Gebrauch von semper-virginis Mariae und Ave Domina-coelorum. Genügt das, um eine Proſe anzuzweifeln, die ohne dieſe vier Cäſuren unbedingt als von Adam herrührend angeſehen würde?[1]

Die Sequenzenſtrophe wird aber unter der kundigen und ſichern Hand des Dichters, ähnlich wie die Blume unter der des Gärtners ſich in tauſend Spielarten wechſelnder und doch verwandter Formen, Farben und Zeichnungen gleichſam vervielfältigt, der mannigfaltigſten Geſtaltung fähig: bald indem die weiblich reimenden Zeilen von zwei auf drei, vier und mehr erhöht werden, was beſonders gerne in ſteigendem Maße mit den Endſtrophen der Proſen geſchieht, gleich als ob die engere Strophe die mehr und mehr anſchwellenden und in wallende Bewegung gerathenden Gefühle nicht mehr zu faſſen vermöchte[2]; bald indem die weiblichen Reime durch männliche, die trochäiſchen Zeilen durch daktyliſche vertreten oder durch mannigfaltig ſich gruppirende Binnenreime zur Entfaltung einer ohrenbeſtrickenden Muſik der Sprache befähigt werden, wie z. B. in der zierlichen Strophenform:

Adam vetus tandem laetus
Novum promat canticum,
Fugitivus et captivus
Prodeat in publicum.

---

[1] Sie findet ſich nämlich in den älteſten liturgiſchen Büchern von St. Victor, von Paris und von St. Genovefa, müßte alſo zu den beſtverbürgten gezählt werden. Dennoch hat Gautier nicht gewagt, dieſe Sequenz in ſeine neue Ausgabe aufzunehmen, obſchon ſie nichts enthält, was Adams unwürdig wäre, Manches, was offenbar auf ihn hinweiſt. Dagegen darf die Proſe auf den „Areopagiten" Dionyſius nicht fehlen, obſchon Vers 44 lautet: Immitis Domitianus, in dem mir die Cäſur zu fehlen ſcheint. Das ſchwierige Problem dürfte daher lauten: Wie viele mangelnde Cäſuren genügen zur Anzweiflung einer Sequenz, und wie viele nicht?

[2] „Adamus autem qua verborum copiositate pollet, dum ad finem vergit, grandior et disertior in materiam suam assurgens homoteleuta reduplicat hunc in modum a a a b c c c b vel etiam a a a a b c c c c d, cujus rei admirabile exstat specimen in ultima stropha hymni L a u d a S i o n S a l v a t o r e m, a S. Thoma scripti" (Neale ap. Daniel, Thes. V. 27). „Das allmähliche Schwellen der Empfindung, das innere mächtige Jauchzen und Jubeln der Seele wird durch dieß Anſchwellen der Reimmaſſen am Schluß der Sequenz ſinnvoll ausgedrückt" (Bartſch a. a. O. S. 240).

Das bisher Bemerkte bezog sich lediglich auf die äußerlichste Seite des poetischen Stiles, auf die Versbaukunst des Dichters. Ebenso charakteristisch oder im Grunde noch viel bezeichnender, weil schon innerlicher und zum Ausdrucke des Geistigen befähigter, sind die mehr stilistischen Eigenthümlichkeiten desselben. Dieselben lassen sich in dem Begriff des Rhetorischen zusammenfassen, das sich hauptsächlich nach einer dreifachen, doch nicht immer getrennten Richtung geltend macht: wir können sie als eine Vorliebe für Wiederholung, Gleichklang und Wortspiel bezeichnen.

Die rhetorische Wiederholung ist für Adams Lieder in der That höchst charakteristisch und kommt bei keinem andern mittelalterlichen Dichter in ähnlicher Weise vor. Sie verleiht den Dichtungen des Victoriners ungesucht und ungezwungen, wie sie aus der getragenen Stimmung des Dichters hervorfließt, etwas Panegyrisch-sollennes, eine Art Kothurnschritt, jenes Moment des Feierlichen und Erhabenen, das den Hymnus von dem stilleren, innerlicheren Liede unterscheidet. So hebt seine herrliche Ostersequenz, ein volltönender Triumphgesang, in bezeichnender kraftvoller Wendung also an:

Salve *dies, dierum* gloria,
Dies felix Christi victoria,
Dies digna jugi laetitia,
Dies prima!

Eine zweite Ostersequenz — denn in St. Victor betete man nicht die ganze Osteroctav hindurch täglich dieselbe, sondern täglich eine neue Sequenz — eine zweite Ostersequenz beginnt in ähnlicher, doch etwas bewegterer Weise:

Lux il*lux*it dominica,
Lux insignis, *lux* unica,
Lux lucis et laetitiae,
Lux immortalis gloriae!

Ähnlich auch in der Ostersequenz Zyma vetus:

Jam divinae laus virtutis,
Jam triumphi, *jam* salutis
Vox erumpat libera.

Stets, auch wenn es, wie in diesem Falle, eine anscheinend unbedeutende Partikel wäre, ist das wiederholte Wort der Hauptträger der Idee, die auf solche Weise wie mit Hammerschlägen dem Geiste eingeprägt wird. Wie bezeichnend ist z. B. in der Sequenz auf Pauli Bekehrung die Wiederholung der Partikel sed, die so schön den Gegensatz zwischen dem Eben und dem Jetzt und den plötzlichen Übergang aus dem Saulus in den Paulus veranschaulicht:

Spirat minas, *sed* jam cedit,
Sed prostratus jam obedit,
Sed jam vinctus ducitur.

Oder man vergleiche den unvergleichlichen Schluß der Hymne: Veni summe consolator, der den heiligen Geist als die Stimme feiert, die dem Apostel gemäß in uns betet und das Abba, Vater, ruft:

Vox non sono designata,
Vox subtilis, *vox* privata,
Vox beatis inspirata,
O *vox* dulcis, o *vox* grata,
Sona nostris mentibus!

Dieſes in erſter Linie rhetoriſche Element ſteht aber in Verbindung mit einem phonetiſchen. Adam liebt es, nicht nur das bedeutſamſte Wort durch die Wiederholung in Relief zu ſetzen; er iſt bei dieſer Vorliebe ebenſo ſehr Muſiker als Redner. Daher ſein auffallender Geſchmack nicht nur für Aſſonanz, die dem Altlateiner ſchon angenehm lautete, ſondern auch für den echt germaniſchen Stabreim. Man mag eine beliebige Sequenz zur Hand nehmen, man wird Spuren desſelben finden. Beſonders ſtark tritt er in der folgenden Strophe (zwiſchen p, l, m und t) auf:

O Andrea *gl*oriose,
Cujus *p*reces *p*retiosae,
Cujus *m*ortis *l*um*i*nosae
Dulcis est *mem*oria;
Ab hac va*ll*e *l*acry*m*arum
Nos ad *ill*ud *l*ume*n* cl*a*rum
*P*ie *p*astor ani*m*arum
*T*ua *t*ransfer gra*t*ia,

oder in demſelben Hymnus:

Mens secura, mens virilis,
Cui praesens vita vilis
*V*iget patientia.

Neben dem Stabreim läuft in dem erſteren Beiſpiele die ausgebildetſte Aſſonanz; man wird nicht annehmen dürfen, daß die vielen a-Laute zufällig ſeien:

Ab hac valle l*a*cry*m*arum
Nos *a*d illud lumen cl*a*rum,
Pie p*a*stor *a*nim*a*rum,
Tu*a* transfer grati*a*.

Oder in demſelben Liede die o:

Hujus fidem dogma, mores
Et pro Christo tot labores
Digne decet recoli,

oder die u:

Hic ad l*u*cem Petr*u*m d*u*xit,
Cui prim*u*m l*u*x ill*u*xit.

Wie gut malen die harten t-Laute das Harte und Scharfe des Martyrerkampfes, namentlich in Verbindung mit den dumpfen o- und u-Tönen:

*T*uus *T*homas *t*rucida*t*ur,
Pro *t*e, Christe, immola*t*ur,
Salu*t*aris hosti*a*.

Dieſe ganz auffällige und unläugbare Vorliebe für Tonmalerei iſt meines Wiſſens noch nicht genug hervorgehoben worden. Je mehr man ihr nachgeht, je mehr man Verſen begegnet wie dieſen:

Qui corrumpi non consensit
Corpus corruptibile,

oder:

Cum consorte moesti thori
Justa morte moeret mori
Ananias mentiens,

um ſo mehr wird man unwillkürlich geneigt, Adam wirklich als Angelſachſen zu betrachten.

Mehr als die Gleichlautigkeit der Buchſtaben tritt zum Bewußtſein auch des Unaufmerkſamen diejenige ganzer Worte, die denn meiſt ſchon den Übergang zum eigentlichen Wortſpiele bildet. So in den treffenden chiaſtiſchen Verſen, welche die Gottesliebe der Allerſeligſten ſo ſchön in Gegenſatz bringen zu der Liebe, mit welcher der Schöpfer ſein edelſtes Geſchöpf zuvor geliebt:

A dilecto praeelecta
Ab electo praedilecta
Deo muliercula.

Oder in den folgenden Zeilen:

Res est nova, res insignis,
Quod in rubo rubet ignis,
Nec rubum attaminat.

Oder wenn es von Samſon heißt:

Samson Gazae seras pandit
Et asportans portas scandit
Montis supercilium.

Wir machen nur im Vorübergehen noch aufmerkſam auf Wendungen wie die folgenden:

Offert multa, spondet plura,
Periturus peritura.
Et quam jucunda curia,
Quae curae prorsus nescia.
Dum torretur, non terretur.
Serva servos tuae matris.
Magus crepat, Roma credit.
Saccus fit soccus gratiae.
Salve salvi vas pudoris.
Fugit rete, fugit ratem.
Si vis vitam, mundum vita.
Sub securi stat securus.
Truncus truncum caput vexit. Etc.

Daß in dieſer Vorliebe des Dichters eine Gefahr lag, ſoll nicht geläugnet und ebenſo wenig in Abrede geſtellt werden, daß er in ſeltenen Fällen ſich

ein Zuviel erlaubt. Schon Rambach bemerkt in dieser Hinsicht: „Der einzige Vorwurf, den man ihm als Dichter machen könnte, der aber doch im Grunde weniger ihn als seine Nationalität[1] trifft, ist der, daß er in manchen seiner Lieder seiner Phantasie und seinem Witz zu viele Freiheit verstattet und seine Kenntniß der typischen Theologie, von der er ein großer Freund gewesen zu sein scheint, allzu sehr zur Schau trägt." Als Beispiel für solche Übertreibung dürften z. B. die Zeilen gelten:

Fons illimis, munde nimis,
Ab immundo munda mundo
Cor mundani populi.

Das Übertriebene derselben wird jeder Verehrer des Dichters zugeben; jeder ehrliche Tadler wird aber auch eingestehen, daß dieselben eigentlich nur durch das Zuviel eines Wortes entstellt sind. Läsen wir etwa: Ab immundo serva mundo, sie könnten füglich nicht mehr beanstandet werden. Doch wozu seltenen Fehlern nachtrauern, Fehlern, in die zu fallen schon ein Verdienst ist, wie Trench meint. Mit Recht. Besser ein Schnellläufer, der bisweilen strauchelt, als ein Lahmer, der nie fehltritt; besser ein Adler, sollte er auch einmal blinzeln, als eine Eule, die überhaupt nie in die Sonne blickt. Gewiß ist es keine Übertreibung, wenn derselbe Gelehrte mit Rücksicht auf Adams Verstechnik sich äußert, er werde von seinen Fesseln nicht nur nicht gehemmt, sondern prunke mit ihnen; und es sei geradezu unglaublich, welche Kraft er seinen Versen einzuhauchen wisse.

(Schluß folgt.)

G. M. Dreves S. J.

[1] Rambach hält Adam ausgemachtermaßen für einen Bretonen.

Islands Verfall nach der Glaubenstrennung und Wiederaufleben im 19. Jahrhundert.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

Kein Land Europa's hat unter den Folgen der Glaubenstrennung so schwer gelitten wie Island.

Mit Jón Arason war nicht bloß ein einzelner Mann und Kirchenfürst enthauptet, sein Todesstreich war auch der Todesstreich für das kirchliche Leben der Insel, für ihre Freiheit und Selbständigkeit, für ihre Literatur und ihre materielle Wohlfahrt. Es hat nicht viel gefehlt, und das edle, geistig so hochbegabte Volk wäre gleich Grönland dem vollständigen Untergang anheimgefallen.

Eine Menge Isländer haben im Laufe des Mittelalters Rom besucht, viele haben an den Kreuzzügen Theil genommen, zahlreiche Kleriker studirten in England, Frankreich, Deutschland und Norwegen. Mit dem Metropolitansitze in Throndhjem standen die Bischöfe von Hólar und Skálholt in stetem, regem Verkehr. Hauptsächlich durch die Kirche nahm Island an dem Geistesleben und selbst an dem materiellen Fortschritt der übrigen Christenheit Theil. Noch bis in das 16. Jahrhundert hinein waren die isländischen Bischöfe die Stütze der nationalen Selbständigkeit und Bildung, der einheimischen Volkswirthschaft und des Handels mit andern Völkern. Auf einmal war dieß mächtige lebensvolle Band durchschnitten, Island von der christlichen Völkerfamilie ausgeschieden und den Händen der dänischen Könige, Beamten und Kaufleute überliefert.

Was von kirchlicher Kunst auf das ferne Eiland gedrungen war, wurde entweder zerstört oder hinweggeräumt oder weltlichen Zwecken zugewiesen. Der herrliche Cult der Kirche wurde verstümmelt und auf ein nüchternes Maß herabgedrückt. Die Religion wurde aus dem Volksleben in die officiellen Gotteshäuser zurückgedrängt, die Kirche ein Staatsinstitut. Die Klöster, Sitze der Wissenschaft und Wohlthätigkeit, wurden aufgehoben und nichts Gleichwerthiges oder Besseres an ihre Stelle gesetzt. Ihr Eigenthum wurde, wie dasjenige der zwei Bischofssitze, zum königlichen Lehen erklärt und die aus dem Verkauf der Liegenschaften gelösten Summen dem dänischen Staatsschatz zugetheilt. Die Bischöfe wurden zu Staatsbeamten herabgesetzt, welche der König anfangs noch vom Volke wählen ließ und bestätigte, später einfach selbst ernannte. Die Verwaltung der Kirchengüter wurde ihnen entrissen und weltlichen Beamten zugewiesen; selbst der Bischofszehnt und die Strafgelder mußten künftighin nach Kopenhagen entrichtet werden.

Wie die Bischöfe, verloren auch die Pröpste, Pfarrer und Diakonen ihr Ansehen und ihren Einfluß, die Kirchen und Kapellen ihre alten Rechte, die geistliche Strafgewalt fast jede Bedeutung.

Wie der lutherische Bischof und Geschichtschreiber Finn Jónsson erzählt (Per. VI. S. II. c. I.), hatte Christian III. anfänglich die Absicht, die Klöster, wenigstens jene der Diöcese Skálholt, in Gymnasien und Schulen zu verwandeln. Ein Erlaß in diesem Sinn vom 1. Februar 1541 verfügte: die Klöster Helgafell und Viðey sollten Gymnasien, Thykkvibaer, Skriða und Kirkjubaer Volksschulen werden. Allein „zu nicht geringerem Nachtheil der Religion und Wissenschaft, als auch zu üblem Ruf der Reformation, als ob dieselbe nur aus Sucht nach Bereicherung unternommen worden wäre, wie die Katholiken munkelten, begann des Königs Ansicht sich zu ändern; denn nach wenigen Wochen nahm er sein Edict in Bezug auf Viðey zurück, unter dem Vorwand, dieses Kloster sei als Landaufenthalt für seine Amtmänner so gelegen, daß sie desselben nicht entbehren könnten, was ihm fälschlich Otto Stigoti oder ein Anderer berichtet haben wird; Helgafell wurde 1543 oder 1544 von den Königlichen in Besitz genommen. Die übrigen Klöster aber traf in der nächsten Folgezeit bis etwa 1551 oder 1552 dasselbe Schicksal; sie wurden unter dem Titel ‚Redemptur' fortan vermiethet, der Ertrag dem königlichen Schatze zugewiesen." Ein Jahrzehnt später (1565) hörte Friedrich II., der Sohn des Reformationskönigs, man finde in den ehemaligen isländischen Klöstern „allerlei Ornamente, die man nicht brauche, sondern nur zu unnützer Abwendung und Verderbniß" (allehande ornamenter, som intett brugis, men till unötte bortuendis oc forderffnis); er gab deßhalb seinem Amtmann Paul Stiffen den Auftrag, sich darnach umzusehen, das Nöthige den Kirchen zu lassen, „das Übrige aber zu Unserer und der Krone Aufsicht anzunehmen", die „großen" Inventarien der Klöster aufzuspüren, und „was sich dann mehr findet als gebührt, in Unserm Auftrag an sich zu nehmen". Das Kloster Viðey wurde, wie Finn Jónsson sagt, nach „Feindes- und Piratenart überfallen und ausgeraubt"; der Hauptführer der dänischen Reformationsarmee, Claudius von Mervitz, wurde wegen der von ihm begangenen notorischen Räubereien, Frevel und Verleumdungen 1542 gerichtlich zu ewigem Kerker verurtheilt. Paul Hvitfeld, ein anderer Bevollmächtigter des Königs für die isländische Reformation, machte sich an Bischof Ögmundr und dessen Schwester Ásdísa der niederträchtigsten Betrügereien und Gelderpressungen schuldig. „Gewiß," sagt Jónsson, „gereichten diese und andere Thatsachen, die ich nicht aufzählen will, den zu Bekehrenden zu großem Anstoß, da die Reformatoren nicht ihr Seelenheil, wie sie behaupteten, sondern nur ihren zeitlichen Gewinn zu suchen schienen."

Während den Isländern soviel als möglich abgenommen, aber nahezu keines der königlichen Versprechen gehalten wurde, krönte Christian III. schon 1547 und dann wieder 1552 seine geistlichen Finanz-Operationen damit, daß er den ganzen Handel nach Island und den Westmannsinseln als freies Operationsfeld der Stadt Kopenhagen und ihren Kaufleuten preisgab. Sie sollten diese Kronländer „haben, nützen, gebrauchen und behalten mit allen

königlichen Renten und Rechten, Zoll und anderm Antheil"; nur sollten sie ihm für das Geschäft auf den Westmannsinseln jährlich auf St. Michelstag „200 gutgemünzte, unverfälschte Joachimsthaler als Abgabe entrichten", für Island aber ebenfalls jährlich auf St. Michelstag 1000 Kronen, die in Lübeck und Hamburg gangbar sind. Über die Verwaltung sollten Bürgermeister und Rath nach drei bis vier Jahren Rechenschaft ablegen, damit der König erfahren könne, „ob Uns und der Krone mehr Rente davon zukommen kann, dann sollen sie fürder mehr davon geben".

Der einzige Mann, welcher den politischen Blick, den kriegerischen Muth, das Ansehen und die Macht gehabt hatte, die evangelische Schacher- und Raubpolitik des Dänenkönigs zu durchkreuzen, war der streitbare Bischof Jón Arason gewesen. Der König erklärte ihn darum 1549 für vogelfrei, und da er ihm nicht anders beizukommen wußte, hielt er es nicht unter seiner Würde, sich in einem Handschreiben an eine Anzahl hervorragender Laien (Orm Stulleſſenn, Lögmaðr für Nord- und West-Island, Daðo Bonde Guðmundſſen aus Snocksdal, Erland Torvardzſen, Lögmaðr für Süd- und Ost-Island, Povel Fuſſeſſon auf Hliðarende, Oolff Eynerſſen aus Dal, Biarne Erlendſſen bei Ketilſtaðr, Biörn Jonnſſen auf Eivindaraa, Torloff Grimdſſon auf Möðruvellir, Torſtein Fynbogſſen auf Haffrefelſtungu, Jonn Magnuſſen auf Svalbad, Orne Jonnſſen auf Drafflestaðr, Eggel Jonnſſen auf Skarð)[1] zu wenden, den Biſchof bei ihnen anzuklagen und ſie unter vielen Liebesverſicherungen und Gnadenverheißungen zu bitten und aufzufordern, „dem Biſchof und ſeinen Anhängern fürder jede Hilfe und Beiſtand zu verſagen". Dem Duðo Guðmundsſon aber, einem erbitterten Feinde des Biſchofs, gab er beſondern Auftrag, den letztern gefangen zu nehmen und nach Dänemark auszuliefern. Als die Gefangennahme gelang, war das Nordland noch katholiſch, ein großer Theil des Südens ebenfalls; die zwölf Männer, welche über den Biſchof zu Gericht ſaßen, entſchieden für vorläufige Gefangenhaltung und Auslieferung an den König; nur die Furcht, daß der Biſchof durch die Überzahl des Volkes in Freiheit geſetzt werden möchte, trieb ſie an, ihn raſch hinzurichten und dadurch dem „Evangelium" den Sieg zu ſichern. „Beil und Boden ſind die ſicherſten Wächter!" ſo meinte einer der Richter. Der däniſche Schreiber Chriſtian und der lutheriſche Superintendent Martin Einarsſon ſtimmten bei, und ſo ward Jón Arason enthauptet.

Dem Abſolutismus und der herzloſen Krämerpolitik Chriſtians III. trat nun kein entſchiedener Führer mehr entgegen. Eine Schilderhebung des Nordlandes ward bald durch die Dänen niedergeworfen, und die Isländer ergaben ſich ohne weitern thatkräftigen Widerſtand in die neue Ordnung der Dinge. Der Schlag traf zunächſt die religiöſen und kirchlichen Verhältniſſe. Den Kirchen wurde nur das Nöthigſte belaſſen, alles Übrige ſäculariſirt. Die Geiſtlichen wurden ſchlecht bezahlt, die verſprochenen Schulen nicht errichtet, das frühere Kirchengut zu großem Theil verſchleudert. Die neue Heilslehre

[1] So gibt Finn Jónsſon die Namen in dem von ihm angeführten königlichen Briefe.

wirkte wie überall: Niemand hatte mehr Luſt zu guten Werken, am wenigſten zu ſolchen, die Geld koſteten. Fromme Vermächtniſſe wurden kaum mehr gemacht. Die Prädicanten warteten meiſt vergebens auf die freien Gaben, welche früher den Prieſtern an den höheren Feſten reichlich dargebracht wurden. Bei Taufen und Heirathen mochten die Reichern noch allenfalls etwas hergeben, aber, wie Finn Jónsſon ſagt, blieb es meiſt beim frommen Verlangen. „Denn mit der Reformation," ſo geſteht er ganz offen, „hörte die Freigebigkeit gegen Kirchen und Prieſter, wo nicht gänzlich, ſo doch großentheils auf" (III. 103).

Für ein Land wie Island, das reichlichen Ertrag an Fiſchfang und Viehzucht bot, aber Korn, Salz, Holz, Eiſen vermißte, kam Alles auf günſtige Handelsverbindungen an, welche ihm ſeine Landesproducte gut bezahlten und ihm zu günſtigem Preis die anderen unerläßlichſten Dinge lieferten. Noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts wurden die bedrohlichen Rechte und Privilegien der Kopenhagener Kaufmannſchaft und des Königs ſelbſt durch Engländer, Deutſche und Holländer gemildert, welche nach Island Handel trieben, einigermaßen jenen Bedingungen entſprachen und durch Concurrenz die Ausbeutung von Seiten der Dänen verhinderten. Nachdem indeß die Kirche von Island wie ein Schwamm ausgepreßt war und keine überflüſſigen „Ornamenter" mehr daſelbſt zu holen waren, ſollte die Reihe nun auch an das unglückliche Volk kommen, dem mit der Selbſtändigkeit der Kirche zugleich jede Widerſtandskraft abhanden gekommen zu ſein ſchien. Um die däniſchen Handelsintereſſen zu heben, machte Chriſtian IV. im Jahre 1602 den Handel nach Island einfach zum Monopol. Die Fremden wurden ausgeſchloſſen, die Städte Kopenhagen, Malmö und Helſingör erhielten das ausſchließliche Recht, nach Island zu handeln. Und ſo blieb es, nahezu ohne die geringſte Erleichterung, faſt zwei Jahrhunderte, nur daß die Träger des Monopols bisweilen wechſelten. Zeitweilig übernahm es die Regierung ſelbſt, zeitweilig wurde der geſammte Handel beſtimmten Handelscompagnien oder Kaufſtädten übergeben, mitunter auch einzelne Häfen beſonders an einzelne Kaufleute verpachtet; doch waren ſolcher Kaufleute nie viele und eine Concurrenz deßhalb zur Unmöglichkeit gemacht. Zum Schutz des Monopols aber wurden die ſtrengſten Strafen eingeführt. Wer von Fremden ſich nur einen Sack Mehl verſchaffte oder ihnen etwas getrocknete Fiſche verkaufte, war im Ertappungsfall mit Ruthenſtreichen, Gefängniß, Confiscation bedroht. Die Folgen dieſer Handelsgeſetzgebung waren für Island von unberechenbarer Tragweite.

Den Preis der isländiſchen Waaren zu beſtimmen, lag nun ganz in den Händen weniger däniſcher Kapitaliſten und der Regierung, und ſie drückten denſelben ſo tief herunter als ſie konnten. Ein Schiffpfund Fiſch, das auf dem europäiſchen Markt bis zu 40 Riksdaler koſtete, wurde den Isländern nicht einmal mit 8 Riksdalern bezahlt. So war es mit Wolle, Talg, Butter, Thran, Dunen, Thierhäuten, kurz allem, was von Island ausgeführt wurde. Die Isländer waren unter ſchwerer Strafe gezwungen, Alles zu ungünſtigen, oft wahren Bettelpreiſen an die Dänen zu verkaufen, und dieſe ſchlugen aus den Waaren dann Wucherpreiſe heraus.

Wie der Werth der Ausfuhrartikel blutsaugerisch heruntergedrückt wurde, so wurde jener der Einfuhrartikel dagegen zum Sechs- und Achtfachen emporgeschraubt. Während das Sinken der Ausfuhrpreise jede Thätigkeit, jeden Unternehmungsgeist lähmen mußte, jeden Wohlstand untergrub, griff die Steigerung der Einfuhrpreise noch viel grausamer in das Leben des Volkes ein. Die nothwendigsten Dinge zum Leben, wie Korn, Holz, Eisen, mußten wie Luxusartikel bezahlt werden. Der Reichere konnte mit aller Anstrengung kaum das Nothwendige sich mehr beschaffen, der Ärmere vermochte den Preis dafür nicht mehr zu erschwingen. Man hat berechnet, daß in den nächsten Jahren nach Einführung des Monopols etwa $^1/_6$ der Bevölkerung am Hungertode gestorben ist. Gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts erlag abermals $^1/_6$ der Bevölkerung der furchtbaren Wirkung des Monopols, und als die Regierung endlich einschritt und 1758 der Handelsgesellschaft, welche das Elend herbeigeführt hatte, ihre Rechte entzog, dauerte es nicht lange, und die neuen Besitzer wurden überführt, statt Hilfe gebracht, völlig unbrauchbares Mehl nach Island verschifft und zu wucherischen Preisen daselbst verkauft zu haben. Die Isländer erhoben sich jetzt zu verzweifeltem Widerstand und gründeten eigene Handelsgesellschaften; allein vergeblich. Die dänischen Kaufleute ruhten nicht, bis diese Gesellschaften durch Processe schwer geschädigt und unterdrückt und Alles wieder beim Alten war. Und so blieb es dann bis 1786.

Der Gegensatz zwischen den wirthschaftlichen Verhältnissen des Mittelalters und der darauf folgenden Epoche zeichnet sich sehr merkwürdig an der Geschichte eines Ausfuhrartikels, der im heutigen isländischen Handel keine erhebliche Rolle mehr spielt. Die Schwefelminen des Nordlandes wurden nämlich im Mittelalter fleißig ausgebeutet und kamen den Einwohnern selbst zu gute. Auf die Ausfuhr von Schwefel und Falken hatte zwar der Erzbischof von Throndhjem das Recht des Monopols; aber gegen einen kleinen Zoll gab er die Ausfuhr frei. Nachdem jedoch 1563 die Regierung gegen einen Bettelpreis die Minen an sich gebracht, war dieser Handelszweig den Insulanern entzogen, und die dänische Krone erzielte im ersten Jahre schon aus der Ladung eines einzigen Schiffes den Reingewinn von 10 000 Riksdalern. Als später der Preis des Schwefels fiel, verpachtete die Regierung die Minen an dänische und fremde Unternehmer. Für die Isländer selbst aber wurde nichts gethan.

Es ist durchaus bezeichnend, daß die herzlose merkantile Aussaugung der Insel genau um jene Zeit begann, wo die Regierung nach Klosterinventarien und überflüssigen „Ornamentern" zu spüren anfing, wo nach dem Ausdruck des Bischofs Pjéturssson „die frühere Freigebigkeit gegen die Kirchen und ihre Diener aufhörte und die Lage der isländischen Geistlichen eine überaus elende war", die Zeit, wo die katholische Kirche aus dem Lande vertrieben wurde und mit der neuen Lehre der Staatsabsolutismus und der unbeschränkteste Egoismus an's Ruder kam.

Vergeblich suchte später (1576) der lutherische Bischof Guðbrandr Thórláksson mit königlicher Bewilligung Friedrich' II. seine Landsleute dazu zu

bereden, sich wieder der Seefahrt zu widmen und eigene Schiffe anzuschaffen. Vertrauen und Muth waren schon so völlig gesunken, daß er auf den beharrlichsten Widerstand stieß und daß man ihn sogar beim König verklagte, weil er den Isländern etwas „Schädliches und Gefährliches" aufhalsen wolle. Nicht viel besser ging es dem Bischof Brynjulfr Sveinsson, dem Wiederentdecker der Edda, als er 1670, auf Anregung des von Christian V. gesandten Admirals Jens Rodsteen, die Bauern durch den Klerus auffordern ließ, Geld zur Anschaffung von eigenen Handelsschiffen zusammenzubringen. Die meisten entschuldigten sich mit gänzlicher Mittellosigkeit, und es wurde nichts daraus. So vollständig war der alte Nationalgeist des unglücklichen Volkes gebrochen, das einst die Insel besiedelt hatte, alle Meere des Nordens mit eigenen Schiffen befuhr, zwei reiche Bischofssitze und acht wohlbegüterte Klöster besaß, sich seine eigenen Gesetze gab und den norwegischen Königen die tüchtigsten Historiographen und Dichter lieferte, das tüchtigste und begabteste aller nordischen Völker. Jetzt hatte sein Althing nichts mehr zu sagen. Der Dänenkönig ließ ihm seinen Willen durch einen Admiral zutragen, dieser wandte sich an den Bischof, der Bischof an die Prästr, die Prästr an die „freien evangelischen" Bauern — und diese erklärten, sie hätten nicht einmal Geld für ein einziges eigenes Handelsschiff!

Die Pacht, welche die dänische Krone in den Jahren 1602—1786 aus dem isländischen Handel zog, belief sich nach einer Durchschnittsberechnung alljährlich auf mehr als 7000 Riksdaler (nach einer Schätzung 7659, nach einer andern 7355, nach einer dritten 7316 Riksdaler). Da den Königen schon daran gelegen sein mußte, diese Geldquelle nicht ganz versiegen zu lassen, stellten sie wiederholt (1619, 1684, 1702, 1776) Waarentarife auf, wonach die dänischen Kaufleute sich bei der Ausfuhr richten sollten; allein wie in diesen Tarifen selbst das Interesse der Dänen mehr berücksichtigt war, als jenes der Isländer, so blieben letztere thatsächlich der Willkür der ersteren überantwortet. Behörden zum wirksamen Schutz der isländischen Producenten waren keine vorhanden. Für die nöthigsten Einfuhrartikel blieben sie an die dänischen Händler gewiesen, und wenn diese nur zu niedern Preisen kaufen wollten, so blieben die Waaren unabgesetzt liegen, da kein Concurrent sich fand, der besser bezahlt hätte. So kam Island immer mehr in Noth und Elend, während Dänemark sich aus seinem Handel bereicherte.

Nachdem das Althing praktisch schon nach Einführung der sogenannten Reformation fast jede Selbständigkeit eingebüßt hatte, ward ihm 1662 auch noch der letzte Schein von Selbstverwaltung genommen und die erbliche Alleinherrschaft des Königs gesetzlich ausgesprochen. Der König übernahm durch einen eigenen Beamten, den „Landfogeti", nun selbst die Finanzverwaltung der Colonie, setzte dem Althing, das bis dahin die Justizpflege in Händen gehabt, einen königlichen Amtmann vor und ergänzte durch einen militärischen Befehlshaber die neue oberste Behörde. Alle Geschäfte gingen nun nicht mehr direct an den König, sondern erst an die königlich dänische Kanzlei und Rentenkammer. Wie die wirthschaftlichen, geriethen auch die Rechtsverhältnisse in Folge dieser Veränderungen in den traurigsten Verfall. Die Justiz-

verwaltung sank in greuliche Unordnung, das Althing verlor in den Augen des Volkes jedes Ansehen, die Mitgliederzahl wurde verringert, der Versammlungsort von dem geschichtlich ehrwürdigen Thingvellir 1799 nach Reykjavik verlegt, am 11. Juli 1800 aber das Althing selbst aufgehoben und damit der letzte Schatten einstiger Freiheit und Größe begraben. Denn die literarischen Schätze Islands, die kostbaren Denkmäler seiner mittelalterlichen Literatur, hatte Arni Magnusson schon am Ende des 17. Jahrhunderts, bis auf wenige unbedeutende Überreste, den Dänen überliefert und eine Feuersbrunst 1728 zwei Drittel derselben für immer zerstört.

Zu dem innern wirthschaftlichen und politischen Verfall des Landes gesellten sich von dem Anfang des 17. Jahrhunderts an äußere Heimsuchungen der verschiedensten Art. Im Jahre 1627 ward die Insel von türkischen Piraten überfallen, welche nach vielfachem Raub und Mord nur mit Mühe endlich zurückgeschlagen wurden und 400 Einwohner in die Sklaverei nach Algier führten. Auch englische und französische Seeräuber beunruhigten die Küste, während unter dem Volke selbst der Wahnglaube an Hexen schreckliche Processe hervorrief und etwa 30 Menschenleben dem Feuertode überantwortete. Der Hekla hatte im Laufe des 17. Jahrhunderts vier größere Ausbrüche, der Vulkan Eyjafjalla einen, der Vulkan Katla zwei, die beide eine große Verheerung anrichteten. Viel schrecklicher entwickelte sich jedoch die vulkanische Thätigkeit der Insel im folgenden Jahrhundert, in welchem 25 Eruptionen aufgezählt werden. Diese Katastrophen pflegten jedoch nie allein zu kommen. Auf den Hekla-Ausbruch von 1693 folgte unmittelbar eine Viehseuche, welche sich über das ganze Land verbreitete und die schon hart geschädigte Bevölkerung in empfindliche Noth versetzte. Im Jahre 1707 brachen die Blattern aus und rafften 18 000 Menschen, $^1/_3$ der Bevölkerung, dahin. Ein paar Jahrzehnte später folgte die schon erwähnte schwere Hungersnoth, welcher $^1/_6$ der Bevölkerung erlag. Der Ausbruch des Katla im Jahre 1755 machte fünfzig Bauernhöfe unbewohnbar und verwüstete das dazu gehörige Land. Eine Viehseuche vernichtete im Jahre 1762 die Hälfte des Schafstandes auf der ganzen Insel. Vier Jahre später nur (1766) ereignete sich eine der stärksten Eruptionen des Hekla, welche meilenweit alle Weiden verheerte, furchtbare Überschwemmungen hervorrief und bis in den Herbst das ganze Land in einem Kreis von 30 Meilen bedrohte. Als er endlich ausgetobt hatte, brach in Folge von Futtermangel wieder Viehseuche aus und eine skorbutartige Krankheit raffte eine große Zahl Menschen hinweg. Im Jahre 1772 warf der Hekla wieder ungeheure Bimssteinmassen aus, deren Verwüstungen sich jedoch auf geringere Strecken beschränkten. Im Jahre 1783 aber begann der schrecklichste Vulkanausbruch, von welchem Island je betroffen wurde, derjenige des Skaptárjökull, an der westlichen Seite jener ungeheuren, fast noch unbetretenen Wüste, welche das sogenannte Vatnagebirge im Südosten der Insel bildet. Während Asche und Auswürflinge des Vulkans weite Landstrecken überdeckten, entsandte der Vulkan im Juni jenes Jahres zwei Lavaströme, von welchen der eine längs der Skaptá elf dänische Meilen weit sich ergoß, stellenweise bis zu einer Breite von drei Meilen, der andere längs der Hvervisá neun

Meilen weit, bei einer Breite von zwei Meilen, Weiden und Gebüsch versengend, alle Wohnungen unterwegs zerstörend, den breiten und tiefen Fluß Skaptá in 24 Stunden völlig austrocknete. An beiden Flüssen wurden weite Felsschluchten von 500 bis 600 Fuß Tiefe vollständig aufgefüllt und ausgeebnet, an der Skaptá staute die Lava völlig einen Nebenfluß, bildete an einer steilen Felswand statt des frühern Wasserfalles eine glühende Lavacascade und füllte unten das Bett des Wasserfalles aus. Im Ganzen wurden 37 Bauernhöfe völlig verödet, 400 Menschen obdachlos. Das Schlimmste aber folgte erst wieder hinterher. Unter Pferden, Rindern und Schafen brachen Seuchen aus; die schon vom Skorbut heimgesuchten Einwohner aßen in ihrer Noth von dem Fleisch der gefallenen Thiere, wodurch das Übel noch mehr um sich griff. Die Hungersnoth wuchs in den folgenden zwei Jahren, während welcher 9336 Menschen dem Elend erlagen, 28 000 Pferde, 11 461 Stück Rindvieh, 190 488 Schafe umkamen.

Die Gesammtbevölkerung der Insel, die noch im Beginn des Jahrhunderts über 50 000 Seelen betrug, war im Jahre 1786 bis auf 38 000 herabgesunken. In Dänemark dachte man daran, die noch übrig gebliebenen Einwohner nach Jütland auswandern zu lassen und sie dort als Colonisten in öden Haidestrecken zu verwenden.

Als das Elend jedoch diesen Höhepunkt erreicht hatte, begann man endlich in Dänemark auf die Stimmen derjenigen zu achten, welche die Ursache desselben vernehmlich genug bezeichneten. Es war vor Allem der wackere isländische Patriot Skúli Magnusson, welcher schon früher die Gründung eines selbständigen isländischen Handels entschieden befürwortet hatte; dann der holsteinische Schriftsteller Detlev Eggers, welcher unerschrocken behauptete, daß nicht so sehr die furchtbaren Naturereignisse, als vielmehr die verkehrte Handelspolitik den stufenweisen Verfall des Landes herbeigeführt habe. Es wurde eine Commission niedergesetzt, welche die Lage Islands und die Ursachen seines Rückganges untersuchen sollte, und die Commission war vorurtheilsfrei genug, die furchtbare Wirkung des Handelsmonopols einzugestehen.

Der Handel nach Island wurde nun wenigstens für alle Unterthanen der dänischen Krone (d. h. für Dänemark, Norwegen, Schleswig-Holstein) freigegeben. Sofort stieg der Werth der isländischen Waaren: der Preis der Fische in zwei Jahren um das Drei- und Vierfache, die Ausfuhr von Talg und Wolle allein um das Zehnfache (von 100 000 Pfd. jährlich auf 1 000 000). Die Isländer faßten wieder Muth, Verkehr und Wohlstand hoben sich, die Bevölkerung nahm von 1786—1800 um 23 % zu. Gründlich war jedoch dem Lande noch nicht geholfen. Die dänischen Kaufleute drängten immer wieder auf Einschränkung der Isländer, und als während der napoleonischen Kriege englische Schiffe die Nordsee unsicher machten, warnte die dänische Regierung selbst ihre Seefahrer, Island zu besuchen. Island wäre durch diese Warnung auf's Neue dem Elend preisgegeben worden, wenn nicht einzelne dänische Schiffer sich nicht an die Warnung gekehrt und die Engländer selbst die Insel mit Zufuhr versehen hätten. Nach dem Frieden von Kiel (1814) wurde auch Ausländern der Handel nach Island gestattet, aber gegen

eine so hohe Steuer, daß die Erlaubniß nahezu illusorisch ward. Die Steuer kam der dänischen Staatskasse zu gut, und der Verkehr nach Island beschränkte sich abermals fast ausschließlich auf Kopenhagen.

Wenn man die ganze Leidensgeschichte Islands von 1550 an überschaut, so muß man wirklich staunen, wie das Volk, abgeschnitten von aller Hilfe, hundertmal aus seinem Elend emporringend und hundertmal in dasselbe zurückgeworfen, in allen Bedingungen naturgemäßer Entwicklung gehemmt und gehindert, dennoch seine alte Heimathsliebe, seinen Freiheitssinn, seinen Muth und seine Regsamkeit nicht verlor. Groß einst in Thaten, hat es sich auch im Leiden heldenmüthig bewährt.

Ein großer Vortheil war es, daß es bei der Glaubenstrennung nicht dem Calvinismus oder einem der schroffern protestantischen Religionssysteme anheimfiel. Durch den Lutheranismus, die Episkopalverfassung, die alte kirchliche Eintheilung, die Liturgie, vor Allem aber durch die alte zähe Volks- und Familienüberlieferung blieb es in viel stärkerer Fühlung mit seiner katholischen Vergangenheit, als andere protestantische Völker. Man braucht nur die „Passions-Psalmen" des Hallgrimr Péturssson, eines der beliebtesten religiösen Volksdichter, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß die alte katholische Andacht zum leidenden und sterbenden Erlöser noch mächtig im Volke weiterlebte. Bei dem Gekreuzigten suchte und fand es Trost und Muth in seinem namenlosen Leiden. An den religiösen Grundwahrheiten des Christenthums hing es mit tiefem Ernste fest, und in einer fast unabsehbaren Erbauungsliteratur machte sich der Eifer geltend, mit welcher es dieselben umfing.

Auch die Anhänglichkeit an die nationale Vergangenheit bewahrte das isländische Volk in treuem Herzen. Nachdem die literarischen Schätze des Mittelalters nach Kopenhagen gewandert waren, blieb ein großer Theil davon noch im Gedächtniß des Volkes erhalten. Viele der alten Sögur waren gedruckt und erhielten sich als Volkslectüre in den langen Winternächten. Die Bauern gaben sich wieder an's Schreiben und schrieben für sich ganze Bücher ab. Eine Menge junger Isländer aber zogen den alten Handschriften nach und bildeten in Kopenhagen eine kleine wissenschaftliche Colonie, in welcher sich die Kenntniß des alten Islands lebendig erhielt, sich wissenschaftlich erweiterte und vertiefte und endlich auch dem politischen Selbstgefühl neue Nahrung zuführen konnte.

Manche dieser jungen Isländer dienten dänischen und schwedischen Forschern als Gehilfen, andere arbeiteten sich selbst zu unabhängigen Gelehrten empor, andere gingen als Geistliche und Beamte in die Heimath zurück. In der 1623 zu Kopenhagen errichteten sogenannten Regenz, einem mit der Universität zusammenhängenden Convict, bekamen die Isländer 20 Plätze. Der gelehrte Isländer Arni Magnusson war 1760 im Stande, reiche Stiftungen zu machen, aus deren Zinsen altisländische Handschriften neu herausgegeben, nordische Alterthümer gesammelt und auch zwei junge Isländer für das Studium derselben herangebildet werden sollten. Im Allgemeinen hingen diese Gelehrten- und Studentenkreise so enge mit der dänischen Gelehrtenwelt zusammen und waren von dem beherrschenden Einfluß der Hauptstadt so ab-

hängig, daß sich in denselben bis tief in das gegenwärtige Jahrhundert hinein keine eigentlichen isländischen Sonderbestrebungen geltend machten. Die lutherischen Bischöfe, Pröpste und Geistlichen, welche in Kopenhagen herangeschult wurden, erwiesen sich durchweg dem dänischen König-Papst als die bereitwilligsten Diener und die verläßlichsten Stützen seiner Autorität. Sie erhielten das Volk in schweigendem Gehorsam, beschwichtigten es, wenn das Joch des Monopols seine schrecklichen Wirkungen allzu fühlbar machte, sie vertrösteten es auf bessere Zeiten und wußten auch wohl durch unterthänigste Eingaben einige scheinbare Erleichterungen zu erwirken, ohne daß man in Kopenhagen Hand an die Wurzel des Übels zu legen brauchte. Sie brachten es zu Stande, daß für Kirche und Schule wenigstens dann und wann eine Kleinigkeit geschah, und so unzureichend das sein mochte, galt es immerhin als ein Zeichen, daß „Unser Land Island" dem König noch am Herzen liege. Auch Juristen, Philologen und andere Gelehrten wirkten mehr oder weniger in diesem Sinn. Bei den drückendsten Heimsuchungen, bei den furchtbarsten Folgen des Handelsmonopols regte sich höchstens ein schmerzlicher Aufschrei um Hilfe, aber nie jener unbändige Trotz und Freiheitssinn, mit dem einst Islands erste Ansiedler dem Scepter des Königs Olafr Tryggvason entwichen waren.

Während der 180 Jahre, daß das Handelsmonopol die Kräfte Islands aussaugte, um damit die dänische Staatskasse zu bereichern, und die Bevölkerung decimirte, um mit dem „Reingewinn" dann ein skandinavisches Wissenschaftspatronat in Kopenhagen aufzuspielen — hat kein einziger lutherischer Prediger oder Bischof den Muth gehabt, mannhaft seine Stimme gegen diesen lebensmörderischen Wucher zu erheben; dagegen schwärzten sie in ihren historischen Tractaten die katholische Kirche an, schilderten die Erzbischöfe von Throndhjem, die Bischöfe von Skálholt und Hólar als Blutsauger, die vom Marke des Landes gelebt hätten, und verdächtigten das Ordensleben des Mittelalters als ein geldgieriges Raubsystem, dazu erfunden, um mit Abläßen und Stolgebühren den gemeinen Mann auszuplündern.

Trotz alles religiösen Vorurtheils blieb indeß das geschichtliche Studium des alten Island, seiner Sprache, Literatur und Geschichte, nicht ohne Frucht. Es lebte wenigstens vorerst wissenschaftlich neu auf. Die Edda wurde von zahlreichen Gelehrten studirt, übersetzt und commentirt. Die alten Geschichtsquellen wurden neu herausgegeben, die alten Literaturdenkmäler gesammelt. Es erschienen bedeutende Werke über Geschichte und Literatur. Es bildeten sich für diese Zwecke gelehrte Vereine und Gesellschaften. Die bedeutendste stiftete am 30. Mai 1816 der dänische Philologe Rask als „Isländische Literaturgesellschaft", Hið islenzka bókmentafélag. Obwohl in ihrem Plane rein wissenschaftlich, ward sie doch zum Herde und zur Pflanzstätte patriotischer Anschauungen und Bestrebungen. Mit dem Verständniß des alten Nationalgeistes begann auch dieser selbst wieder zu erwachen. Wie der königliche Absolutismus, hatte auch das alte Lutherthum in den Stürmen der großen Revolution manchen Stoß erhalten. Die jüngeren Isländer, welche in Kopenhagen mit den Ideen der Neuzeit bekannt geworden, sahen zu den Rechten der Krone nicht mehr mit dem dumpfen Heilsglauben und der unbegrenzten

Resignation ihrer Väter empor — wie zu einer göttlichen Vogtei, welche der Himmel selbst zugleich mit Luthers Evangelium den Königen von Dänemark für ihre Insel übertragen. Sie fingen an, über ihr eigenes Volk und dessen Rechte selbständig nachzudenken. Warum hatten sie kein Althing mehr? Warum konnten sie sich nicht selbst regieren? Warum hatten sie nicht ihr eigenes Recht und ihre eigenen Gerichte, eigenen Handel und eigene Schiffe? Warum dienten die Erzeugnisse ihres Landes nur fremder Bereicherung und nicht ihrem eigenen Nutzen? Sie hatten ihre eigene Sprache, ihre eigene Geschichte, warum sollten sie nicht auch ihre eigene Verfassung haben?

Als in Folge der allgemeinen europäischen Bewegung des Jahres 1830 es sich auch in Dänemark 1831 um die Einführung von Provinzialständen handelte und man dabei den Isländern drei Sitze in dem Landtag der Inseldänen zutheilen wollte, nahm der Ruf nach selbständiger Vertretung und Verwaltung ebenso entschiedene als praktische Fassung an. Baldvin Einarsson forderte die Einführung eines eigenen isländischen Landtages. Die für Beschickung der dänischen Provinzialstände nöthigen Wahlen kamen in Island nicht zu Stande. Statt dessen gingen 1837 Proteste mit zahlreichen Unterschriften gegen die beabsichtigte Aufnahme Islands in das dänische Parlament nach Kopenhagen ab. Der König bewilligte hierauf 1838, daß zehn der höchsten isländischen Beamten sich fortan alle zwei Jahre in Reykjavik versammeln sollten, um über die wichtigsten Angelegenheiten des Landes zu berathen und ihre Vorlagen dann an die dänischen Provinzialstände zu übermitteln. Eine solche königliche Beamtencommission, anstatt einer eigenen Landesvertretung, konnte den Wünschen der Isländer natürlich nicht genügen. Sie erneuerten ihre Forderungen, und nach langen Unterhandlungen wurde ihnen am 8. März 1843 endlich ein eigener Landtag zugestanden, der den früheren Namen Althing führen und aus zwanzig vom Volk, sechs vom König gewählten Männern bestehen sollte. Er versammelte sich zum ersten Male Anfangs Juli 1845, zum zweiten Male 1847, und war auf dem besten Wege, die einmal begründete Verfassung ruhig weiter zu entwickeln, als in Folge der Revolutionsbewegung von 1848 sich die alten Schwierigkeiten von Neuem erhoben.

Als Dänemark nämlich in diesem Jahre eine neue Verfassung erhalten sollte, wurde abermals der Versuch gemacht, Island einfach in Dänemark aufgehen zu lassen, nur wurden dießmal der Insel fünf Abgeordnete zugestanden. Davon wollten aber die Isländer nichts wissen. Sie forderten mündlich und schriftlich eigene Verwaltung und ein eigenes Althing. Volksversammlungen wurden an verschiedenen Punkten gehalten, eine größere, von 180 Männern besuchte in Thingvellir. Eine Massenpetition mit 1940 Unterschriften ging an die Regierung. Diese kam den Wünschen insoweit entgegen, daß sie noch 1848 eine „isländische Abtheilung" im Ministerium errichtete, deren Beamtungen mit lauter Isländern besetzt wurden. Im Jahre 1849 wurde dann ein Wahlgesetz für das Althing entworfen und der Regierung vorgelegt. Während das Volk sich in der Presse, auf Versammlungen und im alltäglichen Leben mit immer regerem Interesse an den großen Verfassungsfragen betheiligte, war die dänische Regierung unterdessen wieder auf

ihre früheren Bedenken zurückgekommen, schob Alles auf die lange Bank, und als auf dem Althing 1851 die Hauptfragen endlich erledigt werden sollten, brach der königliche Commissär Graf Trampe, nachdem die Debatten kaum fünf Wochen gedauert hatte, plötzlich dieselben ab und löste die Versammlung auf. Als er die Formel der Auflösung begonnen hatte, bat der isländische Volksführer Jón Sigurðsson um's Wort. Graf Trampe verweigerte ihm das Wort und vollendete die officielle Formel. Da rief Sigurðsson: „So protestire ich gegen dieses Verfahren!" Der Graf verließ seinen Sitz und erwiederte: „Ich glaube, die Althingsmänner haben gehört, daß ich im Namen des Königs die Versammlung aufgelöst habe." Darauf antwortete Sigurðsson: „Und ich protestire im Namen des Königs und des Volkes gegen dieses Verfahren, und ich behalte der Versammlung das Recht vor, über die Gesetzwidrigkeit, die hier vorgeht, beim König zu klagen." Nun erhoben sich alle Mitglieder und riefen nahezu einstimmig: „Wir protestiren alle!"

In Bezug auf die gewünschte Verfassungsgrundlage hatte der Protest keinen Erfolg; doch vergeblich waren deßhalb die Anstrengungen des Volkes, die Reden und Arbeiten seiner Führer keineswegs gewesen. Das Volk selbst war in diesen zwanzig Jahren von dem politischen Schlummer dreier Jahrhunderte wieder aufgewacht, hatte gelernt, wieder an seine Rechte und Vortheile zu denken, hatte sich zu gesetzlicher Agitation und zu politischer Thätigkeit herangeschult und die Kernfragen seines Daseins mit klarem Blick und festem Willen erfaßt. Im Anfang zeigte sich noch eine gewisse politische Unreife und Jugendlichkeit. Der Ursprung der Bewegung verrieth sich noch deutlich darin, daß manche der Führer noch nicht mit den Ideen und Factoren der Neuzeit zu rechnen wußten. Sie lebten noch ganz in der Vergangenheit, wollten die altisländische Republik mit allem Drum und Dran von den Todten auferwecken und legten fast mehr Gewicht darauf, wieder durch die Almannagiá nach dem alten Thingfeld zu reiten, als die nöthigen Wahlgesetze nach dem Bedürfnisse der Gegenwart einzurichten. Reiche Bauern, Juristen, Lehrer und sogar Studenten warfen sich indeß mit regstem Antheil auf die Politik, lernten in dem langen Verfassungskampf die juristischen, wirthschaftlichen und politischen Seiten desselben genauer kennen und lenkten von der ersten poetisch-akademischen Nationalbegeisterung bald in die richtigen praktischen Geleise ein. Dabei bildeten sich in der patriotischen Bewegung selbst verschiedene Schattirungen aus. Manche tüchtige Männer hingen durch die Antecedentien ihrer Familien noch mit der dänischen Herrschaft zusammen, andere betrieben die nationale Sache mit jugendlich einseitiger Begeisterung, wieder andere suchten zu vermitteln und noch andere suchten durch gesetzliche Mäßigung und Consequenz der nationalen Sache ein bleibendes Übergewicht zu verschaffen.

Unter den letzteren ragte Jón Sigurðsson hervor (geb. 1811), noch in den besten Jahren, der tüchtigste Kenner der alten Geschichte, Literatur und Rechtsgeschichte, dabei ein gewandter Publicist, Redner und Staatsmann, in stürmischen Augenblicken voll der Ruhe und Fassung, gegenüber der Verschleppung und Saumseligkeit der Regierung ein unermüdlicher Agitator, voll Rücksicht auf das, was Dänemark für Island gethan und noch thun wollte,

aber unerbittlich in Bezug auf das, was es unberechtigter Weise verweigerte, voll von dem Geiste der großen nationalen Vergangenheit, die Niemand besser kannte als er, aber ebenso bewandert in der neuern Gesetzgebung, ihren Formen, ihren verschiedenen Beziehungen, persönlich ein Biedermann, von Allen geachtet und selbst seinen politischen Gegnern verehrenswerth. O'Connells schneidenden Witz, zündende Gluth und niederschmetternde Gewalt besaß er nicht; aber an tiefem Ernst, praktischem Blick, eiserner Beharrlichkeit und staatsmännischer Einsicht gab er dem großen Befreier Irlands nichts nach. Er verdient gleich diesem unter die tüchtigsten Volksmänner des 19. Jahrhunderts gerechnet zu werden.

Den ersten großen Triumph feierte seine unermüdliche patriotische Thätigkeit, als die dänische Regierung am 15. April 1854 ein neues Gesetz über die Schiffahrt und den Handel nach Island erließ. Das Handelsmonopol wurde darin auch in Bezug auf das Ausland völlig aufgegeben. Schiffe aller Länder konnten nun ungehindert die Küsten Islands befahren, Island selbst sich wieder am Handel betheiligen, Ausfuhr und Einfuhr wurden durch heilsame Concurrenz der bisherigen Ausbeutung entzogen. Island lebte von dem Joche einer mehr als zweihundertjährigen Ausplünderung neu auf.

Ein Preßgesetz vom folgenden Jahre (1855) gab der isländischen Presse wenigstens soviel Freiheit, als die dänische seit 1851 besaß; auch in Bezug auf die Wahlen zum Althing wurde 1857 ein günstigeres Gesetz erlassen; dagegen konnte man sich sowohl über die Stellung Islands zur Gesammtmonarchie, als auch über die Rechte in der Finanzverwaltung, besonders die Feststellung des Budgets, noch lange nicht einigen. Noch viele Petitionen wanderten nach Kopenhagen, noch mancher Gesetzes- und Verfassungsentwurf wurde hüben und drüben erwogen und besprochen, ohne daß sich beide Theile einigen konnten. Als das Althing 1871 den Verfassungsentwurf zurückwies, welchen der dänische Reichstag im Januar desselben Jahres genehmigt hatte, schien es sogar zu einer schärfern Krisis kommen zu wollen. Die Isländer wurden unruhig. Auf den Volksversammlungen und in der Presse erscholl der Ruf nach Home-Rule dringender, lebhafter und ungestümer. Man drohte sogar laut, Island zu verlassen und in Nordamerika eine freie Heimath zu suchen. Am mächtigsten aber wirkte die durch Zahl und Ansehen bedeutende Volksversammlung, welche im Sommer 1873 in Thingvellir gehalten wurde. Das Althing, das sich bald darauf versammelte, mäßigte indeß unter dem Einfluß des klugen Patrioten Jón Sigurðsson die ungestümen Wünsche des Volkes und zeigte sich der Regierung gegenüber so rücksichtsvoll, daß auch diese sich zu Zugeständnissen herbeiließ, und so kam am 5. Januar 1874 die gegenwärtige Verfassung Islands zu Stande, gerade ein Jahrtausend, nachdem der erste norwegische Ansiedler Ingolfr sich bleibend auf Island niedergelassen. Der König beschloß, im Sommer selbst nach Island zu reisen und die Proclamation der Verfassung mit der patriotischen Feier des Millenariums zu verbinden. Es war der erste Besuch eines Königs auf Island, obwohl die Insel seit sechs Jahrhunderten unter den Herrschern von Norwegen und Dänemark gestanden hatte. Die Hauptfeier fand vom 5. bis

7. August 1874 auf dem alten Thingfelde am Lögberg statt. Christian IX. erschien in Begleitung von Abgesandten aller Nationen und verkündete die neue Verfassung an derselben Stätte, welche längst durch alle bedeutenden Erinnerungen der Landesgeschichte geheiligt war. Indem er dem wackern Volke nach einer dreihundertjährigen Leidenszeit sein Althing und seine selbständige Verwaltung wiedergab, sühnte er die Mißgriffe seiner Vorgänger und brachte die langen Verfassungskämpfe endlich zu einem vorläufigen Abschluß. Es war das schönste Fest, das Island seit Jahrhunderten gefeiert.

Das Wesentlichste der neuen Verfassung und worauf den Isländern am meisten ankam, war, daß Island staatsrechtlich aus der Gesammtmonarchie abgelöst, auf eigene Füße gestellt und als selbständiges Land anerkannt wurde, nur durch Personalunion mit den übrigen Ländern der dänischen Krone verbunden. Das gewährte der erste Artikel der neuen Constitution. An den dänischen Reichsangelegenheiten nimmt es keinen Theil, an Dänemark zahlt es keine Steuern, es ist im dänischen Reichstag nicht repräsentirt.

Die Legislative übt der König gemeinschaftlich mit dem Althing aus, die Executive der König allein, die Richtergewalt die durch Gesetz näher zu bestimmenden Richter. Der König regiert durch einen Minister, der den Titel Minister für Island führt. Er kann Mitglied des dänischen Cabinets sein, jedoch ist dieß nicht erforderlich. Für die Geschäftsführung auf der Insel selbst ernennt der König einen Gouverneur oder Höfding, der seine Befehle von dem Minister erhält. Der Minister kann durch das Althing zur Verantwortung gezogen werden, doch sind die Bedingungen hierüber in der Verfassung selbst noch offen gelassen; ebenso kann das Althing gegen Maßregeln des Höfding sich an den König wenden und dieser ihn nach seinem Ermessen zur Verantwortung ziehen oder entfernen. Alle königlichen Beamten müssen dänische Unterthanen sein und isländisch sprechen; der König kann sie absetzen und verändern, aber nicht auf einen niedrigern Posten versetzen.

Das Althing oder isländische Parlament besteht aus 36 Mitgliedern, die sich in zwei Häusern versammeln. Die untere Abtheilung, 24 Mitglieder stark, besteht aus lauter Volksabgeordneten, die obere aus sechs vom König, sechs vom Gesammtalthing erwählten Repräsentanten. Stimmberechtigt zu den Althingswahlen sind alle unbescholtenen, unabhängigen Männer von 25 Jahren an, die wenigstens ein Jahr in dem betreffenden District gewohnt haben, und zwar 1. Bauern, wenn sie eine eigene Wiese versteuern; 2. Stadtbewohner, welche vier Riksdaler Steuer zahlen; 3. Fischer, die sechs Riksdaler Steuer zahlen; 4. Beamte und Angestellte ohne weitere Bedingung; 5. andere gebildete Leute (Theologen, Mediciner, Juristen ꝛc.), wenn sie ein Examen in Kopenhagen oder Reykjavik bestanden haben. Zur Wählbarkeit in das Althing muß noch das vollendete 30. Lebensjahr und vollständige persönliche Unabhängigkeit hinzutreten. Alle Mitglieder müssen ferner Isländer sein. Die Abgeordneten werden für sechs Jahre gewählt, es sei denn, daß die Versammlung vor Ablauf dieser Frist vom König aufgelöst würde.

Das Althing versammelt sich alle zwei Jahre im Anfang Juli zu Reykjavik, nimmt selbst die Wahlprüfungen vor und gibt sich seinen Vor-

sitzenden. Jedes Mitglied kann Gesetzesvorschläge einbringen und Adressen an den König richten. Steuern können nicht ohne Genehmigung des Althing auferlegt werden, und alle Steuern müssen gesetzlich geregelt werden. Keine Gelder dürfen aus der isländischen Staatskasse verwendet werden, ohne daß die Verwendung durch das allgemeine Landesbudget oder specielle Gesetze gebilligt ist. Bei jeder Sitzung soll dem Althing ein Budget für die nächsten zwei Jahre vorgelegt werden, mit genauer Specification aller ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben. Beide Kammern haben das Recht, über jeden einzelnen Posten genaue Auskunft zu verlangen.

Jede Gesetzesvorlage hat dreimalige Lesung zu passiren und geht dann an die andere Kammer. Können sich die beiden Kammern nach Modificationsvorschlägen beiderseits nicht einigen, so tritt das Gesammtalthing zusammen. Bei der Stimmabgabe müssen sich dann aber wenigstens $^2/_3$ der Mitglieder betheiligen, und zur Annahme oder Verwerfung jedes Gesetzes, das Budget ausgenommen, ist die Zustimmung von $^2/_3$ der anwesenden Deputirten erforderlich.

Durch § 45 ist die evangelisch-lutherische Kirche noch als Landeskirche anerkannt und der Staatshilfe versichert, durch § 46 jedoch zugleich Gewissens- und Cultusfreiheit gewährleistet, soweit die guten Sitten und die öffentliche Ordnung dadurch nicht bedroht werden. Nach § 47 soll Niemand um der Religion willen seine bürgerlichen Rechte verwirken, noch sich selbst von Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten freisprechen dürfen.

§ 54 proclamirt die absolute Preßfreiheit, § 55 und 56 Vereins- und Versammlungsfreiheit; durch § 60 sind alle Vorrechte des Adels, der besondern Titel und Würden abgeschafft. Die Schulfrage ist ganz der weitern Gesetzgebung überlassen; nur zum Schutze ganz verlassener und hilfloser Kinder setzt § 53 fest, daß das öffentliche Gemeinwesen sich derselben annehmen und für ihre Erziehung sorgen soll.

Dank der Aufhebung des Handelsmonopols und dieser selbständigen, echt freisinnigen, den Bedürfnissen des Landes entsprechenden Verfassung hat sich die Lage Islands in dem verflossenen Jahrzehnt von Jahr zu Jahr sichtlich gehoben. Schon 1850 hatte die dänische Regierung officiell anerkannt, daß Island durch die zweihundertjährige Verkümmerung seines Handels einen Schaden erlitten habe, der sich gar nicht mehr in bestimmten Ziffern angeben lasse, während Dänemark ohne Gegenleistung den alleinigen Vortheil daraus gezogen. Bei den darauf folgenden Verfassungsstreitigkeiten gelangte sie auch endlich zu der Einsicht, daß wenigstens etwas geschehen müßte, um das schreiende Unrecht der Vergangenheit zu sühnen und den isländischen Finanzen wieder aufzuhelfen. Im Jahre 1865 bot sie Island einen jährlichen Zuschuß von 42 000 Riksdalern auf zwölf Jahre; später veränderte sie dieses Angebot auf 37 500 Thaler jährlich auf immer, nebst einem Zuschuß von 12 500 Thalern für die nächsten zwölf Jahre. Da indeß diese Anerbieten in staatsrechtliche Forderungen verwickelt waren, welche die Isländer in ihrem Ringen nach Selbständigkeit nicht befriedigen konnten, so wurden sie abgewiesen. Erst als die Verfassungsfrage nach dem Wunsche der Isländer zum Abschluß gekommen, fand auch diese Finanzfrage ihre endgiltige Regelung. Die dänische

Regierung verpflichtete sich, zur Staatsverwaltung Islands jährlich 60 000 Kroner (67 500 M.) beizutragen und 20 Jahre lang einen außerordentlichen Zuschuß zu leisten, der mit 40 000 Kroner beginnen und dann sich alljährlich bis auf Zero vermindern sollte.

Mit Hilfe dieses Zuschusses befinden sich die isländischen Finanzen dermalen in einem ganz erfreulichen Zustand. Die Jahreseinkünfte beliefen sich nach dem officiellen Budget von 1882/83 auf 426 500 Kr., darunter an Zoll auf Branntwein und Tabak allein 140 000 Kr.

Die Ausgaben dagegen erreichten nur die Zahl von 400 000 Kr. Davon kostete der Landeshöfding mit seinem Verwaltungsbureau 13 400 Kr., das Althing mit seinen Diäten und Schreibereien 32 000 Kr., die Civilverwaltung 52 800 Kr., die Gerichtsverwaltung 80 000 Kr.

Für Unterstützung des Landbaues wurden 20 000 Kr. ausgelegt, für Dampfersubventionen 18 000, für Sanitätswesen 36 000, für kirchliche Zwecke 26 000, für das Unterrichtswesen 74 000, für Pensionen 50 000. Eine Staatsschuld hat Island nicht, dagegen einen Reservefond (viðlaga sjoður) von 700 000 Kr. Das „Theuerste", was die Kräfte der übrigen Staaten erschöpft, ist ihm erspart: es hat kein Militärbudget.

Als ein eigentlich armes Land ist also Island gegenwärtig nicht mehr zu betrachten. Auf den Reisenden, der von Süden kommt, mag es allerdings noch immer den Eindruck eines solchen machen. Kein Wald, keine Obstbäume, keine Saatfelder erfreuen das Auge; keine Straßen schlängeln sich an den Bergen dahin, keine Brücken überspannen die Flüsse. Die drei Kaufstädte gleichen eher noch Dörfern als Städten. Eis und Schnee steigt den größern Theil des Jahres bis in ihre Nachbarschaft hinab, und selbst im Sommer wird es nie ordentlich warm. Die Bauernhöfe und Fischerwohnungen liegen meist weit auseinander, die Kirchen und Häuser sind zu klein und unansehnlich, um den Eindruck von Dörfern zu machen. Die aus Stein und Rasen aufgeschichteten Hütten mit ihren Grasdächern, die meist primitive Einrichtung der Wohnung, die unscheinbare bäuerliche Kleidung, die einfache, meist aus Fisch und Milchspeisen bestehende Nahrung, die weiten unfruchtbaren Strecken zwischen den kleineren bebauten — Alles weckt die Vorstellung von Dürftigkeit, Mangel, Armuth. Und doch sind die Leute nicht eigentlich arm. Landwirthschaft und Fischfang bringen so viel auf, daß sie sich die dem Lande fehlenden Producte schon verschaffen und erträglich leben können.

Von den 70 000 Einwohnern leben etwa 54 000 als Bauern von Wiesenwirthschaft, Viehzucht und vorzüglich Schafzucht. Die um die Bauernhöfe selbst liegenden, mit Steinmauern eingefriedigten bessern Wiesen (tún) liefern ein ganz treffliches Heu; die weniger guten Anger (engjar) wenigstens Winterfutter für Pferde und Vieh; außerdem läßt man noch Theile des Haidelandes (die afréttir) im Sommer beweiden. Große Torfmoore liefern Brennmaterial, kleine Gärten wohl auch etwas Gemüse. Die Zahl der Pferde wurde 1876 auf 31 000 Stück geschätzt, die des Hornviehs auf 20 000. Das letztere ist von nicht sehr großer, aber guter Rasse und liefert den nöthigen Bedarf an Milch, Käse und Butter, und wenn die letzteren Artikel nicht be-

sonders gut sind, so ist das lediglich Schuld der Bereitung. Die Ausfuhr von Pferden wird in den letzten Jahren auf etwa 1000 Stück geschätzt. Der wichtigste Zweig der Landwirthschaft ist die Schafzucht, welche verhältnißmäßig wenig Sorge erfordert und dabei viel einbringt. Die Schafe werden im Frühjahr ausgetrieben und bevölkern die ausgedehnten Berghaiden. Da bleiben sie bis in den Herbst, wo sie wieder zurückgeholt werden. Man rechnete 1876 etwa 415 000 Schafe, darunter 178 000 Milch- und Mutterschafe. Im Jahre 1881 wurden (nach Notizen, welche ich der Güte des Herrn Tryggvi Gunnarsson, Präsidenten der isländischen Handelsgesellschaft Gránufélag, verdanke) 925 000 kg rohe Wolle, 9300 kg gesalzenes Schaffleisch und 220 000 kg Talg ausgeführt. Die Ausfuhr von gesponnener Wolle und von Schafhäuten ist dagegen im Sinken.

Der andere Haupternährungszweig ist der Fischfang, mit dem sich etwa 7000 Menschen beschäftigen mögen. Er war durchgängig vor der Freigebung des Handels mehr vernachlässigt, als die Land- und Viehwirthschaft, hat sich aber seither ebenfalls bedeutend gehoben. Im Jahre 1881 wurden 7 000 000 kg meist eingesalzene Fische ausgeführt und 10 000 Tonnen Thran.

Die Ausfuhr von Eiderdaunen belief sich in demselben Jahre auf 2700 kg, das Jahr zuvor auf 3800 kg.

Von den Haupteinfuhrartikeln bezifferten sich 1879 Roggen und Roggenmehl auf 3 383 670 kg, Gerste auf 852 690 kg, Hülsenfrüchte auf 298 145 kg, Reis auf 462 950 kg, Zucker auf 341 480 kg, Kaffee und Kaffeesurrogate auf 282 610 kg, Tabak auf 64 690 kg, Eisen und Stahl auf 61 070 kg, Holz auf einen Werth von 30 800 Kroner (schon gesägte Balken und Bretter nicht gerechnet), Eisenwaaren auf einen Werth von 169 322 Kroner, Leinwand auf einen Werth von 277 150 Kroner. Beträchtlich ist ebenfalls die Einfuhr von Salz, Fischgeräthen, Hausrath, Luxusgegenständen.

Die Einfuhr von Branntwein wurde in den Jahren 1864—1869 auf einen Werth von 248 020 Mark durchschnittlich im Jahr veranschlagt; im Jahre 1876 betrug sie 2120 hl; seither soll sie noch bedeutend zugenommen haben, während der Consum von Wein und anderen Spirituosen nicht die Hälfte jenes Quantums erreicht.

Was dem Lande am nöthigsten ist, das ist einerseits noch ein zunehmender Verkehr mit dem Continent und den übrigen europäischen Ländern, andererseits die Einrichtung eines lebhafteren und besseren Verkehrs im Lande selbst, Straßen, Brücken, Posten. Besonders sollte die Einfuhr von Holz und Baumaterial aller Art gehoben werden, damit die Leute sich bessere Wohnungen einrichten können.

Wie das Land mit keinem Militärbudget belastet ist, so ist es bis dahin auch ziemlich mit übertriebener Bureaukratie verschont geblieben. Unter dem Landvogt stehen zunächst die zwei Amtmänner, unter diesen die 19 Sysselmänner mit ihrem Kreisrath (oder Kreisvorsteher), unter diesen die Gemeindevorsteher (Hreppstóri) und Gemeinderäthe der 171 Hreppr oder Gemeinden. Richter erster Instanz ist der Sysselmann in seinem Kreise, die zweite Instanz bildet das Obergericht in Reykjavik, weitere Appellation geht nach Kopen-

hagen. Kirchlich ist das ganze Land oder Bisthum in 19 Propsteien, diese in 141 Kirchspiele getheilt, von denen aber viele mehrere Kirchen haben. Für die Gesundheitspflege sind 20 ärztliche Districte gezogen, die ihren eigenen Arzt haben; die Centraldirection hat der Oberlandesarzt in Reykjavik.

Ein eigentliches Volksschulsystem gibt es noch nicht; doch sind Anfänge dazu gemacht und der Verkehr mit dem Ausland läßt Vielen ein solches als wünschenswerth erscheinen. Für höhern Unterricht sorgt die Lateinschule von Reykjavik (125 Schüler), die Realschule zu Möðruvellir (40 Schüler) und drei Mädchenschulen.

Eine Universität, wie schon in deutschen Blättern behauptet wurde, besitzt Island nicht, sondern bloß eine Theologenschule in Reykjavik, an welcher zuweilen etwa 10 bis 20 junge Leute studiren, und eine sogen. Medicinschule, die es aber noch nicht auf 10 Schüler gebracht hat. Sie besteht lediglich darin, daß die zwei Ärzte in Reykjavik neben ihrer Praxis her einige junge Leute in den medicinischen Fächern unterrichten. Die Juristen und künftigen Beamten müssen ihre Studien in Kopenhagen machen, wo im Ganzen jährlich etwa 20 bis 30 junge Isländer zu studiren pflegen und zum Theil durch Stipendien unterstützt werden. Isländische Philologie und Geschichte ist dem Fleiße der Gymnasialprofessoren und einzelner Gelehrten überlassen.

Trotz dieser anscheinend ungünstigen Verhältnisse hat Island in neuerer Zeit eine nicht unbedeutende Literatur hervorgebracht und überhaupt ein reiches geistiges Leben entwickelt. Philosophie und Theologie sind dabei nur kümmerlich vertreten, aber um so ansehnlicher Geschichte, Politik und Poesie. Ihren gesunden, lebenskräftigen und fruchtbaren Kern erhielt die neue Literatur dadurch, daß sie in treuer Liebe auf die geschichtliche Vergangenheit zurückgriff und diese gleichsam neu aufleben ließ. Das größte Verdienst erwarb sich auch auf diesem Gebiete der große Patriot Jón Sigurðsson, mit ihm die tüchtigen Forscher Finn Magnusson und Sveinbjörn Egilsson. Während durch sie fast die ganze alte Saga-Literatur in Neudrucken vom Grabe auferstand und durch Sammlung anderweitiger Geschichtsquellen ergänzt ward, arbeiteten Jón Espolin und Pjetur Pjetursson werthvolle Geschichtswerke aus, Konrad Gislason, Eirikr Jónsson und Guðbrandr Vigfusson eröffneten durch große lexikographische Werke das Verständniß der alten Sprache, Benedict Sveinbjörnsson Gröndal und Gisli Brynjulfsson förderten das Studium der nordischen Mythologie, Jón Thorkelsson die Erklärung der alten Saga, Jón Árnason sammelte die alten und neuen Sagen des Volkes, Björn Gunnlaugsson arbeitete eine treffliche Karte der ganzen Insel aus, Jón Sigurðsson begründete eine äußerst sorgfältige und fleißige Statistik.

Wie aber in all' diesen Arbeiten der echt patriotische und historische Sinn des Volkes, sein mächtiger unbesieglicher Volksgeist zu Tage trat, so auch in der Poesie. Es gab hier keine künstliche Romantik. Die Dichtung sog von selbst ihre Nahrung aus den Ideen, Erinnerungen, Lebenswurzeln der Vergangenheit. Sprache und Form wuchs aus dem Studium der ältern Nationaldichtung hervor. Neue Anregung und neuen Gehalt schöpfte man aus dem Leben des Volkes. Als die bedeutendsten Skalden der Neuzeit

glänzten Bjarni Thorarensen († 1841) und Jónas Hallgrimsson († 1845); an sie reihen sich Finn Magnussen, Sveinbjörn Egilsson, Jón Thoroddsen, Grimr Thomsen, Gisli Brynjulfsson, Benedict Sveinbjörnsson Gröndal und viele Andere.

Durchaus charakteristisch ist es, daß bis jetzt keiner der Mode- und Lieblingsdichter des modernen Europa in's Isländische übersetzt ist, wohl aber Milton, Klopstock, Homer und einige Stücke von Shakespeare und Tegnér. Von Romanen besitzt Island erst einen einzigen, der als historische Erzählung sich eher der alten Saga nähert. Novellen sind nur ein paar geschrieben, die erste war Piltur og Stúlka (Knabe und Mädchen), ein schlichtes, einfaches Bild des heutigen bäuerlichen Alltagslebens — eine „Dorfgeschichte" ohne sensationellen Charakter. Dramen gibt es nur einige wenige: „Die Geächteten" (Útilegumenn) von Matthias Jochumsson, das Lesedrama Ragnarökkur von Gröndal und das Volksdrama Nyársnottin von Indridi Einarsson. Um so reicher blüht die nationale Lyrik und Epik.

Von allen Völkern des Nordens, ja von Europa überhaupt, hat sich keines so von Ausländerei fern gehalten, ist sich so treu, so schlicht und wahr geblieben wie das isländische. Man kann es nicht näher kennen lernen, ohne es dafür zu lieben und hochzuschätzen. Es hat in den schweren Leiden der letzten Jahrhunderte an den Überlieferungen seiner Väter nicht nur wie an einem rührend elegischen Vermächtniß festgehalten, sondern wie an einem Erbgut, auf dem heiliger Vatersegen und die Verheißung einer bessern Zukunft ruht. Nur ein Punkt trübt den schönen Zusammenhang seiner ganzen Geschichte: es ist der Abfall von der katholischen Kirche, nicht aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen, sondern ihm aufgedrungen von außen. Bei der Abgeschiedenheit des Landes hat sich jedoch auch schließlich das Lutherthum tief in das Leben des Volkes hineingesenkt, ist mit seinen Erinnerungen mächtig verwachsen und hat den Blick für die fernere Vergangenheit sehr getrübt. Innerlich stark ist das Lutherthum aber nicht. Von Dänemark ausgegangen und von Dänemark gestützt, ist es ein Theil des alten Staatsmechanismus, der noch mit in die neue Constitution hinübergeschleppt ward. Principiell hat diese mit der alten Ordnung gebrochen, indem an die Stelle des Cäsareopapismus das Princip der Religions- und Gewissensfreiheit gestellt wurde. Wenn die isländischen Patrioten consequent sein wollen, so werden sie sich früher oder später auch einer vorurtheilsfreien Würdigung jener Kirche zuwenden müssen, unter deren mildem Walten Island die schönsten Tage seines Ruhmes und seines Glückes erlebt hat. Der Glaube, den Ari hinn Froði und Saemund hinn Froði, Snorri Sturluson und Jón Arason bekannten, gehört ebenso gut in den Kreis ihrer fruchtbarsten Nationalerinnerungen, als das Papstthum selbst, das durch das ganze Mittelalter hindurch der mächtigste Hort der Volksfreiheit gegen die absolutistischen Gelüste der Könige gewesen ist.

Der Zusammenhang der isländischen Volksfreiheit mit den kirchlichen Überlieferungen des Mittelalters ist übrigens nicht ganz aus dem Bewußtsein des heutigen Geschlechts entschwunden, und in einem balladenartigen Liede

auf den letzten katholischen Bischof Jón Arason hat der Dichter Gisli Brynjulfsson seiner Heimath nicht bloß das Wiedererstehen ihrer Freiheit, sondern auch wieder Bischöfe verheißen, wie jene der alten Zeit:

An tapfrer Väter Tugend wuchs auf Jón Arason;
Von hehren Felsenzinnen klang ihrer Lieder Ton,
Er schwebt entlang die Thäler wie Todesantiphon:
Noch heut' beweinet Island den allerbesten Sohn.

Er stand in Jugendjahren, die Armuth scheut' er nicht;
Denn Muth schlug ihm im Herzen, der Unglückswogen bricht.
„Stützt euren künft'gen Bischof!" sprach scherzend er als Knab';
Den Weg, den Wenige wandeln, schritt kühn er bis zum Grab.

Den Kampf hat er entboten tyrannischem Geschlecht;
Frei unter freiem Himmel soll blüh'n der Väter Recht!
Denn wahrhaft war er, furchtlos, treu seinem Heimathland;
Lieber, als feige weichen, läg' er todt im Sand.

Ihn schreckte nicht von Osten der Flotten stolzer Lauf,
Der Heimath Bergesgeister rief er zum Kampfe auf.
Zum Panzer ward die Casel, der Bischofsstab zum Schwert;
Er trieb vom Land die Lüge, hat ihrer Macht gewehrt.

Auf hohen Felsenzinnen stärkt er sich Muth und Wehr,
Dann stürzt er wie ein Waldstrom auf seiner Feinde Heer,
Zersprengt die stolzen Schaaren der Dänen, derb und keck.
Zum Meer, zu ihren Schiffen flieh'n sie in Angst und Schreck.

Doch Neid und Bosheit schmieden dem Volk der Knechtschaft Noth
Und Tage voll des Harmes in seines Helden Tod.
Zum Blutgerüste schleppen sie ihn als Opferthier,
Den Greis im Silberhaare: so fiel der Männer Zier.

Es fiel sein Haupt, das alte, das Island so viel that.
So war's des Schicksals Wille, so des Verräthers Rath;
Doch späte Enkel fassen, was dieser Greis gethan:
Island wird wieder schauen solch einen Bischofsmann!

In Schmerz und Sorge trauert um ihn das ganze Land,
Kein Sänger weiß mehr Lieder, kein Held ihm auferstand,
Und aus den Sklavenketten kein freier Mann erwacht:
Auf Island ruht der Schlummer dreihundertjähriger Nacht.

So schwanden hin die Tage. Doch Hoffnung winkt am Ziel!
Das Land ist nicht verloren; ein einzig Haupt nur fiel.
Laßt uns die Herzen härten an dem, was uns geraubt;
Laßt nimmer uns vergessen dieß blut'ge Bischofshaupt.

Es war so alt, ehrwürdig! Doch alles Alte fällt;
Der Berge Zinnen fallen, es sinkt die Pracht der Welt.
Doch grünend steigt die Erde von Neuem aus dem Meer
Und neue Sonnen strahlen leuchtend rings umher!

* * *

Wie das Kopenhagener „Dagbladet" meldet, ist diesen Sommer eine starkbesuchte Volksversammlung in Thingvellir gehalten worden, um bei dem Anfangs Juli zusammengetretenen Althing weitere Verfassungsreformen im Sinne des von Jón Sigurðsson angestrebten Programms in Anregung zu bringen. Etwas sonderbar klingt das Begehren der Versammlung nach einem eigenen Jarl, einer Art von Vicekönig. Mehr dem frühern Programm entspricht das Verlangen, daß das Althing, statt alle zwei Jahre, fortan jährlich einberufen, das Wahlrecht durch keine Steuer oder Abgabe mehr bedingt, das Verhältniß zwischen Kirche und Staat neu geregelt werde, daß der König künftig nur ein aufschiebendes Veto besitzen solle wie in Norwegen, daß Island eine eigene Handelsflagge erhalten, der König aber sich künftig „König von Dänemark und Island" nennen solle.

Ferner wird vom Althing verlangt: 1. Regelung der Rechte der außerhalb der Landeskirche stehenden Gemeinden; 2. Errichtung einer Zeddelbank; 3. Abschaffung der zwei Amtmannsposten; 4. ein Volksschulgesetz; 5. weitere Berathung des vom Unterhaus schon angenommenen Gesetzes über das Recht der Gemeinden, ihre Prediger selbst zu wählen; 6. Errichtung einer Landesschule (kleine Universität) für Juristen, Theologen und Mediciner; 7. ein Gesetz gegen den übertriebenen Genuß von Spirituosen.

Die letztere Forderung deutet auf das Beispiel von Norwegen und Schweden hin, wo ähnliche Gesetze theils schon längere Zeit bestehen, theils kürzlich angenommen wurden. Auch der Wunsch nach Beschränkung des königlichen Veto ist offenbar durch die jüngst in Norwegen ausgetragenen Verfassungsstreitigkeiten angeregt. Die meisten übrigen Vorschläge der Volksversammlung entbehren ihrer Berechtigung nicht. Ihre Erfüllung würde den bisherigen Aufschwung Islands wesentlich fördern und Dänemark selbst zu ungleich größerem Vortheil gereichen, als das Festhalten an den Resten des alten Colonialsystems. Thron und Reich von Dänemark werden an dem biedern loyalen Inselvolk eine um so festere Stütze finden, je mehr sie es als gleichberechtigt und selbständig dem ältern Theil des Reiches zur Seite treten lassen, seine Bildung heben und das Unrecht völlig gutmachen, das früher an Island begangen worden ist.

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

Das Leben unſers Herrn und Heilandes Jeſus Chriſtus. Nach den vier Evangelien zuſammengeſtellt von **Joh. Bapt. Lohmann** S. J. Mit kirchlicher Approbation. 8°. 239 S. Paderborn, Junfermann, 1885.

Es iſt von ſelbſt einleuchtend, daß es nicht gleichgiltig ſein kann, in welcher Reihenfolge wir die Lehren und Thaten des öffentlichen Lebens Jeſu betrachten. Mögen wir unſern Herrn und Heiland im Verkehr mit ſeinen Jüngern und Apoſteln uns vorführen und die Art und Weiſe zu verſtehen trachten, wie er ſie allmählich zur Höhe ihres Berufes heranbildet und ſie von Stufe zu Stufe weiter ihrem erhabenen Ziele zuführt, oder mögen wir ihm folgen wollen in ſeinem Unterrichte an das Volk, oder in den Wirkungen, die er auf die verſchiedenen Kreiſe und Stimmungen der in Paläſtina herrſchenden Parteien hervorbringt, kurz, von welchem Geſichtspunkte aus immer wir an das gottmenſchliche Leben und deſſen geſchichtliche Darſtellung und Einwirkung auf die Zeitgenoſſen und an deſſen ewig giltigen Inhalt herantreten — überall drängt ſich uns für ein annähernd volles Verſtändniß die Frage auf nach der geſchichtlichen Reihenfolge. Iſt es möglich, einen feſten Grund und Boden zur Beantwortung dieſer Frage zu gewinnen? Überſieht man die im Laufe der Zeit verſuchten Evangelienharmonien, ſo könnte man füglich verſucht ſein, daran zu zweifeln. Während nämlich die Einen an der von Matthäus befolgten Anordnung feſthalten und das von den übrigen Evangeliſten gebotene Material, ſo gut es eben gehen will, einreihen und unterbringen (z. B. der Oratorianer Bern. Lamy), folgen Andere keinem der Evangeliſten, ſondern ordnen und gruppiren nach rein ſubjectivem Ermeſſen oder höchſtens nach mehr oder minder plauſiblen Gründen innerer oder pſychologiſcher Wahrſcheinlichkeit. Daß dieſer Untergrund ein höchſt ſchwankender und unſicherer ſei, ergibt ſich aus der Natur der Sache und wird obendrein durch die Verſchiedenheit der Anordnung zur Genüge dargeſtellt, die ſich bei dieſer Gruppe von Harmoniſten findet. Man vergleiche z. B. die von Barradius, Janſenius, Kilber, Ligny, Danko, Sepp, Schegg u. A. getroffenen Gruppirungen und Reihenfolgen. Auf hiſtoriſch feſter Grundlage bauen ſich hingegen jene Anordnungen auf, die das Johannes-Evangelium mit ſeinen in den jüdiſchen Feſtkalender eingereihten Ereigniſſen und das Lukas-Evangelium mit ſeiner formellen Ankündigung, daß es eben eine Darſtellung ex ordine, d. h. in geſchichtlicher Aufeinanderfolge ſei, als Regel und Leitſtern gelten laſſen. Auf dieſem Grunde ruhen, trotz Abweichungen im Einzelnen,

die Harmonisirungsversuche von Calmet, Patritius, Jos. Grimm, Coleridge u. A. Und diesen reiht sich auch das oben angezeigte Werk an. Ist so der allgemeine Rahmen und die sichere Grundlage gegeben, so bleiben trotzdem noch eine Reihe von einzelnen Fällen übrig, für deren Anordnung man sich nach anderen Grundsätzen zur endgiltigen Anordnung umsehen muß. Zunächst ist festzuhalten, daß dem Wortlaut der evangelischen Erzählung nicht über Gebühr Gewalt angethan werden darf; sodann muß man sich gegenwärtig halten, daß ähnliche Ereignisse, ähnliche Lehren und Aussprüche, die sich bei einem Evangelisten finden, nicht ohne Weiteres mit ähnlichen bei den anderen identificirt werden dürfen. Liegt es ja doch ganz im Wesen und in der Art des öffentlichen Lebens Jesu, daß Ereignisse, Heilungen, Parabeln, Aussprüche, Belehrungen ähnlicher Art oder gleicher Weise öfters müssen stattgefunden haben. Geht unter den Alten z. B. Hesychius in der Aufstellung und Annahme von verschiedenen Ereignissen bei offenbar identischen Fällen zu weit (vgl. Migne, Patrol. 93, 1403), so fehlen, scheint es mir, manche Neueren in der entgegengesetzten Richtung, in dem Bestreben nämlich, Ereignisse zu identificiren, die ihrem Inhalte und dem Wortlaute der evangelischen Berichterstattung nach auseinanderzuhalten sind. Es wurde vor einiger Zeit in diesen Blättern bei Besprechung eines sonst sehr verdienten Werkes darauf hingewiesen (1883, Bd. XXIV. S. 206 f.); gleichfalls wurden ebenda einige Beispiele und Grundsätze gegeben, die nach meiner Ansicht in dergleichen Fragen nicht vernachlässigt werden dürfen. Es gereicht mir daher zur großen Freude, in dem oben genannten Buche diese Grundsätze zur Anwendung gebracht zu sehen. Zwischen den beiden eben angedeuteten Richtungen ist die goldene Mittelstraße eingehalten, und das wird wohl auch hier, wie so oft, das Richtigste und Beste sein.

Das Buch bietet den Text der heiligen Evangelien in der zeitgeschichtlichen Abfolge. Die Übersetzung ist fließend und klar, sich treu an den heiligen Text anschließend, aber unnöthige Härten vermeidend. Doch ist das biblische Gepräge, das wir nun einmal gewohnt sind, nicht verwischt. Liegt ein und derselbe Bericht in den heiligen Evangelien mehrfach vor, so war der hochwürdige Verfasser mit Erfolg bemüht, aus den Worten der heiligen Schriftsteller einen fortlaufenden Text in der Weise herzustellen, daß kein Gedanke und wo thunlich auch keine Schattirung des Gedankens, die sich bei einem heiligen Schriftsteller findet, vernachlässigt würde. Eine eingehende Vergleichung hat mir zur Genüge gezeigt, daß in dem so leicht und natürlich hinfließenden harmonisirten Texte oft viel mehr exegetisches Geschick und viel mehr Arbeit verborgen liegt, als es wohl Manchem beim ersten Anblick scheinen möchte.

Der heilige Text ist in recht übersichtlicher Weise nicht bloß in größere Abschnitte und Kapitel abgetheilt, sondern auch in 227 Nummern mit passenden Überschriften dargestellt. Bei besonders schwierigen oder wichtigen Stellen sind längere oder kürzere Anmerkungen beigegeben. Die in denselben mitgetheilten trefflichen Gedanken und Winke für das Verständniß lassen es bedauern, daß nicht noch mehr Erklärungen beigefügt wurden. Bei einigen

Stellen, die besonders oft falsch angewendet werden, z. B.: „Ich kam, Feuer auf die Erde zu werfen", hätte das zweifelsohne geschehen sollen. Das Inhaltsverzeichniß bringt zugleich eine Übersicht über die evangelischen Parallelen. Zur leichtern Auffindung der Stellen des hl. Matthäus in der Evangelienharmonie ist am Schlusse noch eine eigene Tabelle angehängt.

Zum Belege, daß die wahren Grundsätze, welche bei der Harmonisirung des evangelischen Textes zu befolgen sind, sich immer weiter Bahn brechen, wird in der Vorrede eine längere Stelle von W. Rubin aus Teologisk Tidskrift, Upsala 1881, mitgetheilt. Die Stelle ist lesenswerth und stellt klare und richtige Grundsätze auf. Nur Eines möchte ich bemerken. Ihr zufolge scheint es, als ob die wichtige Frage nach der Anzahl der im öffentlichen Leben Jesu anzunehmenden Osterfeste sich bloß aus Johannes entscheiden ließe und zwar so, daß man, um vier Osterfeste zu erhalten, einzig auf Joh. 5, 1 (und die gerade da strittige Erklärung) angewiesen wäre. Allein die Sache steht günstiger, vorausgesetzt, daß man in Lukas eine geschichtliche Abfolge annimmt. Denn dann lassen sich mit Übergehung von Joh. 5, 1 und seiner angezweifelten Auslegung doch vier Ostern nachweisen. Bei Lucas 4, 14 sind wir im Winter nach dem *ersten* Ostern des öffentlichen Lebens; bei 6, 1 stehen wir kurz *nach* dem *zweiten* Osterfeste; bei 9, 12 (Brodvermehrung) haben wir die Zeit des *dritten* Osterfestes, und dann folgt das *vierte* Ostern, die Zeit der hochheiligen Passion. Diese Data ergeben sich unmittelbar aus Lukas und aus dem Vergleiche mit den einschlägigen chronologischen Angaben bei Johannes (vgl. diese Zeitschrift 1878, Bd. XV. S. 211. 212).

Wer den Text der vier Evangelien in systematischer Ordnung lesen und sich eine klare Anschauung über die Abfolge der Begebenheiten im Leben Jesu auf leichte und sichere Weise verschaffen will, dem sei obiges Buch auf's Beste empfohlen.

J. Knabenbauer S. J.

1. **Angelologie**, das ist die Lehre von den guten und bösen Engeln, im Sinne der katholischen Kirche dargestellt von Dr. **Joh. H. Oswald**, Professor am Lyceum Hosianum zu Braunsberg. 8°. 220 S. Paderborn, Schöningh, 1883. Preis: *M.* 3.
2. **Die Schöpfungslehre** im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf den Menschen, im Sinne der katholischen Kirche dargestellt von Dr. **Joh. H. Oswald.** 8°. 243 S. Paderborn, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 3.

Die beiden vorliegenden Bändchen decken sich inhaltlich ungefähr mit den Lehrstücken, welche die Theologen in der Lehre über Gott als Schöpfer vorzutragen pflegen; es wird nämlich behandelt der Schöpfungsact und von den Geschöpfen die Engel und Menschen. Der dritte Bestandtheil der Schöpfung, die sichtbare Welt, wurde aus den im zweiten Bändchen S. 4 angegebenen Gründen übergangen.

1. Die Angelologie iſt eine Darſtellung der Hauptlehren über die Engel. Sie zerfällt in vier Abſchnitte. Nach Begriffs- und Namenserklärung begründet der Verfaſſer mit der ihm eigenen Sprachgewandtheit im erſten Abſchnitte zunächſt die Realität der Engelwelt, beweist dann die Geſchöpflichkeit der Engel, ihren Vorrang vor allen andern Geſchöpfen, ihre Körperloſigkeit, ihre Erhabenheit über jeden Wechſel hinſichtlich der Zu- und Abnahme ihrer Geiſteskräfte, ihre Unſterblichkeit, ihr Verhältniß zum Raume, ſowie das Erkennen und Wollen der Engel. Das letzte Hauptſtück des erſten Abſchnittes beſchäftigt ſich mit der Engelwelt als ſolcher, der Zahl der Engel, ihrer Verſchiedenheit unter einander, ihrer Gliederung und endlich mit dem Medium des Gedankenaustauſches, der ſogen. Engelſprache.

Der zweite Abſchnitt, die Geſchichte der Engel, behandelt ihre Erſchaffung und Erhebung in den Gnadenſtand, ihre Prüfung und deren Ergebniß — eine Geſchichte, die ſich in einem Zeitmomente abſpielt (S. 105), und zwar nach des Verfaſſers Anſicht (S. 80) in eben jenem erſten Momente, in welchem Gott Himmel und Erde in's Daſein rief. Sie berichtet eine Kataſtrophe, „deren Großartigkeit und Greulichkeit auch nur in etwa zu veranſchaulichen die regſte Phantaſie erlahmt. Sie hat zuerſt den Riß hineingebracht in's geſchaffene Univerſum, ſie hat die Oberwelt reiner Geiſter in zwei Theile geſpalten, die fortan in unüberſteiglicher Kluft auseinanderklaffen, eine Spaltung, welche ſpäter auch von der Oberwelt aus in dieſe Unterwelt vorgedrungen iſt und auch in unſerm Weſen jenen leidigen Zwieſpalt veranlaßt, an welchem wir Alle laboriren; ſie hat den Abgrund der Hölle eröffnet und das Reich der Bosheit in's Sein gerufen" (S. 90 f.).

Der dritte Abſchnitt verbreitet ſich eſſaymäßig mit willkommener Ausführlichkeit über die himmliſche Geſellſchaft der guten Engel, ihr Leben und ihre Thätigkeit für den Menſchen. Der vierte Abſchnitt führt uns die gefallenen Engel vor, ihre Exiſtenz und ihr Verhältniß zur Welt überhaupt und zum Menſchen insbeſondere: die diaboliſchen Verſuchungen, Teufelsbeſeſſenheit, Zauberei, Hexerei, Teufelsbund. Auffallen muß es, daß über den neueſten Teufelsſpuk, den Spiritismus, mit ein paar kurzen Bemerkungen (S. 173. 201) hinweggegangen wird. Die Exiſtenz von Specialwerken über dieſen Gegenſtand (Vorrede S. V) ſcheint kein genügender Grund zu ſein, ihn in einem über die böſen Engel und ihr Verhältniß zu den Menſchen ex professo handelnden Werke außer Acht zu laſſen.

Die poſitiven oder genauer die bibliſchen Partien ſind vortrefflich behandelt. So gleich im Anfange der bibliſche Beweis für die Realität der Engelwelt und ſpäter die in den dritten und vierten Abſchnitt fallenden Schriftargumente. Es iſt bekannt, daß man ſich, wenn man ſich nach gründlichen Wort- und Namenserklärungen umſieht, an Oswalds Werke wenden muß. Auch in vorliegendem Werke bekundet der Herr Verfaſſer ſein beſonderes Intereſſe für Namenserklärungen. Man vergleiche beiſpielsweiſe die Erklärung der verſchiedenen Namen der gefallenen Engel (S. 142 ff.). Auch in der Bildung neuer Worte verſucht ſich der Verfaſſer nicht ohne Erfolg. In der Vorrede der „Schöpfungslehre" erfahren wir, daß das jetzt allgemein

eingebürgerte Wort „Mariologie“ von ihm ſtamme. Mit andern Verſuchen dürfte er weniger Erfolg haben, wie wenn er (ebd. S. 34) die volle Unabhängigkeit Gottes von Zeit und Raum durch den Satz ausdrückt: „Gott zeitet und räumt in ſich ſelbſt.“

Den ſpeculativen Partien hat ſich der Verfaſſer nicht mit gleicher Liebe zugewandt, wie den poſitiven, und wir würden deßhalb diejenigen unſerer Leſer, welche eine Anleitung für die ſpeculative Ergründung der Engellehre ſuchen, nicht gerade an vorliegende Schrift weiſen. Mit Rückſicht auf einen franzöſiſchen Recenſenten indeſſen, welcher es an einem theologiſchen Werke tadelt, daß es 110 Seiten den Engeln widmet, fürchtet der Verfaſſer faſt, er möchte mit ſeinen 200 Seiten das Maß überſchritten haben. Wir glauben aber, daß man über die Bemerkung dieſes Recenſenten mit derſelben Leichtigkeit hinwegkommen könne, mit welcher beſagter Herr Recenſent über jene Rieſenwerke hinweggekommen, welche zwei Blütheperioden der Theologie bezeichnen. Die Engel ſind ebenſowohl heutzutage wie ehedem die vornehmſten Geſchöpfe Gottes; zugleich nehmen ſie den innigſten Antheil an unſern Geſchicken, und wir ſind beſtimmt, unſere ganze Ewigkeit in ihrer Geſellſchaft zuzubringen. Sie ſind darum nach Gott einer der vornehmſten Gegenſtände der Theologie, und dieſe würde wahrlich ihre Aufgabe verkennen, wenn ſie nicht Alles, was Schrift und Tradition von ihnen berichtet, ſorgfältig ſammelte und auf Grund der gewonnenen Reſultate in die Natur, das Leben und die Beziehungen der Engel zu einander und zu uns ſo tief einzudringen ſuchte, als der menſchliche Verſtand es nur geſtattet. Wenn das „Quantum potes, tantum aude“ für die Erforſchung dieſer materiellen Welt Geltung hat, warum nicht viel mehr für die geiſtige Durchdringung der Wahrheiten über die Engelwelt?

Einige Ausſtellungen wurden an vorliegender Schrift ſchon in anderen Recenſionen gemacht. Wir lenken die Aufmerkſamkeit des verehrten Herrn Verfaſſers noch auf einen jedenfalls unglücklich gewählten Ausdruck bei Erklärung der definitiven Exiſtenz der Engel. Sie wird ſchließlich erklärt (S. 42): „Der Engel iſt auch örtlich mit ſeiner Subſtanz, wo er mit ſeiner Kraft wirkt. ... Wo immer alſo die Objecte ſeiner geiſtigen Thätigkeit, ſeines Erkennens und Wollens ſich befinden, da iſt jedesmal auch der Ort des Engels.“ Den zuletzt citirten Worten nach könnte der Engel nichts zum Gegenſtande ſeiner immanenten Acte machen, nichts erkennen und lieben, es ſei denn, er weile ſeiner Subſtanz nach bei dem Gegenſtande dieſer Geiſtesthätigkeit. Wir tadeln zunächſt nur den Ausdruck; denn der Verfaſſer *denkt* zweifelsohne, wie auch die an erſter Stelle citirten Worte andeuten, nur an die Thätigkeit *nach außen*. So gefaßt, hat die Erklärung namhafte Vertreter. — In der Frage über das Medium des Gedankenaustauſches, der ſogen. Engelſprache, ſchließt ſich der Verfaſſer der Anſicht jener an, welche dafür halten, das Medium zur Übertragung des gedanklichen Objects von einem Engel zum andern ſei eine reine Willensaction. „Der Engel denkt, und wenn es ihm beliebt, daß ſein Mitengel um ſeinen Gedanken wiſſe, ſo faßt er einen entſprechenden Willensentſchluß, und in Folge ſolcher Willensthätigkeit erfährt der zweite Engel den Gedanken des erſtern.“ Iſt dieſer Willensentſchluß ein rein immanenter Act? Wie kommt dann der zweite Engel zur Erkenntniß, daß der erſtere ihm etwas mittheilen will? Genießen beide die Anſchauung

Gottes, ſo ließe ſich dieß noch erklären; aber wie erklärt es ſich in Anbetracht der reinen Natur und bei den gefallenen Engeln? Da ſcheint es doch nothwendig zu ſein, daß der erſtere dem zweiten etwas übermittelt, wenigſtens um ihn aufmerkſam zu machen. (Cf. S. Thom. I. q. 107. ad 3. Ausführlich hierüber Suar., Tract. de Angelis, II. cap. 27. n. 32 sqq.)

2. Die Schöpfungslehre zerfällt in zwei faſt gleiche Hälften, die Lehre von der Schöpfung überhaupt und die vom Menſchen. Jene, die Creationstheorie, behandelt im erſten Hauptſtück den Schöpfungsact, im zweiten die Erhaltung der Geſchöpfe durch Gott, den Concurs und die Vorſehung Gottes, im dritten die Lehre über das Ziel und Ende der geſchaffenen Welt. In dem gründlichen Schriftbeweis für die Wirklichkeit der Erſchaffung aus Nichts lernen wir gelegentlich, daß das griechiſche „ἐξ οὐκ ὄντων ποιεῖν“ zu erklären iſt wie „ἐκ δακρύων γελᾶν“ u. dgl., und demgemäß mit dem lateiniſchen „ex nihilo creare“ nicht zunächſt heißt „aus Nichts“, d. i. „nicht aus vorliegendem Stoffe“, ſondern zeitlich, „nachdem bis zum Momente der Schöpfung Nichts geweſen“, wie „post lacrymas risus“ (S. 9). — Recht klar und gründlich behandelt der Verfaſſer die ſchwierige Lehre über das Ziel und Ende der geſchaffenen Welt. Hier heißt es, auf die Frage, warum Gott die Welt erſchaffen, laſſe ſich nur die Antwort geben: „Weil er wollte“. Auf die weitere Frage, warum er gewollt, ſagt der Verfaſſer mit Berufung auf den hl. Auguſtinus, laſſe ſich gar nicht antworten, weil dieß eine thörichte Frage ſei. Ähnliche Ausſprüche finden ſich häufig bei Vätern und Theologen, und ſie ſind gewiß ſehr geeignet, die vollkommenſte Freiheit Gottes bei der Schöpfung zu betonen, und mit Recht ſagt der Verfaſſer, daß bei Gott ein eigentlicher Beweggrund für ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit nicht angegeben werden könne. Aber könnte man nicht das unendliche Sein Gottes als dasjenige bezeichnen, aus Liebe zu dem er den Entſchluß zu ſchaffen gefaßt? Die Antwort auf die Frage, warum er gewollt, lautete dann: aus Liebe zu ſeinem eigenen göttlichen Weſen. Und wenn man ferner genauer bezeichnen wollte, unter welcher Rückſicht betrachtet das göttliche Sein ſpeciell Grund zu ſchaffen war, könnte man dann nicht ſagen, es ſei inſofern der Grund, als es ſich als geeignet und würdig darſtellt, in geſchaffenen Dingen als Nachbildern vervielfältigt und durch ſie verherrlicht zu werden? Die Freiheit des Schöpfers bleibt dabei durchaus gewahrt, da dieſelbe göttliche Weſenheit unter einer andern Rückſicht, nämlich als vollkommen durch ſich ſelbſt genügend, der Grund für den Rathſchluß ſein konnte, nicht zu ſchaffen. Beide Gründe ſind von gleichem Gewichte. Wenn aber Gott ſchafft, ſo will er ſchaffen wegen des einen Grundes; beſchließt er das Nichtſchaffen, geſchieht es wegen des andern.

Der zweite Abſchnitt, die Anthropologie, behandelt in fünf Hauptſtücken die Erſchaffung des Menſchen, die Einheit des Menſchengeſchlechtes nach ſeiner Abſtammung, die Weſensbeſtandtheile der menſchlichen Natur (Dichotomie, Wechſelverhältniß von Seele und Leib), die Beſchaffenheit der menſchlichen Seele und ihren Urſprung bei der Zeugung. Der Verfaſſer vertheidigt natürlich den Creatianismus, glaubt ihn aber modificiren zu müſſen, „ſelbſt auf die

Gefahr hin, daß man uns tadelnd eine Mittelſtellung zwiſchen beiden Parteien (zwiſchen Creatianismus und Generatianismus) anweiſen ſollte" (S. 225). Worin beſteht dieſe Modification? Der Verfaſſer erklärt es S. 227: „Indem wir alſo daran feſthalten, daß Gott im Momente der Zeugung die Seele aus Nichts hervorbringt, ſo iſt dieſe Thätigkeit Gottes inſofern nur eine bedingte Schöpfungsthat, als es ihm beliebt hat, für ihr Eintreten ein- für allemal als conditio sine qua non die menſchliche Zeugungsthätigkeit gelten zu laſſen, oder richtiger eine ſolche beim Entwurf der Idee des Menſchengeſchlechts ſich ſelbſt vorzuſchreiben." Dieſe Erklärung wird ganz gewiß keinen Theologen je veranlaſſen, dem Verfaſſer tadelnd eine Mittelſtellung anzuweiſen; kaum dürfte jemals ein Vertheidiger des Creatianismus geläugnet haben, daß die Schöpfungsthat Gottes bei Erſchaffung der Seelen im Sinne des Verfaſſers eine bedingte ſei. Der Verfaſſer legt der Schwierigkeit, daß nach dem Creatianismus Gott oft zu einem ſündhaften Zeugungsacte cooperire, etwas zu viel Gewicht bei. Die Sache iſt doch ſehr einfach und noch weit einfacher als beim Concurs. Durch jene Cooperation iſt ja der betreffende Act in keiner Weiſe eine Wirkung Gottes, was beim Concurſe in gewiſſer Weiſe der Fall iſt. Das Product der göttlichen Thätigkeit iſt die Seele des zu zeugenden Menſchen. Würde ſich Gott in dem Falle, daß das Vorhaben der Zeugung ein ſündhaftes wäre, der Mitwirkung enthalten, ſo würde er nicht einmal die ſündhafte That verhindern, während er ſie durch Entziehung des Concurſes unmöglich machte.

Was S. 59 von der Erhaltung der Geſchöpfe geſagt wird, ſcheint doch nicht ganz richtig zu ſein. Es heißt da: „Zur Fortdauer der Welt concurriren zwei Factoren: die erhaltende Thätigkeit Gottes in Verbindung mit der dem Geſchöpfe inhärirenden Kraft der Fortdauer." — Das über die Traurigkeit Adams S. 122 Geſagte darf wohl nicht zu ſehr urgirt werden, und die Ausführungen S. 125 gefallen uns noch weniger. — Wenn es S. 126 heißt, der Urſprung Eva's aus Adam ſei deßhalb keine Zeugung, weil die conjunctio principii fehle, ſo ſcheint der Verfaſſer dieſes Glied der Definition in der Zeugung anders zu faſſen, als es ſonſt erklärt zu werden pflegt[1]. Es fehlt bei jenem Hervorgehen vielmehr das „in similitudinem naturae". Freilich geht ein simile in natura hervor, aber nicht durch einen Act, welcher auf ein weſensähnliches Nachbild als Product formell hinausgeht. — Bei Erörterung des Verhältniſſes der Seele zum Leibe wird S. 183 geſagt, der Leib des Menſchen beſitze, auch für ſich gedacht und der Seele gegenübergeſtellt, der Anlage nach die organiſche Lebenskraft des Thieres, nur ſei dieſe nicht wirklich die Trägerin oder das Princip ſeines leiblichen Lebens; es ſei das thieriſche Lebensprincip, wegen des Hinzutretens der menſchlichen Seele, wie depotenzirt u. ſ. w. Wenn hiermit gemeint iſt, daß es im Menſchen außer der geiſtigen Seele wirklich ein Princip des ſinnlichen Lebens gebe, das aber durch die geiſtige Seele gleichſam gebunden und zur Unthätigkeit verurtheilt ſei, ſo können wir einer ſolchen Lehre nicht beipflichten. — Es wäre erwünſcht geweſen, in der Anthropologie auch die Erörterung der Frage zu finden, ob die Evolutionstheorie in ihrer Anwendung auf den menſchlichen Körper mit dem moſaiſchen Schöpfungsberichte in Einklang gebracht werden könne. In England wird

[1] Vgl. indeſſen Wirceburg. De Deo Trino n. 374.

dieſe Frage gegenwärtig wieder ſehr eifrig discutirt, ja mit einem Eifer, den ſie, ſo ſcheint es uns, nicht verdient. In Anbetracht der Erſchaffung Eva's wird man nicht läugnen können, daß jene Theorie, auf die Entſtehung des menſchlichen Körpers angewandt, mit der Geneſis in unverſöhnlichem Widerſpruche ſteht.

Auch in dieſer Schrift behandelt der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand nicht in der knappen Form eines theologiſchen Handbuches, ſondern in einer freiern, ungezwungenen Form, wie in Vorträgen, in welchen der Verfaſſer mit ſeinem Leſer in perſönlichen Verkehr tritt. Er verſteht es meiſterhaft, in den eingeflochtenen Reflexionen auch dem Herzen des Leſers ſein Theil zukommen zu laſſen und die praktiſchen Corollarien aus der vorgetragenen Lehre herzuleiten. Wir machen beſonders aufmerkſam auf die ethiſchen Reflexionen zur Lehre über die Erhaltung der Geſchöpfe durch Gott und über den Concurs (S. 67), auf die längere Darlegung der Lehre über die göttliche Vorſehung und den Gegenſatz der dießbezüglichen chriſtlichen Lehre zum Fatalismus und Caſualismus (S. 77 ff.) und auf die ſchöne Reflexion über die Lehre, daß Ziel und Ende aller Geſchöpfe die größere Ehre Gottes iſt (S. 109 ff.).

Wenn der Herr Verfaſſer zu ſeinen nunmehr in neun theils größern, theils kleinern Bänden curſirenden Werken noch ein Werk über Gott an ſich geſellt, ſo hat er ungefähr den ganzen Stoff behandelt, welcher in der ſogen. ſpeciellen Dogmatik heutzutage vorgetragen zu werden pflegt. Der Verfaſſer hofft, uns dieſes Werk in zwei Bänden nach nicht zu langer Friſt bieten zu können, und iſt geſonnen, damit ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zu beſchließen (Vorrede IV). Möge Gott dem verehrten Herrn Kraft und Friſche verleihen, mit der in Ausſicht geſtellten Schrift ſein Werk bald zu krönen.

Th. Granderath S. J.

Syſtem der Philoſophie. Von **Ernſt Commer,** Doctor beider Rechte und der Theologie, a. o. Profeſſor der Theologie an der königl. Akademie zu Münſter. 3 Bände. 8°. 186, 258, 207 S. Münſter, Naſſe, 1883. 1884. 1885. Preis: *M.* 9.60.

Wie der Titel beſagt, wollte der vielſeitig gebildete hochwürdige Herr Verfaſſer kein eingehendes Lehrbuch der Philoſophie vorlegen, ſondern das philoſophiſche Wiſſen, ſoweit es im Laufe der Zeit ſich gleichſam geklärt hat, in richtiger Methode in einem einheitlichen Ganzen zur Darſtellung bringen. Nach dieſem ausgeſprochenen Zweck müſſen wir daher vorliegende Arbeit beurtheilen. Was zunächſt die Anordnung des Geſammtſtoffes betrifft, ſo iſt dieſelbe einfach und klar und wird im erſten Kapitel des erſten Buches des Näheren erläutert. Das erſte Buch behandelt die allgemeine Metaphyſik in folgenden ſieben Kapiteln: Die metaphyſiſche Wiſſenſchaft, die Ideen, das Sein, die Eigenſchaften des Seins, die Vollkommenheiten des Seins, die höchſten Gattungen des Seins, die Thätigkeit des Seins. Die Naturphiloſophie und Pſychologie bilden das zweite und dritte Buch. Erſtere betrachtet nach einem einleitenden Kapitel über die naturphiloſophiſche Wiſſenſchaft überhaupt das Weltganze, die Natur der Körper, die Ordnung der

Welt; letztere beſpricht ebenfalls nach einer vorbereitenden Abhandlung das Leben, das Weſen der menſchlichen Seele, die niederen Seelenkräfte, die höheren Seelenkräfte, das Verhältniß der Seelenkräfte zu einander, und endlich den reinen Geiſt. Der Inhalt des vierten Buches über die philoſophiſche Theologie theilt ſich in die Kapitel von der theologiſchen Wiſſenſchaft überhaupt, von der Wirklichkeit des göttlichen Seins, von der Natur und den Eigenſchaften desſelben. Was noch ſchließlich über die Logik zu ſagen war, wurde in den vier Abhandlungen des fünften Buches über die logiſche Wiſſenſchaft, den Begriff, das Urtheil, die Folgerung paſſend untergebracht. Damit iſt das Syſtem der ſpeculativen Philoſophie abgeſchloſſen.

Die Lehre ſelbſt, welche der gelehrte Herr Verfaſſer hier in ſyſtematiſchem Zuſammenhang dargeſtellt, iſt, wie es auch nicht anders zu erwarten geweſen, die ſcholaſtiſche Philoſophie auf ariſtoteliſcher Grundlage. Sie allein hat ſich im Laufe der Jahrhunderte lebensfähig erwieſen und als die einzig vernunftgemäße, geſunde und kampfestüchtige erprobt. Der Eindruck, welchen man aus vorliegendem Werke gewinnt, iſt aber noch weit wohlthuender, weil der hochwürdige Herr Verfaſſer durch ſeinen Zweck berechtigt war, auf die läſtigen Widerlegungen der von allen katholiſchen Gelehrten als falſch anerkannten Doctrinen einfach zu verzichten. Der Genuß der Wahrheit wird auf dieſe Weiſe nicht auf jeder Seite durch die Beſchäftigung mit Lüge und Irrthum beinträchtigt. Ein weiterer Vorzug, der ſprachlichen Darſtellung insbeſondere, liegt in der gewiſſenhaften Vermeidung aller lateiniſchen ſogen. termini technici, welche manchen nicht ſcholaſtiſch gebildeten Leſern leicht mehr oder weniger unverſtändlich bleiben müßten. Dieſelben ſind durchweg recht treffend durch deutſche Ausdrücke erſetzt.

Dürften wir jetzt im Intereſſe der Sache einige Ausſtellungen machen, ſo möchten wir unter Anderem beſonders Folgendes hervorheben.

Der Autor verlangt zunächſt als weſentliche Eigenſchaften der Darſtellung Einfachheit, Klarheit und Kürze. Dementſprechend ſucht er auch in der That dieſen hohen und berechtigten Anforderungen nachzukommen. Nichtsdeſtoweniger dürfen wir nicht verſchweigen, daß, vielleicht gerade in Folge von allzu großem Trachten nach Präciſion, die Darſtellung nicht ſelten zu abſtract, auch wohl zu unruhig drängend und ſchwerfällig geworden iſt. Beiſpielshalber möchten wir auf I. 36 f. verweiſen; ferner auf I. 53 ff.; II. 58 f., 231; III. 50 ff., 88 ff., 111 ff., 186 f. — Als unliebſame Störungen mögen hier die in den laufenden Text aufgenommenen lateiniſchen, engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen Citate genannt werden; auch Abwechslung im Druck hätte bedeutend zum leichteren Überblick und Verſtändniß beigetragen. Ferner muß, um uns des Ausdruckes im Vorwort ſelbſt zu bedienen, ein Syſtem die Grundfragen ausführlich behandeln, die Einzelheiten nur andeuten. Auch in dieſer Beziehung ſcheint uns nicht überall das gebührende Ebenmaß eingehalten zu ſein. So dürften die Unterſuchungen über die Arten des Begriffes, die Schönheit des göttlichen Seins, das Weſen des göttlichen Seins, das Daſein des reinen Geiſtes, ſowie die Fragen über die Möglichkeit einer vor Ewigkeit erſchaffenen Welt, über die Schönheit und beſonders

über Weſen und Exiſtenz überſchätzt und allzuweit ausgedehnt worden ſein, während ungleich wichtigere Stoffe auffallend kurz abgefertigt ſind. Vergl. die vorübergehenden Bemerkungen über das Kriterium der Wahrheit und Gewißheit III. 198. 128; II. 197; ferner die Erörterungen über Gottes Unveränderlichkeit und Ewigkeit III. 78 und 94, über die zuſammengeſetzten Körper II. 90, und über die Naturgeſetze bezw. Ausnahme von denſelben II. 100; ganz beſonders aber die tiefeinſchneidenden Fragen über Gottes Vorherwiſſen der zukünftig freien Dinge, Gottes Einwirken auf ſeine Geſchöpfe und die eminent praktiſche Frage über den Begriff der wahren Willensfreiheit des Menſchen III. 88. 106 ff., 109; II. 232 ff.

Endlich durfte man nach der Andeutung im Vorwort[1] erwarten, der verehrte Herr Verfaſſer werde nur gewiſſe, allgemein anerkannte Doctrinen in ſein Syſtem aufnehmen und jedenfalls etwaige Lücken, d. h. diejenigen Lehrmeinungen, welche entweder aus Mangel ſtichhaltiger Beweiſe nicht als ſicher gelten können oder innerhalb der katholiſchen Schulen wenigſtens keine allſeitige Zuſtimmung finden, dem Leſer klar und beſtimmt kennzeichnen. Die Erörterung der in wichtigen Fragen ſich gegenüberſtehenden Hauptanſichten war um ſo mehr zu erwarten, als wiederholt in unwichtigeren Sachen (vergl. I. 56. 144; III. 39) abweichende Meinungen einer Beſprechung werth gehalten wurden. Statt deſſen finden wir zu unſerem Bedauern in gewiſſen Stoffen nur die banneſiſche Doctrin verzeichnet, d. h. die ſogen. thomiſtiſche Lehre, wie dieſelbe von Bannez und ſeinen Schülern im Gegenſatz zu anderen großen Anhängern des Aquinaten dargeſtellt zu werden pflegt.

Um nach dieſen mehr allgemeinen Bemerkungen noch den einen oder andern Punkt im Einzelnen zu beſprechen, möchten wir zunächſt auf die Frage über den Unterſchied von essentia und existentia aufmerkſam machen. Selbſt wenn wir dem Herrn Verfaſſer zugeben müßten, daß dieſe Frage eine der ſchwierigſten der Philoſophie ſei, weil zu ihrer Löſung die höchſte Abſtractionskraft erfordert werde, ſo könnten wir uns doch keineswegs mit ihm davon überzeugen, daß dieſelbe, weil ſie ſo ſchwer, auch eine ſo tiefe ſei, die ihren Einfluß auf alle Theile der Philoſophie erſtrecke. Und wenn es gar heißt: „Nicht nur die Philoſophie, ſondern auch die ſpeculative Theologie geſtaltet ſich nach der verſchiedenen Löſung dieſer Frage grundverſchieden“ (I. 53), ſo dürfte dieſe Behauptung völlig grundlos ſein. Die Erfahrungen ſeit Beginn der Controverſe bis zur Stunde rechtfertigen ſie wenigſtens nicht. Ein ſolcher Mahnruf, wie man wohl ſagen darf, wäre nur dann zu begreifen, wenn man den erſten Beweis, welchen der Verfaſſer für die distinctio realis vorlegt, unbedingt gelten laſſen müßte. Danach ſoll nämlich dem Gegner, der die distinctio realis läugnet, ſchließlich nichts übrig bleiben, als zu behaupten: Es gibt nur eine einzige Subſtanz, d. h. ein einzig nothwendig exiſtirendes Weſen, welches allgemein das göttliche Weſen genannt wird. Aber, Gott ſei Dank, ſo verzweifelt ſteht die Sache

[1] „Der Verſuch einer ſyſtematiſchen Darſtellung der Philoſophie auf ariſtoteliſcher Grundlage ſtützt ſich aber auf die Übereinſtimmung der großen Philoſophen aller Zeiten und ſtrebt nach der innerlichen Vereinigung der einzelnen, überall vorfindlichen Wahrheiten, aus denen das hervorgeht, was Leibniz als das Ziel der philoſophiſchen Arbeit bezeichnet hat: perennis quaedam philosophia.“ A. a. O.

doch nicht! Natürlich können wir an dieſem Ort nicht auf die Beweisführung des Herrn Verfaſſers näher eingehen, ebenſo wenig auf die Widerlegung der für die gegenüberſtehende Anſicht vorgebrachten Gründe. Es genügt auch, auf die gediegene Abhandlung des P. Limbourg S. J.: De distinctione essentiae ab existentia (Ratisbonae, Pustet, 1883), zu verweiſen, woſelbſt u. A. die hierher bezüglichen Stellen des hl. Thomas ausführlich erläutert ſind.

Ein ungleich wichtigerer Punkt iſt der Beweis für die Freiheit des Willens und den urſächlichen Einfluß Gottes auf denſelben. Es heißt unter Anderem II. 234: „Der äußere und bewirkende Grund oder die Wurzel der Willensfreiheit iſt daher die Wirkſamkeit der erſten und allgemeinſten Seinsurſache. . . . Die innere Wurzel der Willensfreiheit, ihr eigener Seinsgrund iſt dreifach. Der letzte und fernſte Grund iſt die Natur der Seele ſelbſt. . . . Der nähere Grund liegt in der Natur der intellectuellen Erkenntniß. Der nächſte und unmittelbare Grund liegt in der Natur des Wollens, welche der intellectuellen Erkenntniß entſprechend iſt.“ Demnach erſtrebt der Wille nur mit Naturnothwendigkeit und willig einen letzten Zweck im Allgemeinen. Den concreten Einzelgegenſtand aber, von welchem der Intellect dem Willen darthut, daß er auf den Zweck des Willens, nämlich das Gute im Allgemeinen, hingeordnet werden kann, erſtrebt der Wille, falls die wirkliche Beſtimmung des Willens für das beſtimmte Gut durch ihn ſelbſt erfolgt, aus freier Wahl. „Dasſelbe Verhältniß findet ſtatt in Bezug auf die Mittel zum Zweck. Sobald der Wille nämlich ſeinen Zweck ſich concret beſtimmt hat, bleibt noch die Beſtimmung und ſomit die Wahl der vielen contingenten concreten Mittel übrig, die unter dem allgemeinen Begriff des Mittels zu dieſem Zwecke enthalten ſind. Dieſe concrete Beſtimmung erfolgt alſo wiederum . . . durch freie Wahl. So oft alſo der Wille in Folge jenes vorausgehenden Urtheils des Intellects ſich bethätigt, iſt er immer frei. Alles, was der Willensthätigkeit vorausgeht, ſie begleitet oder zu ihr hinzukommt, hebt die Freiheit der Willenshandlung nicht auf, wenn es jenes Urtheil des Intellects über das Mittel zum Zweck nicht aufhebt.“ [1] Erſtes Argument fertig; halten wir etwas inne: 1. geben wir zu, daß all die erwähnten radices libertatis nöthig ſind zum exercitium libertatis, läugnen aber, daß mit denſelben auch an und für ſich ſchon ipsa interna ratio libertatis formalis erklärt ſei. 2. Der Ausdruck „die Beſtimmung des Willens für ein beſtimmtes contingentes Mittel durch den Willen ſelbſt“ iſt zweideutig; er kann eine actio vere libera bezeichnen, aber ebenſo gut eine actio utcunque solum

[1] Beide Sätze ſind genau nach Bannez (in Sum. Th. I. q. 19. a. 10 coroll.), deſſen Name hier auffallender Weiſe nicht erwähnt wird: „Quotiescunque actus voluntatis oritur ex praedicta radice judicii, semper erit liber. Unde rursus colligo: Quicquid antecesserit vel comitabitur vel supervenerit ad actum voluntatis, si non tollat judicium illud circa medium respectu finis, non destruet libertatem operationis.“ Er fügt hinzu: „Haec consequentia evidens est. Quia stante definitione actus liberi necesse est actum esse liberum (!).“ Vgl. was Joannes a S. Thoma, ebenfalls ein beliebter Gewährsmann unſeres Herrn Verfaſſers, ſchreibt: „Nihilominus dico tertio: Repugnat necessitari voluntatem stante judicio indifferenti, quo(d) dirigitur voluntas in illa operatione. Haec conclusio communiter tenetur inter recentiores Thomistas, ut indicat M. Bannez.“ Phil. nat. p. III. q. 12. a. 2. p. 964. Auch findet man für dieſe Erklärung des hochwichtigen Begriffes der Wahlfreiheit kein einziges Citat aus den vielen Werken des hl. Thomas; warum wohl?

voluntaria. 3. Wir räumen ein, daß nach Feſtſtellung eines Zweckes die concrete Auswahl der Mittel frei erfolge; es fragt ſich nur, wem dieſe Ausübung der Freiheit zukommt: ob mir und meinem Willen, oder einem äußern Princip, das ſelber entſcheidet und mich zur mechaniſchen Ausführung ſeiner Wahl vielleicht trotz meines Widerſtrebens beſtimmt. Das emphatiſche „Alſo" dürfte ſomit völlig unbegründet ſein und wir hätten den ganzen Beweis für unſere Willensfreiheit, die nach dem verehrten Herrn Verfaſſer weſentlich Wahlfreiheit ſein muß (S. Th. Q. disp. q. 22 de vol. a. 2), noch zu fordern. Den fernern Beweis für die Willensfreiheit, hergenommen aus dem Zeugniß unſeres Selbſtbewußtſeins, laſſen wir vollkommen gelten, wagen aber zuverſichtlich zu behaupten, daß unſer Selbſtbewußtſein für eine ganz andere Freiheit zeugt, als die vom hochw. Herrn Verfaſſer beſchriebene. 4. Allerdings wird weiterhin zur wahren Willens- und Wahlfreiheit die dreifache active, objective und ſubjective Indifferenz, wodurch der Wille ſelbſtändig etwas thun oder nicht thun kann [1], als nothwendige Bedingung zugeſtanden: — aber die Hauptſache, wie ſich nämlich nach dieſem jedenfalls nothwendigen Zugeſtändniß noch die obigen zwei Sätze aufrecht halten laſſen, iſt nicht berührt, geſchweige denn bewieſen, weder II. 236 noch auch II. 243. Wir werden vielmehr auf die Ethik vertröſtet; dasſelbe geſchieht ſchließlich auch in Betreff des göttlichen Einfluſſes auf den Willen. Nachdem nämlich die Nothwendigkeit eines göttlichen Einwirkens auf Sein und Thätigſein aller ſecundären Urſachen nachgewieſen, leſen wir: „Die Kraft der erſten Urſache wird alſo in der zweiten Urſache nach der Weiſe der zweiten Urſache aufgenommen (S. Th. 1. D. 28. q. 1. a. 5; q. 3. de pot. a. 7). Dieſe von Gott ausgehende Bewegung erſtreckt ſich ebenſo auf die freien Urſachen, alſo auf den freien Willen des Menſchen, den Gott zu allen menſchlichen Willenshandlungen durch Wirkſamkeit ſeines eigenen göttlichen Willens in Bewegung ſetzt (S. Th. q. 6 de malo a. 2). Wenn Gott alſo unſern Willen zu etwas bewegt, ſo iſt es unmöglich, daß unſer Wille dazu nicht in Bewegung geſetzt wird" (S. Th. 1. 2ae 10. 4). Dann folgen in ſechs Nummern die Argumente von Goudin, die nur allgemein einen influxus praevius ad actiones causarum secundarum darthun. Hierauf heißt es: „Was aber hier allgemein für die zweiten Urſachen geſagt iſt, muß auch für die freien Urſachen, alſo für den freien Willen des Menſchen gelten: allein die Anwendung darauf kann erſt in der Ethik ihre Stelle finden" (vgl. Zigliara etc., III. 109).

Keineswegs. Nur wenn und inſofern die Wahlfreiheit des menſchlichen Willens in der Metaphyſik gründlich erwieſen, kann man daran denken, dem Menſchen in der Ethik ſeine Pflichten u. ſ. w. vorzulegen. Der Nachweis, wie die praemotio physica des Bannez und ſeiner Schule [2] — denn um die handelt es ſich ja doch einmal — in Übereinſtimmung mit dem engliſchen Lehrer nach der Weiſe der zweiten Urſache, d. h. salva vera libertate humana, vom Willen aufgenommen werden könne, iſt alſo ein weſentlicher Beſtandtheil der Pſychologie. Dieſen letzten entſcheidenden Punkt vom Geſammtkapitel über die menſchliche Wahlfreiheit lostrennen und in die Ethik verweiſen wollen, erſcheint uns ganz und gar unberechtigt und einer Ausflucht aus der Verlegenheit auf ein Haar ähnlich. Indeß erwarten wir eine Bannez'ſche Ethik (Moral), aber eine echt praktiſche, worin auch einmal gezeigt wird,

---

[1] Die betreffende Stelle im Text iſt unverſtändlich, wohl wegen Verwechslung von conträr und contradictoriſch. II. 236.

[2] Vgl. „Gnade und Freiheit" von P. Limbourg, Zeitſchrift für kath. Theol. Innsbruck 1879. S. 98 ff.

wie man mit ſolchen Grundſätzen im Leben, z. B. in Trübſal, Verſuchungen, Zweifeln u. ſ. w. durchkommen bezw. einem Andern durchhelfen kann.

Ein wichtiges und höchſt intereſſantes Kapitel über die Weiſe des göttlichen Wiſſens der zukünftig freien Dinge können wir leider nicht mehr berühren, weil ſich, beſonders auch wegen der Unklarheit des Textes III. 89 sq., die Sache nicht mit einem Satze abmachen läßt und wir eigentlich ſchon die Grenzen einer Recenſion überſchritten haben.

Th. Brühl S. J.

Wer ſoll unſere Mädchen erziehen und unterrichten? Zur Beherzigung für Schulvorſtände, Geiſtliche, Eltern und Intereſſenten der Erziehung der weiblichen Jugend. Mit einem Vorwort von A. K. Ohler. 8°. 187 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 1.50.

Zur Heranbildung von Offizieren pflegt man gewöhnlich keinen Schneidermeiſter zu wählen, und Maurer und Schloſſer läßt man für ihr Handwerk nicht unterrichten durch Philologen. Denn es ſagt der geſunde Menſchenverſtand, daß junge Individuen einer Klaſſe am beſten durch ältere Individuen derſelben Klaſſe erzogen werden.

Das ſind allerdings ſehr triviale Wahrheiten. Zu Zeiten aber thut's gut, auch ſolche zu ſagen und zu beweiſen, und wir halten es für ein großes Verdienſt des vorliegenden trefflichen Schriftchens, vom Standpunkt einer geſunden Pädagogik gezeigt zu haben, daß Mädchen durch Lehrerinnen und nicht durch Lehrer erzogen werden ſollen. Gerade in jüngſter Zeit hat man von liberaler Seite es ſtark befürwortet, das weibliche Lehrperſonal mehr und mehr durch ein männliches zu erſetzen; zudem gibt es ja ſchon manche höhere Töchterſchulen, an denen Lehrer, nicht etwa bloß für den Religionsunterricht, ſondern auch ſonſt recht umfaſſende Verwendung finden. Darum möge man es auch entſchuldigen, wenn wir hier etwas ausführlicher auf den Inhalt der Schrift eingehen.

Es kann nun gewiß kein Vernünftiger beſtreiten, daß die Erziehung, ſowohl der Knaben als der Mädchen, bis zum ſechsten oder ſiebenten Jahre hauptſächlich Sache der Mutter iſt. Allmählich aber trennen ſich die Geſchlechter, und je mehr ſie ſich trennen, um ſo mehr wird es nothwendig, daß Knaben durch Männer, ganz beſonders aber, daß Mädchen durch Frauen erzogen und unterrichtet werden. Bis zum zehnten oder zwölften Jahre laſſen ſich Knaben allenfalls noch der weiblichen Erziehung anvertrauen; aber Mädchen durch Männer erziehen zu laſſen, das geht um ſo weniger, je älter die Mädchen werden. Doch geben wir hier dem Verfaſſer ſelbſt das Wort.

„Es ergibt ſich als Reſultat, daß die Mädchenerziehung durchaus als Ziel anſtreben muß, eine Berufserziehung im eminenteſten Sinne dieſes Wortes ſein zu wollen. Wo jene Geſichtspunkte, die oben ſich aufgezählt finden, nicht ernſt im Auge gehalten werden, da wird die weibliche Jugend wohl großgezogen, es werden ihr auch einige Tournüren und Kenntniſſe beigebracht, aber der weibliche edle Charakter wird niemals zum Vorſchein kommen. Daher auch leider vielfach heute ſo viele Frauen, denen Arbeit, Thätigkeit, Ordnungsſinn, Sparſamkeit, Zurückgezogenheit, Unterordnung vielfach unbekannte Tugenden ſind. ... Die ſocialen Zuſtände im

Großen und Ganzen dürften vielleicht weniger grell ſein in unſerer Zeit, wenn alle Arbeiter fromme, chriſtliche Frauen hätten, die es verſtünden, ſich einzutheilen und auch mit kleineren Summen weit zu reichen. Aber wo ſollten dieſe es gelernt haben?

In den meiſten Fällen lag ja die öffentliche Erziehung dieſer Frauen in jenem Alter, wo die dem weiblichen Geſchlechte eigenthümlichen Tugenden hätten angeregt und ausgebildet werden müſſen, in Händen männlicher Erzieher. Wie ſollten Männer aber geeignet ſein, Mädchen zu erziehen? Der Charakter der Lehrer paßt für Knaben; dieſe ſind ihrer eigenen Natur homogen, ſo daß ſie deren Eigenthümlichkeiten alsbald erkennen und ſie richtig behandeln. Bezüglich der Mädchen täuſchen ſie ſich in den meiſten Fällen. Entweder ertödten ſie durch ihre Erziehungsweiſe deren Anlagen und Gefühlsleben; ſie wenden Härte und Strenge an, wo Milde und Weichheit herrſchen müßte; ſie erziehen mit Einem Worte knabenhafte Mädchen, die in ihrem ganzen Benehmen Buben ſind — oder ſie wollen dem weiblichen Charakter Rechnung tragen, und verfallen in die entgegengeſetzten Fehler. ... Man wird deßhalb in Mädchenſchulen, wo Lehrer das Regiment führen, allzeit die Erfahrung machen, daß man entweder Kinder vor ſich ſieht, welche wie Knaben ſich geriren, aufſpringen und ſich vordrängen; oder aber ſolche, welche, unter dem eiſernen Scepter des Lehrers geknickt, matt und halbtodt daſitzen, ſich nicht rühren, aber auch geiſtig lahm und untüchtig ſind. Jene kindliche, freundliche Unbefangenheit und beſcheidene Zutraulichkeit, welche das Mädchen bei richtiger Erziehung durch Frauen auszeichnet und es anſprechend und offen erſcheinen läßt, wird da ſelten zu finden ſein" (S. 45. 46).

Dieſes der allgemeine Grund, aus welchem die Erziehung durch Lehrerinnen den Vorzug verdient vor der Erziehung durch Lehrer.

Noch einige beſondere Umſtände indeß verleihen dieſem Grunde ſtärkeren Nachdruck. Hierher rechnen wir zunächſt die Überbürdung der Mädchen mit Fächern und Kenntniſſen, welche dem Manne nach ſeinem Geſichtskreiſe und ſeinen Fähigkeiten nothwendig und erreichbar ſcheinen, welche es aber in der That für Mädchen nicht immer ſind. Allzuleicht wird ſich der Mann auf die weiten Gewäſſer abſtracter Speculation verlieren, auf welchen der Kopf des Mädchens ihm gar nicht, oder nur unter übermäßiger Anſtrengung des Gehirns, zu folgen vermag; er wird Unterrichtsgegenſtände in ſeinen Bereich ziehen, welche für Mädchen nicht paſſen. Hinter dem männlichen Lehrer ſteht obendrein ein männlicher Schulinſpector, ein männlicher Provinzialſchulrath, ein männlicher Cultusminiſter und eine männliche Geſetzgebung. Wo ſollen da die Rechte des weiblichen Geſchlechtes vertreten werden, wenn ſowohl die geſetzgebende wie die ausführende Thätigkeit lediglich in den Händen von Männern ruht?

Man entgegnet vielleicht, eine weitgehende Bildung ſei wünſchenswerth. Freilich iſt ſie es, vorausgeſetzt, daß nichts Wichtigeres darunter leidet. Auch ein kleiner Fuß gilt als Schönheit; deßhalb zwängen die Chineſen die Füße ihrer Töchter derart zuſammen, daß die armen Geſchöpfe ſpäter nur mühſam ſich voranbewegen. Allerdings iſt ein kleiner Fuß etwas Schönes, aber doch nur in Proportion zum ganzen Körper; zudem ſollen die Füße an erſter Stelle zum Gehen dienen. So iſt auch eine möglichſt reiche wiſſenſchaftliche Ausbildung etwas Schönes und Gutes; aber ſie wird, ähnlich wie die Klump-

füße der Chineſinnen, zur Unförmigkeit, wenn ſie nicht zum Ganzen des Menſchen und ſeiner Umgebung paßt. Eines ſchickt ſich nicht für Alle, und darum ſoll man aus Bauernmädchen keine Stadtdamen, aus den Töchtern höher geſtellter Familien keine Studenten machen. Den erſten Schritt hierzu aber thut man, wenn man ſie erziehen und unterrichten läßt durch Lehrer.

Einen dritten Vorzug des weiblichen Lehrperſonals wollen wir nur obenhin berühren; denn er ſpringt ſchon von ſelbſt in die Augen. Wir meinen den Koſtenpunkt. Eine Lehrerin gebraucht ſelbſtverſtändlich nicht ſo viel, wie ein Lehrer, theils weil Frauen überhaupt genügſamer ſind, theils weil der Lehrer gewöhnlich für eine ganze Familie zu ſorgen hat.

Um ſo mehr Gewicht legen wir auf eine vierte Lichtſeite des weiblichen, oder vielmehr auf eine Schattenſeite des männlichen Lehrperſonals für Mädchenſchulen: die ſittlichen Rückſichten im engſten Sinne des Wortes. Dieſe laſſen es offenbar als rathſam erſcheinen, die Lehrer und Erzieher möglichſt aus demſelben Geſchlecht mit den Zöglingen zu wählen. Weniger Gefahr noch dürfte die Erziehung der Knaben durch Lehrerinnen bieten, als das umgekehrte Verhältniß. Doch in einem ſo heikeln Punkte wollen wir abermals unſerm erfahrenen Schulmanne das Wort geben.

„Leider Gottes iſt es ja keine vereinzelte Thatſache, daß Lehrer, ſtatt Erzieher zu ſein, Verführer der ihnen anvertrauten weiblichen Jugend geworden ſind. Gott allein weiß, wie oft das ſchon vorgekommen ſein mag! Das wenigſtens muthe uns Niemand zu, zu glauben, daß jene Fälle, welche in die Öffentlichkeit gedrungen ſind, die einzigen geweſen ſeien; die wenigſten nur kamen an das Tageslicht, und ſelbſt dieſe ſind leider nicht ſehr vereinzelt“ (S. 48).

Beſonders gefährlich wird dieſer Umſtand in confeſſionsloſen Schulen, in welchen das religiöſe Element, das feſteſte Bollwerk gegen moraliſche Verirrungen, grundſätzlich verbannt iſt. Profeſſor Agaſſiz hat in Amerika bei ſeinen ſocialen Studien die Thatſache conſtatirt, daß die Mehrzahl der Mädchen in ſchlechten Häuſern ihren Fall den confeſſionsloſen Staatsſchulen zuſchrieben.

Doch genug hiervon! So dürfen wir denn mit unſerm Autor den Beweis für erbracht halten, daß für weibliche Zöglinge weibliches Lehrperſonal entſchieden den Vorzug verdient.

Jetzt bleibt noch die engere Wahl zwiſchen verheiratheten und unverheiratheten Lehrerinnen. Dieſe Wahl iſt freilich ohne Weiteres erledigt; denn Niemand wird verheiratheten Lehrerinnen den Vorzug geben. Natürlich! Denn wie ſoll eine Hausfrau die nöthige Zeit finden, zugleich ihren Haushalt und die Schule gehörig zu beſorgen? Mögen immerhin auch vorherrſchend künftige Ehefrauen in der Mädchenſchule ſitzen, ſo muß doch der Grundſatz, daß Gleiches durch Gleiches am Beſten erzogen wird, hier einem entgegenſtehenden Hinderniß weichen; das kann um ſo mehr ohne Nachtheil geſchehen, als die nächſte und hauptſächlichſte Erzieherin des Mädchens eben doch die Mutter iſt.

Alſo nur unverheirathete Lehrerinnen kommen noch in Frage. Hier ſchwebt die engere Wahl zwiſchen ſolchen, welche ſich eventuell eine Heirath noch offen halten, und ſolchen, welche definitiv auf dieſelbe verzichtet haben. Die Wahl

kann wiederum nicht ſchwer ſein. Denn eine Lehrerin, die ſich mit ganzer Seele ihrem hohen Berufe ohne Widerruf hingibt, mit der Abſicht, bis zum Tode in demſelben auszuharren, eine ſolche Lehrerin wird doch ganz anders wirken, als ein weibliches Individuum, das einſtweilen, vielleicht in Ermanglung eines Beſſern, zwar Lehrerin iſt, aber gar nicht übel zufrieden wäre, wenn eine gute Partie ihr einen andern Wirkungskreis und eine andere ſociale Stellung böte. Die letztere wird außerhalb der Schulzeit an Bällen und Concerten ihre Freude haben, die erſtere am Gebet und an ſtiller, emſiger Arbeit.

Die Sache iſt ſo einleuchtend, daß es keiner nähern Darlegung bedarf. Nur ſei noch hinzugefügt, daß die Lehrerin jedenfalls um ſo tüchtiger wirkt, je mehr ſie definitiv jeder Verheirathung, überhaupt jeder Standesänderung entſagt, und je edler und uneigennütziger die Beweggründe ſind, aus welchen ſie eine derartige Entſagung ſich auflegt. Daß dieſer Zweck am vollkommenſten erreicht wird durch ein Gott dargebrachtes Gelübde, iſt von ſelbſt klar.

Werden nun Lehrerinnen, wie wir ſie eben beſchrieben, beſſer als vereinzelte Individuen wirken, oder dann, wenn ſie zu einem ſocialen Körper, zu einer Genoſſenſchaft zuſammentreten? Auch die Antwort hierauf iſt — ganz abgeſehen von allen confeſſionellen Verſchiedenheiten — durch die Natur der Sache gegeben. Die Aſſociation bewirkt, daß feſte Traditionen ſich bilden, daß die Erfahrungen früherer Generationen den ſpäteren zu gute kommen; ſie bewirkt, daß man einheitlich vorangeht, ſich wechſelſeitig unterſtützt und ſich aushilft, und daß die einzelnen Kräfte in organiſcher Weiſe ſich zuſammengliedern; ſie bewirkt, daß ſittliche Gefahren von den Mitgliedern fern gehalten, die materielle Exiſtenz, namentlich im Falle von Krankheit und Altersſchwäche mehr geſichert, daß ſelbſt die finanzielle Seite leichter und beſſer beſorgt wird.

Auch dieſes ſcheint uns wiederum auf den erſten Blick über jeden Zweifel erhaben zu ſein.

Nehmen wir nun noch hinzu, daß eine beſondere, Ehrfurcht gebietende Tracht die Selbſtachtung mehrt, manche Gefahren von vornherein abſchneidet, die Autorität bei den Kindern hebt, und überhaupt für die Mitglieder einer Lehrgenoſſenſchaft ſich in ähnlicher Weiſe empfiehlt, wie für das Militär die Uniform: ſo haben wir, rein auf der Natur der Sache fußend, dargethan, daß ſich kein beſſeres Lehrperſonal, namentlich für weibliche Erziehung denken läßt, als die weiblichen Lehrorden der katholiſchen Kirche. „Die Mädchen," ſagt Jean Paul, „ſind zarte Apfelblüthen, Stubenblumen, von welchen man den Schimmel nicht mit der Hand, ſondern mit feinen Pinſeln abkehren muß. Sie ſollten, wie die Prieſterinnen des Alterthums, nur in heiligen Orten erzogen werden."

Und wie kommt es, daß in Preußen, dem klaſſiſchen Lande der Schulen, die Lehrorden gewaltſam und mit der ſchreiendſten Härte vertrieben wurden? Daß 2776 Kloſterfrauen von dem Kloſtergeſetz betroffen, daß mehr als 84 000 Mädchen und heranwachſende Jungfrauen in Preußen ihrer Er-

zieherinnen beraubt wurden? Daß für 91 Bewahranſtalten, 72 Waiſenhäuſer, 40 Induſtrieſchulen, 27 Töchterſchulen, 47 Penſionate ſich zur Zeit der Vertreibung kein Erſatz bot? Daß in 228 Gemeinden die Mehrkoſten jährlich 962 070 Mark betrugen? Pädagogiſche Gründe gab es für eine ſolche Maßregel nicht; das hat der Cultusminiſter ſelbſt am 28. November 1872 im preußiſchen Landtage zugeſtanden. Welches die eigentlichen Gründe für das paritätiſch ſein ſollende Preußen waren, dieß hat der Leſer ſich wohl längſt ſchon beantwortet.

Die weiblichen Lehrorden ſind vertrieben. Aber auch die kirchlich und conſervativ geſinnten Lehrerinnen ſind dem Liberalismus ein Greuel. Unlängſt ſprach in dieſem Sinne, auf dem dritten deutſchen Lehrertag zu Hamburg 1880, der zum Referenten in dieſer Sache beſtellte Profeſſor Holdermann:

„Das iſt ſo der Lauf der Welt, die Frauen haben dieſe Miſſion“ (nämlich im Intereſſe der Kirche zu wirken), „ſie haben den conſervativen Geiſt, und ich geſtehe offen und accentuirt, daß ſie dabei ſchon viel Heilſames geſtiftet, viele wohlthätige Kräfte der Beherrſchung ausgeübt haben; aber in der heutigen Schule kann man die Anhäufung dieſer Kräfte nicht brauchen; auch darum ſparſame Verwendung der weiblichen Lehrkräfte in der Schule“ (S. 88).

Es folgte der Rede „lebhafter, anhaltender Beifall“ von Seiten der Zuhörer, die ſich als Vertreter von mehr als 30 000 deutſchen Lehrern ausgaben.

In der That, die Frauen begeben ſich nicht ſo leicht in den liberalen unkirchlichen Strudel. Ein Lehrer, wenn er Tactloſigkeit genug beſäße, dem Pfarrer gegenüber als Führer der Oppoſition aufzutreten, und die Gemeinde in zwei Theile zu ſpalten, würde vielleicht hierzu das Zeug und die nöthige Stellung beſitzen; eine Lehrerin würde es auch bei einem noch ſo ſchlechten Willen kaum fertig bringen. Ein Lehrer wird eher den liberalen, den confeſſionsloſen, den religionsloſen Ideen zugänglich ſein; eine Lehrerin hingegen wird, ſowohl für ſich ſelbſt, als für die Kinder, mehr Gewicht legen auf die Religion, und ſo der Sittlichkeit die einzig mögliche feſte Grundlage geben. Ein Lehrer, beſonders wenn er Familie hat, ſieht mehr auf Gehalt, auf Beförderung und Nebenverdienſt, und iſt deßhalb weniger unabhängig vom Parteigetriebe; eine Lehrerin ſteht unabhängiger da und braucht ſich um Politik, und namentlich um Wahlen, nicht zu kümmern.

Weil alſo das weibliche Geſchlecht weniger jene Eigenſchaften beſitzt, um welche es den kirchenfeindlichen Richtungen zu thun iſt, deßhalb ſollen, nach Vertreibung der Lehrorden, auch die weltlichen Lehrerinnen durch Lehrer verdrängt werden. Das Wohl der Kinder und das ſachliche Intereſſe der Erziehung dictirt ſolche Maßregeln nicht; wohl aber wird zunehmende Entchriſtlichung und Entſittlichung der Frauenwelt ihre Folge ſein.

Das Schulweſen iſt überhaupt für uns in Deutſchland, in Preußen, der wundeſte Fleck. Faſt überall in der ganzen civiliſirten Welt beſitzt die katholiſche Kirche ihre Schulen: in Amerika, in England, in Dänemark, in Holland, in Belgien, ſogar in China und Auſtralien. In Preußen gibt es keine katholiſchen Schulen, d. h. keine Schulen der katholiſchen Kirche mehr.

Was? Haben wir denn nicht katholiſche Gymnaſien, katholiſche Realſchulen, katholiſche Elementarſchulen, u. ſ. w.?

Alles das mögen dem Rechte nach faſt ausnahmslos Schulen der katholiſchen Kirche ſein; aber thatſächlich ſind ſie es faſt ſo wenig, wie die Behörden des von Piemont annectirten Kirchenſtaates noch päpſtliche Behörden ſind. Eigentlich katholiſche Schulen haben wir im Allgemeinen nicht mehr, wie ſie doch ſonſt in faſt allen Ländern der Erde exiſtiren. Denn nicht der Biſchof, oder ein von der Kirche autoriſirter Lehrorden beſetzt in Preußen die Lehrſtellen, ordnet den Lehrplan u. ſ. w., ſondern die preußiſche Regierung. Daß dieſe hierbei mehr oder weniger (wie es ihr eben rathſam ſcheint) auf katholiſche Anſchauungen Rückſicht nimmt, ändert principiell an der Sache nichts. Eigene Schulen zu gründen iſt der Kirche verboten. Wir beſaßen katholiſche Schulen, und ſie waren uns durch den weſtphäliſchen Frieden und andere völkerrechtliche Verträge und königliches Wort garantirt. Aber wir beſitzen ſie nicht mehr; die biſchöflichen Seminarien waren die letzten, welche man uns nahm. Jetzt ſind nur noch gleichſam antediluvianiſche Spuren derſelben vorhanden, wie die beiden katholiſchen Gymnaſien in Hannover (Hildesheim und Osnabrück), ſodann die missio canonica der Religionslehrer und etwa noch die Nähſchulen, welche man hie und da den barmherzigen Schweſtern aus Gnade geſtattet.

Alſo wir haben keine katholiſchen Schulen mehr. Das Staatsmonopol hat zudem auch die Eltern ihres natürlichen Rechtes auf Erziehung ihrer Kinder beraubt. Dem Grundſatz eines Danton huldigend, daß die Kinder zunächſt der Republik und dann erſt den Eltern gehören, zwingt man, ohne Rückſicht auf den Willen der Eltern, die Kinder in die monopoliſirte königlich preußiſche Schule. Es iſt das der perfecteſte Staatsſocialismus; denn dieſer beſteht eben darin, daß die natürlichen Rechte und Functionen des Einzelnen und der Eltern (wie z. B. das Erziehungsrecht) mit Beſchlag belegt werden vom Staate. Nicht die Eltern haben mehr zu entſcheiden, ob ihre Töchter von einem Turnlehrer, und von welchem Turnlehrer, im Turnen unterrichtet werden ſollen, oder nicht. Und wollten die Eltern es ſich beikommen laſſen, auf eigene Hand ihre Kinder zu erziehen, etwa indem mehrere Familien ſich eine Schulſchweſter hielten: ſo würde die Polizei ſie bald eines Andern belehren über den Umfang ihrer elterlichen Rechte im Culturſtaate Preußen. Doch brechen wir ab. Wir ſind ſchon zu ausführlich geworden.

Das Buch aber, das uns zu dieſen Darlegungen Anlaß bot, empfehlen wir nochmals Allen, welche an der Erziehung der weiblichen Jugend ein Intereſſe nehmen, auf's Wärmſte.

L. v. Hammerſtein S. J.

Roſen der Heide. Lieder von **Franz Alfred Muth.** Regensburg, Coppenrath, 1885. Preis: *M.* 2.40.

Der Mai iſt die rechte Wanderzeit, die auch den Griesgrämigſten zwingt, für einige Stunden ſeiner Abgeſchloſſenheit untreu zu werden, ſich, wenn auch halb unwillig, von der Frühlingsſonne in's Herz hinein erwärmen,

von Gelbveigelein und Waldmeiſter umduften, und gar von den Nachtigallen und Amſeln in das verſtockte Ohr hinein ſingen zu laſſen, ſo daß es ihn doch ſo halb und halb anmodert, wenn er aus der goldigen Pracht friſcher Gottesnatur wieder in ſeine Pedantenzelle hineintritt, um ſich als kritiſcher Bücherwurm weiter durch ſeine Folianten zu bohren ... Sothaner Philiſter wird ſich aber auch auf dem Spaziergang von ſeinen Büchern nicht ganz trennen wollen; in ſeinen tiefen Taſchen findet ſich jedenfalls ein Virgil, oder wenn der Leichtſinn ihn gar zu ſehr übermannt hat, ein Geßner, damit auch die „Schäferei" nach allen Regeln der claſſiſchen Autoren kritiſch-ſelbſtbewußt von Statten gehe. Es wäre nun der hellſte Frühlingsſchabernack, den man ſolchem Muſenfreund anthun könnte, wenn man ihm ſtatt des alten Elzevir-Virgil oder Horaz die leibhaftigen „Roſen der Heide" in den Sack prakticirte. Das erſtaunte Geſicht des Mannes beim Aufſchlagen des ganz modern elegant ausgeſtatteten Liederbüchleins müßte der Spottdroſſel droben im Baumwipfel eine nicht enden wollende Lachſalve entlocken! Da ſitzt der alte Herr recht vorſichtig auf einem umgehauenen Baum, nachdem er aus Furcht vor Erkältung erſt noch ſorgfältig den Mantel darüber gebreitet, ſetzt ſeine große Hornbrille zurecht und ſchlägt das Regiſter des Büchleins auf — ein Philiſter lieſt nie auf's Gerathewohl — und hebt an zu leſen: „Erſtes Buch". — Nun, der alte Horatius iſt ja auch in Bücher getheilt. — Alſo weiter: „Tag und Nacht. Frühmorgens. Nach Sonnenuntergang. Zauber der Nacht. Waldveilchen. Die Schlüſſelblume. Frühlingstreiben. Im Märzen. Frühlings Mahnung. Feiertag. Frühlingslieder. Neuer Frühling. Frühlingsweiſen. Frühlingslieder. Lerchenſchlag. Kling, Klang, Gloria. Mailieder. Waldlieder. Waldraſt. Waldmittag. Mittagszauber. Waldſee. Waldwaſſer. Waldbach. Waldeinſamkeit. Waldpfad. Hochlandsheimweh. Mittag am See. Am Meer. Rheingruß. Sommerheide. Die Cyane. Blüthenduft. Sommerregen. Nach dem Gewitter. Mittagszauber. Juniabend. Guter Rath. Sommerabend. Leuchtkäfer. Der Nachtſchmetterling. Mondnacht. Herbſtlieder. Herbſtbilder. Herbſtzeitloſen. Spätherbſttag. Im Herbſtwald. Reifnacht. Herbſtſturm. Eins nach dem Andern. Wunderlieblich Winterbild." — Zweites Buch. Hier lieſt unſer Philiſter nicht mehr Alles, er überblickt nur und lieſt: „Über Nacht. Wanderraſt. Heimweh. Hirtenfeuer. Kindesauge. Himmelsauge. Märchenzeit. Deutſcher Dichterwald." — Drittes Buch. „Roſen der Heide. Jeden Frühling blüh'n die Roſen. Bergkirchlein. Alpenkirchlein. Burgkapelle. Glockenklang durch Nebelduft. Sonntag. Bergſonntag. Abendgeläute. Auf dem Friedhof." Hier endet das Regiſter, aber auch die Geduld des Philiſters. Er ſchlägt höchſtens noch einmal das Titelblatt auf, um ſich den Namen des unſeligen Roſen-Dichters einzuprägen — und nicht im mindeſten, um dieſen Namen zu ſegnen. Da ſteht es nun: „Franz Alfred Muth! Roſen der Heide." — Unſer Philiſter klappt unwillig den Deckel auf den Namen — ſteht auf, nimmt ſeinen Mantel vom Baum und wendet ſich heimwärts. Die „Frühlingslieder" haben ihm ſeinen vernünftigen Frühlingsgenuß ganz und gar verdorben.

Für einen Philiſter muß aber auch in der That ſchon das Inhalts-

verzeichniß des Büchleins abſchreckend wirken, da der Mann ſich unter Poeſie doch für gewöhnlich ſchön gereimte „vernünftige“ Gedanken vorſtellt, bei ſolcher Menge gleicher oder ähnlicher Titel indeß die neuen Gedanken doch wohl zu den Unwahrſcheinlichkeiten gehören. Nun, ſo ganz unbedingt Unrecht hat dießmal der Philiſter doch nicht. Läßt man den Untertitel des Büchleins „Lieder“ außer Acht, ſo muß ſelbſt ein Freund der Dichtkunſt und des Dichters bedenklich werden ob all der Mannigfaltigkeit ohne Verſchiedenheit.

Alfred Muth iſt unwiderſprochen einer der melodiöſeſten Liederdichter, welche Deutſchland gegenwärtig beſitzt. Er hat dem Volkslied nicht weniger als dem mittelalterlichen wie modern romantiſchen Kunſtlied die beſten Intonationen und Cadenzen abgelauſcht; ſeine Sprache iſt — wenn er will — ebenſo klangvoll als weich, ſeine Strophen ebenſo rhythmiſch reich als melodiös gegliedert. Die Gefühle überwiegen nicht bloß meiſtens die gedankliche Entwicklung, ſondern ſind auch in ſich durchweg von einer Allgemeinheit, daß jeder Singende wie Hörende ſich dieſelben perſönlich zurechtlegen und individuell zueignen kann. Unſeres Erachtens ſind das Vorzüge, die einestheils zu den charakteriſtiſchen des Liedes überhaupt gehören, andererſeits bei den Liedern Alfred Muths auch dem Blödeſten in die Augen ſpringen:

Geſtern noch Wintertag,
Flocken um Flocken;
Heute ſchon grün im Hag,
Vögel frohlocken! —

Es blühen wie vor Zeiten
Die Linden in ſüßem Duft,
Und weit die Lande ſich breiten
In klarer Sommerluft. —

Ehe der Sonne ſengender Hauch,
Weiße Roſe, dich tödtet u. ſ. w.

und hundert andere dieſer Stücke ſind nur ſingend niedergeſchrieben und können nur ſingend geleſen werden: ſo ſehr iſt Melodie ihr eigenſtes tiefſtes Weſen.

War nun ſchon das „Lied“ in der größern poetiſchen Sammlung der „Waldblumen“ die hervorragendſte Seite, ſo bietet das vorliegende Büchlein der Heideroſen ein förmliches Kunſtſtück, eine Kraftprobe des Dichters in dieſem ſeinem charakteriſtiſchen Können. Es iſt, als habe er mit ſich ſelbſt eine Wette gemacht, etwa im letztjährigen Frühling jeden Tag, oder jedenfalls um den andern Tag, ein Frühlingslied zu ſchreiben, ähnlich wie die Mirabilis Jalapa jeden Abend eine neue Blüthe öffnet. Das Ergebniß dieſer Wette, die der Dichter natürlich gewonnen, iſt dann das vorliegende Büchlein geweſen. Daß man aber an Kraftproben mehr den Maßſtab des Intereſſanten als des Äſthetiſchen anlegen, mehr die überwundene Schwierigkeit als den vollen Schönheitsgenuß betrachten muß, iſt allzu bekannt. Vielleicht auch mag es in der Abſicht des Dichters gelegen haben, den Muſikern echt poetiſche Texte in größter Auswahl und zur Auswahl zu bieten, daher denn dieſe viel-

fältigen Variationen desſelben ewig neuen und ewig alten Thema's von Lenz und Jugend. Die Componiſten werden dafür wirklich dem Dichter dankbar ſein; denn in einer ſolchen Fülle wird ihnen kaum eine andere moderne Erſcheinung des Büchermarktes den Compoſitionsſtoff für Naturlieder liefern.

Daß aber dieſe Lieder als Muſikunterlage weitaus den Durchſchnittswerth ſolcher Art von Poeſie erreichen, ja merklich überragen, iſt keine Frage. Somit könnten wir alſo einfach das Büchlein der Heideroſen allen Componiſten auf das Wärmſte und Nachdrücklichſte empfehlen, und unſere Pflicht als Kritiker wäre erfüllt. Aber leider ſind nicht alle Leſer auch Componiſten!

Auf den größeren Bruchtheil des Bücher kaufenden Publikums ſcheint der Dichter weniger Rückſicht gehabt zu haben, als er das Füllhorn ſeiner Lieder über ſie ausgoß, daß es nur ſo von Blumen wirbelte, wie unter einem blühenden Kaſtanienbaum, wenn der Wind die weißen und rothen Kerzen zerweht. Der Leſer als Leſer will doch meiſtens, wenigſtens bei längerer Leſung, auch etwas für den Verſtand, d. h. den poetiſchen Verſtand, ſo etwas wie durch Neuheit, Kürze, Prägnanz, bildliche Einkleidung und Tiefe der Wahrheit überraſchende Wendungen, Schlußpointen — kurz poetiſche Gedanken. In ein einzelnes Lied mag man ſich träumend hineindenken und phantaſiren, dergleichen aber hintereinander als Leſung genießen wollen, wäre ein unmögliches Unterfangen. Vollends, wenn, wie bei den Heideroſen, die Motive ſich ſo ähnlich und gleich ſind und nur die Worte anders lauten ... Dazu kommt, daß bisweilen unter dem Wohllaut der Melodie der Gedanke ſelbſt etwas in's Schwimmen und Schwanken geräth, und lichtvolle Klarheit nicht immer gleichen Schritt hält mit den Bildern und ſchönen vollen Worten. Es liegt über manchen dieſer Lieder der verſchwimmende Dämmerhauch des Frühlingsmorgens. Wir greifen auf's Gerathewohl ein oder das andere Beiſpiel heraus:

... Lauſchen, ſchauen lang genußt
Hab' ich in dieß bunte Leben;
Sagt mir nicht, daß Edens Luſt
Sei den Stürmen preisgegeben!

Blicke mit zum Heidehang,
In den ſel'gen Kinderhimmel.
Läutet dann der Abendklang,
Schau der Sterne Lichtgewimmel!

Daß dieſe beiden Strophen die für ein leichtes Lied nothwendige Durchſichtigkeit des Gedankens und Ausdruckes haben, wird Niemand behaupten.

Mög' das Veilchen leben ſtill,
Blühen in verborg'ner Weiſe!
Wer vom Weltglück ſagen will,
Weiß er, wie es tödtet leiſe? —

... Ach, der Leidenſchaften Brand
Hat nur Leid, ſo ſchön er röthet;
Willſt du zürnen meiner Hand,
Daß den Schmetterling ſie tödtet? —

... Kurz iſt die Friſt hienieden,
Ob anders du geglaubt.
Wer gütlich nicht geſchieden,
Dem hat's der Sturm geraubt. —

... Die Welt iſt ſo licht,
Doch glänzt ſie erſt ſchön,
Wenn in Thränen ſich bricht
Der Strahl auf den Höh'n. —

Armes, unbefriedigt Leben,
Bleibt dein Gut, ſo wanderſt du;
Hoffen, Bangen hingegeben,
Suchſt du nicht die ew'ge Ruh'! —

Armes Herz, wozu dein Schlagen,
Schlägſt du nicht dem ew'gen Ziel!
Räthſelhaft ſind Luſt und Plagen,
Und der Räthſel ſind ſo viel! —

(Es, das Jeſuskind, ſucht)
Herzen, die der Demuth dienen,
Da durch Demuth ſühnt das Kind:
Die im Leid nur ſel'ge Mienen,
Da das Kreuz den Sieg gewinnt. —

Und liſcht in Nacht des Lebens Licht,
Was wäre, was dir bliebe?
Ach, nur ein Sarg, ein Grabrevier,
Drin modern Erdentriebe! u. ſ. w.

Meiſtens entſteht die Dunkelheit durch irgend einen uncorrecten Ausdruck, und dieſer hat wiederum ſeinen Grund in einer gewiſſen Flüchtigkeit des Dichters, die bei der Menge des vorliegenden Liederſtoffes nur allzu erklärlich iſt. Derſelben Haſt und „Schnelldichtung" entſprießt ferner die Zufriedenheit des Sängers mit der erſten beſten Schlußwendung. Einige ſchöne Striche zu irgend einem Naturbild, ein Herz als Staffage, und das Lied iſt fertig. Die Aufforderung an das Herz, nun auch zu ſchlafen, zu duften, zu blühen, zu ſcheiden ꝛc., iſt in einer geradezu ermüdenden Einförmigkeit an den Schluß der meiſten Lieder geſtellt.

Alles in Allem glauben wir, daß die Flecken, die wir angedeutet, nur Folgen der Eilfertigkeit und des Strebens waren, möglichſt viele Liedernummern zu bringen. Strengere Selbſtkritik, inneres, langſameres Ausreifenlaſſen und weiſes Maßhalten bei der Auswahl würden erzielen, daß die Kritik Alfred Muth in alleweg als einen der beſten Liederdichter Deutſchlands, als einen ebenbürtigen Sangesbruder Eichendorffs bezeichnen dürfte. Das aber iſt unſer aufrichtigſter Wunſch!

W. Kreiten S. J.

Revue de l'art chrétien, publiée sous la direction d'un comité d'artistes et d'archéologues. Nouvelle Série. 8°. Tome I. 612 p.; tome II. 537 p. Lille, Imprimerie St Augustin, Desclée, De Brower & Cie., 1883 u. 1884. (Vertrieb für Deutschland: Freiburg, Herder.) Preis für einen Jahrg.: *M.* 22.

Zwei Jahrgänge dieser Zeitschrift, welche die Revue von Corblet in größerem Formate und reicherer Ausstattung fortsetzen, sind bis jetzt erschienen und erfüllen in jeder Hinsicht die großen Versprechen, welche in der Ankündigung gegeben wurden. Unter den ihr durch Gelehrte von europäischem Rufe zugewandten Beiträgen, welche für die Geschichte der christlichen Kunst und Archäologie von bleibendem Werth sein werden, sind vor Allem hervorzuheben die Arbeit des Herrn Charles de Linas über die Geschichte der scheibenförmigen Kreuze und der liturgischen Wedel und Schirme, sowie die Abhandlungen des Mgr. Barbier de Montault über den reichen Bilderkreis der alten Erzthüren von Benevent, die Schätze der Kirche des hl. Nikolaus von Bari und den Symbolismus des Widders in alten Bischofsstäben. Der Verfasser des rühmlichst bekannten Guide de l'art chrétien, Grimouard de Saint-Laurent, hat die Bilder des hl. Joseph ausführlich besprochen; Corblet, Barthélemy, Rohault de Fleury und andere bekannte Schriftsteller Frankreichs und Belgiens fehlen nicht. Sie und ihre zahlreichen Mitarbeiter haben aus ungefähr sechzig französischen und belgischen Zeitschriften der Jahre 1883 und 1884 das Wichtigste mitgetheilt, was die Freunde christlicher Kunst interessiren kann, und ausführliche Nachrichten, Besprechungen und Literaturverzeichnisse gegeben. Dabei ist freilich Deutschland nicht genügend berücksichtigt, und die Orthographie der deutschen Titel scheint den Setzern unübersteigliche Hindernisse zu bereiten.

Für den Druck, die zahlreichen Tafeln und Textesillustrationen ist Alles aufgeboten, um den Jahresband der Zeitschrift zu einem in jeder Hinsicht „schönen Buche" zu machen.

Helbig, der die Feder ebenso gewandt führt wie den Pinsel, und der darum besonders geeignet ist, die Redaction einer solchen Revue zu führen und in ihr die echten Principien kirchlicher Kunstthätigkeit zu vertreten, verspricht im Namen des Comité's für die Zukunft noch Besseres, wenn nur die Kunstfreunde fortfahren, der Zeitschrift ihre Unterstützung zu gewähren. Er hebt mit vollem Recht hervor, daß der große Kampf zwischen Idealismus und Materialismus, zwischen Christenthum und Indifferentismus auch das Gebiet der Kunst ergriffen hat, und daß hier vielleicht mehr als auf vielen anderen Punkten Widerstand gegen die herrschenden Ideen nöthig ist. Gerade die Kunst unserer Tage ist nur zu sehr ein Mittel der Verführung geworden. Helbigs Artikel über das Nackte in Plastik und Malerei, über religiöse Bilder und über die im Vorworte dargelegte Absicht und Bedeutung der ganzen Zeitschrift sind darum sehr zeitgemäß und der Beachtung werth.

Leider fehlt uns in Deutschland einstweilen jede Möglichkeit, eine katholische Zeitschrift für christliche Kunst zu gründen und stehen wir den Gegnern

völlig wehrlos gegenüber. Der von Graus ausgezeichnet redigirte „Kirchenschmuck der Diöcese Seckau" beschränkt sich, wie der „Kirchenschmuck von Rottenburg", auf enge Kreise, und die übrigen kunsthistorischen Zeitschriften vermeiden bei uns im besten Falle, die Katholiken zu reizen. Unsere heutigen Künstler aber sind fast ausnahmslos der Kirche entfremdet. Allen, die sich in der Verwirrung, welche über ästhetische Fragen herrscht, orientiren und den katholischen Standpunkt festhalten wollen, darf darum diese Revue bestens empfohlen werden, indem dieselbe für die Principien und für die Übung echter Kunst mit fester Entschiedenheit, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und mit jenem Geschicke auftritt, das den französischen Zeitschriften eigen ist und uns Deutsche auch da wiederum versöhnt, wo die angeborene Lebhaftigkeit die Söhne Galliens im Streite für die gute Sache zuweilen vielleicht etwas zu weit gehen läßt, wie das z. B. bei der so viel umstrittenen Frage über den Werth der Renaissance im Allgemeinen und der Werke Raffaels im Besondern der Fall ist.

St. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Bibliotheca Mariana de la Compagnie de Jésus. Par Carlos Sommervogel Strasbourgeois, de la même Compagnie. 8°. 242 p. Paris, Picard, 1885.

Der unermüdliche P. Sommervogel beschenkt uns schon wiederum mit einem Werke von staunenswerthem Fleiße. Die Bibliotheca Mariana ist, um es kurz zu sagen, eine Zusammenstellung sämmtlicher Schriften (mit vollständiger Titelangabe), welche über die Gottesmutter von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu seit der Gründung des Ordens bis auf die Jetztzeit verfaßt sind. Es fanden dabei jedoch nur Werke, welche ausschließlich über die Marienverehrung handeln, Aufnahme; einzelne theologische Abhandlungen, Predigten und Betrachtungen, wie sie sich in größern theologischen Werken, in Predigtsammlungen und Betrachtungsbüchern finden, blieben ausgeschlossen. Die Aufzählung geschieht nach folgenden Titeln: Leben der allerseligsten Jungfrau — Vorzüge und Privilegien Mariens — Liturgie — Geheimnisse und Feste — Unbefleckte Empfängniß insbesondere — Andacht zur Gottesmutter — Besondere Andachtsübungen — Congregationen — Wallfahrten — Poesie und Theater. Unter den einzelnen Titeln sind die Werke nach der chronologischen Ordnung zusammengestellt; nur bei den Wallfahrten ist die Reihenfolge alphabetisch, um das Auffinden der einzelnen Wallfahrtsorte zu erleichtern. Zwei alphabetische Register, von denen das eine die Hauptgegenstände, das andere sämmtliche Namen der Schriftsteller aufzählt, bilden den Schluß. Die Reichhaltigkeit des Werkes möge man daraus beurtheilen, daß z. B. der Titel „Congregationen" 225 Nummern, der Titel „Wallfahrten" 450 Nummern, die ganze Bibliotheca aber 2207 Nummern umfaßt. Die trockene bibliographische Zusammenstellung gestaltet sich demnach zu einem laut redenden Zeugniß für die Thatsache, daß die Gesellschaft Jesu die Verehrung der Gottesmutter stets in hervorragender Weise

gepflegt und gefördert hat. Das Werk erscheint gerade im Jubiläumsjahre der marianischen Congregationen — ein besserer Zeitpunkt hätte nicht gewählt werden können. Diesem Umstande wollen wir es auch zu gute halten, daß der Druck Spuren sichtlicher Beschleunigung zeigt, wohin wir z. B. die mangelhafte Correctur der deutschen Büchertitel rechnen.

Kleinere Werke von **Joseph Kleutgen,** Priester der Gesellschaft Jesu. 8°. 318, 400, 242, 408, 376 S. Regensburg, Pustet. Preis: Bd. I—III zusammen *M.* 4; Bd. IV u. V à *M.* 2.70.

Indem nunmehr auch die zweite Abtheilung der „Predigten" Kleutgens, die seit längerer Zeit vergriffen war, in neuer Auflage vorliegt, ist die ganze Sammlung der „Kleineren Werke" des gelehrten Verfassers wiederum complet geworden. Wenngleich dieselben mit dessen größeren Werken über die Theologie und Philosophie der Vorzeit sich an Werth nicht messen dürfen, so verdienen sie doch volle Beachtung, ja mehr Beachtung, will uns scheinen, als ihnen bisher im Allgemeinen geschenkt worden ist. Die einzelnen Bändchen bieten wirklich in ihrer Art Vorzügliches. Wer eine erbauliche und zugleich unterhaltende Lectüre wünscht, der findet dieselbe im I. Band: Leben frommer Diener und Dienerinnen Gottes. Es ist daselbst Biographisches über Missionäre des Continents mit erbaulichen Zügen aus den auswärtigen Missionen in buntem Wechsel vereint. Von hohem Werth ist, daß der Verfasser sich überall auf die zuverlässigsten Quellen stützt. Der II. Band: Briefe aus Rom, enthält sehr schätzenswerthe Beiträge zur Zeitgeschichte und schildert das Leben, die Bildung, die öffentlichen Verhältnisse, hervorragende Persönlichkeiten aus der Zeit vor der Einnahme Roms in eingehender Weise, wie schon aus den Titeln der vier Abtheilungen hervorgeht: 1. Briefe über die geistige Bildung Roms und Italiens. 2. Briefe über das Wirken der römischen Geistlichkeit und das religiöse Leben des Volkes. 3. Briefe über die Ereignisse im Kirchenstaat während der Jahre 1846—1850. 4. Briefe gemischten Inhalts. Die feine Beobachtungsgabe und der langjährige Aufenthalt in Rom befähigten den Verfasser in vorzüglicher Weise, so anschauliche Schilderungen zu entwerfen, so zutreffende Urtheile abzugeben, wie diese Briefe sie auf jeder Seite enthalten. Der III. Band: Über die alten und neuen Schulen, hat sofort bei seinem ersten Erscheinen — P. Kleutgen veröffentlichte das Buch im Jahre 1846 unter dem Pseudonym J. W. Karl — großes Aufsehen erregt und wird auch jetzt noch, wo immer es sich um die Frage der Reform der Gymnasien handelt, in besonderer Weise berücksichtigt. Wir brauchen unsere Leser um so weniger erst jetzt auf die hohe Bedeutung dieser Schrift aufmerksam zu machen, als dieß bereits wiederholt in diesen Blättern geschehen ist. Auch bei den zwei letzten Bänden (IV. u. V.): Predigten, haben wir nicht nöthig, ein Weiteres zu sagen, da es von vornherein feststeht, daß der Verfasser der berühmten „Ars dicendi" gerade in dieser Hinsicht nichts Mittelmäßiges bietet. So haben die Predigten denn auch, was bei modernen Predigtsammlungen nicht gerade häufig vorkommt, die zweite Auflage erlebt.

Hosanna. Kirchliches Volksgesangbuch für die Diöcese Seckau. Mit einem kurzen Gebetbuche. Auf oberhirtliche Anordnung herausgegeben vom Cäcilienvereine der Diöcese Seckau. 12°. XVI u. 376 S. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1885.

Es haben die Herren Verfasser des Grazer Gesangbuches den ihnen gewordenen ehrenvollen Auftrag in ehrenvollster Weise gelöst; denn es stellt sich dieß

jüngste Diöcesanbuch unbedingt in die Reihe der besten Volksgesangbücher, die wir besitzen, indem es, was die Auswahl der Melodien betrifft, nicht leicht übertroffen wird, was aber seine Textredaction angeht, (mit Ausnahme eines kleinen Hildesheimer Liederbuches) die weitaus größte Zahl seiner Mitbewerber überholen dürfte. Letzteren Vorzug verdankt es vor Allem dem Umstande, daß es eine große Anzahl seiner Texte Bone's Cantate entlehnt, ohne, wie sonst so vielfach geschehen, es besser wissen und besser machen zu wollen als Bone, dessen Textbearbeitungen sich durch große Pietät und dichterisches Verständniß auszeichnen. Auch sonst beweist das Grazer Gesangbuch an manchen Orten, daß es nicht nur einen gesunden Geschmack hat, sondern auch Überzeugungstreue genug, seiner Erkenntniß durch die That nachzukommen. Wir verweisen z. B. nur auf Nr. 25: „Still, o Erde, still, o Himmel". Es werden in diesem neuen Gesangbuche die Worte Bone's Wahrheit: „Es muß das [deutsche] Kirchenlied eine kirchliche, volksthümliche, als solche traditionirte Sprache haben." Daß das Buch keine deutschen Messen enthält, versteht sich von selbst. Der Diöcese zu ihrem neuen Volksbuche den herzlichsten Glückwunsch und zahlreiche Nachahmer!

Der christliche Altar. Von Dr. Fr. J. Schwarz, Vorstand des Rottenb. Diöcesanvereins für christliche Kunst, Mitglied des Gelehrten-Ausschusses des germanischen Museums zu Nürnberg. Mit drei artistischen Beilagen. Separat-Abdruck aus dem „Archiv für christliche Kunst". gr. 8°. 43 S. Stuttgart, Actien-Gesellschaft „Deutsches Volksblatt", 1885.

Vorstehende Schrift des unlängst verstorbenen, um die kirchliche Kunst hochverdienten Verfassers bietet eine sehr brauchbare Anweisung für Geistliche, besonders für Pfarrer, welche sich veranlaßt sehen, zum Neubau oder zur Ausbesserung eines Altares zu schreiten. Der Verfasser geht in alle Einzelheiten ein, welche zu beachten sind, um den rubrikalischen Anforderungen eines consecrirbaren Altares und seiner Theile Genüge zu leisten. Auch die praktischen Bemerkungen bezüglich eines tragbaren Altares sind nicht zu übersehen. Ob jedoch, was S. 10 n. 3 gesagt wird: „der stipes bedarf ebenso nothwendig der Consecration, wie die mensa", und die daraus gezogene Folgerung betreffs der Exsecration absolut richtig ist, dürfte wohl bezweifelt werden, besonders da die positiven Entscheidungen immer nur von einer Loslösung der mensa vom stipes oder von einer enormis fractura der mensa sprechen.

Dreizehnlinden von F. W. Weber. Fünfundzwanzigste Auflage. Jubel-Ausgabe. Paderborn und Münster, F. Schöningh, 1885. Preis: *M.* 6.20.

Obwohl es gegen alle Gepflogenheit dieser Blätter angeht, neue, unveränderte Abdrücke schon besprochener Werke zur Anzeige zu bringen, so glauben wir doch für den vorliegenden Fall eine Ausnahme machen zu dürfen und zu sollen. Den schönen Sang an sich heute erst unsern Lesern empfehlen zu wollen, wäre Thorheit, selbst wenn es nicht schon früher in diesen Blättern geschehen wäre. „Dreizehnlinden" ist ein Lied, das sich auf immer in der deutschen Literatur seinen hervorragenden Platz ersungen hat. Man kann nicht eben sagen, daß es gleich ebene und gebahnte Wege und überall bereite Hände fand, seinen Triumphwagen zu ziehen. Man redet seit einiger Zeit zwar bisweilen schon von „Hochdruck der katholischen Presse", von „jesuitischer Propaganda"; aber was soll dieser „schwache" Druck, diese schüchterne Propaganda gegen-

über der liberalen Stimme und Ruhmesposaune, wie sie akatholischen Autoren dritten und vierten Ranges zu Gebote steht, wenn sie zur Clique oder Coterie gehören? Der „Hochdruck der katholischen Presse", die „jesuitische" (d. h. katholische) Propaganda ist leider bisher, trotz guter und bester Ansätze, immer noch viel zu schüchtern und zu schwach, in gar keinem Verhältniß zu den gegnerischen Bemühungen und Kühnheiten — sie hat denn auch „Dreizehnlinden" nicht allein zur fünfundzwanzigsten Ausgabe gebracht, wenn es ihr auch zur Ehre gereicht, den Werth des Gedichtes sofort erkannt, den Erfolg desselben vorhergesagt zu haben. Bei den liberalen Kritikern und maßgebenden kritischen Organen hat die Anerkennung redlich auf sich warten lassen — es scheint fast, als ob in diesem Falle das Publikum, welches mit dem Werke zufrieden war, seine literarischen Rathgeber zu einer nachträglichen Gutheißung seines Geschmackes gezwungen habe. Und auch jetzt wird diese Gutheißung nur mit vornehmer Reserve, fast wider Willen, gegeben. Darum ist jedoch der Erfolg des Gedichtes um so werthvoller, er ist gleichsam eine Eroberung in Feindesland — ein Sieg „katholischer Ästhetik und Kunst", die man drüben schon längst todt und abgethan glaubte. Es ziemte sich daher, daß der Verleger auch durch die äußere Ausstattung dieser Jubel-Ausgabe solch einer erfreulichen Thatsache Ausdruck gebe, und er hat es in reichem Maße gethan. Ein herrlicher — unserer Meinung nach etwas zu scharfer — Stich bringt uns das Bild des Dichters; auf dem sehr feinen, rosaschimmernden Papiere heben sich die angenehm geschnittene Schwabacherschrift, die neuen, meist sinnig erfundenen Kopfleisten und die rothen Einfassungslinien angenehm ab, und selbst der Deckel hat eine neue Ornamentirung erhalten, so daß die Ausstattung der Jubel-Ausgabe auch als ein Muster typographischer Ausstattung gelten und zu feinen Festgeschenken empfohlen werden kann. Dürfen wir dem Dichter und Verleger zurufen: „Auf Wiedersehen bei der fünfzigsten Auflage!"?

Kompaß für die Söhne Kolpings. Herausgegeben vom Verband „Arbeiterwohl". Kl. 8°. 94 S. Köln, Bachem. Preis: 40 *Pf.*

Ein sehr empfehlenswerthes Büchlein für den Lehrling und Gesellen! In herzlichen, kurzgefaßten und leichtverständlichen Worten belehrt es die Mitglieder des Gesellenvereins über ihre Pflichten gegen Gott, sich selbst, die Nebenmenschen und ihren Stand. Wir wünschen der verdienstlichen Schrift die weiteste Verbreitung, „soweit die deutsche Zunge klingt", und recht viele Übersetzungen, damit sie eine Wanderung durch die katholische Welt antrete. — Bei einer ohne Zweifel erfolgenden zweiten Auflage wünschten wir eine Umänderung der vier Titel, „Himmelskompaß, Schiffsk., Feldmesserk. u. Bergmannsk.", die uns trotz der Erklärung auf S. 6 nicht gefallen wollen; ferner eine kleine Textesänderung auf S. 60, Z. 6 v. o., wo es heißen sollte: „ihren Mitmenschen das Heiligste, den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele zu rauben." — Präsides und Pfarrer, Meister und Familienväter mögen sich die Verbreitung des herrlichen Büchleins angelegen sein lassen.

Geschichtslügen. Eine Widerlegung landläufiger Entstellungen auf dem Gebiete der Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Kirchengeschichte. Auf's Neue bearbeitet von drei Freunden der Wahrheit. Vierte Auflage. 12°. XIV u. 636 S. Paderborn, Schöningh. Preis: *M.* 4.50.

Mit vollem Recht können wir dieses Buch einen glücklichen Griff nennen. Auch die vier rasch auf einander folgenden Auflagen beweisen dieses. Von jeher sind Geschichtslügen allen Gegnern der katholischen Wahrheit eine willkommene Waffe ge-

weſen; im großen Stil wurden ſie ſeit der Reformation nach Vorgang der Magdeburger Centuriatoren angewandt, niemals aber mehr als heutzutage, ſo daß Leo XIII. in ſeinem bekannten Breve über die Geſchichtsforſchung mit Recht ſagen konnte: „Sicherlich kann, wenn je, von unſerer Zeit geſagt werden, es ſcheine die Geſchichtſchreibung eine Verſchwörung der Menſchen zu ſein gegen die Wahrheit. Und in der That, die früheren Verdächtigungen ſehen wir gemeinhin wiederholt, die Lüge keck ſich einſchleichen in gelehrte Werke wie in oberflächliche Schriften, in die fliegenden Blätter der Zeitungen und die verlockenden Vorſtellungen der Theater.“ In dieſen Worten unſeres Heiligen Vaters iſt zugleich die Hauptgefahr der beſagten Verſchwörung angedeutet: die Populariſirung der Geſchichtslügen. Einem ſo großen Unheil muß entgegengetreten werden, und es iſt in ganz vortrefflicher Weiſe durch vorliegendes Werk geſchehen. Aus der Unſumme von Geſchichtslügen ſind eine Anzahl markanter Einzelfälle ausgewählt und populär, aber doch mit Benützung aller Reſultate der heutigen Wiſſenſchaft, abgefertigt. Damit das Werk zugleich als Nachſchlagebuch dienen kann, iſt ihm ein ausführliches Regiſter beigegeben. So können wir dasſelbe als eine der nützlichſten Schriften, die in der Gegenwart erſchienen ſind, empfehlen. Für ſpätere Auflagen möchten wir bitten, den Schluß des 43. Kapitels über die gegenwärtig für civiliſirte Völker unerhörte Intoleranz und Gewiſſensknechtung des Culturkampfes etwas auszuführen, wie nämlich in Folge derſelben rein geiſtliche, ja von der Kirche gebotene Acte unter ſchwere Strafe geſetzt, Tauſende harmloſer und unſchuldiger Frauen gezwungen wurden, in's Elend zu gehen u. ſ. w. Die Bulle Unam sanctam iſt niemals zurückgenommen (S. 111), ſondern im Gegentheile vom fünften Concil im Lateran beſtätigt worden; das Inderdecret, ſowie das ſpätere Urtheil der Inquiſition gegen Galilei ſind allerdings durchaus nicht eine Definition ex cathedra; die Gründe hierfür ſind aber nicht ex materia herzunehmen (S. 490). S. 346 wäre wohl ſtatt der Worte „der Vorfahren“ zu ſetzen: „Anderer“, und S. 555 Z. 13 u. 21 ſind die Worte „und dem Spanier Karl I.“, „noch der Spanier“ zu ſtreichen.

Spaniſches für die gebildete Welt. Von Alban Stolz. Achte Auflage, mit etwas Türkiſchem nebſt Noten. 8°. 360 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 2.70.

Des ſeligen Alban Stolz „Spaniſches“ iſt eines der geleſenſten katholiſchen Unterhaltungsbücher und den meiſten unſerer Leſer genugſam bekannt. Es ſei hier nur bemerkt, daß die vorliegende achte Auflage, die nicht mehr vom Verfaſſer ſelbſt beſorgt werden konnte, mit Anmerkungen verſehen iſt, welche nach des Herausgebers Worten den Zweck verfolgen, „das Einſt Spaniens mit dem Jetzt zu vermitteln“. — Dieſe neue Auflage eröffnet zugleich eine Sammlung von „Ausgewählten Werken“ des allbeliebten Volksſchriftſtellers. Dieſelbe ſoll 6 bis 10 (einzeln käufliche) Bände umfaſſen, darunter: „Die heilige Eliſabeth“, „Kompaß für Leben und Sterben“, „Das Vaterunſer und der unendliche Gruß“, „Beſuch bei Sem, Cham und Japhet“, „Witterungen der Seele“. Gewiß eine vortreffliche Auswahl!

Leben der ehrwürdigen Anna vom hl. Bartholomäus, unbeſchuhten Karmelitin. Bearbeitet von P. Fr. Cyprianus a Passione Domini, unbeſchuhten Karmeliten, derzeit Beichtvater der Karmelitinnen in Himmelspforten bei Würzburg. 12°. XVI u. 408 S. Regensburg, Puſtet, 1884. Preis: *M.* 2.40.

Köſtliche Blumen in unanſehnlichen Scherben! Die ehrwürdige Schweſter Anna vom hl. Bartholomäus, die Lieblingsſchülerin und ſtete Reiſegefährtin der großen

hl. Thereſia während der letzten vierzehn Jahre ihres Lebens, war eine der ſchönſten Zierden des reformirten Karmeliterorden, wurde in der Hand Gottes das begnadete Werkzeug der Einführung der Reform in Frankreich und in den Niederlanden. Der erſte Theil des vorliegenden Büchleins entwirft uns die Lebensſchickſale der ehrwürdigen Anna, der zweite das Bild ihrer Tugenden, der dritte einige Züge ihres Geiſtes — Alles in ſchlichten, treuherzigen Worten, meiſtens aus dem Munde und aus den Schriften der Verewigten ſelbſt. Durch alle Theile des Lebensbildes flechten ſich gelegentlich gleich zierenden Ranken und lieblichen Blumen kurze Lebensberichte einiger ihrer geiſtlichen Töchter. Unter Anderm erhalten wir auch Nachricht über die Einführung der Reform in Köln 1635 (S. 178). Sehr anziehend ſind eingeſtreute Bemerkungen über den Charakter der hl. Thereſia, wie ſie z. B. völlig in Unwillen gerieth, als P. Gratian, der ihren Geiſt prüfen ſollte, auch den hohen Adel ihres Geſchlechtes erkundet hatte; ſie meinte, das wäre doch wohl Adel und Ehre genug, ein Kind der katholiſchen Kirche zu ſein (S. 279). — Bezüglich des unglücklichen Endes der berühmten Armada erzählt die ehrwürdige Anna, wie ſie eine Erſcheinung des Gekreuzigten gehabt, der ſeinen rechten Arm vom Kreuze loslöste und in's Meer ſenkte, um eine Menge Leichen herauszuziehen. „Das iſt der ganze Sieg," ſagte er, „Alle ſind ertrunken." Bei dieſen Worten habe ſie erkannt, der Allmächtige habe gezürnt, daß der König und die Vornehmen, durch das Wort einer verdächtigen Nonne zum Beginne des Unternehmens verleitet, von derſelben ſich hatten den Segen erbeten laſſen. Eine der Mitſchuldigen dieſer Nonne habe bei der heiligen Meſſe, vom böſen Feinde irregeleitet, plötzlich „Victoria, Victoria!" gerufen, und ſchnell habe ſich überallhin die Nachricht vom Siege der Armada durch Spanien verbreitet, während die Flotte elend zu Grunde ging. Die Wahrheit dieſer Erklärung laſſen wir dahingeſtellt. Thatſache iſt, daß zu der Zeit ganz Spanien durch eine Betrügerin irregeleitet wurde (S. 64). — Einen ganz richtigen Grundſatz bei der Leitung der Seelen ſpricht die ehrwürdige Anna aus, wenn ſie ſagt: „Ich halte Höflichkeit und Freundlichkeit im Umgange für ſehr gut und richtig, da Chriſtus, unſer Herr, denſelben Weg einſchlug und überhaupt Seelen, die zu einem vollkommenen Leben Beruf haben, auf dem Wege der Sanftmuth am erfolgreichſten geleitet werden. Man kann ſie auf dieſem Wege leicht auf alle Fehler aufmerkſam machen" (S. 87). — Wir empfehlen das Büchlein allen Seelen, die auf dem Wege gediegener Tugend den Herrn ſuchen wollen, und drücken nur noch den Wunſch aus, daß bei einer weitern Auflage desſelben in dem Inhaltsverzeichniſſe die Reihenfolge der Kapitel auch mit einiger Angabe des Stoffes bereichert werden möge.

Miscellen.

Über die Staatsprüfungen an den Mittelschulen Irlands gehen uns aus Galway in Irland von P. Athanasius Zimmermann S. J. Mittheilungen zu, von denen hier einige ihre Stelle finden mögen:

Während die Protestanten in Irland längst reich dotirte Schulen hatten, war es um die katholischen Mittelschulen Irlands schlimm bestellt, so lange dieselben aus Privatmitteln und Sammlungen bestritten werden mußten. Religiöse Orden, wie die Jesuiten, Lazaristen und andere, suchten zwar diesem Mangel durch Errichtung von Collegien abzuhelfen, da die Regierung in diesem Punkte volle Duldung gewährte, und erzielten verhältnißmäßig große Erfolge in der Erziehung. Der Mangel von Stipendien, welche talentvollen Schülern das Weiterstudiren ermöglicht hätten, machte sich indessen fortgesetzt fühlbar, und so drangen die Katholiken in die Regierung, endlich einmal etwas für Hebung der Mittelschulen zu thun. 1878 ging ein Gesetzvorschlag durch das Parlament und trat in Wirksamkeit 1879, die sogen. Intermediate Examinations.

Es wurde nämlich festgesetzt, daß jährlich in Dublin und anderen Städten oder Collegien Irlands schriftliche Prüfungen stattfinden sollten, daß die Antworten der Schüler sofort an die Centralbehörde in Dublin abgesandt, und von derselben den Examinatoren überwiesen werden sollten. Um recht viele Schüler heranzuziehen, unterschied man drei Stufen, die niedere, zu welcher Schüler, die noch nicht ihr 16. Jahr vollendet hatten, zugelassen wurden, eine Mittelstufe für Schüler unter 17 Jahren und eine höchste Stufe für Schüler unter 18 Jahren; Schüler konnten sich mehrere Male für dieselbe Stufe melden, sofern ihr Alter sie nicht ausschloß, Anfangs konnten sie auch mehrmals Preise auf derselben Stufe erhalten. Die Preise für die verschiedenen Stufen waren sehr hoch: 20 Pfd. Sterl. für die niedrige, 30 Pfd. Sterl. für die mittlere und 50 Pfd. Sterl. für die höchste, jetzt reducirt zu 15, 25 und 40 Pfd. Sterl., da bei der großen Zunahme der zu prüfenden Schüler die vom Staat ausgesetzte Summe nicht genügte. Diese großen Stipendien waren jedoch nicht auf eine kleine Zahl beschränkt, nein, das erste Zehntel der Schüler, welche das Examen bestanden, erhielt dieselbe Vergünstigung, das zweite Zehntel wurde mit Preisen von 5 bis 3 Pfd. Sterl. bedacht. Nehmen wir an, daß 2000 die Prüfung bestehen, dann erhalten 200 Preise von je 20 Pfd. Sterl. und 200 Bücherpreise von 5 bis 3 Pfd. Sterl. Auch dieß wurde geändert, so daß von je 15 erfolgreichen Candidaten einer ein Stipendium erhält. Schüler, welche auf der niedern und mittlern Stufe die Stipendien (Exhibitions) erhalten, müssen jetzt die Prüfung der nächst-

höhern Stufe bestehen, wenn sie ihr Stipendium behalten wollen; wenn sie sich auszeichnen, erhalten sie natürlich den höhern Preis der Stufe, für welche sie sich vorbereitet haben. — Für die Lehrer wurde wenig gethan; ohne auf das verzwickte Schema einzugehen, nach dem die Directoren der Mittelschulen für die erfolgreichen Candidaten bezahlt werden, können wir kühn behaupten, daß die Vergütung kaum die Kosten deckt, welche diese Prüfungen den Vorständen der Schule verursachen, besonders seit vier Jahren, als auch diese bescheidene Summe verkürzt wurde.

Der materielle Vortheil, der den Schulen aus diesen Prüfungen erwächst, ist demnach sehr gering zu nennen; um über den geistigen Gewinn urtheilen zu können, müssen wir nothwendig einige Bemerkungen über die Fächer machen, in welchen examinirt wird und über die Fragen, welche gestellt werden. Deutsche Schulmänner beklagen sich oft über die Überbürdung der Schüler an unseren Gymnasien und verlangen, daß die Lehrer mit Tüchtigkeit in einigen Fächern zufrieden sein sollen; nach diesem Grundsatze kann ein Schüler, der in zwei oder drei Fächern den Examinatoren genügt, hier in Irland die Prüfung bestehen, und besonders seit einigen Jahren werden besondere Preise und Denkmünzen gegeben für die, welche sich in einzelnen Fächern auszeichnen. Leider hatte dieß aber zur Folge, daß die Examinatoren viel zu schwere Fragen stellten, als ob keine anderen Fächer da wären, daß gerade die besten Schüler sich auf wenig Fächer nicht beschränken konnten. In England und Irland wird bekanntlich für jedes Fach eine bestimmte Zahl Punkte angesetzt je nach der Wichtigkeit und Schwierigkeit. Z. B. für Englisch, Latein, Griechisch ist 1200 das Maximum, für Deutsch, Französisch 700 u. s. w. Der Schüler erhält nach Verdienst einen höhern oder niedrigern Bruchtheil; diese Bruchtheile werden addirt, und wer die höchste Zahl hat, erhält den ersten Platz. Um zu verhindern, daß Schüler sich auf viele Fächer vorbereiten, wurde angeordnet, daß von der Gesammtzahl immer 20 Procent abgezogen wurden; später 25 Procent. Wenn demnach ein Schüler im Latein die 950 Punkte erreicht, werden 240 abgezogen, und so in andern Fächern. Diese Beschränkung verhinderte jedoch nicht, daß Schüler, welche in vielen Fächern mittelmäßig waren, die hohen Plätze erhielten, und so hat die Commission 7000 als das Maximum angesetzt, d. h. der Schüler kann sich einfach für Gegenstände melden, die 7000 Punkte oder darunter geben. Aber auch so ist die Zahl der Fächer zu groß, auch so werden die Schüler zur Vielwisserei und Oberflächlichkeit angetrieben; da weder Latein noch Griechisch obligatorisch sind, können Schüler von Realschulen mit Mathematik und anderen Hilfswissenschaften, sowie mit neueren Sprachen, dem classisch gebildeten Schüler den Rang ablaufen, wofern er nicht Fächer studirt, welche er vielleicht auf der Universität nicht braucht.

Um eine Vorstellung davon zu geben, was für wunderliche Anforderungen man an einen Schüler unter 18 Jahren stellt, setze ich die Fächer her, in welchen im Jahre 1879 examinirt wurde. Latein, Griechisch, Englisch, Französisch, Deutsch, Italienisch, Keltisch, Geometrie, Algebra, Trigonometrie, Mechanik, Physik, Zoologie, Geologie, Mineralogie, Astronomie, Musik,

Zeichnen. Wenn irgendwo Beschränkung nothwendig ist, dann ist es sicher auf den Mittelschulen; in diesen Prüfungen sind nicht nur die Fächer zu zahlreich und zu verschiedenartig, sondern die einzelnen Fächer selbst sind überladen. Wir sollten denken, daß ein englischer Aufsatz, oder wenn man will, Fragen über Syntax und Formenlehre, wohl hinreichend wären, um einen Schüler von 18 Jahren zu prüfen. Doch nein, englische Geschichte und Literatur, ein Stück Geographie, Philologie der englischen Sprache, specielles Studium eines englischen Prosaikers und Dichters, scheint diesen Herren nicht zu viel verlangt; der Dichter muß auswendig gelernt werden, wenn alle Fragen beantwortet werden sollen. . . . Doch was auch immer die Mängel der gegenwärtigen Prüfungen sein mögen, sie haben neues Leben und neuen Eifer unter den Katholiken geweckt, sie haben gezeigt, daß die Katholiken der Wissenschaft nicht feindlich sind, wenn sie ihnen von Freundeshand geboten wird.

Statistische Zahlen und Unzahlen. Wie gewisse Statistiker mit Zahlen umspringen, wenn es sich um die bösen Ultramontanen handelt, zeigt Kolbs Handbuch der vergleichenden Statistik. Dort heißt es (S. 181 4. Auflage) von Pius IX. und seiner Regierung: „Politische Verfolgungen betrieb die fromme Reaction derart, daß in den drei Jahren 1849—1852 nicht weniger als 1644 Menschen hingerichtet wurden." Jedem, der auch nur einigermaßen den Charakter des großen Papstes, insbesondere seine unvergleichliche Milde, kennt, mußte diese Zahl geradezu ungeheuerlich vorkommen, besonders da Pius, wie bei seinem Antritt, so auch sofort nach Bewältigung der Revolution Amnestie ertheilt hatte. Wir wendeten uns deßhalb an seinen Minister des Innern, Negroni, und erhielten von diesem folgende Antwort: 1. Auch nicht ein Einziger ist wegen eines politischen Vergehens hingerichtet worden. 2. Keiner erlitt die Todesstrafe, der nicht das gemeine Verbrechen des Mordes begangen. 3. Keiner, der eines Kapitalverbrechens angeklagt worden, ward seinem zuständigen Richter entzogen oder nach Ausnahmsgesetzen gerichtet. — Während unser Statistiker in dieser Weise dem „klerikalen Regimente" eine Unzahl Hinrichtungen andichtet, verschweigt er völlig die schrecklichen Füsiladen, welche das liberale piemontesische Regiment in Neapel und Sicilien wegen rein politischer Vergehen veranstaltet hat, um die durch niederträchtigen Verrath und Verschwörung aufgerichtete Herrschaft zu behaupten.

G. S.

Geſchichtliche Entwicklung des Wetterdienſtes in Nordamerika.

Der in dem Titel dieſer Abhandlung angedeutete Gegenſtand fällt nicht, wie es auf den erſten Blick ſcheinen könnte, mit der Wiſſenſchaft der Meteorologie zuſammen. Während letztere den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung in den atmoſphäriſchen Erſcheinungen zum Gegenſtande hat und zu deſſen Studium die Beobachtungen einer langen Reihe von Jahren benutzt, hat die erſtere einen rein praktiſchen Zweck und will die Witterungsverhältniſſe aus gegebenen Anzeichen nur auf einige Stunden voraus errathen. Wer wollte indeſſen verkennen, daß Wetterprognoſe und Meteorologie ſich gegenſeitig unterſtützen? Jene liefert das Material, aus welchem dieſe die Geſetze ableitet.

Der vorliegende und einige weitere Aufſätze über den amerikaniſchen Wetterdienſt ſchöpfen aus den Publicationen des ſogen. „Signaldienſtes“ und namentlich aus den „Annual Reports of the Chief Signal Officer“. Erſt als das Manuſcript fertig war, fiel dem Verfaſſer das Werk von C. André und Angot: „Les Observatoires en Europe et en Amérique“, in die Hände, worin derſelbe Gegenſtand behandelt iſt, aber von einem ganz verſchiedenen Geſichtspunkte aus. Während nämlich André mehr die phyſikaliſche und praktiſche Seite des amerikaniſchen Wetterdienſtes hervorhebt, ſoll in unſeren Aufſätzen die culturhiſtoriſche Bedeutung desſelben in den Vordergrund treten. Wie alle öffentlichen Einrichtungen in Amerika, ſo bildet auch der Wetterdienſt ein wahres Charakterbild des Volkes. Er iſt vom Volke in's Leben gerufen, wird vom Volke unterhalten und ausgebildet, und trägt eben deßhalb auch den Charakter des Volkes an der Stirne. Eine einfache Darlegung des geſchichtlichen Verlaufes, der Organiſation und der Thätigkeit dieſer Inſtitution wird ſofort die Haupttypen aller amerikaniſchen Einrichtungen verrathen: Junges Alter, raſche Entwicklung, praktiſche Anwendung, großen Plan, und vor Allem große Einheit.

Die Entwicklung des amerikanischen Wetterdienstes weist nicht die geringste Schattirung politischer Parteien oder verschiedener Nationalitäten auf, keinen Unterschied zwischen Nord- und Süd-, Ost- oder West-Staaten. Aber auch die jeder menschlichen Einrichtung anhaftende Erscheinung steigender Begeisterung und darauffolgender Abkühlung, großer Erwartungen und Geldforderungen einerseits, scharfer Kritik und Opposition andererseits, bis endlich das Gleichgewicht zwischen Kosten und Nutzen hergestellt ist, wird sich an dieser noch jungen Schöpfung in lehrreicher Weise zeigen.

Obwohl die Geschichte, die innere Einrichtung und die Wirksamkeit des Wetterdienstes enge zusammenhängen, wird es doch zur größern Klarheit beitragen, diese drei Gesichtspunkte auseinanderzuhalten. Zunächst haben wir uns mit der geschichtlichen Entwicklung zu befassen.

1. Der Wetterdienst der Vereinigten Staaten datirt vom Jahre 1870. Zum Verständnisse seiner raschen Entwicklung wird aber ein Blick auf frühere meteorologische Studien in Nordamerika unerläßlich sein.

Die frühesten Nachrichten über systematische Studien auf diesem Gebiete finden sich in den Berichten des Generalstabsarztes. Das Sanitätswesen der amerikanischen Armee wurde im Jahre 1818 organisirt, und schon im Jahre 1819 begannen die meteorologischen Beobachtungen in allen Militärspitälern und Ambulanzen, unter Leitung des stationirten Arztes. Der Zweck dieser Beobachtungen war selbstverständlich nicht Meteorologie, sondern Gesundheitspflege. Dieselben werden seit dem Jahre 1820 in jährlichen umfangreichen Bänden veröffentlicht. Die Beobachter hatten anfänglich nur Thermometer und Windfahne, seit 1836 auch Regenmesser, und erst in den Jahren 1840 und 1841 bewilligte der Congreß das nöthige Geld, um vollständigere Ausrüstungen aus Europa importiren zu lassen.

Im Jahre 1849 erfolgte aus der reichen Hinterlassenschaft eines gewissen Smithson die Gründung der seitdem berühmt gewordenen Smithsonian Institution, mit dem doppelten Zwecke, Originalarbeiten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu befördern und die amerikanische Klimatologie zu studiren. Das Institut organisirte einen Meteorologen-Verein und schickte Instrumente an alle Mitglieder, die sich erboten, monatliche Berichte einzusenden.

Im Jahre 1868 wurde der Stadtrath in New-York von der Legislatur des Staates ermächtigt, im Centralpark ein meteorologisches Obser-

vatorium zu errichten. Die Beobachtungen begannen am 1. Januar 1869 und wurden dreimal des Tages angestellt, bis sie später durch die Instrumente selbst registrirt wurden.

2. Den Meteorologen Redfield, Loomis, Ferrel und andern in- und ausländischen Fachmännern war es längst klar, daß der nordamerikanische Continent in seiner Ausdehnung von mehr als 60 Längen- und 25 Breitegraden, mit seinen weiten Meeresküsten und Prairien sich zur Entwicklung von Stürmen besonders eigne. Die statistischen Berichte ergaben auch in der That, daß in diesem Jahrhundert mehr als 600 Cyklonen verheerend über das Land zogen, daß die meisten Staaten jährlich zweimal, manche fünf- und sechsmal und darüber von solchen Wirbelstürmen heimgesucht werden, daß ferner jedes Jahr mehr als 500 Schiffe an den amerikanischen Küsten in Folge von Stürmen verunglücken. Angesichts solcher Thatsachen und vielleicht angeregt durch das Beispiel Frankreichs, sah sich der gesetzgebende Körper der Vereinigten Staaten veranlaßt, zunächst im Interesse des Handels Schutzmaßregeln zu ergreifen und einen nationalen Wetterdienst einzurichten. Der erste Congreßbeschluß datirte vom 9. Februar 1870 und lautete wie folgt: „Beschlossen durch den Senat und das Abgeordnetenhaus der Vereinigten Staaten Nordamerika's, bei ihrer Versammlung im Congresse, daß der Kriegsminister ermächtigt und beauftragt sei, und hiermit auch ist, an den Militärstationen im Innern des Continentes und an andern Punkten der Staaten und Territorien der Vereinigten Staaten meteorologische Beobachtungen anstellen zu lassen, und an den nördlichen Seen wie an der Meeresküste das Herannahen und die Stärke von Stürmen durch den elektrischen Telegraphen und nautische Signale bekannt zu geben." Der Kriegsminister beauftragte am 28. Februar und wiederum am 15. März desselben Jahres 1870 den Chef des Signaldienstes, Brigade-General Albert J. Myer, mit der Einrichtung eines Wetter-Bureaus unter dem Titel: „Abtheilung für Telegramme und Berichte im Interesse des Handels." Dem im Congreßbeschlusse ausgesprochenen Zwecke gemäß wurden die Beobachtungsstationen zunächst an den Ufern der Seen gewählt, 25 an der Zahl. Die Beobachter langten am 16. October desselben Jahres auf ihren Posten an, und die Telegraphen-Gesellschaften versprachen die regelmäßige Übersendung der Berichte vom 1. November an. So begann also der amerikanische Wetterdienst seine Thätigkeit am 1. November 1870 (genau um 7 Uhr 35 Minuten Morgens, Washington-Zeit). Auf Grund der eingesandten Beobachtungen wurden vom 4. No-

vember desſelben Jahres an täglich dreimal Wetter-Bulletins in Tabellenform verfaßt und an 24 Städte telegraphirt. Am 8. November, alſo nur vier Tage ſpäter, trug der Telegraph auch die erſten Sturmwarnungen die Ufer der großen Binnenſeen entlang, wo die Herbſtſtürme dem Handel ſo gefährlich ſind.

General Myer wurde in ſeinem neuen und unerprobten Amte ſehr ermuthigt durch allſeitige Zuſage von Mitwirkung, beſonders von Seiten des Genie-Corps der Armee, Abtheilung für Küſtenvermeſſung; ferner des Bureaus für Agricultur, des Generalſtabsarztes der Marine-Sternwarte, der Smithsonian Institution und der Sternwarten von Cincinnati, Albany und anderer Städte.

Zwei Monate ſpäter, nämlich am 15. Januar 1871, erhielt die öſtliche Meeresküſte eine Reihe von Stationen, und im Laufe des darauffolgenden Sommers auch der Golf von Mexico, das Ohio- und das Miſſiſſippi-Thal und ſogar die Küſten des Stillen Oceans. Die Berichte der Stationen weſtlich von Chicago begannen am 2. Februar 1871, und vom 19. desſelben Monats an enthielten die drei täglichen Bulletins auch die ſogenannten Probabilitäten oder Wetterprognoſen für die nächſten 24 Stunden.

Plötzlich aber wurde der noch jugendlichen Inſtitution des Wetterdienſtes der Lebensnerv durchſchnitten, indem die Weſtern-Union-Telegraphen-Compagnie am 4. März 1871 einen ſogenannten Strike eröffnete und ſich weigerte, die Beobachtungen und Sturmwarnungen fernerhin auf ihre Drähte zu nehmen. Es war nämlich eine Streitfrage entſtanden über deren Verhältniß zur Regierung, ſpeciell über das Vorrecht der Regierung in Bezug auf die Zeit der Telegramme. Der Wetterdienſt wurde damals von vier Telegraphen-Compagnien vermittelt, und die andern drei bemühten ſich, die gänzliche Stockung des Wetterdienſtes zu verhindern. Der Streit wurde durch den beſondern Takt des Generals Myer in wenigen Tagen beigelegt. Es war aber nicht der letzte. Erhielt eine der Compagnien für beſondere Dienſtleiſtungen auch eine beſondere Vergütung, ſo beklagten ſich die andern über Zurückſetzung. General Myer wies ſie gewöhnlich an den Congreß, wo er ihre gerechten Anſprüche nach Kräften zu unterſtützen verſprach. In ſeinen officiellen Berichten an den Kriegsminiſter erklärte der General, ſeine delikateſten Verhandlungen im ganzen Wetterdienſte ſeien die mit den Telegraphen-Geſellſchaften.

Der Gebrauch von Sturmſignalen an der atlantiſchen Küſte, am Golf von Mexico und an den Seen ſollte am 23. October 1871

beginnen, und zwar in 24 Häfen. Diese Warnungssignale bestehen aus Flaggen für den Tag und Laternen für die Nacht; dieselben werden nur auf telegraphischen Befehl von Washington hin ausgehängt und eingezogen. Der Hafen von Oswego am Ontario-See war der erste, der eine Sturmlaterne zu Gesichte bekam. Es geschah dieß am 26. October 1871 von 7 Uhr Abends bis 1 Uhr Morgens.

Der Handel Nordamerika's beschränkt sich aber nicht auf das Meer und die großen Binnenseen, er hat auch seine Wasserstraßen im Innern des Continentes, die längsten der Welt. Gleich bei Errichtung des Wetterdienstes ertönte im ganzen Lande der Ruf nach Flußstationen. Solche wurden auch schon im zweiten Jahre längs dem gewaltigen Stromsystem Ohio, Missouri und Mississippi errichtet, mit dem Auftrage, daß täglich über den Wasserstand an das Centralbureau telegraphirt werde. Aus diesen Wasserständen wurde dann, in Verbindung mit den übrigen meteorologischen Beobachtungen, das voraussichtliche Steigen oder Fallen des Wassers an die Flußufer berichtet. Die Ausgabe der täglichen Fluß-Bulletins begann am 1. Januar 1872. Zur Zeit der Überschwemmungs-Monate sind diese Bulletins von großer Wichtigkeit für die Flußschifffahrt und besonders für den Waarentransport. Auch zum Schutze der Brücken sind frühzeitige Warnungen über Hochwasser oder strömendes Eis unerläßlich. Welche Vortheile es den Flußstaaten gewährt, derartige Warnungen über Hochwasser zu erhalten, um die gefährdeten Dämme verstärken zu können, haben die großen Überschwemmungen der Jahre 1883 und 1884 im Ohio-Thale hinlänglich gezeigt.

Mit den Fluß-Bulletins werden auch Canal-Bulletins ausgegeben, die über das voraussichtliche Zugefrieren und Aufthauen der Canäle Aufschluß geben. Daß diese Bulletins auf die Canal-Schifffahrt und den Handel großen Einfluß haben, weiß jeder, der die Canäle im Herbste mit Hunderten von beladenen Barken angefüllt sieht. Die Landbevölkerung ist nicht gesonnen, ihre Producte der theuren Eisenbahn anzuvertrauen, wenn ein milder und langer Herbst in Aussicht steht. Sogar die Versicherung des Waarentransportes ist wohlfeiler, wenn die Versicherungsgesellschaften aus den Bulletins ersehen, daß die Waaren nicht umgepackt werden müssen. Es ist dieß das bestimmte Zeugniß eines Tabakhändlers aus Nashville, Tennessee.

Ein nicht unbedeutender Vortheil aller dieser Wasserstationen hat sich auch für die Fischzucht herausgestellt. Die „Staats-Commission für Fische und Fischzucht" hat nämlich an das Wetterbureau das An-

ſuchen geſtellt, längs den Flüſſen und Seen die Temperatur des Waſſers ſowohl an der Oberfläche als in der Tiefe zu meſſen. Dieſe Beobachtungen werden ſeitdem regelmäßig gemacht und der Commiſſion zugeſtellt.

Das war die Entwicklung des Wetterdienſtes im Intereſſe des Handels innerhalb der erſten zwei Jahre ſeines Beſtehens. General Myer durchſchaute klar die Wichtigkeit und die Schwierigkeit ſeiner Aufgabe. Einerſeits bieten die Vereinigten Staaten dem ſchäumenden Meere eine doppelte Front von mehr als 7000 engliſchen Meilen, die Ufer der großen Seen und Flüſſe nicht mitgerechnet. Wenn es dem Staate gelänge, dieſe gefährlichen Küſten mit einer Kette von Seewarten einzuzäunen, um erſt die nothwendigen Beobachtungen vom ganzen Umfange des Continentes einzuziehen, dann deren Geſammtergebniß im Central-Bureau zu Waſhington abzuwägen und dieſes endlich als Warnungsſignale auf den Flügeln der Elektricität zurückzuſenden, ſo wäre das ein wahrhaft menſchenfreundliches und ökonomiſches Unternehmen, ein einer großen Nation würdiger Kampf gegen die unbändigen Naturgewalten. Von der andern Seite aber muß dieſe geiſtige Umſetzung des rohen Beobachtungsmaterials in einzelne nach Ort und Zeit beſtimmte Warnungsſignale in wenigen Minuten vor ſich gehen, ſollen dieſe noch zeitig an Ort und Stelle anlangen. Erweiſen ſich die Warnungen als übereilt oder unrichtig oder verſpätet, ſo werden ſie die Aufmerkſamkeit der Seefahrer und Küſtenbewohner nicht mehr auf ſich ziehen und ihren Zweck vollſtändig verfehlen. Die bisherigen Erfolge in anderen Ländern waren auch keineswegs ermuthigend. So ging General Myer mit ſeinen Warnungen höchſt vorſichtig zu Werke. Er gab in dem ganzen Jahre 354 Sturmſignale aus, wovon gegen 70 Procent ſich als richtig erwieſen, während von den Wetter-Bulletins vom 1. November 1871 bis zum 1. October 1872 durchſchnittlich 76,8 Procent eintrafen. Das Publikum erkannte dieſes als einen Erfolg an, und ſeine Repräſentanten im Congreß ſahen ſich ermuthigt, eine ſo nützliche Inſtitution nicht auf den Handel allein zu beſchränken, ſondern auch auf andere Zweige bürgerlichen Schaffens und Ringens auszudehnen.

3. Durch Congreßbeſchluß vom 10. Juni 1872 wurde das Wetterbureau beauftragt, ſeine Unterſuchungen im Intereſſe der Landwirthſchaft zu erweitern und zu dieſem Zwecke die nöthigen Stationen, Signale und Berichterſtattungen zu organiſiren. Dadurch wurde dem nationalen Wetterdienſte, der ſich früher im Intereſſe des Handels auf die Küſtengegenden zu concentriren hatte, eine neue Richtung nach dem Innern des

Landes gegeben. Der officielle Titel wurde demgemäß auch umgeändert wie folgt: „Abtheilung für Telegramme und Berichte im Interesse des Handels und der Landwirthschaft." Nicht weniger als 89 landwirthschaftliche Vereine, 38 Gewerbe- und Handelskammern und zahlreiche wissenschaftliche Corporationen, Universitäten und Fachmänner ersten Ranges setzten sich mit dem Wetterbureau in Verbindung als Mitarbeiter an dem großen gemeinnützigen Werke. Die wissenschaftlichen Vereine im In- und Auslande fingen an, lebhaftes Interesse an den großartigen Arbeiten des amerikanischen Wetterdienstes zu nehmen und den erreichten Erfolgen die vollste Anerkennung zu zollen. Mit großer Befriedigung sah General Myer seinen Lieblingsplan allmählich in Erfüllung gehen, nämlich Berichte aus allen Ländern und Meeren der Welt zu sammeln, um die atmosphärische Hülle unseres Erdballes nicht mehr bloß in einzelnen Himmelsstrichen, sondern als ein Ganzes, als einen physikalischen Körper zu studiren.

Im Laufe dieses Jahres wurde vom Wetterdienste eine Luftschifffahrt unternommen, um die Frage zu lösen, ob in größern Höhen genaue und zuverlässige Ablesungen möglich seien. Zu diesem Zwecke wurde mit einem professionellen Luftschiffer ein Contract geschlossen und ein Sergeant des Signaldienstes mit Instrumenten ausgerüstet in die Lüfte gesandt. Er machte während seiner Fahrt 156 Ablesungen, aus deren Prüfung sich ergab, daß auch in solchen Höhen die feinsten Instrumente mit Erfolg gebraucht werden können.

Mit demselben Jahre begann auch der Druck aller täglichen Beobachtungen und Bulletins in Form eines meteorologischen Archives, wovon später die Rede sein soll.

Die praktischen Fragen, wie das Wetterbureau dem Landbau überhaupt und speciell den großen Baumwollen-, Obst- und Zuckerpflanzungen des Südens von Nutzen sein könne, fanden erst allmählich ihre Lösung. Besondere Schwierigkeiten bot die Frage, wie der Tausende von Meilen von Washington entfernte Landmann zeitige Nachricht über kommenden Frost oder Regen, Hitze oder Sonnenschein erhalten könne. Über die zu diesem Zwecke täglich abgefaßten und längs allen Eisenbahn- und Telegraphenlinien hin ausgehängten „Bulletins" werden wir später berichten, wenn von der Thätigkeit des Wetterbureaus die Rede sein wird.

4. Das Jahr 1873 brachte wieder neue Zweige der Thätigkeit für den nationalen Wetterdienst mit sich. Laut Congreßbeschluß vom 3. März 1873 sollten in Zukunft auf den Leuchtthürmen und Rettungs-

stationen und an andern hervorragenden Punkten der Küsten Signal-Stationen errichtet werden, mit der Aufgabe, meteorologische Beobachtungen einzusenden und Warnungssignale aufzuhissen. Zu diesem Zwecke sollten dieselben untereinander und mit dem Centralbureau in Washington telegraphisch verbunden werden.

Myer hatte längst eingesehen, daß Rettungsstationen und Leuchtthürme ohne Signalstationen nur Halbheiten seien. Daß er hierin vollständig Recht hatte, wird sich bei Besprechung der Thätigkeit dieser Stationen herausstellen.

In diesem Jahre stieg auch, in Folge der allmählichen Vermehrung der Stationen und der reicheren Erfahrung des Personals, die Wahrscheinlichkeit der täglichen Wetteranzeigen auf 80 Procent und für einzelne Districte auch darüber, d. h. unter 100 Anzeigen trafen durchschnittlich gegen 80 ein, ein Zuwachs von 10 Procent Wahrscheinlichkeit in zwei Jahren.

Im Anfange des gleichen Jahres begann das Bureau die regelmäßige Veröffentlichung einer „Monatlichen Wetterschau", in welcher die Resultate des Monats populär und kurz zusammengefaßt und durch schön colorirte Witterungskarten dem Volke veranschaulicht sind.

Als das bedeutendste Ereigniß dieses Jahres muß der Meteorologen-Congreß zu Wien erwähnt werden, auf welchem General Myer seinen großen Plan in folgenden Worten zur Beschlußnahme vorlegte: „Es ist zu wünschen, daß täglich wenigstens einmal gleichzeitige Beobachtungen an möglichst vielen Stationen der Welt gemacht und gegenseitig ausgetauscht werden, um aus denselben synoptische Karten zu entwerfen." Die Conferenz applaudirte dem Vorschlag und erhob ihn sofort zum Beschlusse — der erste Schritt zu einer internationalen Meteorologie.

Diese kosmopolitische Idee des Generals Myer schlug rasch in der ganzen Welt Wurzel, und in kurzer Zeit war das ganze Areal von Deutschland, Belgien und Holland, Frankreich, Spanien und Portugal, Italien und Schweiz, Österreich-Ungarn, Rußland und Türkei, Schweden, Norwegen und Dänemark, England, ferner Tunis und Algier, Südafrika und Australien, China und Japan, die Vereinigten Staaten mit Britisch-Nordamerika und Grönland, Mexico und Westindien, Südamerika, die Azoren, Mauritius und die Sandwich-Inseln unter meteorologische Aufsicht gestellt. Ja selbst die oceanischen Hochstraßen sind mit beweglichen Stationen aller Flaggen besetzt, indem die amerikanische, englische, portugiesische, italienische und schwedische Kriegsflotte, die Pacifische Post-

dampfschifffahrts-Gesellschaft, die White- und Red-Star-Line, die Occidentale und Orientale und die Amerikanische Dampfschifffahrts-Gesellschaft, die Allan-Line, der Norddeutsche Lloyd und andere, auf allen ihren Fahrten die verlangten Beobachtungen anstellen. Die Mitwirkung der deutschen, österreichischen und französischen Marine wird noch gewünscht.

Die gleichzeitigen internationalen Beobachtungen begannen am 1. Juli des Jahres 1874, also nur zehn Monate nach der Wiener Conferenz, und ein halbes Jahr später, nämlich am 1. Januar 1875 konnte schon mit der täglichen Veröffentlichung des „Bulletin der internationalen, gleichzeitigen Beobachtungen auf der nördlichen Halbkugel" begonnen werden.

Damit ist aber der große Plan Myers noch nicht vollständig ausgeführt. Was gewöhnliche Geister noch heute für eine Chimäre halten, hielt dieser große Meteorologe für durchführbar und wünschenswerth, nämlich die Errichtung einer Kette von oceanischen Stationen zwischen Amerika und Europa, längs eines der unterseeischen Cabel. Diese Stationen sollten aus eigens construirten Schiffen bestehen, die in bestimmten Zwischenräumen vor Anker liegen und unter sich und mit beiden Continenten in telegraphischer Verbindung stehen, in Wahrheit schwimmende Leuchtthürme, ja mehr noch, Sturmwarnungs- und Rettungsstationen, schwimmende Post- und Telegraphenämter. Ein praktisches Beispiel einer solchen schwimmenden Station bot der Dampfer Faraday beim Legen des letzten Cabels zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten. Überrascht von einer Wettersäule, die gerade über sein Deck dahinzog, gelang es ihm, das Cabel festzuhalten und Telegramme nach Europa zu senden über Richtung und Geschwindigkeit der Cyklone und die Änderungen des Luftdruckes.

Dieser große Plan, im Einzelnen ausgearbeitet, nicht von einem Phantasten, sondern von einem eminent praktischen Manne, gehört der Geschichte an, wenn auch seine Ausführung einem späteren Jahrhundert vorbehalten sein sollte.

5. Kehren wir jetzt zum Jahre 1874 zurück. Dasselbe war für den nationalen Wetterdienst von besonderer Bedeutung wegen des Zuwachses an tüchtigen Beobachtern. Die obenerwähnte Smithsonian Institution hatte in Folge der Sprengung einer Bank ihre meteorologischen Beobachtungen eingestellt, nahm aber dieselben in diesem Jahre wieder auf, mit etwas veränderter Organisation. Sie wies die Mitglieder ihres Meteorologen-Vereines an das Signalamt, damit sie als freiwillige Be-

obachter an dem nationalen Wetterdienste mitwirkten, während sie selbst die wissenschaftliche Bearbeitung des Beobachtungsmaterials versprach. Das Anerbieten wurde vom Wetterbureau bereitwilligst angenommen, und so erhielt letzteres einen Zuwachs von 383 geübten Beobachtern.

Am 19. Juli dieses Jahres trat auch das Sanitätspersonal der Armee dem nationalen Wetterdienste bei, indem die Militärärzte aller Stationen Befehl erhielten, ihre Beobachtungen nach dem vom Wetterbureau vorgeschlagenen Plane anzustellen, und der Generalstabsarzt sich anheischig machte, dieselben dem Chef des Signaldienstes regelmäßig einzuhändigen. Die Anzahl dieser Stationen belief sich damals auf 49, später auf 71, und die Genauigkeit der Beobachtungen wurde, wie sich dieß von einem so gebildeten Corps nicht anders erwarten ließ, sehr gerühmt.

6. Wenn die Landarmee zum Wetterdienste herangezogen wurde, so durfte die Marine nicht zurückbleiben, zumal diese über die oceanischen Witterungsverhältnisse Aufschlüsse geben konnte, die auf dem Lande unerreichbar sind. Es ist nur zu verwundern, daß es nach der Errichtung des Wetterdienstes volle sechs Jahre dauerte, bis diese Anordnung getroffen wurde. Am 25. December 1876 erließ der Marine-Minister den Befehl, auf allen Schiffen der Flotte Beobachtungen anzustellen, und zwar nach dem vom General Myer vorgeschriebenen Plane und mit den von demselben zur Verfügung gestellten Instrumenten. Anfangs zeigten zwar die meteorologischen Berichte von vielen Schiffen einen großen Mangel an Genauigkeit und mußten oft zur Durchsicht und Verbesserung zurückgeschickt werden. Die Marine setzt nämlich mit Recht eine Ehre darein, die Berichte nicht an das Wetterbureau abzusenden, bis alle Copien und Reductionen correct sind.

7. Eine Einrichtung ganz eigenthümlicher Art und charakteristisch für die öffentliche Meinung hat das Jahr 1877 zu verzeichnen. Einer Aufforderung des Generals Myer Folge leistend, wählten nämlich die Gewerbe- und Handelskammern und die landwirthschaftlichen Vereine in den verschiedenen Städten meteorologische Comités, die sich dem Generale verpflichteten, die Beobachtungsstationen zu besichtigen und über den Stand und Nutzen derselben monatliche Berichte einzusenden, zugleich mit Vorschlägen für die Verbesserungen des Wetterdienstes. Solche Comités existiren gegenwärtig in 54 Städten, und ihre Bedeutung für die gewissenhafte Pflichterfüllung des Beobachtungspersonals und für die praktische Nutzbarmachung des Wetterdienstes wird von der Regierung hoch an-

geschlagen und für durchaus nothwendig erachtet. Eine Staatsinstitution unter militärischer Leitung auf diese Weise der Controle des Publikums zu unterstellen, ist nur in einem Lande möglich, wo die Civil- und Militärbeamten die Diener und nicht die Herren des Volkes sind. Es ist für den Fortschritt des Wetterdienstes und für die öffentliche Meinung bezeichnend, daß in diesem Jahre von nicht weniger als 215 Städten die Errichtung von Wetterstationen verlangt wurde. Diese Anfragen sind so zahlreich, daß nur den wenigsten entsprochen werden kann.

8. Bevor wir die weitere Entwicklung des Wetterdienstes verfolgen, müssen wir das Dahinscheiden des Mannes erwähnen, welcher die Seele des ganzen Unternehmens war, nämlich des Brigade-Generals Albert J. Myer. Er starb am 24. August 1880 zu Buffalo, im Staate New-York, nach kurzer Krankheit und allgemein betrauert im ganzen Lande. Er war im Jahre 1854 als Assistenzarzt in die Armee getreten, hatte sich aber durch die Entwicklung des Signalwesens, besonders im letzten Kriege, eine höhere Stellung erworben. In dem Nachrufe, den ihm die Armee widmete, wurden besonders seine Ausdauer, seine Energie und sein Takt hervorgehoben.

Die geschichtliche Entwicklung des Wetterdienstes in seinen verschiedenen Zweigen zeigt deutlich, daß diese Einrichtung beim Tode des Generals noch in ihrer Kindheit war; der Plan war zwar entworfen, allein es wird noch vieler Jahre energischer Anstrengung und großer Geldmittel bedürfen, bis derselbe in seiner ganzen Großartigkeit durchgeführt ist.

Zum Nachfolger des General Myer wurde Brigade-General-Major Wilhelm B. Hazen ernannt, der die Institution noch gegenwärtig leitet. Sehen wir nun, wie er die Projecte seines großen Vorgängers weiter ausbildete und der Ausführung näher brachte.

9. Seit November 1879 werden regelmäßig vom 1. October bis zum 1. Februar tägliche Frostwarnungen nach New-Orleans gesandt, zum Schutze der Zuckerpflanzungen von Louisiana, und zwar mit solchem Erfolge, daß die Handelskammer von New-Orleans schon im Herbste des Jahres 1880 den folgenden Antrag annahm: „Beschlossen, daß die Übersendung der neulichen Frostwarnungen von Seite des Wetterdienstes die Gutheißung der Pflanzer und Handelsagenten von Louisiana verdiene, weil sie den Credit der Geschäfte und den Culturwerth eines Artikels gefördert haben, der für die Unabhängigkeit Amerika's von ausländischer Einfuhr von Bedeutung ist."

Ähnliche Warnungen wurden im Jahre 1880 nach Florida und andern Orten gesandt zum Schutze der Orangen- und Tabakpflanzungen. Sogar den Viehzüchtern wurden Warnungen gegen gefährliche Nordwinde („northers") zugeschickt. Aus Lynchburg (Virginien), dem Mittelpunkte der Tabak-Cultur, wird berichtet, daß man sich beim Aussetzen der Tabakblätter an der Luft allgemein nach dem Wetterbulletin richte und dadurch große Verluste an Geld und Arbeit erspare. Aus Memphis (Tennessee) wird gemeldet, der Transport von Waaren, die von Nässe oder Frost angegriffen werden, richte sich ganz nach dem Wetterberichte, und manchem Kaufmann seien auf diese Weise an einem Tage 200—300 Dollar erspart worden. Von Indianola (Texas) wird bezeugt, die Cultur des Zuckerrohres gehe mit den Wetterbulletins Hand in Hand.

Auch die Baumwollen-Districte des Südens wurden im Jahre 1881 in das Interesse des nationalen Wetterdienstes gezogen. Wer aber sollte die nöthigen Beobachtungen anstellen, aus denen das Wetterbureau in Washington die klimatischen Verhältnisse dieser südlichen Gegenden studiren und voraussagen könnte?

Militärische Stationen sind dort nur wenige vorhanden, und Privatbeobachter waren auf den ländlichen Pflanzungen nicht leicht zu finden, noch schwerer zu organisiren. Doch der praktische Sinn der Amerikaner wußte Rath. Der Chef des Wetterbureaus bittet die Eisenbahngesellschaften, ihren Bahnhof-Inspectoren in der ganzen Baumwollenzone die Beobachtung der Temperatur und Regenmenge als Amtspflicht aufzuerlegen und die Berichte täglich an gewisse Centralstationen zu telegraphiren, und zwar auf dem Geschäftswege, d. h. unentgeltlich. Dafür macht sich das Wetterbureau anheischig, Regenmesser, Maximum- und Minimum-Thermometer, Instrumentenkasten, Papier, Postkarten u. s. w. unentgeltlich an alle Stationen zu senden. Die Regierung befiehlt nicht, bietet den Eisenbahnbeamten keine Entschädigung an, ist aber von vornherein des freundlichsten Entgegenkommens versichert. Wollte eine Corporation in einem so gemeinnützigen Falle, betreffe er nun Volkswirthschaft oder Erziehungswesen oder Gesundheitspflege oder Wissenschaft oder irgend einen andern gemeinnützigen Zweck, eine Dienstleistung, die ihr keine positiven Auslagen veranlaßt, versagen, so würde sie die Verachtung des Volkes auf sich laden und sich selbst den größten Schaden zufügen. Thatsache ist, daß die Eisenbahnen des Südens mehr Stationen versprachen, als die Regierung ausrüsten konnte. Die nördliche Pacific-Bahn hat aus eigenem Antriebe die Errichtung und Erhaltung von zwei wichtigen Stationen

in Brainerd (Minneſota) und Fargo (Dakota) übernommen mit drei Wettertelegrammen für jeden Tag.

Die Errichtung von Heuſchrecken-Stationen iſt eine weitere menſchenfreundliche Aufgabe, welche der Wetterdienſt ſich ſtellte. Dieſelben wurden im Jahre 1881 in der Nähe des Felſengebirges, wo die Wanderheuſchrecke haust, organiſirt, nämlich in Nebraska, Wyoming, Colorado, Indiana, Texas, Dakota und Montana. Ihr Zweck iſt, die Gewohnheiten dieſer Inſekten zu ſtudiren und über deren Wiederkehr, Ausbreitung und Verheerung zu berichten. Als Beiſpiel wollen wir eine Heuſchrecken-Warnung citiren, welche im Mai 1885 von Waſhington ausgegeben wurde. „Das Land wird dieſes Jahr von zwei Heuſchreckenarten, welche alle 17 bezw. alle 13 Jahre wiederkehren, heimgeſucht werden, und zwar iſt dieſes ſeit 221 Jahren das erſte Mal, daß ſie gleichzeitig kommen. Der von ihnen zu erwartende Schaden wird nicht bedeutend ſein und ſich hauptſächlich auf Obſtbäume erſtrecken. Ihr Beſuch wird bis in den ſpäten Juli hinein dauern." Glücklicher Weiſe hatten dieſe Stationen ſeit ihrer Errichtung noch nie von großen Verwüſtungen zu berichten.

Die verſchiedenen Stationen haben endlich auch noch die Pflicht, bei anſteckenden Krankheiten über den Verlauf der Epidemie und die Sterblichkeit nach Waſhington zu berichten. Die Mannſchaft wird deßhalb bei ſolchen Kataſtrophen nicht von ihren Poſten abberufen, und ſie hat ſich das auch ohne Murren gefallen laſſen, wie General Hazen anerkennend berichtet.

10. Bei dieſer immer mehr anwachſenden Aufgabe konnte das Wetterbureau ſeine Aufmerkſamkeit unmöglich den ſpeciellen klimatiſchen Verhältniſſen einzelner Diſtrikte zuwenden, hatte vielmehr ſein Augenmerk auf die großen Zugſtraßen der oceaniſchen Stürme, Froſtwellen und Regenwolken zu richten. In Anerkennung dieſer Unmöglichkeit richtete General Hazen am 11. April 1881 ein Rundſchreiben an alle Staats-Gouverneure, in welchem er betont, daß beſonders im Intereſſe der Landwirthſchaft mehr detaillirte Beobachtungen und Studien über die localen Verhältniſſe nothwendig ſeien, und daß dieſe am beſten von jedem einzelnen Staate angeſtellt würden. Er fragt weiter an, welche Vorkehrungen für die klimatologiſche Statiſtik des Staates ſchon getroffen ſeien, und verſpricht endlich die Mitwirkung des nationalen Wetterdienſtes bei Errichtung der einzelnen Staatswetterdienſte. Sämmtliche Gouverneure ſprachen ſich in ihrer Antwort ſehr günſtig über den Vorſchlag aus, erklärten

aber, daß noch in keinem Staate, außer Jowa und Nevada, eine Geldsumme zu diesem Zwecke bestimmt, also eine eigene Gesetzgebung zur Errichtung dieser Wetterbureaux erfordert sei. Der Staats-Wetterdienst ist indessen in den folgenden Staaten organisirt worden: Jowa, Nevada, Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Michigan, Nebraska, New-Jersey, Tennessee, California, Minnesota, Georgia, und im Jahre 1882 tagte bereits eine Versammlung der Indiana-Wetterbeobachter zu Indianopolis, wobei auch das nationale Wetterbureau durch einen Beamten vertreten war.

11. Noch in demselben Jahre 1881 eröffnete sich dem amerikanischen Wetterdienste eine neue, aber verhängnißvolle Thätigkeit im eisigen Norden. Es kam zwar schon früher vor, daß gelegentlich einer Nordpolfahrt auch ein Beobachter für Meteorologie in die Polargegenden gesandt wurde. So begleitete Friedrich Meyer, Sergeant des Signaldienstes, im Jahre 1871 den Capitän Hall auf dem Dampfer Polaris. Hall verließ New-York am 29. Juni, starb aber schon am 8. November. Am 15. October des folgenden Jahres 1872 wurde der Sergeant mit 18 Gefährten, zum Theile Eskimos, auf einer Eisscholle vom Schiffe getrennt, ohne dasselbe wieder zu erreichen. Mit Noth gelang es ihnen, ihr Leben zu retten; aber die werthvollen Aufzeichnungen der meteorologischen Beobachtungen von mehr als einem Jahre waren ein Raub der Wellen geworden.

Dießmal aber sollten eigentliche Stationen von längerer Dauer in den Eisgegenden errichtet werden. Schon längst war der unbekannte Fleck der Polargegenden auf den internationalen Wetterkarten ein Gegenstand des Bedauerns für die Meteorologen gewesen, und im Jahre 1875 hatte der bekannte österreichische Nordpolfahrer, Lieutenant Carl Weyprecht, vorgeschlagen, alle Nationen der Welt sollten sich vereinigen, um einen Beobachtungsgürtel um beide Pole der Erde zu schlingen. Im Jahre 1879 hatte sich auf dem Congreß zu Hamburg ein internationales Comité zur Untersuchung der Polargegenden gebildet, wozu auch General Myer seine Mithilfe versprochen hatte. Österreich-Ungarn, Dänemark, Finnland, England, Holland, Frankreich, Deutschland, Italien, Rußland, Schweden und Norwegen, die Argentinische Republik und die Vereinigten Staaten versprachen die Ausrüstung von 15 ein- oder dreijährigen Stationen rings um die beiden Pole, mit mehr als 40 Hilfsstationen in niedrigeren Breiten. Der Congreß von Washington beschloß am 1. Mai 1880 die Errichtung von zwei arktischen Stationen am östlichen und

weſtlichen Ende des Continentes, und drei Hilfsſtationen. Die öſtliche, an der grönländiſchen Küſte oder genauer in Lady-Franklin-Bay gelegene ſollte die nördlichſte des ganzen internationalen Gürtels ſein. Ihre genaue Lage iſt 81° 40′ N. und 64° 30′ W., alſo nur acht Grad vom Nordpol. Die weſtliche, an der Grenze von Aſien liegende Station iſt der nördlichſte Punkt von Alaska mit dem Namen Point-Barrow, liegt aber zehn Grad tiefer als die erſtere. Ihre Poſition iſt 71° 27′ N. und 156° 15′ W.

Am 1. Auguſt des Jahres 1881 tagte in St. Petersburg eine Verſammlung von bevollmächtigten Meteorologen, welche den Beobachtungsplan ausarbeiteten, der dann im Sommer des folgenden Jahres ausgeführt werden ſollte. Die Lady-Franklin-Bay-Expedition war aber ſchon reiſefertig, ſtach ſogleich in See auf dem eiſernen, zu dieſem Zwecke ſtark gebauten „Proteus", und erreichte ihr Ziel am 11. Aug. 1881.

Dieſe Station zählte 24 Mann, worunter 8 dem Wetterdienſte angehörten, die in Alaska aber nur 10 Mann, worunter 4 Wetterbeobachter. Ihr Zweck war nicht, wie bei früheren Expeditionen, die Erreichung des Nordpols, ſondern ſtündliche oder zweiſtündliche Beobachtungen an Ort und Stelle über Meteorologie, Magnetismus, Ebbe und Fluth, Schwere, Meeresſtrömungen, Polarlichter, Erdbeben, Dämmerung und Ähnliches. Kaum zwei Jahre ſpäter aber beſchloß der Congreß zu Waſhington, dieſe arktiſchen Stationen aufzugeben und die Mannſchaften im Laufe des Jahres 1884 wieder zurückzurufen. Der unglückliche Ausgang der Expedition nach Lady-Franklin-Bay iſt zu bekannt und liegt auch zu ſehr außerhalb des Rahmens dieſer Abhandlung, als daß wir ihn beſchreiben ſollten. Er verdient aber hier eine Erwähnung wegen des Rückſchlages, den er auf den Wetterdienſt ausübte.

12. Die großen Koſten und Opfer dieſer Expedition ſtimmten nicht nur die öffentliche Meinung in Europa und Amerika gegen die Nordpolfahrten, ſondern kühlten auch den Enthuſiasmus für den Nutzen meteorologiſcher Beobachtungen überhaupt ab. Die Kritik des Wetterdienſtes, welche von Anfang an exiſtirte, aber von der großen Popularität der neuen Einrichtung überſtimmt wurde, fing an, lauter und ſchärfer zu werden. Der Wetterdienſt, ſo hieß es, verſchlinge für ſeine täglichen Telegramme und Publikationen ein enormes Geld, und doch ſeien die Wetterbulletins nicht zuverläſſig. Deren Wahrſcheinlichkeit war zwar in dreizehn Jahren von 70 auf 88 Procent geſtiegen, ſo daß von 100 Anzeigen durchſchnittlich nur noch 12 unrichtig waren. Allein die Fort-

ſchritte in der Wiſſenſchaft der Meteorologie, d. h. in der Kenntniß der Geſetze, nach welchen die Stürme ſich entwickeln und fortſchreiten, die Temperatur ſich ändert und Regen, Schnee oder Hagel ſich bilden, und dergleichen, ſtehen auch nach dem Urtheile von Fachmännern mit dem Aufwande von Zeit, Geld und Mühe in einem ungünſtigen Verhältniſſe.

Nach dieſem Umſchlage in der öffentlichen Meinung konnte es auch nicht ausbleiben, daß dem Wetterdienſte von der Regierung weniger Geld bewilligt wurde. Über die näheren Umſtände der Herabſetzung des Budgets werden wir im folgenden Artikel bei Beſprechung der Organiſation des Wetterdienſtes berichten. Hier ſei nur erwähnt, daß in Folge dieſes Geldmangels im Jahre 1883 nicht weniger als 118 Beobachtungsſtationen, darunter 17 mit täglichen Telegrammen, und beinahe die Hälfte der militäriſchen Telegraphenlinien ganz aufgegeben wurden. Auch mehrere Signal-, Baumwollen- und Flußſtationen wurden eingeſtellt, Pförtner, Aſſiſtenten und Drucker entlaſſen, die koſtſpieligen Wetterkarten wurden ſpärlicher und die wichtigen Sturmwarnungen von Weſtindien liefen nur mehr theilweiſe ein. Der Chef des Signaldienſtes betont dieſen Rückgang in jedem ſeiner Jahresberichte an das Kriegsminiſterium; mit welchem Erfolge, wird die Zeit lehren.

Haben die obigen Zeilen den Leſer mehr im Allgemeinen über die Exiſtenz einer ſtaatlichen Inſtitution in Nordamerika belehrt, deren Zweck in dem Studium des Klimas und der Ankündigung von Stürmen und Überſchwemmungen, Froſt und Gewitter beſteht, mit weitverzweigten Beobachtungs- und Warnungsſtationen: ſo dürften nunmehr genauere Angaben über die innere Organiſation, ſowie über das Schaffen und Wirken dieſer Inſtitution am Platze ſein. Dieſe zu geben, möge den folgenden Aufſätzen vorbehalten ſein.

J. G. Hagen S. J.

Cardinal Schwarzenberg.

Ein Gedenkbild.

Cardinal Schwarzenberg ist am 6. April 1809 im fürstlichen Hause auf dem Mehlmarkt zu Wien geboren, und er starb ebendaselbst am 27. März dieses Jahres.

Nachdem er 49 Jahre den Hirtenstab geführt, legte er ihn in die Hand des ewigen Hohenpriesters zurück; nachdem er durch ein halbes Jahrhundert sich in den sorgenvollen Arbeiten des bischöflichen Amtes abgemüht, ward ihm die ewige Ruhe; nachdem er sein ganzes Leben freigebig und mildthätig gewesen, wie kaum ein Anderer, erlahmte erst im Tode die segenspendende Hand. Friedlich ging er hinüber und seine Werke mit ihm. Es bleibt aber den ungezählt Vielen, die ihn gekannt und geliebt, sein theures Gedächtniß werth wie ein heiliges Kleinod. Dieß einigermaßen zu erweisen, beabsichtigen die nachstehenden Zeilen.

Cardinal Schwarzenberg hat von dem Primatialsitz Deutschlands und dem des Königreichs Böhmen aus zwei große Diöcesen regiert; 43 Jahre lang gehörte er dem heiligen Collegium an und starb als der letzte der von Gregor XVI. ernannten Cardinäle. Dem Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts wird sein Name oft begegnen; denn in den großen Momenten unserer Zeit stand er immer auf seinem hohen Posten. Könnte es darum nur eine dankbare Aufgabe sein, seiner bischöflichen Thätigkeit nachzugehen, so dürfte dennoch von den zunächst Berufenen mit vollem Recht der richtige Augenblick für ein biographisches Denkmal als noch lange nicht gekommen erachtet werden, da die Ereignisse, die besprochen werden müßten, zwar der Kirchen- und Staatsgeschichte bereits angehören, doch aber eben erst von den Horizonten der Zeitgeschichte entschwunden sind. Cardinal Schwarzenberg ist jedoch nicht nur durch Geburt, Stellung und Verdienst eine hervorragende Erscheinung unter den Zeitgenossen gewesen, er war auch im edelsten Sinn des Wortes ein ungemein populärer Mann. Wer ihm jemals begegnet, der war um eine liebe Erinnerung reicher geworden, weßhalb in den weitesten Kreisen mit warmer Verehrung von ihm gesprochen wurde. Das hat der eigenartige Zauber seiner Persönlichkeit be-

wirkt. Und da es uns nun gegeben war, von dem günstigen Standpunkt häufigen privaten Verkehres dieselbe beobachten zu können und von früher Jugend auf sie bewundern zu lernen, meinen wir annehmen zu dürfen, daß unsere Leser einverstanden sind, wenn wir den edlen Charakter des hohen Herrn in diesen Blättern zu zeichnen versuchen. Es ist also nicht unsere Absicht, von der öffentlichen Thätigkeit des Herrn Cardinals nach ihrer kirchlichen und politischen Seite hin zu sprechen, sondern lediglich ein anspruchsloses Gedenkbild zu entwerfen. So haben wir denn persönlichen Erinnerungen nachgehangen, und was sie uns berichtet, zum Kranze zu winden gesucht. Ehrendes Wohlwollen hat einen blüthenreichen Zweig dazu gespendet [1], biographische Skizzen und Nekrologe Manches geboten. Möchte nicht Alles in unserer Hand welk geworden sein, vielmehr Theil haben an der Unverwelklichkeit der Liebe, mit der wir unser kleines Gewinde an der Gruft niederlegen, die der Edelsten einen aufnahm und birgt.

Fürst Friedrich zu Schwarzenberg verbrachte seine Jugendjahre in Wien und auf den fürstlichen Schlössern im südlichen Böhmen. Auf steil ansteigenden Pfaden wollte ihn die Vorsehung zur erzbischöflichen Würde führen, und den Oberhirten von Salzburg dann nach den Gefilden seiner engeren Heimath geleiten. Im November 1826 begann er juridische Studien an der Wiener Universität, die er schon nach einem Jahr mit theologischen vertauschte. Nach drei Jahren an der erzbischöflichen Lehranstalt zu Salzburg ließ er sich für das vierte theologische Studienjahr in das Wiener Seminar aufnehmen, das unter der ausgezeichneten Leitung des nachmaligen Weihbischofs Zenner stand. Im März 1830 hatte er, noch in Salzburg, die niederen Weihen empfangen und war etwa acht Tage später zum Domicellar-Canonicus am dortigen Metropolitan-Capitel ernannt worden. Nun, da die theologischen Studien, die dem Empfang der Priesterweihe vorausgehen, abgeschlossen waren, setzte er sie noch zwei weitere Jahre fort, den Doctorgrad zu erlangen. Am 25. Juli 1833 wurde er in Salzburg von seinem väterlichen Freunde, dem Erzbischof Gruber, zum Priester geweiht und brachte am 4. August das erste heilige Meßopfer dar; es geschah in Krummau, dem altehrwürdigen

[1] Es gereicht uns zu hoher Freude, daß dieser gütige Beitrag uns von Schloß Hirschberg in Böhmen zukam, wo der Herr Cardinal wiederholt Tage wohlthuender Erholung zugebracht. Es muß uns darum gestattet sein, Ihrer Excellenz der Frau Gräfin von Waldstein geb. Prinzessin zu Schwarzenberg hier unsern verbindlichsten Dank zu sagen.

Familiensitz, nach dem das durchlauchtige Haus den Herzogstitel führt, „wo die Rosenberge einst gleich Königen geherrscht und von dort aus mehr als einmal das Schicksal Böhmens entschieden“ [1], wo „heute noch“, wie gleichfalls der um die Familiengeschichte hochverdiente fürstliche Archivar Berger mittheilt [2], „so manche romantische Sage mit poetischen Geisterschwingen Thurm und Mauern umkreist“. Bald kehrte er nach Salzburg zurück, und widmete sich als Cooperator an der Dompfarre mit Eifer und Liebe den Arbeiten der Seelsorge. Am 28. Juni 1835 starb Erzbischof Gruber; am 23. September versammelte sich das Metropolitan-Capitel zur Wahl eines Nachfolgers. Von 14 Stimmen fielen 12 auf den 26jährigen Cooperator Fürsten Friedrich zu Schwarzenberg. Im darauffolgenden Jahr wurde er am 1. Februar präconisirt, am 1. Mai zum Bischof geweiht. 1842 ernannte ihn Gregor XVI. zum Cardinal, 1849 der Kaiser zum Erzbischof von Prag; nur der ausdrücklichste Wunsch des Papstes vermochte ihn, die ihm anvertraute und angetraute Diöcese zu verlassen. Bei der Würzburger Bischofsversammlung von 1848 führte er das Ehrenpräsidium; die Acten der Conferenzen des österreichischen Episkopates in den Jahren 1849, 1856, 1868 und 1885 tragen an erster Stelle seine Unterschrift. Im Jahre 1860 wurde nach 225 Jahren in Prag wieder ein Provinzialconcil gefeiert und im Jahre 1863 eine Diöcesansynode gehalten. Wie er aber über die Grenzen seiner Diöcese und seines Vaterlandes hinaus an den Reichsangelegenheiten des unbegrenzten Reiches Christi Antheil nahm, zeigen seine Besuche in der Hauptstadt desselben. Die Dogmatisation der unbefleckten Empfängniß Mariä sah ihn in Rom, sodann die Canonisation der japanesischen Martyrer (1862) und 19 Jahre später nochmals eine Heiligsprechung, desgleichen das Bischofsjubiläum Pius' IX. Auf dem vaticanischen Concil hat er mit dem Freimuth, den er als Kirchenfürst für sich in Anspruch nahm, seine Meinung gesagt, und hat ihr entsagt mit der Demuth, die nur lebendiges Christenthum begreift und würdigt, kennt und übt. Von den Verhandlungen des Conclave, in dem Leo XIII. gewählt wurde, konnte er sagen: „quorum pars magna fui“, und durfte als Pro-Camerlengo die Hand Leo's XIII. mit dem Fischerring schmücken.

Es genügen uns diese flüchtigen Züge, mit denen wir den äußeren Lebensgang des hohen Heimgegangenen in seinen Hauptereignissen skizziren,

---

[1] Fürst Felix zu Schwarzenberg, k. k. Ministerpräsident ꝛc., von A. F. Berger. Zweite Ausgabe. S. 159. [2] A. a. O. S. 157.

da, wie wir bereits bemerkt haben, er selbst, seine unvergeßliche Persönlichkeit, den ausschließlichen Vorwurf der folgenden Zeilen bildet.

Wer immer es vermag, sich christliche Gedanken über Menschenschicksale und Berufswege zu machen, dem wird es eine stille Freude bereiten, Gottes Vorsehung darin aufzusuchen; zu sehen, wie sie dem Einzelnen mit Segnungen zuvorkommt, mit Segnungen ihn geleitet und belohnt, in Segnungen Alles wandelt und überall waltet in Segnung. Handelt es sich dann um Lebenswege, die plötzlich oder allmählich von der breiten Heerstraße des Weltgetriebes ablenkten, zu heiligen Höhen sich hoben, so wird man überaus häufig in der Nähe eines solchen Wendepunktes ein Ereigniß finden, das in irgend einer Weise offenbar werden läßt, wie alles Irdische mit einem Mal zu Nichts wird. Wohl ist es die wehevollste Lebenserfahrung um das unerbittliche Dahinsterben, das erbarmungslose Dahinschwinden von Allem, was unerfahrener Sinn für unvergänglich hält, was die übermüthige Kraft jugendlicher Liebe festhalten zu können wähnt; aber eben solches Leid kann die Vorsehung in Erbarmung verhängen, da sie gewiß ist, es heilen zu können durch die segensreiche Einsicht: „Vanitatum vanitas".

Ein Ereigniß solcher Art finden wir auch im Jugendleben des hochseligen Herrn Cardinals; oft hat er es selbst mit seinem geistlichen Beruf in nahe Verbindung gebracht. Nicht machtvoll erschütternd und gewaltig war es; für ihn genügte, daß Gottes Mahnen wie leises Säuseln der Luft an ihm vorbeizog, daß Gottes Ruf in einem ahnungsvollen Gedanken ihm entgegentrat.

Ein alter Freund des fürstlichen Hauses war gestorben. Von Vielen um liebenswürdiger Eigenschaften willen geschätzt, durch vertraulichen Umgang geehrt, hatte er es doch versäumt, seine Lebenskraft in einem Berufe zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen einzusetzen. Kaum gestorben, schien er bereits vergessen. Da er bestattet wurde, folgte fast Niemand der Bahre.

Nicht ohne Grund hat ein ebenso talentvoller als gottloser Philosoph behauptet[1], bei den endlosen Reihen leerer Wagen, die sich heute zu Begräbnissen einfinden, käme es darauf hinaus, daß ein Verblichener von sämmtlichen Kutschern der Stadt zu Grabe geleitet werde. Es war damals noch nicht Brauch, in solcher Weise öffentliche Theilnahme zur Aufführung zu bringen; es pflegten nur die nächsten Verwandten das zu

[1] Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, Bd. I. S. 436.

thun, was bezeichnend genug das Erweisen der letzten Ehre heißt. Da jener Herr weder verheirathet gewesen war, noch nahe Angehörige besessen hatte, geschah es, daß der eben noch von der Gunst der großen Welt Ausgezeichnete ohne Thränen, ohne Klage, ohne Theilnahme zum Kirchhof getragen wurde; es schien, als hätte ihn Niemand gekannt. Der junge Fürst Friedrich war Zeuge hiervon; der kahle Leichenzug weckte tiefernste Gedanken. In heller Klarheit erfaßte er, daß tändelnde Liebenswürdigkeit, daß die Reize auch der edelsten, geistvollsten Geselligkeit kein genügendes Lebensziel darstellen, daß ohne ernste Arbeit ein Leben verloren ist, daß ein Mann, dessen Tod keine Lücke reißt, seine Lebenskraft nicht ausgewerthet hat. Und da erhob sich denn in ihm jener ahnungsvolle Gedanke, der ihn dem Priesterthum entgegentrug; er fühlte sich getrieben, so sagte er später, einen Stand zu wählen, in dem er Vielen ein Vater werden könne.

Wie der Ernst göttlicher Führung, so zeigt sich hierin auch deren Milde: die Milde, die sich den Naturanlagen anschmiegt, die des Herzens Besonderheit benützt, um vermittelst derselben ihre Ziele zu erreichen. Gott hatte dem jungen Prinzen, der Zeuge jenes Begräbnisses war, ein überaus liebefähiges Gemüth gegeben. In der Sprache Seuse's, für die unsere Zeit lange nicht mehr edel genug ist, müßte es heißen: ein minnereich Herz, und mit solch minnereichem Herzen das Bedürfniß, wohlzuthun. Daher begriff er denn schnell, daß der Mann, dessen Tod keinem Herzen eine Wunde schlägt, mit dem Reichthum des eigenen nicht freigebig genug gewesen sein müsse, nicht gewuchert habe mit seinen Talenten. Darum mochte er wohl empfänglich sein für die stille, innere Aufforderung, sein Leben demjenigen nachzugestalten und zu weihen, dessen Vorüberwandeln allüberall Spuren des Wohlthuns zurückließ, und dieser war es ja, der um ihn warb in solchem Wunsche. Was er von Gottes Gnade gedrängt als Jüngling wünschte, das hat er mit Gottes Gnade in seinem langen Leben erreicht, fürwahr in reichem und vollem Maße erreicht.

Es war auch ein Leichenzug, der sich in Prag am 1. April dieses Jahres auf der Höhe des Hradschin zum hohen Dome bewegte. Zu Füßen der königlichen Anhöhe liegt die weite Stadt. Sie war in dichten Morgennebel gehüllt, als hätte sie ein Bahrtuch über sich ausbreiten wollen. Der hundertstimmige Grabgesang der Glocken klang empor vom hundertthürmigen Prag, und ungezählt Viele blickten voll Wehmuth zum erzbischöflichen Palast, der leer, nach der Gruft im Dome hin, die offen stand. Stadt und Land trauerten um den Oberhirten wie um einen

Vater. Die Armen gedachten mit Thränen seiner väterlichen Huld und Güte, die Reichen mit Rührung seines väterlichen Mahnens und Beispiels, die Laien seiner väterlichen Sorge. Die Priesterschaft — ja die zumal hatte allen Grund, um ihn wie um einen Vater zu weinen. Wie viele der hochwürdigsten Herren Bischöfe, die anwesend waren, hat seine hohepriesterliche Handauflegung in den Stand eingereiht, der wie kein anderer Anlaß ist, Vielen ein Vater zu werden; wie viele der anwesenden Priester hat die von ihm gespendete Weihe mit Freuden beschenkt, die kein Menschenwort ausspricht, mit einem Adel umkleidet, den kein Menschengedanke aus- und zu Ende denkt! Daher denn die Anwesenden sich nicht zu einer Trauerceremonie versammelten, sondern von eigenem Leid ergriffen sich einfanden; war ihnen doch Allen, als hätten sie einen persönlichen Verlust erlitten. Wer immer sich an ihn wenden durfte, der war ja beschenkt von dannen gegangen, beschenkt mit einem Eindruck voll Hoheit und Reinheit, oder einem Wort entgegenkommender Liebe. Hätten die Leidtragenden sich über ihn aussprechen dürfen, dann hätte der eine die liebenswürdige Feinheit seines Verkehrs und seine verbindliche Anmuth gepriesen, ein anderer die krystallreine Innigkeit und Frömmigkeit seines Herzens gerühmt, oder sein freimüthig ritterlich Wesen, oder die heitere Leutseligkeit seines Charakters. Es sind dieß Stimmen aus den Nekrologen, mit denen die öffentliche Meinung ihn zu Grabe geleitet, und auch da mußte man ähnlich sprechen, wo man, weil Christo völlig entfremdet, längst alles echten Verständnisses für den Bischof und Priester bar ist. Wollen wir uns anheischig machen, bei solchem Reichthum vortrefflicher Eigenschaften das Richtige hervorzuheben, den Grundzug des Wesens zu zeichnen, dem wie ihrer Wurzel jene entwuchsen? So schwierig ist es wohl nicht. Wir meinen schwerlich Widerspruch zu erfahren, wenn wir sagen, der Grundton seines Charakters sei eine ganz eigenartige Mischung von Würde und von Anmuth gewesen, eine so lebensvolle Vereinigung von unnachahmlicher Majestät mit bezaubernder Liebenswürdigkeit, wie man sie wohl selten antreffen mag. Denn zumeist entfalten sich diese Eigenschaften auf Kosten von einander. Die Herablassung würdevoller Umgangsformen ist nur allzu leicht als eigentliche Herablassung niederdrückend, selten wahrhaft erhebend, noch seltener gewinnend und anziehend. Die Wärme wahrer, herzlicher Liebenswürdigkeit vergibt sich leicht ein Kleines und hat den Schatten geminderter Autorität im Gefolge. Keines von Beiden war beim Cardinal Schwarzenberg der Fall. Und daß sich Hoheit und Herzensgüte in ihm also durchdrangen, war ihm

so natürlich, ohne die Spur von etwas Erkünsteltem zu Gunsten der Erhabenheit, ohne den leisesten Hauch von profan-weltlichem Wesen zu Gunsten der Anmuth. Dieser Grundzug seines Charakters erklärt die beispiellosen Erfolge seines bloßen Erscheinens; er verklärte sich wie in himmlischem Lichte im Dienst des Heiligthums.

Majestätische Haltung erweckt wohl Ehrfurcht und Bewunderung; kommt aber herzensechte Liebenswürdigkeit dazu, dann wird nicht nur unsere Bewunderung gewonnen, sondern auch unsere Begeisterung geweckt. Ohne sie zu suchen, ohne danach zu verlangen, fand der Cardinal solche begeisterte, liebevolle, fast enthusiastische Bewunderung, sowohl in seinen Diöcesen als außerhalb derselben: sie ward dem 27jährigen Kirchenfürsten nicht minder als dem im Dienste Christi ergrauten Cardinal. Zum Beweise theilen wir einen Privatbrief mit[1], der das im Leben des Cardinals so bedeutungsvolle Datum trägt: „Salzburg, den 24. September 1835"; Tags zuvor war er ja zum Erzbischof gewählt worden.

„Das waren drei Tage voll lebhafter Bewegung und großartiger Scenen, was in Salzburg sehr ungewöhnlich ist. Du hast gehört, daß Rudolph Kinsky als kaiserlicher Commissär zur Wahl des Erzbischofs hierhin geschickt und daß Fürst Schwarzenberg gewählt wurde. Es herrscht allgemeiner Jubel darüber. Ich muß dir das aber im Einzelnen erzählen." Nachdem die Briefstellerin den Einzug des genannten Fürsten Kinsky, der damals kaiserlicher Statthalter in Oberösterreich war, beschrieben, fährt sie fort: „Gestern war denn der große Tag, dem die guten Salzburger in Ungeduld entgegensahen. Man versammelte sich um 8 Uhr in der Cathedrale zur Heiligen-Geist-Messe, in welcher die Canonici die heilige Communion empfingen. Hierauf begab man sich in die Kapelle des hl. Rupert, um zur Wahl zu schreiten, während der kaiserliche Commissär sich in das Haus des Dompropstes verfügte, dort dem Ausgang des Conclave entgegenzusehen. Auch wir verließen die Kirche, um besser sehen und hören zu können, was sich zutrug. Nach anderthalb Stunden der Erwartung erschienen zwei Domcapitulare, die dem kaiserlichen Commissär das Wahlresultat mitzutheilen entsendet waren. Sie geleiteten ihn zur Kirche zurück, damit er den neuen Erzbischof beglückwünschen könne. Auch wir eilten in den Dom. Bald bestieg der Dompfarrer die Kanzel und verkündigte: ‚Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, der verwaisten Kirche der Diöcese Salzburg einen Oberhirten zu geben in der Person des Hochwürdigsten und Durchlauchtigen Herrn Friedrich Joseph, Fürsten zu Schwarzenberg' u. s. w. Alles lauschte in lebhafter Spannung; aber schon beim Wort ‚des Durchlauchtigen' brach die allgemeine Freude sich Bahn. Ich kann dir nicht sagen, wie rührend das war. Viele weinten. Man rief sogar ‚Vivat'

[1] Gräfin Luise Clam-Martinic an ihre Nichte, J. Exc. Frau Gräfin Leo Thun. Das Original ist in französischer Sprache geschrieben.

und klatschte Beifall. Die guten Leute schienen außer sich vor Freude. Bald darauf kam der feierliche Zug heran. Der neue Erzbischof ging zur Seite des kaiserlichen Commissärs. Wohl sah man, daß er sehr bewegt war, allein er trug einen bewundernswerthen Ausdruck von Demuth und Ergebung. Es wurde das Te Deum gesungen, dann verließ man die Kirche. Beim Austritt aus derselben erneute Acclamationen, freudiges Vivat. Wer ihm nahen konnte, küßte ihm die Hand. Er fuhr mit Fürst Kinsky zum Chiemsee-Hof, die Glückwünsche der Behörden entgegenzunehmen, sodann nach Haus. Bald suchte Prinzessin Lori ihn auf[1]. Dieses Wiedersehen muß ergreifend gewesen sein. Bis dahin hatte er sich in Ruhe zu beherrschen vermocht, nun überkam ihn tiefe Rührung. . . Nach Tisch waren wir bei Prinzessin Lori in Aigen. Der Fürst und Erzbischof kam bald nach uns. Man hatte in aller Eile einen Triumphbogen errichtet. Die Bauern waren ihm zu Pferde entgegengezogen. Abends war städtisches Concert und Beleuchtung des ‚Stein', des Platzes, den er passiren muß. . . Heute am Fest des hl. Rupert, des hiesigen Patrons, forderte der Prediger zu Gebeten für den neuen Hirten auf. Jedermann thut dieß freudigen Herzens. Man muß hoffen, daß Gott ihn erleuchten und stärken werde und so sich dießmal das alte Wort bewahrheite: ‚Vox populi vox Dei.'"

Nicht bloß die guten Salzburger hat Cardinal Schwarzenberg also erobert, nach der Redeweise der Welt feierte er überaus oft solche Triumphe. Im December des Jahres 1841 reiste er zum ersten Mal nach Rom; eine Reise ad limina ist damals eine That gewesen. Am Weihnachtsfeste wollte er, eben erst angekommen, als einfacher Priester gekleidet, der Hochmesse des Papstes in St. Peter beiwohnen. Er stand unter dem Volk, in den ersten Reihen. Gregor XVI. hatte die Sedia gestatoria verlassen und schritt segnend durch die Menge. Plötzlich ging er in der ihm eigenen stürmischen Lebendigkeit auf unsern Erzbischof zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und begrüßte ihn in lebhafter Freude und Zufriedenheit ob seines Kommens. Der also Erkannte war tief ergriffen; er flüchtete sich in eine entlegene Kapelle, „um sich auszuweinen", wie er später sagte. Nach der ersten Audienz rief Gregor XVI.: „Questo mi paro un s. Luigi di Gonzaga!" und soll gleich die nöthigen Schritte zur Cardinalspromotion gethan haben, die in Rom stets als Motu proprio Gregors angesehen wurde. Sie erfolgte bereits nach vier Wochen im Consistorium vom 24. Januar 1842. Wie er die Freundschaft des Papstes gewann, so bezauberte er die Römer dergestalt, daß man noch

[1] Prinzessin Eleonore, Schwester Sr. Durchlaucht des Fürsten Joseph, Vaters weiland Sr. Eminenz des Cardinals. Nach dem Tode seiner Mutter (1810) hatte sie an ihm und seinen Geschwistern Mutterstelle vertreten.

Jahre lang von der herrlichen Erscheinung des jungen Prälaten sprach und förmlich für ihn schwärmte.

Ganz ähnlich ging es im Jahre 1848 bei Gelegenheit der berühmten Würzburger Bischofsconferenz, „wo der Keim zu allem gelegt wurde, was seither die Kirche in Deutschland geleistet und erstritten hat“ [1]. Die Einladungen des Kölner Erzbischofs von Geissel ergingen am 1. October [2]. Die Antwort des Cardinals [3] zeigt wohl, daß er „mit großer Liebe auf die Sache einging“, wie Diepenbrock an Geissel schrieb [4]. Cardinal Schwarzenberg befand sich auf einer canonischen Visitation im Tiroler Antheil seiner Diöcese, und so erreichte ihn erst am 13. October Erzbischof Geissels Einladungsschreiben. Zwar konnte der Cardinal zum 21. October sein Erscheinen nicht zusagen; denn er hatte, immer zur Hilfe bereit, seinem Nachbar, dem greisen Linzer Bischof, versprochen, in dessen Diöcese vom 22. bis zum 26. October das Sacrament der Firmung zu spenden. Nachdem er dieses dem Kölner Erzbischof mitgetheilt, fährt er fort: „Sobald dieses mein Wort gelöst sein wird, werde ich nach Würzburg eilen, um doch noch vor Ende dieses Monates dort einzutreffen, wenn nicht die auf der äußersten Spitze stehende politische Krisis der österreichischen Monarchie mir bis dahin eine Entfernung von meinem Bischofssitze ganz unthunlich machen sollte.“ Erzbischof Geissel hatte den Cardinal nicht nur dringend ersucht, persönlich zu erscheinen, sondern ihn auch gebeten, den Vorsitz zu übernehmen. Hierauf antwortete der Letztere mit dem Hinweis auf die Unmöglichkeit, zum angesetzten Termine anwesend zu sein: „Bei diesen Umständen, und noch mehr bei meiner Unkenntniß der kirchlichen Verhältnisse im nicht österreichischen Deutschland, muß ich die mit dem Präsidium einer Synodalconferenz verbundene Geschäftsleitung entschieden ablehnen und glaube, daß dieselbe einem durch Stimmenmehrheit von den Versammelten Gewählten zu übertragen wäre.“ In der ersten Sitzung wurde v. Geissel mit dem Präsidium betraut; in der 16. Sitzung am 2. November, der ersten, an der Cardinal Schwarzenberg theilnahm, lehnte dieser noch einmal das ihm für den Fall des Eintreffens vorbehaltene Präsidium ab, und nahm nur das ihm von den hochwürdigsten Herren Bischöfen angebotene Ehrenpräsidium an, das er bis zum Schluß der Versammlung führte [5].

---

[1] P. Schneemann, Fürstbischof Förster auf der Würzburger Bischofs-Versammlung. In dieser Zeitschrift Bd. XVI. S. 23.

[2] Dumont, Schriften und Reden von Johann Cardinal von Geissel. Bd. I. S. 172. [3] In der Coll. Lac. Bd. V. Col. 998. [4] A. a. O. Col. 999.

[5] Vgl. die Sitzungsprotokolle in der Coll. Lac. Bd. V. Col. 1048.

Am Morgen des Allerheiligenfestes war er inmitten des Episkopates im Dome erschienen. Hören wir einen Augenzeugen hierüber berichten. Legationsrath Dr. Moritz Lieber[1], der, mit Hofrath Dr. Buß und Professor Phillips von den hochwürdigsten Herren zur Theilnahme an den Berathungen eingeladen, durch die Abfassung der ausgezeichneten „Denkschrift der Bischöfe Deutschlands" sich hohe Verdienste erwarb, schrieb von Würzburg wie folgt[2]: „Es war ein imposanter, schwer zu beschreibender Eindruck, als die hohe, herrliche, jugendlich kräftige Gestalt des Cardinals, an der jeder Zoll ein Fürst ist, unter Vortritt der gesammten ministrirenden Geistlichkeit und des hiesigen Bischofs mit seinem ganzen Capitel, im rothen Barett und Talar die weiten, von einer dichtgedrängten Masse der Gläubigen erfüllten Hallen der Cathedrale durchschritt, das Pontificalamt unter feierlicher Assistenz der sämmtlichen Erzbischöfe (4), Bischöfe (19) und bischöflichen Mandatare und unter Aufführung einer sehr schönen musikalischen Messe celebrirte, und dann unter dem gleichen Cortège, nach beiden Seiten den Segen spendend, die Domkirche verließ, um sich in das bischöfliche Palais zu begeben, wo Se. Eminenz die Aufwartung von sämmtlichen Prälaten empfing." In einem „Würzburg den 12. November 1848" datirten Brief erwähnt Dr. Lieber wiederum des Cardinals: „Am Donnerstag große und erhebende Festlichkeit. Um 10 Uhr solenner Gottesdienst unter Assistenz des Episkopates in der herrlichen gothischen Marienkirche. . . . Um 12 Uhr im Theatersaale an sechs langen Tafeln Speisung von 300 Armen, denen auch sämmtliches Tischgeräth als Eigenthum belassen wurde, unter fröhlicher Musikbegleitung, während die Reverendissimi auf's Leutseligste zwischen den Tischen herumwandelnd mit den Armen sich unterhielten, Schüsseln reichten, Speisen den Einzelnen auf die Teller besorgten: die Scene möchte ich euch ausmalen. Ansprache zweier armer Mädchen an den Aller Augen und Herzen fesselnden Cardinal, und herzlich gemüthlich-christliche Antwort desselben im Namen der Bischöfe." Daß Dr. Lieber der öffentlichen Meinung hiermit Ausdruck lieh, und nicht nur persönlicher Sympathie, bezeugen die Journale. In der „Augsburger Postzeitung" konnte man damals lesen: „Der Cardinal, eine höchst einnehmende jugendkräftige Gestalt mit wundervoller fürstlicher Haltung, ist eine in jeder Beziehung aus-

[1] Vgl. Weihbischof Dr. Baudri, Der Erzbischof von Köln Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit. Köln 1881. S. 117.

[2] Coll. Lac. a. a. O. 1127.

gezeichnete Erscheinung, die des tiefsten Eindruckes auf die Gemüther der ungemein zahlreich versammelten Gläubigen nicht verfehlte."

Zwei Jahre nach dieser segensreichen Versammlung hatte der Cardinal auf den ausdrücklichen Wunsch des Papstes den Primatialsitz Deutschlands mit dem des Königreichs Böhmen vertauscht. Wie die liebevolle Begeisterung der Salzburger ihn voll hohen Vertrauens vom erzbischöflichen Throne Besitz ergreifen ließ, so erschwerte ihm deren aufrichtige Trauer das Scheiden. Eine Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung" aus Salzburg vom 8. August 1850[1] mag zeigen, wie die Liebe der Diöcesanen, die dem jugendlichen Hirten zugejubelt, ihm immer treu blieb. „Eine ungeheure Menschenmenge," heißt es da, „war zugeströmt, um den geliebten Kirchenfürsten noch einmal zu sehen, ihm noch den letzten Scheidegruß zuzuwinken. Abschiedsreden von den Kleinen gehalten und Blumensträuße von Kinderhand dargereicht waren die letzten Liebeszeichen, die dem Scheidenden geboten wurden. . . Als um 10 Uhr die große Domglocke das Zeichen gab, daß nunmehr der Cardinal den Reisewagen besteige und . . . der allgeliebte Kirchenfürst segnend und tiefbewegt abfuhr, da blieb kein Auge thränenleer." Viele, die sich dem großen Geleite anschließen wollten, mußten nur darum zurückbleiben, weil „in der ganzen Stadt und weiten Umgegend schon seit zwei Tagen kein Pferd mehr zu haben war". „Unsere wärmsten Wünsche für ungetrübtes Wohlergehen," so schließt der Correspondent, „begleiten den theuern Scheidenden, den frommen Kirchenfürsten, den edlen Menschenfreund, den Vater der Armen." Allein mochten auch die Salzburger ihm nachsingen: „Gehörst doch uns", er gehörte fortan seinem engern Heimathlande an, und ihm die Herzen seiner alten Landsleute und neuen Diöcesanen.

So wurde sein Kommen in Salzburg herzlich begrüßt und sein Scheiden mit Thränen beklagt. Ebenso ging es in Böhmen. Der Empfang

---

[1] Allg. Ztg., Beilage zu Nr. 225 vom 13. August 1850, S. 3597. Die erste und letzte Strophe der Abschieds-Cantate, die vorgetragen wurde, sind, wenn auch nicht formvollendet, doch überaus gemüthvoll und herzlich:

Dich rief der Herr,
Zu weiden seine Heerde,
Und Jubel scholl durch Berg und Thal
Allüberall.
Dich ruft der Herr,
Daß Größeres dir werde,
Ein weites Feld für seine Saat
In Wort und That.

Gehörst doch uns!
Dein Name wird bestehen,
So lang ein Berg noch ragt in's Blau
Im Salzachgau.
So lebe wohl
Auf's frohe Wiedersehen,
Bis einst uns nichts mehr trennen soll.
O lebe wohl!

war ein hochfestlicher; da es aber in diesem Jahre hieß, daß er seiner Diöcese entrissen sei, da ging nur eine Klage durch alle Gaue des Landes. Wir bleiben unserem Vorsatz treu, dem künftigen Biographen nicht vorgreifen zu wollen, und schweigen darum von der außerordentlich umfassenden Thätigkeit, die auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens, der christlichen Kunst, der charitativen Werke seine Regierungsweisheit bekundete. Nur an zwei Ereignisse wollen wir erinnern, die seine Popularität offenbarten: das Jubiläum von 1875, da er 25 Jahre lang Erzbischof von Prag gewesen war, und seine Secundizfeier im Jahre 1883.

Kärglich erntet, wer spärlich säet. Wessen Aussaat aber in Freigebigkeit geschieht und in Segnungen, dessen Ernte wird auch reich und gesegnet sein. An den genannten zwei Festtagen konnte der Cardinal von seiner einsamen Höhe auf dem Hradschin hinblicken über die weite Erzdiöcese. Er war wahrlich nicht karg gewesen mit allem, was er hatte, zumal nicht mit dem Reichthum seines edlen Herzens. In dem ausgedehnten Fruchtfeld bischöflicher und priesterlicher Thätigkeit hatte er ein Viertel- und ein halbes Jahrhundert lang Wohlthat um Wohlthat ausgesäet, war er ungezählt Vielen ein Vater geworden. Und nun kamen seine Kinder von allen Seiten und brachten Garben herbei, die Garben aufrichtiger Ergebenheit und Liebe. Da ging es denn nicht nur zu, wie es eben bei den Jubiläen hoher Herren zu gehen pflegt: Serenade und Fackelzug, Gratulationsauffahrt und Festgeschenke, Deputation auf Deputation, Ansprache um Ansprache, Glück- und Segenswünsche in mancherlei Formen mit einerlei Inhalt — mehr als das; es lag ein so sanfter Ton herzlicher Freude auf diesen schönen Friedensbildern, die inmitten nationalen Zwistes ein wohlthuender Anblick waren, von all den politischen Kämpfen wie stille Idyllen sich abhoben. Waren und sind auch die Bewohner eines Landes, die Träger einer Geschichte, die Kinder eines Vaters im nationalen Streite „feindliche Brüder": galt es, dem Cardinal eine Huldigung darzubringen, da waren die Edlen unter ihnen Eins. Czechische Blätter feierten den Primas des Landes in Wort und Bild[1], und auch deutsch-liberale Journale gab es, die sich der allgemeinen Freude anschlossen. Im Jahre 1883 schrieb ein solches[2]: „Dieser hochgeborene Kirchenfürst steht als leuchtendes Beispiel da für den Wandel des Klerus. Keiner der harten und aufreibenden Obliegenheiten seines Amtes entzieht

[1] Světozor 1875, Nr. 34.

[2] Citirt in der „Germania" vom 16. August 1883. (Zweites Blatt. Correspondenz aus Prag.)

er sich je; seine eherne Ausdauer auf den beschwerlichen Firmungs- und Visitationsreisen bei den anstrengendsten kirchlichen Functionen ist geeignet, den jüngsten Priester zu beschämen, und Niemand kann es ernster und heiliger nehmen mit der Verantwortlichkeit des kirchlichen Hirtenamtes, als er, der im Kriegsjahr 1866 fest auf seinem Platz geblieben ist und allen seinen Einfluß eingesetzt hat zur Erwirkung des mildesten Schicksals für Prag. Wir stimmen mit den Gegnern unseres Volksstammes überein in der Anerkennung, daß selten ein würdigerer und edlerer Priester und Bischof auf dem Sitz des hl. Adalbert thronte, als der gegenwärtige Fürst-Erzbischof Cardinal Schwarzenberg."

Will man derlei Kundgebungen in ihrer ganzen Bedeutung ermessen, so muß dieses erwogen werden. Nicht nach der Weltanschauung scheiden sich dort die Geister, die Bewohner Böhmens und Österreichs gehen zumeist nach Sprache und Blut in nationale und politische Parteien auseinander. Nicht also wie in der übrigen Welt ist es der Grundgegensatz zwischen kirchlicher Gesinnung, Ultramontanismus genannt, vielleicht weil es derer so viele gibt, die eine solche Macht über alle Berge wünschen — und unkirchlicher Gesinnung, vielfach Liberalismus geheißen, wahrscheinlich weil sie in ihren echtesten Resultaten das Gegentheil von Freiheit zu Tage fördert; nicht ist es dort der Grundgegensatz zwischen christlicher Weltanschauung und unchristlicher Lebensansicht, nicht Theismus und Atheismus, die sich im öffentlichen Leben als die eigentlichen Feinde gegenüberstehen; man trennt und vereint sich nicht nach den offenbaren Consequenzen dieser Standpunkte auf ethischem und staatsrechtlichem Gebiet, wie sie den Männern des Gedankens durchsichtig sind und zweifellos, sondern nach nationaler Abstammung und nationalen Sympathien und politischen Forderungen. Daraus erklärt sich die sonderbare Erscheinung, daß politische Freunde häufig durch die unüberbrückbare Kluft verschiedener Weltanschauung getrennt sind, daß sie kaum anders als in einzelnen concret gestellten Forderungen gewissermaßen zufällig übereinstimmen, da der diametrale Gegensatz zu Tage treten muß, sobald es sich um den klaren Beweis für die principielle Berechtigung solcher Forderung handelt. Aus derselben Ursache erklärt sich darum, daß Leute als politische Feinde sich befehden, die im Letzten und Wichtigsten, in der Weltanschauung, wie sie in den religiösen Überzeugungen gipfelt, eines Sinnes sind. Während aber in Sachen der Weltanschauung, in den Problemen des Geistes, dieser entscheidet und regiert, ist, wie ein österreichischer Staatsmann vor einigen Jahren im Wiener Parlament angedeutet hat, in allem,

was die Muttersprache angeht und wo das Blut mitspricht, dem Gemüth eine sehr große Rolle zugewiesen. Wo aber dieß der Fall, da sind gewaltige Leidenschaften dem Losbrechen nahe und thatsächlich oft genug losgebrochen. Nichts aber ist von so schroffer Einseitigkeit und so harter Unduldsamkeit, als eine Leidenschaft, die in Diesseitigem ihr letztes Ziel zu haben wähnt, in Irdischem volles Genüge sucht. Daher ist denn die Stellung des Priesters Jesu Christi, der Friedensgedanken denken muß, Friedensworte zu sprechen hat, Friedenssegnungen im Herzen trägt, inmitten jener Einseitigkeit und Unduldsamkeit eine unermeßlich schwierige und er selbst den Extremen auf der einen wie auf der anderen Seite eine wenig willkommene Erscheinung. Während durch seinen Beruf ihm als Lebensziel vorgesteckt ist, unter Christen Versöhnung und immer wieder Versöhnung anzustreben, er sonach ein durchaus patriotisches Programm hat, wird er immer von allen Seiten beschuldigt, als fehle es ihm an Patriotismus.

Cardinal Schwarzenberg hat es verstanden, hierin immer über allem Leidenschaftlichen zu stehen, die Gegensätze niemals zu verschärfen; ja er hat das Unmögliche erreicht, indem er die Liebe beider Parteien gewonnen hat.

Man wollte häufig den fast überwältigenden Eindruck, den seine Hoheit und Reinheit ihm selbst unbewußt zu machen pflegten, dadurch wiedergeben, daß man sagte, jeder Zoll an ihm sei fürstlich gewesen. Gewiß wahr und richtig. Daß jedoch dieses fürstliche Wesen ganz und voll im Dienst des Heiligthums aufging, daß jede Faser dieses fürstlichen Herzens priesterlich wurde, das ist der Schlüssel zum Verständniß seines Wesens, und darum schreiben wir unter sein Bild vor Allem und zunächst: „Ecce sacerdos magnus", welch ein Hoherpriester! Im 50. Kapitel des Buches Sirach ist der Hohepriester geschildert. Einige Worte diesem Kapitel entnommen, fügen sich bei der Erinnerung an den Cardinal wie von selbst aneinander: Wie die Cypresse von schlankem Wuchs, wie die Lilie an Wasserbächen gepflanzt, so nahm er sich aus, wenn er im festtäglichen Gewande zum heiligen Altare hintrat. Von diesen Worten bleibt sein gesegnetes Gedächtniß wie umrankt und umrahmt. Dort bleibt er uns zumal unvergeßlich in den heiligen Verrichtungen bischöflichen und priesterlichen Amtes.

Nichts war ihm ferner als erkünstelt salbungsvolles Auftreten, das, was man treffend une onction de circonstance genannt hat; aber auch die peinliche Sorgfalt angelernter Genauigkeit, deren Verdienst unbestritten bleiben soll, war nicht seine Sache. Es mochte vielleicht ein ge-

ſtrenger Rubriciſt ſogar wünſchen, daß der Cardinal in den letzten liturgiſchen Feinheiten minutiöſer zu Werke gegangen wäre und auch auf die geringfügigſten Details des Ceremoniells bedächtige Überlegung verwendet hätte. Schon mehrere Decennien trug der Herr Cardinal die Gewandung der höchſten Kirchenfürſten, da ward uns zufällig einmal die Ehre, vorgelaſſen zu werden, wo der hohe Herr eben im Begriffe ſtand, ſich zu einer Pontificalfunction nach dem Dom zu begeben. Er hatte die Cappa magna angelegt, und ſein Kammerdiener wurde nicht müde, an den Falten herumzuzupfen, noch damit fertig, die Schleppe zurechtzulegen. Der Cardinal ließ ihn gewähren mit einem Ausdruck von milder Ergebung, den man bei ſolchen Gelegenheiten an ihm wahrnehmen konnte, und bemerkte zur eifrigen Thätigkeit ſeines Dieners: „Es iſt das größte Glück, daß er von Profeſſion Tapezierer iſt; denn ich kenne mich heute noch nicht darin aus.“ Mochte er aber dann an der Dompforte das Aſpergill entgegennehmen oder vor dem Sacramentsaltar Anbetung halten, mochte er durch's Presbyterium ſchreiten und auf ſeinen Thron ſich niederlaſſen oder den Hirtenſtab ergreifen und die Hand zum Segen erheben — immer war ſeine Haltung ein liturgiſches Kunſtwerk, gebildet von der Größe ſeiner Auffaſſung und der Tiefe ſeines Gemüthes. Und dieſes liturgiſche Kunſtwerk verkörperte in vollem Sinn die beiden Ideen des Introitus der Meſſe vom Kirchweihfeſte; einmal nämlich: „Wie ehrfurchtgebietend iſt dieſer Ort! fürwahr nichts Geringeres als Gottes Haus und Pforte des Himmels“; ſodann die andere: „Wie lieblich ſind deine Wohnungen, Herr der Heerſchaaren!“ Nicht leicht konnte ſich Jemand dem Eindrucke verſchließen, den die tiefe Ehrfurcht des Cardinals beim Gottesdienſt einer jeden ſeiner Bewegungen eingeprägt, ausüben mußte; wir haben Proteſtanten gehört, denen ſein bloßer Anblick am Altar ergreifend geworden war, und auch dem herzensſeichteſten Weltkind ging für einen Augenblick wenigſtens zu Frivolität und Mediſance der Athem aus, wenn ein Strahl ſeiner ſammlungsinnigen Hoheit es traf. Wie ſein Rang- und Standesgenoſſe, der edle Cardinal Patrizi, liebte es Cardinal Schwarzenberg ungemein, die heiligen Weihen zu ertheilen, und konnte er auch nicht ſolche Legionen von Leviten der Kirche ſchenken, wie der greiſe Arciprete des Laterans, ſo war die Zahl ſeiner geiſtigen Söhne doch gar groß und auch die Fülle des Hohenprieſterthumes war in der Handauflegung der Biſchofsweihe von ihm auf Viele übergegangen. Wir finden unter ihnen ſolche, die mittlerweile bereits Träger einer großen Vergangenheit, und ſolche, die ſeitdem Träger einer großen Zukunft geworden. Nennen wir

ſie. Am 8. Juni 1845 ertheilte er in Salzburg an den Regensburger Domdecan Melchior von Diepenbrock die Biſchofsweihe, und im November 1883 weihte er in Prag den zum Biſchof von Budweis ernannten Monſignor Grafen von Schönborn, der bekanntlich genau 35 Jahre nach der Inthroniſation des Cardinals, am 15. Auguſt d. J., als deſſen Nachfolger den Prager erzbiſchöflichen Stuhl beſtieg.

Wie Cardinal Schwarzenberg die heilige Liturgie als fortſtrömende Quelle zur Erneuerung prieſterlichen Geiſtes anſah, ſo freute es ihn ungemein, wenn durch hohe Bildung ausgezeichnete Laien offenen Sinnes für die Schönheiten des Cultus waren. So ſprach er nach vielen Jahren noch voll Freude, von welch ſichtlichem Eindruck verſtändnißreicher Bewunderung und heiliger Erhebung die Anweſenden bei der Prieſterweihe des jetzigen Erzbiſchofs von Olmütz Sr. Eminenz des Cardinals Fürſtenberg ergriffen wurden. Man konnte aber auch kaum einen beſſeren Interpreten für den tiefſinnigen, großartig poetiſchen Gedankengehalt des Pontificale finden, als Cardinal Schwarzenberg es geweſen iſt. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß in ſeiner Weiſe, die Segnungen und Gebete, die Admonitionen und Präfationen des Pontificale, überhaupt alle liturgiſchen Formulare zu leſen und zu ſprechen, nichts war von jenem aufdringlichen und erzwungenen Subjectivismus, den man falſches Pathos nennt; bei einem Mann von Geſchmack und Tact iſt das ſelbſtverſtändlich. Aber in der Vereinigung von Ruhe und Innigkeit gibt es noch viele Schattirungen, die das Eine oder das Andere mehr oder minder hervortreten laſſen. Ihm iſt es, wie uns däucht, immer gelungen, ruhig, gemeſſen, unnachahmlich würdevoll zu ſein und dabei doch ſo wahr durchdrungen, ſo warm ergriffen.

Kannte er den heiligenden Einfluß des liturgiſchen Lebens der Kirche gar wohl, ſo war ihm auch ſein Brevier in den 52 Jahren prieſterlichen Lebens zum treuen Freund geworden, voll der Lebenserinnerungen und der Segensgedanken. Oft hat er hervorgehoben, wie gerade in den Zeiten aufreibender und angeſtrengter Thätigkeit es ſo nützlich ſei, daß man es beten müſſe; wie das Pſalmengebet wohlthuend einwirke, auch phyſiſch beruhigend in den Aufregungen, denen wir Kinder eines nervenſchwachen Jahrhunderts nun einmal ausgeſetzt ſind. Und wahrlich, wenn wir aufathmen in den ewigen Gedanken vom Ewigen und ſeiner ewigen Ordnung und ewigen Treue, dann erſcheinen uns die Erregungen des Tages wie Eintagsfliegen. Sie mögen uns umſummen, wir können ſie verſcheuchen; ein klein wenig Geduld, ſchon ſind ſie nicht mehr. Es hat

uns darum ganz eigenartig angemuthet, als man uns sagte, der erste Bote des nahen Todes — ein heftiger Schüttelfrost — habe ihn während des Breviergebetes befallen. Es war zur Zeit der dießjährigen Bischofsconferenzen zu Wien. Vielerlei schwere Arbeiten und noch schwerere Sorgen lasteten auf ihm. Es mag wohl seine gottliebende Seele inmitten der Erdenarbeit in Sehnsucht nach der Ewigkeit sich gehoben haben; ob sie da nicht wieder Frieden fand, und ob jener Bote ihm nicht etwa eine Ahnung brachte wie diese: Siehe, nun bin ich nahe, und mein Lohn mit mir und ewige Ruhe bei mir!

Wie er das Breviergebet hochschätzte, so liebte er den Boden, dem es entwuchs: das Wort Gottes. Derselbe göttliche Geist, welcher der Kirche die liturgischen Bücher schenkte, hat das Buch der Bücher inspirirt. Darum findet der menschliche Geist, dem jene anziehend und befruchtend sind, dasselbe und noch mehr in der heiligen Schrift. Und da hatte der Cardinal wiederum eine besondere Vorliebe für die Typik des Alten Bundes. Wer hieran sich erfreut, dem hat Gott einen geistigen Blick verliehen, der schöne Fernsichten liebt und weite Horizonte.

Manch froher Spaziergang, wo Solches zur Sprache kam, bleibt uns unvergeßlich. Es waren, wie der Herr Cardinal es liebte, Spaziergänge mit „Hindernissen". Dem leidenschaftlichen Bergsteiger konnte nur eine solche Bewegung Erholung bieten, bei der man sich wirklich zu bewegen hatte. Bedächtig besorgtes Einherschleichen war in der That nichts für ihn. Mit Sorgfalt ging er allen Wegen aus dem Wege und wußte so auch im Flachland sich Gebirgsillusionen zu bereiten. Hieß es gar: „Heute machen wir Quellenstudien", dann wußte man, daß es ein fröhlicher Nachmittag würde. Dann ging es in einem Forste dem Lauf eines Bächleins nach, also nicht querfeldein, sondern bachbettauf, die Quelle aufzufinden. Es wurde von Fels zu Fels „gekraxelt", und je bedeutender ein Hinderniß war, um so sicherer wurde es genommen; je schwieriger ein Übergang schien, um so gewisser wurde er gewählt. Während wir alle Mühe hatten, den kühnen, bis in's Greisenalter jugendlich elastischen Schritten des hohen Herrn zu folgen, erzählte derselbe bald in liebenswürdigster Munterkeit Histörchen um Histörchen, und wob manch nützliche Mahnung, dem Schatz seiner Lebenserfahrung entnommen, hinein; bald sprach er von ernsten Dingen, gedachte in edelster Dankbarkeit seiner Lehrer oder erging sich in Erinnerungen an seine theologischen Studienjahre. Da konnte man wahrnehmen, wie lieb ihm das Studium der heiligen Schrift war; freilich nicht, um in den Hörsälen der Exegese am

heiligen Texte Kritik üben zu lernen, sondern um auf den Wegen durch's Leben dieser Leuchte zu folgen. Es mag ihn hierin ein besonderer Freund aus den Studienjahren beeinflußt haben, Dr. Thurwieser nämlich, Professor der Bibelwissenschaften in Salzburg, darum im vertrauten Verkehr „der Alte Bund" genannt, durch und durch ein gelehrtes Original; aber nicht von der Originalität des Bewohners der Stube, sondern von der des Sohnes der Berge. Daher war denn auch der k. k. Professor in den Pinzgauer und Tiroler Alpen nur unter dem Namen „der Gamspeterl" bekannt.

In der dießjährigen Generalversammlung der Michaelsbruderschaft in Wien hielt der Herr Cardinal seine letzte öffentliche Rede; es war drei Wochen vor seiner Erkrankung. Zum Schluß derselben sagte er, sein Greisenwort möge durch alle Länder des großen Kaiserreiches dringen und insbesondere in der Reichshauptstadt des katholischen Kaisers Anklang finden. Wir werden noch Gelegenheit haben, dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß diese Worte nicht nur Anklang finden, sondern nimmer verklingen möchten. Hier machen wir nur auf den leitenden Gedanken dieser Rede aufmerksam. Es sind einige Worte, dem Schlußkapitel des ersten Buches Paralipomenon entnommen, die der Priester in der Messe vom Kirchweihfest vor der Opferung betet: „In der Einfalt meines Herzens brachte ich froh Alles zum Opfer dar, und in unsäglicher Freude blicke ich auf dein Volk. Bewahre diesen Willen, du Gott Israels." Überaus lieb waren diese Worte in den letzten Lebensjahren dem Herrn Cardinal geworden. An einem Tage, wo diese Messe gelesen wird, hatte er die Weihen ertheilt. Umgeben von neugeweihten Priestern betete er das Offertorium: „In der Einfalt meines Herzens brachte ich froh Alles zum Opfer dar." Da er dieß betete, fand er plötzlich lichtvolle, herzbewegende Gedankenfolgen darin. Zum Schluß der heiligen Handlung richtete er, auf diese Worte sich beziehend, eine herzliche Ansprache an die jungen Leviten und Priester, und häufig hat er dieselben seitdem verwendet. Es ward ihm jenes Kapitel zum Freunde, jener Spruch zum steten Begleiter. Mit tiefer Rührung fanden wir ihn in seiner letzten Rede wieder. Wer in derlei Dingen nicht völlig unerfahren ist, der erkennt an diesem Zug den innerlichen, von Gedanken aus der Höhe lebenden Mann. Und wem es beschieden war, den Herrn Cardinal genauer zu kennen, der versteht auch, was in jenen Worten so Trostvolles für ihn lag: schlichte, opferfrohe Hingabe an Gottes Willen war sein Lebensgedanke. Die Freude Davids an seinem Volke mahnte ihn an die

Digitized by

glücklichsten Stunden seines Wirkens und Waltens, jene, wo hoheprieſterliche Freuden ihn erfüllten. Und so haben diese Worte ihm an seinem Lebensabend sein ganzes Herzensleben zusammengefaßt und von obenher erleuchtet.

Wenn die Sonne zum Untergang sich neigt, dann zertheilt sie oft eben noch alles Gewölk, noch einmal hoch aufzuleuchten. Sie nimmt die weite Landschaft in ihre Strahlenarme und läßt alle Wesen der Helle sich freuen. Wenn ein gottgeweihtes Leben sich abschließen soll, dann leuchtet oft heller als je die selige Einsicht auf, daß Gottes heiliger Dienst denn doch ein leichtes Joch ist und eine süße Bürde. Dann blickt die Erinnerung in stillem Frieden zurück auf die weiten Gefilde, die der Lebensweg durchzogen; denn Gottes Erbarmung verscheucht alle Schatten und hält Alles umfangen mit ihren Strahlenarmen.

(Schluß folgt.)

Robert von Nostitz-Rhieneck S. J.

Die Entwicklung der Instincte in der Urwelt.

(Schluß.)

Es ist nicht bloß ein höchst interessantes, sondern auch ein sehr erhebendes Schauspiel für den forschenden Menschengeist, wenn es ihm gelingt, längst vergangene Welten, die schon seit undenklichen Zeiten still und todt im Schooße der Erde begraben liegen, durch seinen Hauch mit neuem Lebensgeiste zu erfüllen. Die Steinkohlenlager, die uns Wärme spenden und Nahrung bereiten, mit Dampfkraft unsere Maschinen treiben und uns mit Windeseile über Länder und Meere tragen — sie sind nun wiederum die alten Forste des Carbon geworden. In den schlanken Wäldern von Sigillarien und riesigen Schachtelhalmen, in den grotesken Hainen von Lepidodendren und Riesenfarnen hängen nun wiederum die meterlangen Stabheuschrecken vom Gezweige herab und täuschen durch ihre Schutzgestalt und Schutzhaltung die auf den Bäumen umherschleichenden Froschsaurier, die im hungrigen Rachen ein Labyrinth von Zähnen tragen. Im Innern der morschen Stämme

schlängeln sich phosphorescirende Tausendfüßler umher und überfallen im Bunde mit Spinnen und Skorpionen ihre wehrlosen Hausgenossen, die Kakerlaken des Schabenzeitalters. Um die tiefen dunklen Torfmoore schwirren Schaaren von langgeschwänzten Eintagsfliegen[1] und anderen zarten, netzflügeligen Insekten; sie freuen sich des Sonnenlichtes, das zum ersten Male die dichte Nebelschicht durchdrang und den Dämmerschein des Erdballs in das frische frohe Tageslicht verwandelte. Doch schon nahen riesige, bunte Libellen des Lias in pfeilschnellem Fluge; sie stürzen sich auf die zarten Tänzer und verschlingen sie als willkommene Beute. Unterdessen kriechen und schwimmen die drachengestaltigen Libellenlarven tief unten im moorigen Grunde. Dicke, pflanzenfressende Wasserkäfer segeln über sie hin; schwenken sie seitwärts, so erglänzt das lufthaltige Haarkleid ihrer Unterseite wie flüssiges Silber. Nicht so friedlich sind die blutdürstigen Schwimmkäfer der Tertiärzeit. Unbeweglich hängen sie unter dem Wasserspiegel wie Raubvögel in den Lüften und lassen die Sonnenstrahlen auf ihrem olivenfarbigen, gelbgerandeten Rücken sich spiegeln. Plötzlich erblicken sie ihre Beute, stürzen sich kopfüber auf die Libellenlarven hinab und reißen ihnen den Rücken auf. Aber auch ihnen ist ihr Tag beschieden; riesige Wasserwanzen packen sie mit heimtückischem Griffe, durchbohren sie mit ihrem giftigen Rüssel und saugen sie aus.

Droben ist heiterer Sonnenschein. Ein Chor von Grillen und Heuschrecken zirpt im niederen Kraute, und vom nahen Waldesrand fällt auch schon die Silberstimme der Cikade ein. Neben den Eichenwäldern ragen noch Palmenhaine empor auf deutschem Boden, belebt von Millionen munterer Insekten. Rüsselkäfer in den mannigfaltigsten Formen und Farben fliegen und laufen umher, durchlöchern das zarte Laub mit ihrem Fraße und zapfen mit ihrem Rüssel die saftigen Schößlinge an. Die Larven metallglänzender Prachtkäfer und langgehörnter Bockkäfer durchbohren und durchwühlen die alten Stämme nach allen Richtungen, um den Anbruch jener Erdperiode zu beschleunigen, in welcher das Angesicht der Erde zum ersten Male den König der Schöpfung schauen soll. Er selbst ist noch ferne; die Hand des Schöpfers hat noch jenes vollkommenste Erdenwesen nicht gebildet, dem er seinen Odem einhauchen will. Aber schon ist das sociale Getriebe des menschlichen Culturlebens, das in den kommenden Jahrtausenden sich entfalten soll, durch Millionen ge-

[1] Die Schwanzfäden einer großen Eintagsfliege aus dem Carbon von Radnitz (Palingenia Feistmanteli) werden auf 155 mm Länge geschätzt! (Quenstedt S. 486.)

schäftig hin und her eilender Ameisen vorgebildet, die sich Wohnungen bauen, auf die Jagd gehen, ihre Blattläuse melken und ihrer Jugend die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen. Schon bedecken blumige Gefilde den Erdboden; das ist der Teppich, den die Natur ihrem künftigen Beherrscher gewebt hat. Schon fliegen fleißige Bienchen von Kelch zu Kelch und sammeln Honig und bereiten Wachs. Ahnen sie wohl, daß sie damit einst ihrem Könige süße Nahrung gewähren und ihm geweihtes Licht für seine heiligste Opferhandlung bieten werden?

Was lehren uns diese Skizzen aus dem Insektenleben der Urwelt über die Entwicklung der Instincte? Sie beweisen *erstens* die Unhaltbarkeit der darwinistischen Entwicklungstheorie; *zweitens* machen sie es wahrscheinlich, daß trotzdem eine Entwicklung der Instincte innerhalb bestimmter Grenzen stattgefunden habe.

1. Nach dem Darwinismus müßten Instinct und Organisation der Insekten immer *unvollkommener* und *einfacher* werden, je weiter wir in die Vorzeit zurückgehen; als Urahne aller Insekten wünscht man sich aber ein wurmähnliches Halb-Insekt. Da man in der fossilen Thierwelt kein solches finden konnte, ernannten einige minder vorsichtige Vertreter jener Entwicklungstheorie ein annoch lebendes raupenähnliches Thier — Peripatus Capensis[1] — zum Stammvater aller Insekten, Tausendfüßler und Spinnen; nur schade, daß dieser Urahne um einige Millionen Jahre zu spät geboren wurde. So treten sich hier Hypothesen und Thatsachen in schroffem Gegensatze gegenüber. Die Thatsachen beweisen, daß schon die ältesten Insekten ebenso vollkommen organisirt waren und ebenso vollkommene Instincte besaßen, wie die Insekten der Gegenwart. Bezüglich der Organisation hat dieß Scudder eingehend für die devonischen Urnetzflügler nachgewiesen[2], und für die Urschaben (Palaeoblattariae) ist dieß ebenfalls anerkannt; sie zeigen ein ebenso vollkommen entwickeltes Flügelgeäder, wie die Kakerlaken des neun-

[1] Rührend ist das Lob, das diesem Peripatus in der darwinistischen Zeitschrift Kosmos (7. Jahrgang S. 552) gespendet wird: „Es geht aus dem Vorstehenden zur Genüge hervor, welch hohe Bedeutung Peripatus für die Ableitung der Tracheaten (der durch Luftröhren athmenden Gliederthiere) von Anneliden- (Ringelwurm-) artigen Vorfahren hat, deren charakteristische Merkmale in Form, Bau und Entwicklung er geradezu in sich vereinigt — ein wunderbarer „Sammeltypus", mit wahrem Janusgesicht, dem sich nur etwa noch Amphioxus oder die Gasträaden Haeckels an die Seite stellen lassen."

[2] S. Scudder, Devonian Insects of New Brunswick, Boston 1880. — The earliest winged Insects of North America, Cambridge 1885.

zehnten Jahrhunderts, und besitzen sogar noch eine Vorderflügelader mehr[1] als unsere zeitgenössischen Schwaben. Dieser Höhe der Organisation entspricht auch die Höhe des Instinctes; sobald eine Insektenfamilie in der Vorwelt auftritt, zeigt sie sich auch mit jenen Instincten vollkommen ausgerüstet, welche ihr bis auf den heutigen Tag eigenthümlich sind. Die Schaben des Silur, des Carbon und des Lias, die Urnetzflügler der devonischen Felsen, die räuberischen Libellen, welche seit den ältesten Zeiten der Vorwelt die Wasserränder umschwärmen, die holzbohrenden Larven der Prachtkäfer und der langgehörnten Holzböcke, die im Sonnenschein zirpenden Grillen und die in milder Sommernacht leuchtenden Johanniskäferchen — sie alle legen aus ihren fossilen Gräbern lautes Zeugniß dafür ab, daß schon jene Insektenfamilien und Gattungen, welche damals auf dem Schauplatze der Natur lebten und stritten, auf einer ganz ähnlichen Höhe der instinctiven „Entwicklung" standen wie heutzutage. Das ist allerdings das gerade Gegentheil von jener aus einfachen Uranfängen langsam fortschreitenden Differenzirung der Instincte, die der Darwinismus sich träumte. Einem Anhänger dieser Theorie bleibt nur die Wahl, entweder aus Liebe zu seinen vorgefaßten Ideen die Thatsachen zu verläugnen, oder den Thatsachen zu glauben und seine Theorie fahren zu lassen. Das Letztere ist jedenfalls das Klügere.

Darwin fordert ferner eine ganz allmähliche und langsam fortschreitende Entwicklung aller heutigen Instincte aus einfacheren Grundformen. Sehen wir von der eben festgestellten Thatsache ab, daß die Insektenfamilien der Vorwelt bereits bei ihrem ersten Auftreten im vollkommenen Besitze ihrer eigenthümlichen Instincte und Instinctwerkzeuge sich bekunden; fragen wir bloß nach der Möglichkeit einer allmählichen Vervollkommnung aller Instincte. Diese Möglichkeit ist gerade bei den wesentlichsten Instincten nicht vorhanden. Wie die Mundtheile erst dann zum Beißen dienen können, wenn sie stark und spitz genug sind zu diesem Zwecke; wie die Flügel erst dann zum Fliegen, die Raubbeine erst dann zum Ergreifen der Beute dienen können, wenn sie bereits diesem Zwecke entsprechend ausgebildet sind: so verhält es sich mehr oder weniger mit allen übrigen Instincten des thierischen Lebens, die in der innigsten Abhängigkeit von der entsprechenden Organisation stehen. Diese Instincte mußten bereits bei ihrem ersten Auftreten voll-

[1] Die sogenannte Externomedian-Ader. Vgl. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1881. X. S. 280 ff.

kommen sein in ihrer Art, sonst waren sie völlig nutzlos; nutzlose Instincte sind aber gar keine Instincte, sie konnten der natürlichen Zuchtwahl keinen Anhaltspunkt zur Weiterentwicklung bieten. Diese für die darwinistische Entwicklungstheorie so verhängnißvolle Wahrheit wollen wir an zwei Beispielen noch eingehender beleuchten.

Die Taumelkäfer oder richtiger Kreiselkäfer des Lias haben uns in einem früheren Artikel mit ihrem Kreiseltanze erfreut. Wenn sie in der darwinistischen Entwicklungsschule aufgewachsen wären, hätten sie uns dieses ergötzliche Schauspiel nie und nimmer bereiten können. Denn die Käfer waren früher Larven, und als Larven war ihr Athmungssystem für das Wasserleben geschaffen. Nicht so als Puppen; in diesem Lebensstande mußten sie in dem Luftreiche über dem Wasserspiegel weilen. Welches war also wohl das Schicksal der Gyrinidenlarven, welche noch nicht den Instinct besaßen, zur Verpuppung an einem Binsenhalm emporzusteigen und sich daselbst in freier Luft ein Seidengespinnst zur Verwandlung zu weben? Bevor die ersten Larven „allmählich" begannen, zur Puppenruhe das feuchte Element zu verlassen, sind alle Gyriniden im Puppenstadium ertrunken, und von diesen ertrunkenen Vorfahren stammen die Taumelkäfer des Lias wie der Gegenwart ab.

Unter den Insekten des oberen Miocän von Oeningen erscheint bereits die Urahne der spanischen Fliegen (Lytta Aesculapii) und neben ihr die verwandte Zonites vetusta. Zu ihnen gesellt sich die Gattung der Ölkäfer (Meloe) aus der tertiären Braunkohle des Siebengebirges[1]. Die zwei letztgenannten Gattungen leben heute als Larven in den Nestern verschiedener Bienenarten und zeigen in ihrer parasitischen Entwicklung die merkwürdige Erscheinung der Hypermetamorphose; zwischen den ersten Larvenstand und den eigentlichen Puppenstand schieben sich nämlich noch drei neue Entwicklungsstadien ein. Begleiten wir eine Ölkäferlarve auf ihrer Entwicklungsreise. Als haarige Räuberlarve mit langkralligen Beinen saß sie an einem Frühlingsmorgen auf einer Anemone. Da kam ein Bienchen geflogen, um Blumenstaub zu sammeln. An den zottigen Pelz dieses Gastes klammerte sich die Ölkäferlarve an und ließ sich von der Biene in ihr Nest tragen. Dort schlüpfte sie in dem Augenblicke, als das Bienchen ein Ei in die Brutzelle legte, von dem Pelze

[1] Vgl. M. Girard, Traité d'Entomologie, I. p. 160 ss. 625 ss. Heer, Urwelt der Schweiz. 2. Aufl. S. 402. Quenstedt, Petrefaktenkunde. 3. Aufl. 2. Abth. S. 481. Auch bei der nahe verwandten Gattung Sitaris herrscht dieselbe parasitische Lebens- und Entwicklungsweise wie bei Zonites und Meloe.

der Biene auf das Ei hinab und ließ sich von der nichts ahnenden Bienenmutter in der Brutzelle einschließen. Die Ölkäferlarve vergalt die Gastfreundschaft mit schlechtem Lohne: sie verzehrte mit ihren spitzen Kiefern das Ei ihrer Wirthin. Aber was sollte sie nun beginnen? Das Ei war eine schwimmende Insel auf dem Honigbrei, der zum Futter der künftigen Bienenlarve bestimmt war. Als die Ölkäferlarve sich selbst den festen Grund unter den Füßen aufgezehrt hatte, mußte sie mit ihren Haaren und Krallen im Honig kleben bleiben und dabei noch verhungern; denn ihre kauenden Mundwerkzeuge waren nicht zur Honigaufnahme eingerichtet. Was sollte das arme Thierchen anfangen? Als man meinen mußte, sein letztes Stündlein sei gekommen, da streifte es den haarigen Pelz sammt Beinen und Klauen und Kiefern ab, und begann als honigfressende, fußlose Made ihr zweites Larvenstadium. Sie wurde immer größer und stärker und wechselte unterdessen noch zweimal ihren Entwicklungsstand; zuerst ward sie eine ruhende Scheinpuppe (Pseudochrysalide) und dann abermals eine Made, bis der Tag der Verpuppung herankam. Als der Käfer seine Puppenhülle durchbrochen hatte, entkam er aus dem Bienenneste in's Freie.

Aber nicht alle Ölkäferlarven sind so glücklich, das Ziel ihrer Entwicklung zu erreichen; sehr viele gehen auf einer der erwähnten Zwischenstationen zu Grunde. Für die Erhaltung der Art erwächst hieraus kein erheblicher Schaden; denn ein Ölkäferweibchen legt mehrere tausend Eier, von denen einige sicher wiederum zu Käfern werden. So steht es jetzt. Aber wie stand es damals, als die Ölkäfer ihre parasitische Lebensweise „allmählich auszubilden" begannen? Alle Larven, die zufällig in Bienennester sich verschleppen ließen, mußten ihr Wagniß mit dem Tode büßen. Denn als haarige Räuberlarven konnten sie noch nicht im Honig leben, und die zweiten und dritten Larvenstadien und die ihnen entsprechenden Instincte konnten ja erst nach vielen Generationen sich ausbilden. An eine allmähliche, langsame Vervollkommnung des parasitischen Instinctes ist also bei diesen Käferlarven nicht zu denken. Sie haben entweder schon von jeher die heutigen verwickelten Eigenthümlichkeiten ihrer Organisation und ihres Instinctes besessen, oder dieselben sind erst später, aber bereits zum ersten Male vollkommen entstanden.

Endlich ist die darwinistische Hypothese von der Entwicklung der Instincte schon deßhalb nicht annehmbar, weil sie das wichtigste Grundprincip der biologischen Paläontologie umstößt. Es gilt nämlich als allgemeine, von allen Paläontologen angenommene Regel, daß man die

biologischen Verhältnisse der Urwelt nach jenen der Gegenwart beurtheilen müsse, wofern nicht in einem besonderen Falle die Verschiedenheit jener Verhältnisse thatsächlich begründet ist. Wer dieses Princip umstößt — und das thut jede Entwicklungstheorie, die von vornherein die Hypothese aufstellt, daß ursprünglich sämmtliche Instincte anders gewesen seien als jetzt —, der macht die biologische Forschung auf dem Gebiete der Paläontologie unmöglich; denn waren die Instincte verschieden, so waren auch die Lebensverhältnisse der Thierwelt und ihre Beziehungen zur Pflanzenwelt und folgerichtig auch die Lebensverhältnisse der Pflanzenwelt verschieden. Für ein solches Geschenk der Entwicklungslehre wird sich aber die positive Wissenschaft bestens bedanken.

2. An eine darwinistische Entwicklung der Instincte ist also nicht zu denken. Aber hat nicht vielleicht eine andere — von der darwinistischen grundverschiedene — Entwicklung der vorweltlichen Instincte stattgefunden? Wir müssen uns mit einigen kurzen Andeutungen hierüber begnügen.

Es geht zwar aus unseren vorigen Artikeln klar hervor, daß die Instincte der vorzüglichsten Insektenfamilien und Gattungen unverändert geblieben sind; aber neben der Gleichheit dieser Hauptzüge finden sich dennoch manche, im Vergleich zu jenen allerdings verschwindend kleine Verschiedenheiten. Nur ein paar Beispiele seien hier erwähnt. Die Schaben der Gegenwart sind größtentheils Hausgenossen des Menschen. Unsere Hausschabe ist seit ungefähr 200 Jahren von Asien her nach Europa eingewandert und hat sich bereits überall in unseren Wohnungen niedergelassen, wo sie warme, dunkle Verstecke und Reichthum an vegetabilischer Nahrung fand. Bevor der Mensch auf der Erde erschien, konnten die Schaben noch nicht die instinctive Neigung besitzen, in menschlichen Wohnungen sich anzusiedeln. Doch können wir den Grundinstinct, der zu jener Anpassung an die menschlichen Culturverhältnisse führte, schon bei den Schaben der Steinkohlenperiode wiederfinden. Sie sind lichtscheue, behende, von den verschiedensten Abfällen lebende Insekten und durch große Lebenszähigkeit ausgezeichnet[1]. Die letztere Eigenschaft, an der auch ihre Eier in hohem Grade theilnehmen, konnte sich kräftigen in der mit Kohlensäure geschwängerten Atmosphäre des Carbon. Heute widerstehen die Schaben durch dieselbe Lebenszähigkeit dem Rauche der Küchen und sogar den Schwefeldämpfen, mit denen man sie aus ihren Verstecken treiben

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXVIII. S. 484.

oder sie tödten mächte. Damals mußten sie behende entlaufen vor großen Spinnen, Skorpionen und riesigen Tausendfüßlern, heute vor Katzen, Küchenmägden und Bäckerjungen. Damals lebten sie von dem welken Laubwerk und dem Holzmehle der carbonischen und liassischen Flora; heute nähren sie sich von den Tischabfällen der bradyssenden Menschen, oder sie gehren ihnen das Mehl auf, bevor es zu Brod geworden ist. Damals umgab sie matter Dämmerschein und eine lange dunkle Nacht; heute müssen sie sich länger verborgen halten, bis die ihnen behagende Finsternis anbricht.

Auch bei den Stabheuschrecken des Carbon sind die Spuren einer gewissen Änderung des Instinctes vorhanden. Sie waren nämlich geflügelt[1], während die Phasmiden der Gegenwart ungeflügelt sind. Es ist wahrscheinlich, daß hiermit auch eine entsprechende Verschiedenheit des Instinctes verbunden war; die Flügel sind nämlich zum Fliegen da. Doch wurde hiedurch der mit ihrer Zweigaehnlichkeit harmonirende Schutzinstinct nicht wesentlich beeinflußt; denn hätten sie nicht auch in ihrer Haltung todte Zweige nachgeahmt, so wäre ihre Zweigaehnlichkeit nutzlos gewesen. Es findet sich ferner auch bei manchen Insecten der Jetztzeit, die mit anderweitigen Schutzmitteln trefflich ausgerüstet sind, dennoch der Instinct, andere lebhafte Gegenstände zum Zwecke des Schutzes nachzuahmen[2]. Ein anderes Beispiel von einer gewissen Verschiedenheit des Instinctes zwischen lebenden und vorweltlichen Insecten bieten die Mistkäfer des Miocän. Dieselben waren nämlich auf ganz andere Säugethierarten angewiesen, als ihre gegenwärtigen Verwandten[3].

Alle diese Beispiele von Veränderungen des Instinctes, die in der Insectenwelt bis auf die historische Zeit stattgefunden haben, berechtigen eigentlich nur die Thatsache, daß das Instinctleben von damals und jetzt

[1] Bull. Bist. Centralblatt von Rosenthal, III. S. 512.

[2] Z. B. bei den Gallwespen (Cynipiden), die ein vorzügliches Flugvermögen und einen empfindlichen Geruchssinn besitzen. Ebenso bei manchen Kurzflüglern (Staphylinidae), namentlich bei den unter Ameisen lebenden Myrmedonien, die sehr schnell laufen und überdieß einen starken Geruch von sich geben können. Dennoch rollen sich die Goldmeisen und die Myrmedonien bei Gefahren wie ein Igel zusammen und stellen sich todtes; die letzteren ahmen dabei auffallend einen Klumpen Erde oder ein Holzstückchen nach.

[3] Während heute die Mistkäfer bei uns vorzugsweise auf die beschränkten Wiederkäuer (Schafe, Rinder, Ziegen u. s. w.) angewiesen sind, ist diese Familie im Miocän von Oeningen und der Schweizer Molasse nur durch eine Chasselaart (Antilope crispata) vertreten; dafür sind sich daselbst die Familie der Dickhäuter in 27 Arten, darunter 5 Arten von Rashörnern. — Neuell d. Schw. G. 435—452.

eine überraschend große Ähnlichkeit zeigt; es ist bedeutend schwieriger, eine Verschiedenheit als eine Gleichheit nachzuweisen, und die erstere verschwindet beinahe im Verhältnisse zu der letzteren. Wenn man jedoch andererseits berücksichtigt, daß die Insektenarten der Urwelt — wie wir gleich sehen werden — bis zum Ende des Tertiär verschieden sind von den heutigen, und daß mit der Verschiedenheit der Art auch fast immer eine kleinere oder größere Verschiedenheit des Instinctes verbunden ist, so ist leicht einzusehen, daß die Instincte der vorweltlichen Insekten neben der Familienähnlichkeit und Gattungsähnlichkeit, welche sie mit den Instincten der jetzt lebenden Insekten verbindet, auch eine gewisse Verschiedenheit besaßen, die jetzt allerdings in den meisten Fällen nicht mehr nachweisbar ist.

Eine *Änderung* der Instincte hat also innerhalb vieler Insektenfamilien und Gattungen stattgefunden; nun ist aber noch die ungleich dunklere Frage zu beantworten: Beruht diese Änderung auf einer wirklichen *Entwicklung*? Wenn man unter Entwicklung den allmählichen Fortschritt vom Unvollkommeneren zum Vollkommeneren versteht, so ist diese Frage zu verneinen; denn die Instincte der vorweltlichen Insekten sind in ihrer Art ebenso vollkommen wie die der gegenwärtigen Arten, und die Änderungen, die stattgefunden haben, waren keine allmählichen. Wenn man jedoch unter Entwicklung das genetische Hervorgehen der späteren Instinctformen aus früheren versteht, so hat nur dann eine wirkliche Entwicklung der Instincte stattgefunden, wenn die noch lebenden Glieder der betreffenden Insektenfamilien in der That *Abkömmlinge* der vorweltlichen Familienverwandten sind. Hiermit ist die Frage nach der Entwicklung der Instincte zurückgeführt auf die Frage nach der Entwicklung der Arten [1].

Die Paläontologie bezeugt, daß die vorweltlichen Typen des Thier- und Pflanzenreiches zum weitaus größten Theile verschieden sind von den jetzigen, und sie werden den letzteren um so ähnlicher, je näher sie ihnen in der Reihenfolge der Erdperioden stehen. So gehören beispielsweise die Insekten des Carbon sämmtlich zu anderen Gattungen, als die gegenwärtigen Glieder der nächstverwandten Familien; im Lias treten zwar schon manche der heutigen Gattungen auf, aber die Mehrzahl der damaligen Insekten gehört Gattungstypen an, die nunmehr längst ausgestorben sind;

[1] Zum Folgenden vgl. Tilmann Pesch S. J., Die großen Welträthsel. Freiburg 1884. Zweiter Band. S. 242 ff.

im mittleren Tertiär (im Miocän) sind die Gattungen zum größten Theile mit den noch lebenden identisch, die Arten sind jedoch nach Heer noch sämmtlich von denen der Jetztzeit verschieden; erst am Ende des Tertiär (im Pleistocän[1]) erscheint ein großer Theil der heutigen Arten, bis endlich in der Diluvialzeit[2] die Insektenwelt Mitteleuropa's aus denselben Arten besteht wie heute. In dieser Beziehung halten die Insekten die Mitte zwischen den höheren und niederen Thieren. Während unter den Wurzelfüßern bereits in der Kreidezeit eine Anzahl der heutigen Arten erscheint[3], während zwei Muschelgattungen (Lingula und Discina) schon in der cambrischen Stufe des Übergangsgebirges sich zeigen und durch alle folgenden Weltalter in unverändertem Gattungstypus sich hindurchziehen[4], sind die Säugethiere Mitteleuropa's noch im mittleren Tertiär zum größten Theile verschiedeneren Gattungen angehörig als heute, und selbst in der Diluvialzeit beherbergte unsere Heimath noch eine beträchtliche Anzahl von Säugethierarten, die seit einigen Jahrtausenden von dem Angesicht der Erde verschwunden sind[5].

Es wird wohl Keinem zweifelhaft sein, daß die Insekten der Gegenwart von den zu denselben Arten gehörigen diluvialen Insekten wirklich abstammen; denn in der Mitte der Diluvialzeit treten die ersten Spuren des Menschen bereits in Mitteleuropa auf[6], und seit der Erschaffung des Menschen hat keine Bildung neuer Arten mehr stattgefunden. Nun sind aber unter den Insekten der Gegenwart nicht wenige, welche tertiären (miocänen) Formen so ähnlich sehen, daß die zwischen bei-

---

[1] So werden z. B. schon die in den unterpleistocänen Ablagerungen bei Hösbach unweit Aschaffenburg entdeckten 25 Käferarten größtentheils mit gegenwärtig noch lebenden Arten identificirt. Vgl. Wiener Entom. Zeitung 1885, 1. Heft, S. 31.

[2] Die interglacialen Schieferkohlenlager von Utznach und Dürnten in der Schweiz haben eine ziemlich reiche Ausbeute von diluvialen Insekten geliefert, die namentlich mit alpinen Arten der Gegenwart übereinstimmen.

[3] Urwelt der Schweiz, S. 673.

[4] Urwelt der Schweiz, S. 614. Auch unter den Kopffüßern (Cephalopoden) finden sich ähnliche Verhältnisse; so erscheint die Gattung der Perlbootschnecken (Nautilus) schon im Untersilur, zeigt den größten Artenreichthum im Carbon und in der Kreide und ist heute noch in einer Art vertreten.

[5] Der Urelephant (Elephas antiquus), das Mammuth (Elephas primigenius), das wollhaarige Nashorn (Rhinoceros tichorhinus), das Merk'sche Nashorn (Rhinoceros Merkii), der Höhlenbär (Ursus spelaeus) u. s. w. — Vgl. Urwelt der Schweiz, S. 527 ff.

[6] In den Schieferkohlen von Wetzikon, in der Tuffbildung von Cannstatt, unter den Kalktuffen von Taubach bei Weimar fand man die ersten Spuren des menschlichen Auftretens in Deutschland und der Schweiz. Vgl. Urw. d. Schw., S. 599 ff.

den obwaltenden Unterschiede oft geringer sind, als zwischen den Spielarten mancher gegenwärtig noch lebenden Insektenart; Heer nennt diese in verschiedenen Erdperioden einander entsprechenden Formen homologe Arten[1]. Wie die gegenwärtige Insektenfauna im Tertiär, so finden manche tertiäre Insekten (z. B. unter den Prachtkäfern) im Lias, manche liassische Insekten (z. B. unter den Blattiden) im Carbon ihre homologen Arten.

Dürfen wir annehmen, daß diese homologen Arten durch wirkliche Abstammung auseinander hervorgingen? Gezwungen werden wir zu dieser Annahme nicht; denn Gott konnte am Beginne der neuen Erdperioden auch solche Arten neuerdings hervorbringen, welche den untergegangenen vorhergehenden Typen sehr ähnlich waren. Aber Gott liebt es, in der Ordnung der Natur durch natürliche Ursachen zu wirken; wir müssen deßhalb prüfen, ob es nicht wahrscheinlicher sei, daß Gott einen Theil der früheren Arten zur Hervorbringung der neuen benützt habe.

Jede organische Art umschließt eine bestimmte Mannigfaltigkeit der Organisationen und Instincte ihrer Einzelwesen; bei der einen Art ist diese Mannigfaltigkeit größer, bei der anderen geringer. Diese Mannigfaltigkeit — oder Veränderlichkeit, wie sie heute gewöhnlich genannt wird — bewegt sich aber nur innerhalb bestimmter unabänderlicher Artgrenzen und geht über dieselben nicht hinaus. So zeigen beispielsweise manche Arten der Gattung Carabus[2] die auffallendsten localen Spielarten, und zwar nicht bloß in der Färbung, sondern auch in der Form und Sculptur des Halsschildes und der Flügeldecken; wenn die äußersten Grenzen dieser Formenmannigfaltigkeit nicht durch allmähliche Übergänge miteinander verknüpft wären, so würde sie Jedermann für verschiedene Arten halten. Manchmal stehen diese Grenzen aber auch ganz unvermittelt nebeneinander. Bei einigen fremdländischen Verwandten unseres Schwalbenschwanzes (Papilio Machaon) kommen zwei oder sogar drei ganz verschieden gefärbte Formen von Weibchen vor; als man noch nicht

---

[1] Urwelt d. Schw., S. 389 und 678. — In der miocänen Insektenfauna von Oeningen, welche 224 Gattungen umschließt, sind 180 Gattungen aus homologen Arten gebildet. Die Zahl der homologen Arten aber verhält sich zur Zahl der eigenthümlichen, in der Gegenwart nicht homolog vertretenen Arten wie 876 : 140.

[2] Z. B. Carabus cancellatus kommt in neun (Naturgeschichte der Insekten Deutschlands, I. I. I. S. 135—138) oder sogar in zwölf (Catalogus Coleopt. Europae et Caucasi, Edit. 3ª, S. 4 u. 5) europäischen Spielarten vor. — Über „die Variabilität der Insektenfarben und ihre Ursachen" vgl. eine ausführliche Arbeit in „Natur und Offenbarung", 1885 (31. Band), 7. 8. 10. 11. 12. Heft.

beobachtet hatte, daß sie zu denselben Männchen gehörten, mußte man sie für ganz getrennte Arten ansehen. Bei jenen Riesen der Käferwelt, welche die stolzen Namen eines Herkules, Goliath, Atlas und Gideon tragen, ja auch bei unserem Hirschkäfer und Leuchtkäfer zeigen Männchen und Weibchen die größte Verschiedenheit in der Gestalt; dennoch gehören beide zu derselben Art. Zu diesen Erscheinungen der *gleichzeitigen* Formenmannigfaltigkeit (Variabilität und Polymorphismus) gesellen sich die noch merkwürdigeren der *aufeinanderfolgenden* Mannigfaltigkeit von organischen Gebilden, die unstreitig stammesverwandt sind. Allbekannt ist es, daß aus dem Ei die Raupe, aus der Raupe der Schmetterling wird; die Metamorphose der Insekten bietet somit das einfachste Beispiel einer genetischen Entwicklungsreihe von Wesen, die sich äußerlich ganz fremd zu sein scheinen. Seltener tritt bei den Insekten der Generationswechsel auf; bei der Gattung, der die berüchtigte Reblaus (Phylloxera vastatrix) angehört, gehen aus einem Individuum in einem Jahre fünf Formen von Individuen nacheinander hervor, die sowohl unter sich wie vom Mutterthiere ganz verschieden sind. Mit der Verschiedenheit der Organisation ist aber auch eine Verschiedenheit der Instincte verbunden, zumal wenn dieselbe Thierart in ihren verschiedenen Lebensformen verschiedene Naturaufgaben zu erfüllen hat; so ist die Raupe durch ihren Instinct ein Bild der trägen Gefräßigkeit, der aus ihr hervorgehende Schmetterling ein Bild der leichtbeschwingten Flatterhaftigkeit geworden.

Diese Thatsachen der Gegenwart beweisen, daß Organisation und Instincte der Insekten innerhalb derselben Art einer gewissen Mannigfaltigkeit fähig sind. Aber diese *thatsächliche* Mannigfaltigkeit ist keine *unbestimmte* und *unbegrenzte*, wie der Darwinismus sie annimmt, sondern nach *bestimmten Artgesetzen fest geregelt*. Diese Mannigfaltigkeit wird ferner nicht lediglich durch *äußere Ursachen*, durch die Anpassung an äußere Umstände bestimmt, sondern sie geht aus dem Innern des Organismus selbst hervor; *die inneren, eigenartigen Entwicklungsgesetze* des organischen und physischen Lebens sind die *Hauptursache* jener Mannigfaltigkeit, die *äußeren Einflüsse* sind nur die *untergeordnet mitwirkenden Ursachen*.

Inwiefern ist nun diese gegenwärtig in der organischen Natur herrschende Mannigfaltigkeit der Formen und Instincte anwendbar auf die Entwicklung der Insektenarten und ihrer Instincte *in der Vorwelt*?

Es ist *möglich*, daß dieselbe Art zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Formen und Instincten auftrete. Deßhalb ist es auch möglich,

daß ein und dieselbe Art in verschiedenen Erdperioden verschiedene organische und instinctive Eigenschaften entfaltete; der Wechsel der äußeren Verhältnisse konnte als nächste Ursache, die innern Entwicklungsgesetze der einzelnen Arten als die entferntere, aber tiefste und hauptsächlichste Ursache eine solche Umänderung der Formen und Instincte bewirken. So konnte es sein; denn der naturphilosophische Artbegriff braucht mit dem systematischen nicht zusammenzufallen. Wenn wir den ersteren auch auf die paläontologischen Forschungsergebnisse ausdehnen wollen, so müssen wir zu einer natürlichen Art nicht bloß jene Lebewesen rechnen, welche gegenwärtig noch auseinander hervorgehen, sondern auch jene, welche wahrscheinlich ehemals auseinander hervorgegangen sind. Für jene Wahrscheinlichkeit gibt es aber kein anderes Kennzeichen, als die große Ähnlichkeit aufeinanderfolgender Formen, wie sie in den homologen Artreihen thatsächlich vorliegt.

Die Annahme, daß die Reihen homologer Arten auf Stammverwandtschaft beruhen, kann also mit Recht als eine wohlbegründete Hypothese hingestellt werden; weiter gehen können wir bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht, ohne den Boden der Thatsachen zu verlassen[1].

Viele Insektenarten der Gegenwart haben ihre homologen Formen unter den Insekten der Vorwelt noch nicht gefunden, und nur wenige der homologen Arten reichen hinter die Tertiärzeit zurück. Es wird der Wissenschaft der Zukunft allerdings vielleicht noch gelingen, viele Lücken auszufüllen und neue Ringe in der Kette der homologen Arten zu entdecken. Aber je tiefer der menschliche Forschergeist in die Geheimnisse der Urwelt vordringen wird, desto klarer wird ihm auch die Beschränktheit

[1] Die Thatsache, daß die ältesten fossilen Insekten (Schaben, Urnetzflügler, Stabheuschrecken, Termiten u. a.) zu den Insekten mit unvollkommener Verwandlung gehören, daß erst im Lias die Insekten mit vollkommener Verwandlung zur Entfaltung artenreicher Gattungen und Familien gelangen, und daß auch hier noch ganze Insektenfamilien (wie die Bockkäfer, Schwarzkäfer, Kurzflügler, Marienkäfer) völlig fehlen, ja sogar drei Insektenordnungen entweder gar nicht (Schmetterlinge) oder nur in äußerst spärlichen und zweifelhaften Resten (Hautflügler und Zweiflügler) vorhanden sind; daß ferner auch noch im Miocän einzelne heute bedeutende Familien (wie die Blumenböcke und Borkenkäfer) mangeln; daß endlich die Ordnung der Schmetterlinge erst mit der Jetztzeit (einschließlich des Diluviums) ihren großen Reichthum an Arten und Individuen erhalten zu haben scheint — alle diese Thatsachen sind nicht der Art, daß sie sich mit wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit für die Entwicklungstheorie verwerthen ließen.

ſeines Wiſſens zum Bewußtſein kommen. Das Sein der organiſchen Naturweſen, das ihm in vollendeten, ausgeprägten Zügen gegenwärtig vor Augen liegt, birgt ſchon unerforſchliche Räthſel genug; noch viel dunkler aber iſt das Werden: wie wird aus dem Ei die Raupe, aus der Raupe die Puppe, aus der Puppe der Schmetterling? Und dieſes Werden, das ſo räthſelhaft iſt, während es vor unſeren Augen ſich abſpielt, es iſt noch unendlich räthſelhafter, wenn es vor vielen Jahrtauſenden ſich ereignet hat. Der Menſch ſteht in der ihn umgebenden Schöpfung da wie eine Eintagsfliege; er hat nur geſehen, was während weniger Sekunden des Weltenjahres geſchah, und dennoch will er die dunklen, räthſelvollen Chiffern des uralten verſteinerten Jahrbuches deuten. Bei dieſem Gedanken muß der glaubensloſe Forſcher ohnmächtig den Muth ſinken laſſen; nicht ſo der gläubige Forſchergeiſt. Er weiß, daß er hier auf Erden nur ein kleines Tröpflein aus dem Quell der Wahrheit trinken kann; aus dem vollen Borne wird er erſt im Jenſeits ſchöpfen. Ihn erhebt der Gedanke, daß er durch ſein mühevolles Forſchen einem unendlich weiſen, allmächtigen und allgütigen Gotte dient. Die Macht und die Weisheit ſeines Schöpfers tritt ihm in den Werken der Natur immer klarer und heller vor Augen; er folgt in ſeinen Forſchungen der Spur jener ewigen, unerſchaffenen Weisheit, vor der tauſend Jahre ſind wie ein Tag, die mit einem Blicke alle Welten und Weltalter umfaßt, welche je aus ihrer Schöpferhand hervorgegangen ſind und hervorgehen werden.

E. Wasmann S. J.

Von Reykjavik nach Isafjördr.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

31. Juli.

Der letzte Tag unseres Aufenthalts in Reykjavik war gekommen; es war das Fest unseres Ordensstifters, des hl. Ignatius von Loyola, das zum ersten Male hier von Angehörigen seiner großen Familie gefeiert wurde. Wir hatten deßhalb unsern Altar so gut wie möglich geziert und die schönsten Paramente, die zu finden waren, hervorgeholt. Nicht ohne eine gewisse Wehmuth packten wir sie ein, nachdem wir unsere beiden heiligen Messen gelesen. Wann werden endlich Priester kommen, um hier zu bleiben? Wann wird ein Glöcklein täglich die Bewohner von Reykjavik zum Gottesdienst laden?

Nachdem wir unsere Vorbereitungen zur Weiterreise der Hauptsache nach getroffen, besuchten wir unsere Freunde und Bekannten, um ihnen Lebewohl zu sagen. Bei dieser Gelegenheit hörten wir in den sonst so stillen Straßen zum ersten Male die Klänge einer Blechmusik. Wir fragten, was das bedeute, und nun erfuhren wir, daß sich die Musikanten von Reykjavik auf den nächsten Tag einübten, an welchem die erste Industrieausstellung auf Island eröffnet werden sollte — ein Ereigniß für das ganze Land! Durch gütige Vermittlung eines Freundes wurde uns die Gunst zu Theil, die Ausstellung schon heute besichtigen zu dürfen. Als Ausstellungsgebäude diente das aus dunkler Lava neu gebaute Elementarschulhaus der Stadt. Es war wohl die primitivste und einfachste Ausstellung, welche in diesem Jahrhundert der Weltausstellungen gehalten worden ist; aber sie war insofern interessant, als sie von den materiellen Culturverhältnissen des Landes eine annähernde Vorstellung gab.

In dem ersten Zimmer kamen die Handwerke und die bäuerliche Industrie zu Ehren, in einem zweiten der Fischfang, in einem dritten die Wollindustrie nebst den feinern Künsten; doch war die Trennung nicht ganz haarscharf durchgeführt, wie es ja in Island keine professionsmäßige Trennung der Gewerke gibt. In jedem Haus wird gesponnen, gewoben und genäht. Jeder Bauer ist selbst Zimmermann, Schreiner, Schlosser, Schmied, allenfalls auch Sattler, Maurer und Fischer. Was mir zuerst in die Augen fiel, war ein Globus, einige Karten und ein Hausmodell; ein Knabe von 15 Jahren, Eirikr Guðmundsson aus Miðdalr in Moßfell hatte das Alles zu Stande gebracht. Spinnräder, welche daneben standen, waren zwar sehr stark lackirt und glänzten wie Fixsterne, aber die sonstige Arbeit daran war ziemlich roh. Neben verschiedenen Proben von Winter- und Sommerbutter konnten auch die Butterfässer nicht fehlen. Die isländischen Tabaksdosen, in Gestalt von

kleinen Pulverhörnchen, sind bekannt. Auf unserm Ausflug nach dem Hekla führte Eyvindr immer eine solche mit sich. Gleich beim Beginn unseres Rittes zog er sie hervor, riß das Zäpfchen aus der vordern Öffnung, woran es mit einer Kette befestigt war, bog seinen Kopf nach hinten, steckte das Hörnchen in die Nase, schüttelte daran und bot es dann mir zum Schnupfen, was ich jedoch dankend ablehnte. Solcher Tabakshörnchen waren viele da, mehr oder minder fein gearbeitet; doch erreichte keines die kunstvolle Schnitzerei der früheren Zeit, wovon das antiquarische Museum gute Proben bot. Sehr charakteristisch für den sinnreichen, geduldigen Arbeitsfleiß des Volkes war eine Nähmaschine, welche ein Mann im Ostlande, der nie eine solche gesehen, auf bloß mündliche Beschreibung hin angefertigt hatte, und welche ganz brauchbar ausgefallen war. Ein Webstuhlmodell bezeugte, daß der alte Webstuhl hier zu Lande noch nicht aus dem Gebrauch gekommen. Sehr sauber und solid gearbeitet schienen mir einige Pferdegeschirre, sowohl was die Leder- als die Metallarbeit daran betraf; am meisten Pracht und Luxus aber entfaltete ein Frauensattel. Zwischen Näpfen und Holzgeschirren der verschiedensten Form und Größe, wie sie die Milchwirthschaft erheischt, deutete ein elegant eingelegtes Schmuckkästchen mit vielen Schubfächern und ein Schachbrett aus Messingblech auf die Lust an feinerem Luxus hin; doch waltete überall das Einfache, Praktische und Nothwendige vor, und auch hier würde jeder Handwerker und Gewerbtreibende unendlich Vieles vermißt und das Vorhandene in gar wenigen Proben vertreten gefunden haben. Es war nicht eine Ausstellung von tüchtig geschulten Professionisten, sondern von fleißigen Autodidakten, welche da und dort nach alter Familienüberlieferung gearbeitet und von eingeführten Mustern zu lernen gesucht hatten. Es fehlt den Isländern gar nicht an praktischem Verstand, Erfindungsgeist, Geschick, Handfertigkeit; was sie mitten in dem industriellen Lebensstrom der Neuzeit um ein Jahrhundert zurückgehalten hat, ist lediglich die frühere Armuth des Landes und des Volkes, ihre Isolirung vom allgemeinen Weltverkehr und die schwierige Communication im Lande selbst.

Unter dem Titel Niðarsoðinn Silungar frá Thingvöllum við Öxará hatte unser Freund, der Pastor Pálsson von Thingvellir, Lachsforellen aus dem Thingvallasee in Blechdosen ausgestellt: der erste Versuch einheimischer Conserven.

Während das erste Zimmer sonst mehr die Handwerke vertrat, wie sie sporadisch im Innern des Landes, mit mehr Erfolg in Reykjavik getrieben werden, galt das zweite dem Fischfang, der einen großen Theil der Küstenbevölkerung beschäftigt. Leinen, Angeln, Netze, andere Fischgeräthe hingen hier in großer Anzahl; daneben waren die wichtigsten Fischsorten — Häringe, Steinbutten, Dorsche, Klippfische — frisch und getrocknet, nach ihrer verschiedenen Qualität, Fangort, Zubereitung ausgestellt. So weit ich beurtheilen konnte, war auch dieser Theil der Exposition nicht eben reich, doch immerhin ein erfreulicher und ermuthigender Anfang.

Der dritte Raum bot einen bunteren Anblick dar. Hier war vereint, was sich an Kunst und an Webereien hatte auftreiben lassen. Das erste war

wenig: einige Kreidezeichnungen von Olafr Eriksson, die Leistungen eines Durchschnitts-Gymnasiasten nicht übertreffend, einige colorirte botanische Zeichnungen und das Millenialbild von 1874 von Benedict Gröndal, der am Gymnasium naturgeschichtlichen Unterricht ertheilt, und ein paar kleine Porträts, von einer Frau Melsteð gemalt. Ziemlich reich war dagegen, was weiblicher Fleiß an Webereien aufzuweisen hatte. Fast in jedem Haus soll sich ein Webstuhl finden. Bis jetzt versahen die Hausfrauen und Töchter ihre Familien mit selbstgewobenem Tuch. Dieses Wolltuch, Vaðmál genannt, aus inländischer Schafwolle gesponnen und gewoben, ist ungemein stark, dauerhaft und nahezu wasserdicht, dabei angenehm weich und warm. Meist wird es grau, braun und schwarz gefärbt. Die verbreitetste Sorte ist ziemlich grob; doch werden, besonders für die Frauenkleider, auch feinere Sorten angefertigt. Die Ausstellung wies sowohl Garne als Gewebe der verschiedensten Art auf, und außer den gewöhnlichen auch solche in sehr lebhaften Farben. Als ich über einige sehr schöne Gewebemuster meine Bewunderung ziemlich laut aussprach, gestand mir Fräulein Pjétursson, die Tochter des Bischofs, welche mit Frau Dr. Schweitzer ebenfalls die Ausstellung besichtigte, ganz bescheiden erröthend, daß sie die Weberin sei. Einige vorzügliche Teppiche waren von einer Wittwe in Reykjavik angefertigt. Ein herrlich warmer Überrock, außen braun, innen roth und grün gefüttert, war zu einem Preis von 50 Kroner käuflich. Da das Tragen von Wollhandschuhen ganz allgemein ist, so war von solchen eine Menge vorhanden. Sie haben immer sechs Finger, so daß man etwas wechseln kann. Manche hatten sehr barocke Dessins. Von einem Fräulein Margjet Jonasdóttir waren Stickereien ausgestellt, die aber schon vom Jahre 1841 herrührten; neuern Datums dagegen waren künstliche Blumen, welche eine Schwester des Stadtvogtes, Frl. Jonasson, ausgestellt hatte. Wie in den anderen Abtheilungen, so war auch in dieser mehr Reykjavik als das Land überhaupt vertreten. Das war sehr erklärlich, da der Seeweg nach Norden bis vor einigen Tagen verschlossen war, der Transport zu Lande mehrere Tage, wenn nicht eine Woche und mehr, in Anspruch nimmt und nur die Küstenortschaften im Sommer leichtere Verbindung mit der Hauptstadt haben. Ohne bessere Verbindungswege kann kaum das nöthigste Material für die verschiedenen Gewerbe in's Innere des Landes bringen, und eine glänzendere Industrieausstellung wird Reykjavik erst feiern können, wenn einmal ordentliche Straßen da sind und Wagen und Posten sie regelmäßig befahren. Hierfür scheint es aber nicht nur an Geld, sondern auch an Interesse zu fehlen. Ich glaube, daß die Isländer auf ihr Reiten förmlich versessen sind und sich schwer entschließen werden, ihre Pferdchen an Wagen zu spannen.

Der übrige Theil des Tages verging mit Packen und Visiten. Um 8 Uhr Abends ließ P. von Geyr sich mit dem Gepäck an Bord bringen. Graf Wolfegg und ich machten noch einmal einen Rundgang durch die Stadt. Es war schon überall still; nur am Strande tummelte sich eine Menge Volk. Es war seit Langem die erste Gelegenheit, per Dampf in den Norden zu kommen. Viele Studenten hatten darauf gewartet, um in die Ferien zu

gehen; Leute aus allen Ständen wollten mit und fuhren zum Theil schon der „Thyra" zu, oder standen noch mit ihren Angehörigen und Freunden am Ufer. Das Schiff war weit draußen auf der Rhede, und es verging wohl eine Viertelstunde, bis das von dort für uns abgeschickte Boot uns endlich aufnahm. Um das Schiff war aber ein noch viel tolleres Gewimmel, als am Strande. Wohl an die zwanzig Boote hatten da angelegt, und wir mußten von einem in's andere springen, um endlich die Schiffstreppe zu erreichen. Nachdem ein dichter Nebel bis in den Nachmittag hinein die ganze Bucht eingehüllt hatte, war es gegen Abend recht hell und freundlich geworden. Nur der Snäfellsjökull hatte sich dem Wolkenmantel nicht zu entringen vermocht. Der Tag hatte schon etwas abgenommen; doch dunkelte es nur sehr langsam, und noch gegen Mitternacht hin wurde es nicht vollständig dunkel. Auf dem Schiff und um das Schiff herum war ein so lustiges Leben, daß man gar nicht mehr in Island zu sein glaubte. Beide Decke waren von Isländern überfüllt. Fast um jeden der Reisenden war eine Gruppe von Bekannten, welche ihn umdrängten. In beiden Cajüten und oben auf Deck wurde wacker gezecht, meistens Bier, doch auch Wein und Aquavit. Dazwischen waren Gruppen von ganzen Familien, andere von Frauen und Mädchen, die sich zum Abschied noch tausend Dinge zu sagen hatten. Ihr Gepäck hatten die Isländer meist in kleine Holzkasten gepackt, wie man sie den Pferden anhängt, damit sie von ihrer Küstenstation rasch weiter kommen können.

Das belebte Treiben auf dem Schiff erinnerte unwillkürlich an die komische Seite, welche die Ankunft von Schiffen, besonders im Anfang des Jahres, früher darbot, als der Verkehr noch nicht so lebhaft war. Da kamen gegen Ende des langen Winters besonders die Schnupfer und die Schnapsbrüder in große Noth und zählten die Tage bis zur Ankunft des ersten Seglers oder Dampfers. Auch das übrige Volk sehnte sich dann nach überseeischen Waaren und Neuigkeiten — und das erste Schiff aus Kopenhagen war wie ein Freudenengel aus einer bessern Welt. Die durstigen Bauern wußten dann freilich nicht immer Maß zu halten und verpraßten mitunter auf einen Sitz die Ersparnisse mancher mühsamen Wochen. Ein isländischer Dichter hat das selbst recht heiter in einem Gedichte beschrieben, und da es auch zur Zeichnung des Volkslebens mit beiträgt, so setze ich es, mit einiger Kürzung, hierher. Es beweist, daß das humoristische Element dem Isländer nicht ganz abgeht, und Niemand wird so unbillig sein, das etwas derbe Genrebild à la Jan Steen auf ganz Island übertragen zu wollen. Es gibt in Island, wie allüberall, sehr durstige, aber auch ganz mäßige und musterhafte Bauern.

Ach Gott! was wird das Frühjahr lang
Den Leuten drinnen im Lande!
Noch immer kein Schiff! Und sie warten so bang,
Sie sitzen mit Allem im Sande.
Kein Mehl ist in den Truhen mehr,
Kein Branntwein mehr im Glase,

Die Schreine ſind leer, die Taſchen ſind leer,
Und kein Tabak in der Naſe!
Mit ödem Kopf, mit langem Geſicht
Begegnen ſie ſich auf der Wieſe:
„Heil ſei dir, Freund! Haſt du mir nicht
Noch eine letzte Priſe?“ —
„Ach, hätt' ich das, wie wär' ich froh,
Da könnt' der Sturm nur wettern!
Doch, ach, ich ſchnupf' ſeit Langem Stroh
Und Staub von dürren Blättern.“ —
„So ſteht's mit dir, du armer Mann?
Mir wird's auch unerträglich;
Statt Tabak kau' ich Thymian,
Wir leben ganz unſäglich.“ —
„Ach, Thord, haſt du von Branntewein
Nicht einen Reſt noch über?“ —
„Ach, hätt' ich den, ich theilt' ihn fein
Sofort mit dir, mein Lieber!
Allein, allein — zum Kuckuck nur,
Ich ſah ſeit ſieben Wochen
Von Branntewein nicht eine Spur,
Hab' nichts davon gerochen.“ —
„Doch ſag', wer reitet dort daher,
Den Kittel ſchief und offen?
Der Bjarni iſt's, der alte Bär —
Er iſt ja knallbeſoffen.“ —
„He, Bjarni! Halt' ein wenig ſtill —
Sag', iſt ein Schiff gekommen?“ —
„Jau! Das iſt's, was ich melden will,
Hab' meinen Schnaps bekommen.“ —
„Und was gibt's Neues in der Welt?“ —
„Kann noch nicht viel euch ſagen.
Man zankt um Glauben und um Geld
Und will ſich nicht vertragen,
Und London iſt mit Mann und Maus
In einer Nacht verſunken;
Der Kaufmann ſagt's, ein wack'res Haus,
Bei dem ich Eins getrunken!“ —
Da lebt der alte Adam auf,
Verjüngt ſtrahlt nun die Erde,
Sie ſpringen nach Haus in fröhlichem Lauf,
Sie ſetzen ſich hurtig zu Pferde.
„Das Schiff! Das Schiff! Wir müſſen es ſeh'n!
Den Kaufmann ſeh'n, den Dänen,
Nun werden vom Jammer wir auferſteh'n
Und trocknen unſ're Thränen!“ —
„Auf! Auf! Mein Rößlein, ſpute dich,
Flieg' hin über Mooren und Steinen!“
Sie reden kaum, ſchau'n nicht um ſich,

Sie zappeln mit Armen und Beinen.
Sie ſauſen dahin wie das wilde Heer,
Zur Peitſche dient nur der Zügel,
Bis die Kaufſtadt winkt am blauen Meer,
Am dunkeln, felſigen Hügel.
Hurrah! Da ſteht das Schiff im Sund,
Mit Schätzen reich befrachtet.
Da ſteh'n die Händler mit lächelndem Mund,
Den Göttern gleich geachtet.
Die Bauern grüßen mit ſchüchterner Hand
Und biegen tief den Rücken:
„Willkommen, Herr Kaufmann, hier zu Land“,
Sie ſtammeln voll Entzücken. —
„Gud velsigne jer“ [1], ſpricht er froh,
Und zeigt ſein Waarenlager,
„Alt i buden i skal so,
Vad eder behager.“ [2] —
„Prächtige Waaren bringen wir,
Lammsfell feſt und trocken,
Dichtgeſponnene Wolle hier
Und hellgraue Socken.“ —
Pfiffig guckt der Kaufherr drein:
„Vad er det i vil begere?“ [3] —
„Tabak, Tabak und Branntewein,
Branntwein und ikke mere.“ [4] —
Und es perlt im Gläschen das köſtliche Naß,
Es rieſelt durch Mark und Beine,
Ein zweites — ein drittes — ach, hätt' ich ein Faß!
Kein Gläschen bleibt alleine.
„Was ſind wir ſchuldig, edler Mann?“ —
„Nichts weiter, ihr habt noch zu gute.“
Ach, Keiner mehr recht rechnen kann,
Es flimmert der Schnaps im Blute.
„Sechs Fiſche liegen ja auf dem Tiſch,
Laßt euch den Trunk nur ſchmecken!“ —
„Was?“ munkeln die Bauern, „ein Centner Fiſch?
Wir bleiben in Schulden ſtecken.“
Ein Jeder legt noch ſechs Fiſche zu,
Ein Jeder drei Paar Socken,
Sie trinken weiter in ſeliger Ruh,
Die Gurgel wird nicht trocken.
Zum Abſchied läßt ein Jeder ſich
Noch eine Flaſche füllen.
„Topp,“ ſagt der Kaufmann, „die geb' ich
Umſonſt, der Freundſchaft willen!“

---

[1] Der Kaufmann ſpricht däniſch: „Gott ſegne euch!“
[2] „Alles in der Bude ſollt ihr bekommen, was Jedem behagt.“
[3] „Was iſt's, das ihr verlangt?“ [4] „Und nichts mehr.“

Da fallen die Bauern ihm um den Hals,
Bedecken ihn mit Küssen,
Das Haus ist voll des Freudenschalls:
„Ihr habt noch ein Gewissen!
Euch segne der Herr auf dem salzigen Meer,
Zu Land mög' der Herr euch beschenken.
Ach, kommet das nächste Jahr wieder her
Und bringt uns von diesen Getränken!"
Sie steigen zu Pferd, sie sprengen davon,
Doch nicht mehr stumm und stille,
Es saust der Peitsche schriller Ton
In der Lachenden Gebrülle.
Sie lachen und jauchzen und schimpfen und schrei'n,
Sie hauen auf die Pferde,
Sie peitschen auf einander drein,
Sie peitschen daneben die Erde.
Der eine taumelt, der andere fällt,
Der dritte liegt schon im Grase,
Im Kopfe tanzet die ganze Welt,
Es bluten Mund und Nase.
Zum Glück ist's nicht mehr weit von Haus,
Man schleppet sie zu Bette,
Man schirrt die armen Gäule aus
Und jammert um die Wette.
Die Waaren alle sind verkauft,
Doch kam kein Geld zurücke,
Geschirr und Kleider sind zerrauft,
O arge Schicksalstücke!
Das Prümchen und der Schnupftabak
Ging unterwegs verloren,
Zerrissen ist der Mantelsack,
Zerschlagen Kopf und Ohren.
Das Fäßchen mit dem Branntewein,
Die Quelle aller Wonnen —
Es steckt kein Zapfen mehr darein,
Es ist ganz ausgeronnen.
Kein Mann ist heil, kein Gaul bereit,
Ihn auf den Markt zu tragen.
Das ist die neuste Neuigkeit
Vom Schiff aus Kopenhagen.

Unser Schiff war bei weitem besser, als der „Romny", breit, geräumig, noch neu und comfortabel eingerichtet. Der Capitän Hammer war ein dänischer Marineoffizier, ein feinerzogener Mann. Er sprach fertig deutsch und englisch und nahm uns mit vieler Artigkeit auf. In der ersten Cajüte trafen wir Dr. Schweitzer mit seiner Frau, welche gleich uns die Rückfahrt um die Insel machen wollten. Dr. Scherbeck mit seiner Frau war auch da, um Abschied zu nehmen. Wir selbst erhielten noch einen Besuch um den andern. Fast alle die Herren, mit denen wir näher bekannt geworden, ließen sich noch

an's Schiff rudern und blieben etliche Zeit bei uns, einige bis fast zur Abfahrt des Schiffes. Es war rundum nur ein Kommen und Gehen, ein Lachen und Schwätzen, ein Knixen und Abschiednehmen, wie auf einem Markt. Das Schiff schien ein großes Restaurant, von dem sich die Reykjaviker nur mit Mühe trennen zu können schienen. Erst als um Mitternacht das letzte Dampfsignal erscholl, fuhren die letzten Boote nach Hause; die schweren Anker wurden aufgezogen und hinaus ging's in nächtlicher Dämmerung dem Eismeer zu.

1. August.

Meine Hoffnung, den Snäfellsjökull nun in seinem vollen Glanze in der Nähe zu sehen, sollte sich nicht erfüllen. Als ich um 8 Uhr auf Deck kam, hatten wir zwar schon längst das Vorgebirge umfahren, welches der alte Vulkan zwischen dem Faxafjördr und Breidifjördr nach Westen in's Meer hinausreckt; aber die obere Spitze des Berges war ganz in Wolken. Was von weitem der Fuß einer einzigen schönen Pyramide geschienen hatte, breitete sich zu einem vielzerklüfteten Gewirre kahler Hügel aus, deren letztere erst sich langsam nach den Wolken hin zuspitzten. Oben wohnt, der Sage zufolge, „Bardr Snäfellsáss", der Sohn des Riesenkönigs Dumbr und der Riesin Mjöll, von welcher der weißeste Schnee seinen Namen hat, einer der wenigen Riesen, welche in der Mythologie einen menschenfreundlichen Charakter besitzen. Jetzt mußte er wohl schlafen oder übler Laune sein.

„Ist das nicht das miserabelste Land der Welt?" sagte der Major H., ein englischer Artillerieoffizier, auf den mich P. von Geyr schon am Abend zuvor aufmerksam gemacht hatte und von dem die Dänen gesagt hatten, er sei ein halbverrücktes Original. Er war aber durchaus kein verrückter, sondern ein sehr gescheidter und allseitig gebildeter Mann. Er war zweimal schon in Indien gewesen, jetzt in Woolwich stationirt und an einer militärischen Zeitschrift betheiligt. Er hatte das Jahr zuvor Norwegen bereist und wollte dieses Jahr seine Ferien auf Island verwenden. Allein die Vergnügungsreise war ihm durch das Wetter gründlich verdorben worden. Er hatte sich am 5. Juli schon zu Leith auf der „Thyra" eingeschifft, welche programmmäßig am 1. Juli von Kopenhagen abgegangen war, und befand sich somit fast einen Monat auf dem Schiffe. Dieses sollte an den Hauptstationen der Ost-, Nord- und Westküste landen und am 25. Juli in Reykjavik eintreffen. Es stieß aber an der Nordküste auf Eis und mußte nun die ganze Fahrt zurück machen, um von Süden her nach Reykjavik zu kommen. Die Schiffsgesellschaft sagte dem Engländer nicht zu. Im Nordland war es sehr kalt. Die ersten Küstenortschaften, wo das Schiff hielt, machten den ungünstigsten Eindruck. Der einzige Trost meines guten Majors war der menschenfreundliche Capitän Hammer, mit dem er einen großen Theil des Tages Karten spielte. Daneben studirte er etwas Isländisch aus einer recht praktischen Grammatik von Lund und einem neuen Testament, das er von der Bibelgesellschaft um 1 sh. (eine Mark) bezogen hatte. In Reykjavik war er an's Land gestiegen, fand sich aber in all seinen Erwartungen auch hier so getäuscht, daß er nicht einmal einen Ausflug in's Innere machen

wollte, sondern sich wieder an Bord des Schiffes begab und hoch und theuer gelobte, den Fuß in Island nicht wieder an's Land zu setzen. Dieser Schwur, welcher den Dänen und Isländern zu Ohren gekommen war, mußte ihnen natürlich wie eine ganz gottlose Lästerung vorkommen. Ich konnte mir aber recht gut vorstellen, daß Island einem Manne, der an englischen Comfort, englische Reinlichkeit und Lebensart gewohnt war, ganz abscheulich erscheinen mußte, und daß Reminiscenzen aus Indien der nordischen Nebelwelt auch den letzten Reiz von Poesie raubten, den man sonst daran finden mag. Mit einem Galgenhumor, wie ich ihn noch selten gefunden, faßte er seine Reise als einen ganz vorzüglichen Ulk auf und versprach, darüber eine Saga zu schreiben. Meine Versuche, Island in seinen Augen zu retten, oder wenigstens zu entschuldigen, mißglückten vollständig. Island war in seinen Augen gerichtet. Dabei hatte aber sein Humor durchaus nichts Mephistophelisches, Ironisches, oder Satirisches. Es war nur der drollige Gegensatz seinen, modernen Weltbürgerthums zu dem urwüchsigen, patriarchalen Winkelbürgerthum, der mich nach beiden Seiten hin gar sehr erlustigte. Bald kam mir Island ganz närrisch vor, das um fast ein paar Jahrhunderte in der äußern Civilisation zurückgeblieben ist; bald der Major, der so weit hergereist war, um es nicht zu sehen; bald die altisländischen Helden, die sich aus Eifersucht die Schädel einschlugen und dafür unsterblich geworden sind; bald die moderne Civilisation, die jetzt ungefähr wieder bei allem Unsinn angelangt ist, den die römische Kaiserzeit hervorbrachte. Der goldene Weg liegt eben in der Mitte, und Jung-Island bemüht sich tapfer, ihn einzuschlagen.

Etwa um halb 2 Uhr Mittags gelangten wir an eine Gruppe kleiner Inseln, welche im Breiðifjördr ziemlich nahe nach der Küste hin liegen. Eine davon wurde mir als Ellið-ey, d. h. als die Insel bezeichnet, von welcher gegen Ende des 10. Jahrhunderts Erich der Rothe ausgezogen sein soll, um Grönland und Nordamerika zu entdecken. Da mochte der Herr Major nun lachen. Die armen Isländer sind wirklich sowohl dem Christoph Columbus als den Engländern zuvorgekommen! Schon im 9. Jahrhundert soll von Island aus eine Inselgruppe aufgefunden worden sein, die nach ihrem Entdecker die „Gunnbjörnsschern" (Gunnbjarnarsker) genannt wurden. Ihm folgte im folgenden Jahrhundert ein wegen Todtschlags geächteter Isländer, der aber auf den Inseln durch die eigenen Genossen den Tod fand. Erich der Rothe, der ebenfalls wegen Todtschlags von Island fliehen mußte, wollte diese Inseln aufsuchen, gerieth aber dabei an eine viel fernere Küste, die er Grönland, d. h. grünes Land nannte, wohl mehr um andere Ansiedler zu gewinnen, als um der Schönheit des Landes willen. Es gelang ihm auch, Andere von Island herüber zu locken, und 985 wurde eine feste Ansiedlung gegründet. Sein Sohn Leifr war ein muthiger Seefahrer; er holte sich erst eine Braut auf den Hebriden, fuhr dann 999 zu König Olafr Tryggvason nach Drontheim und übernahm es, in dessen Auftrag den ersten christlichen Priester nach Grönland zu bringen. Auf der Fahrt dahin fand er Vinland hit goða, das gute Weinland, d. h. eine Küstenstrecke des nordamerikanischen Festlandes, wo wilder Wein wuchs. Von dort fuhr er weiter nach

Grönland und ließ sich bei seinem Vater Erich nieder. In demselben Jahr (1000) also, wo das isländische Thing an der Almannagjá die Annahme des Christenthums beschloß, wurde Amerika entdeckt und erhielt Grönland seinen ersten Priester. Was die Bekehrung des alten Erich betrifft, stimmen die isländischen Berichte nicht völlig; nach dem einen Bericht ließ er sich, wenn auch nicht ohne Widerstreben, taufen, nach dem andern trennte sich seine christlich gewordene Gattin von ihm und blieb er vermuthlich heidnisch oder halbheidnisch. Auch beim übrigen Volk scheint sich das Christenthum anfänglich mit allerlei heidnischen Anschauungen gemischt zu haben. Doch wurde 1121 der Isländer Eirikr zum ersten Bischof von Grönland geweiht; von 1202 an beginnt eine regelmäßige Reihe der Bischöfe von Gardar, und bald erhielt das Land auch Klöster.

Durch die Inseln, von denen die meisten irgend eine Hütte oder einen kleinen Wigwam zeigten, gelangte die „Thyra" in eine kleine Bucht, die, von einer schroff abfallenden Felseninsel beschützt, einen ziemlich guten Hafen bildet. Es wurde der Anker geworfen. Wir benützten das Postboot, um an's Land zu steigen. Eigentliche Piers, d. h. größere Landungsbrücken für Dampfer, gibt es auf Island nicht. Die Schiffe müssen immer in einiger Entfernung vom Lande halten. Die Post besorgte der erste Steuermann, der uns sehr freundlich war.

Stykkisholm ist ein ziemlich lebhafter Verkehrsplatz, der in den letzten Jahren gewonnen hat. Grossirer Zeulner aus Kopenhagen, der mit uns auf dem „Romny" nach Island reiste, hatte hier eine Factorei. Nachdem wir, nicht ohne einige Turnkünste, aus dem Boot auf die Landungsbrücke gelangt waren, suchten wir die Factorei auf, fanden aber statt eines thranduftenden Güterschuppens ein ganz artiges kleines Haus, mit allem Kopenhagener Comfort ausgestattet. Als ich mich beim Complimentiren etwas unvorsichtig drehte, stieß ich mit dem Kopf an einen schweren metallenen Kronleuchter. Vor dem Haus war ein Garten und da stand sogar Apollo mit der Lyra. Herr Zeulner, der erst in der Nacht von einem weiten Geschäftsritt zurückgekommen war, erschien ziemlich verschlafen; unser Überfall schadete jedoch nicht, da er doch mit dem Schiffe weiter wollte. Da um die Bucht, an die Hügel hinauf sich zehn Wohnungen, darunter ein paar zweistöckige, angekrustet haben, sieht Stykkisholm schon einer kleinen Ortschaft gleich. Oben am Hügel, mit prächtiger Aussicht auf's Meer, lag das Pfarrhaus. Unweit davon war eine Art Belvedere errichtet, ein dreistöckiges Holzthürmchen, das uns einen Ausblick über die Inseln und den weiten Breiðifjörðr verschaffte.

Thórsnes, die kleine Halbinsel, an der Stykkisholm liegt, war in den alten Zeiten ein nicht unbedeutender Platz. Thorolfr Mostrarskegg, der das Land von der Stafá bis zur þórsá in Besitz genommen hatte, ein eifriger Heide und Verehrer Thors, baute da einen großen Thorstempel, der beim Volke in hohen Ehren stand, und daneben seine Wohnung, später Hofstaðr (Tempelstätte) genannt. Mit Zustimmung aller benachbarten Ansiedler wurde der Platz zugleich zur Dingstätte für das Héraðsþing (Districtsversammlung) erhoben. „Da war," wie das Landnamabók erzählt, „ein Stein

Thors, und da wurden den Männern die Knochen gebrochen, welche zum Opfer bestimmt waren, und rundum war der Kreis für das Gericht, welches die Männer zum Opfer verdammte." In der Eyrbyggja-Saga wird von dem „Blotstein" in Thórsnes ausdrücklich erwähnt, daß man das Blut der Opfer noch daran sehe. An dem Stein standen die Götzenbilder und der Opferkessel, in welchem man das Blut der Geschlachteten auffing. Die zahlreichen mit „Stein" und „Ketill" (Kessel) zusammengesetzten isländischen Personennamen sind noch eine Erinnerung an diesen grausamen Opferdienst.

Bald nach der Einführung des Christenthums wurde auf dem Hügel, den schon Thorolfr Helgafell, „den heiligen Berg", genannt hatte, eine weithin sichtbare Kirche errichtet. 1184 zogen die Augustinermönche, welche sich erst 1172 auf der Insel Flatey niedergelassen hatten, hierher, und an der einstigen Stelle blutigen Götzendienstes stieg durch mehrere Jahrhunderte frommes Gebet und Psalmengesang zum Himmel empor.

Die Dingstätte mit dem Opferstein ist in neuerer Zeit wieder aufgefunden worden; dagegen hat sich von dem Kloster nichts erhalten. Wir konnten die merkwürdige Stelle nicht besuchen, da wir um 3 Uhr wieder an Bord sein mußten. Die Schiffsgesellschaft mehrte sich um eine Zahl Isländer, die zum Theil an eine der nächsten Stationen, zum Theil nach Norden wollten. Es war darunter der Sysselmann von Stykkisholm, ein Verwandter des berühmten Patrioten Jón Sigurðsson.

Was ein Sysselmann ist, habe ich früher zwar flüchtig angedeutet; aber eine genauere Bestimmung kann nicht schaden.

Die alte Republik Island war einst einfach nach den Himmelsgegenden eingetheilt, und diese Theile hießen Viertel. Die Eintheilung blieb unter den Norwegern. Auch die Dänen behielten sie bei, als sie durch einen Amtmann die ganze Insel verwalten ließen; erst 1770 wurde das Land in zwei Ämter getheilt (das nordöstliche und das südwestliche), 1787 auch das letztere Amt noch in ein südliches und ein westliches halbirt. Jetzt bestehen officiell noch drei Amtsbezirke, die jedoch nur von zwei Amtmännern verwaltet werden. Der eine in Reykjavik regiert das südliche und westliche Amt, der andere in Akureyri den Norden mit der Ostküste. Die drei Ämter (undaemid) sind in Syssel (sýsla, d. h. etwa Kreise) und diese sind wieder in hreppar (Gemeinden) eingetheilt.

Gegenwärtig bestehen, nach mehreren kleinen Änderungen in der Administration, 18 Landkreise oder Syssel mit 171 Hreppr und drei Stadtkreise (Kaupstaðr), die ihre eigene politische Verwaltung haben. Die drei sogen. „Kaufstädte", d. h. die drei größeren Handelsplätze Islands, sind Reykjavik und Eyri (auch nach dem Fjorde, woran es liegt, Isafjord genannt) an der Westküste und Akureyri im Nordlande. Die letzteren beiden Städte erhielten während unserer Anwesenheit auf Island eine neue Communalverfassung nach dem Vorbilde derjenigen von Reykjavik. An der Spitze der Geschäfte steht fürder ein Baejarfógeti (Bürgermeister) und ein Stadtrath von sechs Mitgliedern. Wahlberechtigt sind alle Stadtbürger von 25 Jahren an, in Schulangelegenheiten aber hat der Prästr von selbst saeti og atkvaeði, Sitz und

Stimme, er braucht nicht erst gewählt zu werden. Eine sehr vernünftige Anordnung!

Wie der Landshöfding oder Gouverneur und die beiden Amtmänner, so werden auch die ihnen unterstehenden Sýslumenn von der Regierung ernannt, die Hreppstjórar oder Gemeindevorsteher dagegen von den Amtmännern der Bezirke, zu denen sie gehören. Um Sýslumaðr zu werden, muß man ein juristisches Examen in Kopenhagen bestanden haben, während für die Anstellung als Geistlicher ein Examen in Reykjavik genügt.

Der Sýslumaðr — um endlich auf die Hauptsache zurückzukommen — ist der Stellvertreter der Krone in den einzelnen Kreisen des Landes, und zwar nach allen Seiten hin; er führt die ganze Civilverwaltung des Districts, treibt die Steuern ein, leitet die Wahlen, überwacht, was von Wegen vorhanden ist, sowie die vorgeschriebene Einfriedigung der einzelnen Höfe, fungirt als öffentlicher Notar, controllirt die vorkommenden Erbschaftsfälle, ist Polizeipräfect, Friedensrichter und Vorsitzender des Heraðþings, d. h. der jährlichen Gerichtsverhandlungen erster Instanz.

Der Sýslumaðr ist also ein großer Mann vor dem Herrn, und der berühmte Montesquieu hat sich sehr getäuscht, wenn er meinte, daß die administrative und die gesetzgebende und die richterliche Gewalt sich nicht in einem Mann vereinigen ließe. Es braucht dazu nur eine Amtskappe mit goldenem Rand, eine blaue Uniform mit königlich dänischen Amtsknöpfen und das erwähnte Examen in Kopenhagen. Das Alles hatte mein Freund Sigurður Jonasson, wohl schon der zwölfte Jonasson, mit dem ich selbst näher bekannt geworden war. Er war sehr aufgeräumt, und da ich mit Begeisterung seines Oheims erwähnte, wurde auch er, obwohl dänischer Kronbeamter, ganz poetisch-national gestimmt und declamirte über nationalen Aufschwung, daß es eine Freude war. Herr Zeulner aber, den ich über ihn befragte, nannte ihn einen Vikinger und einen Spektakler, woraus abzunehmen ist, daß die dänischen Handelsleute mit den Sysselmännern nicht immer im besten Einvernehmen stehen.

Der Himmel hatte sich unterdessen etwas geklärt. Der Snäfells war zwar noch nicht ganz wolkenfrei; doch über langgestreckte Wolkenbänke ragte schimmernd ein Theil des Gipfels empor, während von einem Sattel dahinter größere Massen sich aufballten und nur an einzelnen Stellen die Ansätze von einer zweiten und dritten Spitze durchblitzen ließen, die eine höher, die andere bedeutend niedriger als die erste, Alles schimmernd weiß, mit den darunter liegenden Basalthügeln und trostlosen Lavafeldern eine echt nordische Landschaft, mit den seltsamen Lichteffecten ein lohnender Vorwurf für einen Maler. Wie die Isländer erzählten, ist die Besteigung sehr oft versucht worden, schon im vorigen Jahrhundert und öfters in diesem, von Isländern, Engländern und Franzosen; doch sei es keinem gelungen, die Spitze zu erreichen. Bald hätten tiefe Eisspalten den Weiterweg abgeschnitten, bald Schneewehen ein weiteres Vordringen unmöglich gemacht und noch öfters Wolken und Nebel dasselbe zu einem unbesieglichen Wagniß gestaltet. In der Volkssage gehörte der Berg seit alter Zeit dem Riesen Barðr; in seinen Klüften und Abhängen

aber trieben sich zahllose Zwerge und Kobolde herum. Eine Kirche am Südabhang des Vulkans heißt heute noch Tröllakirkja, d. h. Kobold- oder Hexenkirche, und an einer andern Kirche in Hítardalr zeigt man zwei rohe Steinfiguren, von denen die eine den Barðr Snæfellsáss, die andere Hít, die Riesin jenes Thales, vorstellen soll.

Der Breiðifjördr, d. h. die breite Bucht, heißt nicht umsonst so. Sie bietet dem Meer zwar kein so großes Eingangsthor, wie der Faxafjördr, reicht aber durch zwei Seitenbuchten, den Gilsfjördr und Hwammsfjördr, um so tiefer in's Land hinein. Die meist ruhige Fläche, welche indeß gegen Sturm und Unwetter doch nicht völlig gesichert ist, erscheint, besonders gegen die Küste hin, wie mit einer Unzahl von kleinen Inseln und Scheren übersäet. Es sind nicht, wie in den südlichen Hebriden oder auf Loch Lomond, artige grüne Nähkissen, aus dem Brautschatz urweltlicher Riesentöchter, sondern grobe Felsklötze, wie sich die Jötnar oder Riesen einst bei ihren urgermanischen Parlamentsverhandlungen an den Kopf geworfen haben mögen. Sie sind aber sämmtlich in's Wasser gefallen, und der Ocean hat sie seit Jahrhunderten tüchtig verwaschen.

Etwa zwei Stunden waren wir, bei ziemlich vormärzlicher Temperatur, über den breiten Fjord gefahren, da hielt unser Dampfer wieder zwischen schroff abfallenden Felseninseln, und wir konnten uns im Postboot an die, wie der Name sagt, flachere Insel „Flatey" bringen lassen. Ganz flach ist sie nicht; doch sind die Erhöhungen nicht von großer Bedeutung. Sie ist etwa 1,5 km lang und 1 km breit. Es war Ebbe und deßhalb nicht leicht, trockenen Fußes an das knorrige Felsgestade zu kommen, wo es tüchtig nach Fischen duftete. Ziemlich weit oben lag ein ansehnliches Handelsboot, das mit der Fluth da hinauf gerathen war und nun ganz im Trockenen saß. Meine beiden Freunde liefen gleich dahin, um im Ufersand und Geröll nach Seethieren zu suchen. Ich begleitete den Dr. Schweitzer, welcher den Propst aufsuchen wollte. Das Pfarrhaus lag zwischen einigen anderen Bauernhöfen unfern des Strandes. Gerade als wir aber ankamen, trat der Herr Propst, schwarz gekleidet, den Cylinder auf dem Kopf und den Regenschirm unterm Arm, zur Hausthür heraus, um nach dem Dampfer zu gehen und nach einem der nächsten Fjorde zu reisen. Obwohl es mit dem Schiffe gar nicht eilte, ließ er sich nicht aufhalten, sondern wies uns nach kurzem Gruß an einen jungen Mann, welcher uns die Kirche und die Bibliothek zeigen sollte.

Bókasafn! Eine Bibliothek! Auf diesem Eiland mitten im Meere draußen, selbst für den Dampfer zwei Stunden von der isländischen Küste weg! Eine Bibliothek hier zwischen Krabben und Seeigeln, Stockfischen und Eidergänsen, Meer und Fels! Ich konnte mich von meinem Erstaunen kaum erholen. Herr Schweitzer lächelte und fragte, wo die Bibliothek denn sei. Der Jüngling wies nach einer kleinen Holzbaracke hin, die etwa zehn Minuten weit an dem baumlosen, sturmgepeitschten Ufer stand: ich hätte das Local etwa für einen Schafstall gehalten.

An dem ersten Hofe, an dem wir vorbeigekommen waren, hatte es so stark nach Fischen gerochen, daß mir der feinere Duft von Büchern fast un-

möglich erschien. Der Hof war indeß groß und gut im Stand, ein recht behagliches Bauernhaus. Noch besser war der Pfarrhof und ein paar benachbarte Häuser. Wir traten in eines, um ein Glas Milch zu trinken, und sahen dabei durch die Fenster in ein freundliches und wohnliches Zimmer hinein. Die Wiesen rundum waren von den besten, die ich noch in Island gesehen. Das Gras wird den Sommer über geschont und gibt einen ganz ordentlichen Schnitt. Die Schafe werden im Frühjahr nach den vielen unbewohnten Inseln gebracht, wo sie frei weiden können, und erst im Herbste heimgeholt. Auf anderen der zahlreichen Inseln nisten Eidervögel, deren Nester, sorgfältig ausgenützt, einen hübschen Ertrag abwerfen. Dazu ist der Fischfang wohl organisirt und beschäftigt viele Hände. So sind die Bauern auf Flatey wohlhabende Leute. Im Winter aber, dem trostlosen, langen Winter, kürzen sie sich die Zeit mit Lesen und Schreiben. Dafür haben sie ihre Bókasafn.

Das getheerte Holzhäuschen, etwa 10 Fuß breit und 18 Fuß lang, mit einer Holzthür versehen und von zwei kleinen Fensterchen erleuchtet, war wirklich eine Bibliothek. Einige Gestelle von gehobelten, aber nicht angestrichenen Brettern waren vom Boden bis an die Decke mit Büchern vollgepfropft. Wir schätzten sie auf etwa tausend, lauter schon ältere Bücher, lutherische Erbauungsliteratur, Psalmbücher, Predigten, alte Sögur, die bekannten Rechtsbücher, Geschichtswerke aus den letzten Jahrhunderten, dänische Werke aus den verschiedensten Fächern, darunter beispielsweise eine dänische Reisebibliothek aus dem vorigen Jahrhundert in 14 Bänden. Alles war sehr zerlesen. Die Bibliothek wird als Leihbibliothek, wo Jeder sich seinen Lesevorrath holen kann, noch immer jeden Winter tüchtig benützt. Ein Schrank, den uns der junge Mann aufmachte, war voll Handschriften, nicht von alten, sondern von neueren, d. h. von geschriebenen Copien ganzer Bücher, z. B. die Copie eines Geschichtswerkes, das die Feldzüge Napoleon Bonaparte' I. behandelte. Ein anderer großer Manuscriptband in Folio enthielt die Geschlechtsregister der Insel — die sogen. Aettar-tölur. So sonderbar es erscheinen mag, daß ein Mann vier Jahrhunderte nach Erfindung der Buchdruckerkunst, ja im Zeitalter des Schnellpressendrucks sich noch daran gibt, ein gedrucktes Buch abzuschreiben, so halte ich das doch, wenn ich die Folgen der modernen Lesewuth in Betracht ziehe, durchaus nicht für absurd. Ein Bauer, welcher beispielsweise während eines langen Winters den ganzen ersten Band von Janssens Geschichte des deutschen Volkes sich sorgfältig abschriebe, natürlich mit Bedacht, Alles nachdenkend und überlegend, was sich beim langsamen Schreiben von selbst gibt, jeden Abend das Geschriebene den Seinen erzählte und Gespräche daran knüpfte, würde sich nothwendig das Ganze ungemein lebhaft und fest einprägen, ganz zu seinem Eigenthum machen und am Ende des Winters weit mehr an wahrer Bildung gewonnen haben, als ein Anderer, der während dieser Zeit 100 oder 200 Bändchen wohlfeiler, sogen. Volksliteratur verschlungen hätte. Gedächtniß, Verstand und Charakter werden sich in dem einen Falle stärken und vertiefen, in dem andern verwässern und verflachen. Die Verflachung des Geistes aber hat gewöhnlich wieder Verrohung

im Gefolge. Nur gesunde und mäßige Kost, ernste, geduldige Arbeit nährt und bildet wirklich die Seele, ganz wie es im leiblichen Leben der Fall ist.

Die Kirche von Flatey war, wie andere, ein einfacher kleiner Holzbau, zeichnete sich indeß dadurch aus, daß sie von außen mit einer in's Röthliche spielenden Steinfarbe angestrichen war. Von weitem ließ ich mich auf einige Entfernung wirklich täuschen und meinte, sie wäre von Stein. Ein Altarbild stellte das letzte Abendmahl dar, den Altartisch schmückten zwei alte Leuchter von netter Zeichnung, den übrigen Raum zwei einfache Kronleuchter. Um die Kirche lag der kleine Friedhof mit Kreuzen von Gußeisen und Stein. Das düstere Meerbild erinnerte mich an die Insel Jona in den Hebriden.

Gleich Jona beherbergte einst Flatey wirklich ein Kloster, von dem Bischof Klaengr von Skálholt 1172 gestiftet. Doch wurde dasselbe schon zwölf Jahre später nach Helgafell verlegt, und Flatey hat nie jene großartige Wirksamkeit erlangt, wie sie Jona weit über die Grenzen Schottlands entwickelte. Immerhin ist sein Andenken in der Geschichte noch durch das sogen. Flateyarbók, eine mittelalterliche Chronik, erhalten, die im 14. Jahrhundert aus Aufzeichnungen zusammengestellt und bis 1395 weitergeführt wurde und heute noch eine bedeutende Quelle für die ältere Geschichte Skandinaviens bildet. Obwohl keine Trümmer hier das Walten der Mönche und Priester der alten Zeit verkündigten, so lud die einsame Kirche doch ein, ihrer zu gedenken; denn sie und ihre Brüder sind auf der nahen größern Insel, wie drüben in Grönland und auf den Hebriden, in Schottland und Norwegen die eigentlichen Pioniere der Civilisation gewesen. Die katholische Kirche ist auch hier am Rande des Polarkreises in uraltem Besitz, und es ist kaum zu bezweifeln, das geistige Leben hätte hier viel freudiger fortgeblüht, wenn diese Länder nicht von ihrem alten Rebstock abgeschnitten worden wären. Auf der „Bibliothek" stand noch eine wohlerhaltene polychrome Statue des heiligen Evangelisten Johannes — der einzige freundliche Überrest der alten Zeit.

An der Kirche traf ich wieder mit meinen Gefährten zusammen. Es war nun nichts mehr zu sehen, als die Bauernhöfe, vor denen die Leute neugierig zusammenstanden, während viele der Schiffspassagiere am Ufer herumliefen. Ein Boot, auf das wir gerechnet hatten, kam nicht. Ein anderes, in das wir wollten, war zu klein und elend, das Wasser ging bis an den Rand. Endlich fanden wir an einem andern Punkte des Gestades ein drittes, großes, das mit Säcken voll Eiderdaunen bepackt war. Ein paar Isländer brachten noch ihr Gepäck herein, und dann wurden wir auf dem weichen Sitze an's Schiff gerudert.

2. August.

Während der Nacht entführte uns die „Thyra" aus dem Breiðifjördr an den nordwestlichen Theil der Insel, welcher von dem Breiðifjördr einerseits und von dem Hunaflói anderseits nahezu davon abgerissen ist. Nur durch eine schmale Landzunge hängt sie noch mit dem Hauptlande zusammen. Durch mehrere tiefe Buchten, die von Südost nach Nordwest gehen, ist diese Halbinsel fächerartig gespalten und sieht auf der Karte fast wie eine ausgespreizte Hand aus. Den Kern der Halbinsel bilden zwei noch wenig er-

forschte Gebirge, der Glámu Jökull südlich, der Dránga Jökull nördlich. Beide erheben sich nur zu etwa 2800 Fuß (dän.), sind aber wegen der Nachbarschaft des Polarkreises mit ewigem Schnee bedeckt. Der erste umfaßt ein Gletscherfeld von 8, der andere von 15 dänischen □ Meilen. Nur die in zahllose kleine Buchten zerrissene Küste ist bewohnt und gehört zu den Strecken, wo der Fischfang am meisten blüht.

Gegen 8 Uhr Morgens erreichten wir den Eingang der ersten größeren Bucht, des Patricksfjördr, der seinen Namen, wie schon erwähnt, von irischen Ansieblern erhalten hat. Die Küste war nach beiden Seiten hin namenlos öd und traurig. Kahle Felscoulissen schoben sich, eine hinter der andern, nach dem Ufer vor, selten über 500 Fuß hoch, von ähnlicher Gestalt und Höhe, am Ufer meist von Schutt umgeben. Dahinter Felsenhöhen von sehr einförmiger Zeichnung, bis zu etwa 1000 Fuß, und noch weiter zog sich darüber eine schmale Schneelinie in die grauen Wolken. Wie in den Faröern sind die Felswände treppenartig geschichtet, langgestreckte Tuff- und Trapplager über einander von röthlichem Anhauch. Die ferneren Hügel erscheinen dunkel graublau, Meer und Himmel ebenso. Kein fröhlicher Farbenzug störte das melancholische Ganze.

Etwa um 10 Uhr kamen wir an die innere Spitze der Bucht. Knatterndes Gewehrfeuer verkündigte uns schon vorher die Anwesenheit des „Dupleix", dessen Mannschaft hier Schießübungen anstellte. Bald zeigte sich der stattliche Kriegsdampfer und etwas weiter zwei große französische Fischerboote, auf welchen ganze Familien hausten. Die Weiber hielten eben Wäsche; rothe Wolljacken und weiße Hemden baumelten als lustige Decoration im Takelwerk. Am Ufer verkündigte der Danebrog ein paar kleine Factoreien. Eine armselige Landungsbrücke, an welcher schon Waarenballen bereit standen, ermöglichte uns, von dem Boote an's Land zu kommen. Unfern der Factorei trafen wir am Strande das Gerippe eines großen Walfisches, das jedoch nicht mehr vollständig war. Während P. von Geyr mit der Zärtlichkeit eines Naturkundigen die ungeheuren Wirbelknochen betrachtete, und ich ihm boshaft rieth, das liebe Thierchen doch mitzunehmen, fanden sich zwei isländische Hunde bei uns ein, die uns zuerst gewaltig anbellten. Es war ihnen jedoch nicht ernst; denn als wir weiter gingen, schlossen sie sich uns ganz gemüthlich an, liefen voraus, kamen zurück, hüpften um die Wette spielend an uns herauf, als ob wir ihre Herren gewesen wären. Wir hatten Zeit, ein weiter liegendes Gehöft zu erreichen, wo sich zugleich isländische Fischindustrie und Pferdewirthschaft entwickelte. In der Nähe stand ein kleines steinernes Monument, oben mit einem Kreuze geziert. Die Inschrift lautete: „Ici repose le corps de Mr. Rebours du Pontrieux, capitaine du S. François, décédé dans cette baie, le 17 Août 1867, âgé de 31 ans. — Loin de nous, chers enfants, à nos regrets et douleurs, Dieu t'a appelé à lui, mais nous ne t'oublierons jamais." Auf dem Rückweg begegneten uns französische Fischer, welche aus einem Nachen schwere Salzsäcke an's Ufer schleppten. Wir erkundigten uns, ob sie Kranke an Bord hätten, um nöthigenfalls priesterlichen Beistand leisten zu können. Da Niemand unserer Hilfe bedurfte, die

Leute sich ziemlich unfreundlich zeigten, machten wir keinen Besuch auf ihrem Boot, sondern ließen uns an unser Schiff bringen, das bald darauf wieder den Fjord hinausfuhr.

Die zwei nächsten Fjorde, den Tálkna- und Arnarfjördr brauchte dasselbe nicht zu besuchen, so daß wir noch am Abend den Dyrafjördr erreichten, woselbst eine regelmäßige Station ist. Die Scenerie nach den beiden Fjorden hin, welche wir passirten, war ähnlich der des Patricksfjördr, nur noch öder und düsterer. Im Dyrafjördr lud uns Dr. Schweitzer ein, während der Nacht mit ihm zu Pferde über einen Theil des Glámugebirges nach Isafjördr zu reiten. P. von Geyr und ich hatten keine Lust; dagegen nahm Graf Wolfegg die Einladung an und fuhr mit an's Land.

3. August.

Am Morgen befanden wir uns schon in Önundarfjord, wo ein bequemer natürlicher Hafen, von einer in die Bucht vorspringenden Landzunge gebildet, den Schiffen einen trefflichen Zufluchtsort gewährt. Auf der Landzunge standen einige gutgebaute Holzhäuser. Mit der dänischen Factorei ist ein meteorologisches Observatorium verbunden. Der Observator, ein artiger junger Mann, kam an Bord, mit ihm ein paar Studenten, welche sonst in Reykjavik studirten, und einige Commis, die ziemlich zigeunerhaft aussahen. Die Rede kam bald auf den sogen. Surturbrandr, eine Art Braunkohle, wovon sich in der Nähe kleinere Lager finden. Größere gibt es an anderen Punkten der Westküste, am Seydisfjördr (Ostküste) und noch mehrerorts auf der Insel. Diese Lager bestehen theils aus vollständigen verkohlten Baumstämmen, zum Theil aus einem Gemisch von Schiefer und verkohlten vegetabilischen Stoffen. Unter den Bäumen sollen sich nicht bloß die verschiedensten europäischen Nadelhölzer, dann Birken, Eichen, Buchen u. s. w. gefunden haben, sondern auch tropische Gewächse. Eine nationalökonomische Bedeutung hat dieser Surturbrandr nicht erlangt. Dafür kommt er in zu geringer Menge vor, und zudem gewährt er kaum so viel Hitze, um das Feuer in einer kleinen Bauernschmiede zu unterhalten. Wo der Torf nicht ausreicht, braucht man deßhalb überall Steinkohlen, welche von Schottland eingeführt werden. Wie der isländische Silberschmuck, so gehört aber auch der Surturbrandr zu den Raritäten, welche die Touristen aus Island mitzunehmen pflegen. Curios ist es schon, bei einer feuchten Winterkälte am Önundarfjord, in der nächsten Nachbarschaft des Eismeeres, von einer tropischen Vegetation zu hören, die einst hier geblüht haben soll und in furchtbaren Umwälzungen tief im Erdboden begraben ward. Von dem schneebedeckten Hochplateau des Glámugebirges war im Schooße des Fjordes eine weite Strecke sichtbar, die sich wie ein Leichentuch auf die Trapphügel des Ufers herabsenkte. Diese selbst aber starrten kahl und trostlos gleich riesigen Pyramiden, Sphinxen und Grabhügeln in das dunkle Meer hinein — ein melancholisches Wüstenbild des Nordens.

Um 10 Uhr Vormittags fuhren wir weiter. Der Charakter der Uferscenerie blieb wesentlich derselbe. Kegel, Pyramiden, abgestumpfte Pyramiden, auch wohl breitere Sättel von 500 bis etwa 1000 Fuß hoch, meist ziemlich

steil abfallend, dazwischen kleinere und größere Buchten, während im Hintergrunde sich immer neue Partien des Glámu Jökull zeigen, darüber ein grauer Winterhimmel. Je weiter wir kamen, desto näher stieg der Schnee zum Meere hinab. Am Eingang in den Isafjördr schien er es beinahe zu erreichen. Wir waren hier über den 66. Grad schon lange hinaus und dem Polarkreis sehr nahe.

Etwas nach halb 2 Uhr Mittags bog unser Dampfer aus dem breiten und in seiner Öde und Wildheit großartigen Hauptfjord in eine kleine Seitenbucht ein, welche die Richtung des Hauptfjords kreuzt, also von Südwest nach Nordost läuft, eine wahre Sackgasse, beiderseits und im Grunde von hohen, steil abfallenden Felsmauern geschützt. Gegen das Ende der Bucht reckt sich vom Westufer eine beträchtliche Landzunge in den Fjord hinein, so daß das Ende des Fjords einen mehrfach gedeckten Hafen bildet. Auf der Landzunge liegt die alte Ortschaft Eyri, früher von keiner hervorragenden Bedeutung, seit den regelmäßigen Dampfschiffverbindungen zur zweiten „Stadt" Islands angewachsen und gegenwärtig auch politisch den Städten Reykjavik und Akureyri gleichgestellt. Es gab hier sogar eine größere Landungsbrücke für die Kauffahrteischiffe. Unser Dampfer wagte sich indeß nicht zu derselben vor. Ehe wir aussteigen konnten, brachte ein Boot unsere Reisegefährten Graf Wolfegg und Dr. Schweitzer wieder an Bord, welche ungemein froh waren, nach ihrer nordisländischen Bergtour wieder eine menschenwürdige Mahlzeit zu bekommen. Der Ritt war eine entschiedene Strapaze. Ein Isländer hatte sie erst nach einem Hofe geführt, wo sie Pferde bekommen sollten. Aber die Pferde waren nicht da, sondern mußten erst weit hergeholt werden. In einer höchst unbequemen schmutzigen Hütte mußten unsere Freunde fast bis Mitternacht warten, bis endlich ein Führer aufgetrieben war und die Pferde brachte. Bei ungemüthlichem Dunkel und frostigem Nebelrieseln ritten sie dann die Hügel hinauf, geriethen in den Schnee, mußten zeitweilig absitzen und die Pferde am Zügel führen, und Wege reiten, die keine Wege waren. Dabei beläſtigte sie die Sorge, das Dampfschiff wieder rechtzeitig zu erreichen. Gar froh waren sie deßhalb, als sich in der Morgenfrühe die Sicht auf den Isafjördr aufthat. Als sie unten anlangten, ritt der Führer zu einem Häuschen, das er ein Hotel nannte. Da sah es aber sehr wunderbar aus. Das Zimmer höchst unreinlich, die Tische voll Gläser und geleerter Branntweinflaschen. Der Wirth schien noch bedusselt und lachte an einem fort aus vollem Halse. Obwohl es kalt war, zogen es die beiden Wanderer doch vor, lieber draußen im Gras bei den Pferden, als in dem unausstehlichen Kneiplokal zu campiren.

Die „Thyra" hatte in Eyri viel aus- und einzuladen. Wir erhielten darum vollauf Zeit, die zweite Stadt Islands und ihre Herrlichkeiten anzusehen. Und da es nun einmal eine Stadt ist, so wollen wir auch gleich eine Altstadt, eine Neustadt und eine Hafenstadt unterscheiden. Die Anfänge zu alledem sind vorhanden.

Wir besuchten zuerst die Altstadt, indem wir die beiden andern Stadttheile nur rasch durchwanderten. Sie ist ein echtes altisländisches Dorf am

Abhang des ziemlich jähen Westufers, das hier weit hinauf mit Gras bewachsen war. Ihr Mittelpunkt ist eine gewöhnliche Holzkirche mit Friedhof. Um sie sind in einiger Entfernung längs des Strandes Hütten im alten Stil, aus Stein und Rasen, auch wohl mit einem hölzernen Anbau. Wir gingen weit den Abhang hinauf, bis das oben von den Felsen rinnende Wasser die Wiese so sumpfig machte, daß der Spaziergang unfreundlich wurde. Jeder Winter schiebt große und kleine Blöcke über diese Wiesen hinunter, welche den Sommer über das Moos zu tapezieren beginnt. Ich skizzirte mir da den Eingang in den Fjord und die Stadt, die sich von da oben recht freundlich ausnahm. Die Felswände gegenüber waren ganz wie gewisse Felspartien in den Faröern, die treppenartig steil ansteigende Felsmauer, da und dort von Sandstürzen, auch einmal von einer weiten kraterähnlichen Mulde unterbrochen, beim Sonnenschein röthlich angehaucht. Unten längs des Ufers wenigstens grüne Streifen, während auf der Seite meines Standortes die weiß angestrichene Kirche recht traulich von den grünen Wiesen sich abhob. Die Neustadt und die Hafenstadt bilden mit der Landzunge ein Dreieck, dessen längste Seite ungefähr in der Mitte der Bucht den beiden Ufern parallel läuft. Die Neustadt besteht großentheils aus neuen, in europäischem Stil gehaltenen kleinen Holz- oder Steinhäusern, theils noch schwarz getheert, theils weiß und bunt, mitunter in schreienden Farben bemalt. Dazwischen liegen Rasenplätze und Gärtchen, in welchen namentlich Rettiche gepflanzt waren. Ganz ähnlich ist die Hafenstadt, welche sich sofort daranschließt; nur hat dieselbe noch ihre Landungsplätze, kleinere Magazine und ziemlich weite Quais, welch letztere aber nicht der schönen Welt dienen, um ihren Putz zu zeigen, sondern den Fischen, um getrocknet zu werden. Dazu ist der Platz geebnet und zum Theil mit Steinen belegt; Waarenhäuser sind gleich daran gebaut, um die getrockneten Fische aufzubewahren, und von diesen können sie sofort in die Schiffe eingeladen werden. Die ganze Sache schien mir besser organisirt, als in Reykjavik oder sonst auf Island. Daneben existiren dann auch Import-Kaufläden, wo alle Naturalien und Industriezweige Europa's zu haben sind. Wir besuchten eines dieser Magazine, wo P. von Geyr sich nach einigen Fischsorten erkundigte, den Doctor, der sich in der Neustadt ein allerliebstes Heim eingerichtet hatte, und endlich den Factor des Herrn Zeulner, einen Herrn Ries, dessen Wohnung sich in nichts von einem dänischen Wohnhaus unterschied. Zu dem feinen Ameublement zählte ein ganz neues Pianino. Wir wurden von der Familie sehr herzlich aufgenommen und glänzend bewirthet.

Isafjördr — wie die Stadt jetzt gewöhnlich genannt wird — hat sich durch die regelmäßige Dampferverbindung in kurzer Zeit sogar über Akureyri emporgeschwungen. Es hat jetzt über 1000 Einwohner und ist nächst Reykjavik der bedeutendste Handelsplatz der ganzen Westküste. Auch hier wird Wolle und gedörrtes Schaffleisch zu Markte gebracht. Die Hauptsache aber ist entschieden die Fischerei.

A. Baumgartner S. J.

Adam von St. Victor.

Studie zur Literaturgeſchichte des Mittelalters.

(Schluß.)

In den oben[1] angeführten Worten Rambachs war noch auf einen andern Fehler hingewieſen, deſſen ſich Adam von St. Victor ſchuldig mache, nämlich auf eine übertriebene Verwerthung ſeiner Kenntniſſe der typiſchen Theologie. Der Fehler, wenn von einem ſolchen überhaupt Rede ſein kann[2], weist uns jedenfalls auf einen überwiegenden Vorzug und eine neue charakteriſtiſche Eigenſchaft Adams hin, die bereits das innerſte Weſen ſeiner Dichtungen berührt. Es iſt die große Rolle, welche er in denſelben der Allegorie und der Symbolik zutheilt. Bei dem Verfaſſer der Summa Britonis und dem Schüler Hugo's von St. Victor kann eine ſolche Vorliebe gewiß nicht auffallen. Am ausgeprägteſten iſt dieſelbe in den beiden Sequenzen auf das Feſt der Kirchweihe. In der erſten, „Quam dilecta“[3], werden uns als Vor-

[1] Im vorigen Hefte S. 295.

[2] Adam erſcheint im Gegentheile in Anwendung des Symbolismus ſehr mäßig und zurückhaltend, wenn man ihn mit anderen Zeitgenoſſen vergleicht. Beiſpielsweiſe ſei nur aufmerkſam gemacht auf die Auslegung und Anwendung des Thrones Salomo's auf Maria bei Hugo von St. Victor (Miscell. l. 3. c. 44. Gautier, 1re éd. II. p. 132), mit der die Stellen Adams (Gautier, 2e éd. p. 169. str. 7) in Parallele zu bringen.

[3] Miſſet beſtreitet allerdings die Echtheit der Hymne und Gautier läßt ſie daher in der neueſten Auflage fort mit dem Bemerken: „Se trouve dans le graduel de St Victor antérieur à 1239, dans le graduel de Paris au 13e siècle et dans le ms. de la Bibl. Nat. lat. 1139. Tous les critiques s'accordent jusqu'ici à la considérer comme authentique. La seule raison qui nous empêche de regarder cette attribution comme certaine c'est l'irrégularité du rhythme.“ Nun werden nach Miſſet aufgeführt zwei Reimfehler, drei fehlende Cäſuren und ſechs Accentfehler, von denen aber drei (wie wir oben nachwieſen) keine ſind:

In bīvĭō tegens nuda.
Aegўtĭŏs sub profunda.
Haec rēgĭ vărietate;

zwei durch eine Umſtellung der Wörter gehoben werden können. Nach Aufzählung derſelben ſchließt Miſſet: „On pourrait encore relever une foule d'impropriétés d'expression: il ne saurait donc pas y avoir de doute: Cette prose n'est pas d'Adam!“ (L. ch. III. p. 337.) Damit verdient die Äußerung Trenchs (Sacred

bilder der Kirche der Reihe nach vorgeführt: Eva, die aus der Seite des ſchlafenden Adam gebildet; die rettende Arche Noe's; Sara, die im Alter durch den Eingeborenen erfreut wird; Rebekka, deren Spangen und Ohrgehänge den bräutlichen Schmuck der Kirche ſinnbilden; Rachel, der die glühende Liebe des Bräutigams ſich zuwendet, während die triefäugige, im Sehen behinderte Lia auf die Verblendung der Synagoge gedeutet wird; Thamar, deren Zwillinge die Kirche aus Juden und Heiden vorbilden; Israel, deſſen Thüren beim Paſſahmahle von dem Blute des Lammes beſchirmt werden; die Bundeslade, die das Manna und die Tafeln des Geſetzes birgt; der Palaſt Salomo's, in dem die Königin des Südens den Weiſeſten der Menſchenſöhne aufſucht.

Die Sequenz auf die Octave desſelben Feſtes beſchränkt ſich auf das letztgenannte Vorbild, Salomo und ſeinen Tempelbau:

Rex Salomon fecit templum,
Quorum instar et exemplum
Christus et ecclesia.

Dafür wird aber dieß eine Vorbild bis in alle Einzelheiten hinein verfolgt und zur Erklärung herangezogen. Der königliche Bauherr, zugleich

---

latin poetry p. 202) verglichen zu werden: „This hymn of which the theme is, the dignities and glories of the church, as prefigured in the Old Testament and fullfilled in the New, is too characteristic of its autor (nämlich Adam) not to find here a place.“ Ich muß geſtehen, daß ich das Urtheil des engliſchen Hymnologen für viel beſonnener halte. Die Ausſtellungen Miſſets rechtfertigen zunächſt noch keinen Zweifel an der Authenticität, für welche Auffaſſung und Ausdruck zu laut ihre Stimme erheben, ſondern nur daran, ob die Sequenz nicht entſtellt und ſtellenweiſe verdorben. Die Möglichkeit dieſer Annahme wird ſich ſpäter des Weiteren rechtfertigen. Wenn Miſſet mit Bezug auf den Eingang: „Quam dilecta tabernacula Domini virtutum et atria“, ſagt: „D'abord ce début même, cette sorte de préface en prose serait unique dans Adam“, will ich nur bemerken, daß ſchon Mone (Lateiniſche Hymnen des Mittelalters, I. S. 317) auf das Störende des Wortes virtutum aufmerkſam macht und ſchreibt: „Quam dilecta tabernacla Domini (virtutum) et atria.“ Verdankt nicht der Satz ſeine Form ſpäterer Anpaſſung an eine vorhandene Melodie? Wenn ja, ſo konnte er urſprünglich etwa lauten:

Quam dilecta
[— ∪] tecta
Domini et atria!
Quam electi
Architecti
Tuta aedificia.

Wahrſcheinlich ſchloß das Lied mit Vers 75; damit fiele wieder ein Skrupel Miſſets. Vers 63 u. 64 hießen vielleicht: Haec est nigra sed formosa, Myrrha, thure est fumosa; damit wäre Accent und Cäſur in Ordnung. Daß ſich dieſe und andere Fehler handſchriftlich nicht mehr nachweiſen laſſen, beweist wenig. Denn in andere Miſſalien kam die Proſe aus dem Pariſer, dieſes ſchöpfte aus dem Graduale von St. Victor. War dieß — wie hier der Fall — verdorben, ſo ging die ſchlechte Lesart von Hand zu Hand.

Grund- und Eckſtein des Gebäudes, iſt Chriſtus; die Marmorwände tragen die weiße Farbe prieſterlicher Keuſchheit; die Quaderſteine des Fundamentes deuten auf die Standhaftigkeit der Prälaten; die drei Dimenſionen des Tempels werden auf die göttlichen Tugenden, ſeine Dreitheilung auf die drei Zuſtände der Kirche, ſeine geheimnißvollen Maße auf die Dreifaltigkeit, der Umſtand, daß Hebräer und Tyrier am Baue arbeiten, auf die Juden- und Heidenkirche ausgelegt.

Als ein vollſtändiges Beiſpiel dieſer Dichtungsart mag die Oſterſequenz Zyma vetus, mit den beiden genannten die typen- und allegorienreichſte von allen, hier ihre Stelle finden.

Zyma vetus expurgetur [1],
Ut sincere celebretur
  Nova resurrectio.
Haec est dies nostrae spei,
Hujus mira vis diei
  Legis testimonio.

Fort mit altem Sauerteige,
Neu gereinigt Alles ſteige
Mit dem Heiland aus dem Grab;
Dieſer Tag trägt unſer Hoffen,
Seine Wunderkraft liegt offen,
Da der Bund ihm Zeugniß gab.

Haec Aegyptum spoliavit
Et Hebraeos liberavit
  De fornace ferrea:
His in arctis constitutis
Opus erat servitutis
  Lutum, later, palea.

Nillands Macht hat er zerſtreuet,
Hebers Söhne er befreiet
Von des eh'rnen Ofens Gluth,
Da ſie in bedrängter Lage
Mühſam frohnten alle Tage,
Und vom Ziegeln nie geruht.

Jam divinae laus virtutis,
Jam triumphi, jam salutis
  Vox erumpat libera!
Haec est dies, quam fecit Dominus,
Dies nostri doloris terminus,
  Dies salutifera.

Drum ſo ſingt des Höchſten Ehre,
Drum Triumph, drum Jubelchöre
Schallet laut, laßt nimmer nach:
Dieſen Tag hat ſelber der Herr gemacht,
Dieſer Tag hat Leiden ein End' gebracht,
Dieſer Heil- und Freudentag!

Lex est umbra futurorum,
Christus finis promissorum,
  Qui consummat omnia;
Christi sanguis igneam
Hebetavit rompheam
  Amota custodia.

Das Geſetz der Zukunft Schatten;
In dem Herrn ihr Ende hatten
Bilder aus der Seher Mund,
Chriſti Blut hat ſtumpf gemacht
Cherubs Schwert, der auf der Wacht
Vor dem Thore Edens ſtund.

Puer nostri forma risus [2],
Pro quo vervex est occisus,
  Vitae signat gaudium,
Joseph exit de cisterna,
Christus redit ad superna
  Post mortis supplicium.

Iſt ein Gleichniß unſ'rer Freude
Auch das Knäblein, für das heute
Böcklein ſich zum Opfer bot;
Joſeph ſteigt aus der Ciſterne
Und der Herr zur Himmelsferne
Nach dem bittern Kreuzestod.

---

[1] 1 Cor. V. 7.

[2] Gen. XXI. 6. Isaac etenim risus latine significatur. Ambr. de Isaac et anima, c. 1.

Hic dracones Pharaonis
Draco vorat, a Draconis
Immunis malitia;
Quos ignitus vulnerat,
Hos serpentis liberat
Aenei praesentia.

Es verſchlingt der Zaub'rer Schlangen
Dieſe Schlange; doch zu bangen
Brauchen Schlangen nur vor ihr;
Die von Feuerſchlangen Wunden
Macht ein einz'ger Blick geſunden
Auf die ehr'ne Schlange hier.

Anguem forat in maxilla
Christus, hamus et armilla;
In cavernam reguli
Manum mittit ablactatus,
Et sic fugit exturbatus
Vetus hospes saeculi.

In des gier'gen Drachen Wangen
Chriſti Angelhaken drangen;
In des Baſilisken Haus
Seine Hand ſtreckt der Entwöhnte,
Und der Fürſt, dem lange fröhnte
Dieſe Welt, fährt zagend aus.

Irrisores Elisaei
Dum conscendit domum Dei
Zelum calvi sentiunt:
David arreptitius [1]
Hircus emissarius
Et passer effugiunt [2].

Der Prophet, ein Ziel des Spottes,
Als er ſchritt zum Hauſe Gottes,
Läßt nicht frei die Spötter zieh'n;
David, der ſich irr' beträgt,
Böcklein, drauf die Sünd' gelegt,
Und der Sperling ledig flieh'n.

In maxilla mille sternit
Et de tribu sua spernit
Samson matrimonium;
Samson Gazae seras pandit
Et asportans portas scandit
Montis supercilium.

Mit des Eſels Backen fället
Samſon Tauſend, ihm geſellet
Sich ein Weib aus fremdem Stamm;
Gaza's Thor, das er zerſchlagen,
Eilt im Laufe er zu tragen
Auf des Berges höchſten Kamm.

Sic de Juda leo fortis,
Fractis portis dirae mortis,
Die surgens tertia,
Rugiente voce Patris
Ad supernae sinum matris
Tot revexit spolia.

Juda's Löwe macht zu Schande
Todes Bande, aus dem Lande
Steigt der Todten er hervor;
Laut ſein Siegesruf erklinget,
Mit der Beute er ſich ſchwinget
Zu der Mutter Schooß empor.

Cetus Jonam fugitivum
Veri Jonae signativum
Post tres dies reddit vivum
De ventris angustia.
Botrus Cypri reflorescit,
Dilatatur et excrescit,
Synagogae flos marcescit,
Et floret Ecclesia.

Unſerm Jonas Zeugniß gebend,
Aus des Wales Rachen bebend,
Wohlbehalten ſteigt und lebend
An's Geſtade der Prophet;
Herrlich blühen Cyperns Reben,
Wachſen, blühen, ranken, ſtreben;
Synagoge muß verleben,
Kirche in der Blüthe ſteht.

Mors et vita conflixere,
Resurrexit Christus vere
Et cum Christo surrexere
Multi testes gloriae;

Leben machte Tod zu Schanden,
Chriſt erſtand aus Todes Banden,
Und mit Chriſto ſind erſtanden
Viele Zeugen ſeiner Macht;

[1] 1 Reg. XXI. 14. [2] Lev. XIV. 49 ss.

Mane novum, mane laetum	Dieſer neue Freudenmorgen
Vespertinum tergat fletum,	Scheucht den Abend, ſcheucht die Sorgen,
Quia vita vicit letum,	Hat uns vor dem Tod geborgen
Tempus est laetitiae!	Und uns wahre Freud' gebracht.
Jesu victor, Jesu vita,	Jeſu, uns zum Weg gegeben,
Jesu vitae via trita,	Wahrer Sieger, wahres Leben,
Cujus morte mors sopita,	Dem der Tod erlag ſoeben,
Ad paschalem nos invita	Laß vertrauend, ohne Beben,
Mensam cum fiducia.	Nah'n uns deinem Oſtermahl.
Vive panis, vivax unda,	Lebensbrod, lebend'ge Welle,
Vera vitis et fecunda,	Wahrer Rebſtock, Lebensquelle,
Tu nos pasce, tu nos munda,	Nähr' uns, klär' uns, mach' uns helle,
Ut a morte nos secunda	Feſt in deiner Gnad' uns ſtelle
Tua salvet gratia.	Vor des zweiten Todes Qual.

„Der Verfaſſer," mit dieſen Worten begleitet Clichtoväus unſere Proſe, „zeigt deutlich, wie ſehr er in der heiligen Schrift zu Hauſe und bei der Hand. Denn in der That iſt dieſe Sequenz faſt göttlich, in wenig Worten Vieles begreifend und ſo zu ſagen ganz der heiligen Schrift entnommen."[1] Läßt ſich nun ſolches Lob eigentlich auf alle Dichtungen Adams ausdehnen, ſo iſt doch gerade dieſer tropologiſche Inhalt, der in unſerem Falle eigentlich erſt zu Ende vom Feuer der Begeiſterung völlig geſchmolzen wird und in lyriſchen Fluß geräth, in anderen Sequenzen weniger hervorſtechend. Wohl am ſchönſten und harmoniſchſten temperirt erſcheint das panegyriſch-allegoriſche Element in der herrlichen Sequenz Salve mater Salvatoris, einem, wenn nicht dem Meiſterwerke Adams, in welchem ſich der bibliſche Duft der blühenden Rebengelände Engaddi's und der prangenden Gärten Salomo's mit dem Wohlgeruch der Salbung und Andacht in der lieblichſten Weiſe zu einem ſo unvergleichlichen Arom verbinden. Dieſe auch in Deutſchland während des ganzen Mittelalters gern geſungene und mehrfach überſetzte Proſe, auf die ſich Albert der Große mehrmals als auf eine Autorität bezieht, darf, wo von den Werken Adams Rede iſt, nicht übergangen werden. Sie beginnt mit unnachahmlichem Wohllaut der Sprache alſo:

Salve mater Salvatoris,	Gruß dir, Mutter unſ'res Herren,
Vas electum, vas honoris,	Schrein der Gnade, Schrein der Ehren,
Vas coelestis gratiae;	Schrein voll höchſter Himmelsgnad';
Ab aeterno vas provisum,	Schrein von Anfang vorbedeutet,
Vas insigne, vas excisum,	Auserleſen, zubereitet
Manu sapientiae!	Nach der ew'gen Weisheit Rath!
Salve Verbi sacra parens,	Gruß, o Gottesmutter, Roſe,
Flos de spina, spina carens,	Dornentſtammte, dornenloſe,
Flos spineti gloria!	Blüthe du, des Dornes Zier!
Nos spinetum, nos peccati	Wir ſind Dornen, und der Sünden
Spina sumus cruentati,	Blut'ge Dornen uns umwinden,
Sed tu spinae nescia.	Doch kein Dorn war je an dir.

[1] Migne, PP. LL. tom. 196. p. 1437.

Porta clausa, fons hortorum,
Cella custos unguentorum,
Cella pigmentaria,
Cinnamomi calamum
Myrrham thus et balsamum
Superans fragrantia.

O verſchloſſen Thor, o Quelle,
Born der Gärten, ſüße Zelle,
Zelle voller Salbenduft;
Der Geruch von Zimmetſtäben,
Balſamduft und Weihrauch ſchweben
Nie ſo würzig durch die Luft.

Salve decus Virginum,
Restauratrix hominum,
Salutis puerpera;
Myrtus temperantiae,
Rosa patientiae,
Nardus odorifera!

Gruß dir, Krone der Jungfrauen,
Mittlerin, der wir vertrauen,
Die das Heil im Schooße trug,
Gruß, o zarte, keuſche Myrte,
Roſe, mit Geduld gezierte,
Nardenſtrauch voll Wohlgeruch.

Tu convallis humilis,
Terra non arabilis,
Quae fructum parturiit,
Flos campi, convallium
Singulare lilium,
Christus ex te prodiit.

Thal der Demuth, reichbethautes,
Reines Blachfeld, unbebautes,
Das uns reich mit Frucht bedacht;
Lilie des Thales, milde,
Duft'ge Blume im Gefilde,
Du haſt Chriſtum uns gebracht.

Tu coelestis paradisus,
Libanusque non incisus,
Vaporans dulcedinem:
Tu candoris et decoris,
Tu dulcoris et odoris
Habes plenitudinem.

Himmliſch Eden, ſei gegrüßet,
Libanſtaude, die ergießet
Ungeritzt den ſüßen Duft;
Glanz und Schöne dich umhüllen,
Duft und Süße dich erfüllen
Und erfüllen rings die Luft.

Tu es thronus Salomonis,
Cui nullus par in thronis
Arte vel materia:
Ebur candens castitatis,
Aurum fulvum charitatis
Praesignant mysteria.

Du gleichſt Salomonis Throne,
Aller Throne Preis und Krone,
Über alle Pracht und Kunſt:
Weißes Elfenbein die Reine,
Rothes Gold im Feuerſcheine
Deutet deiner Liebe Brunſt.

Palmam praefers singularem
Nec in terris habes parem
Nec in coeli curia;
Laus humani generis,
Virtutum prae ceteris
Habes privilegia [1].

Deine Palme nichts erreichet,
Nichts auf Erden ſich vergleichet,
Nichts im Himmelsſaale dir;
Du biſt unſ'res Volkes Ehre,
Weil kein Weſen, o du Hehre,
Ähnlich deiner Tugend Zier.

Salve mater pietatis
Et totius Trinitatis
Nobile triclinium,
Verbi tamen incarnati
Speciale majestati
Praeparans hospitium!

Nimm entgegen unſ're Grüße,
Milde Mutter, hehre, ſüße
Wohnung der Dreifaltigkeit,
Doch dem fleiſchgeword'nen Worte
Zum erhab'nen Ruheorte
In beſond'rer Art geweiht.

[1] Die zwei kleinen, im Bau abweichenden Strophen, die hier weggelaſſen, dürften um ſo mehr als Einſchiebung (wenn auch vielleicht des Dichters ſelbſt) zu betrachten ſein, als ſie genau daſſelbe wiederholen, was bereits in den zwei unmittelbar vorhergehenden Strophen geſagt worden.

O Maria, stella maris,	O Maria, Stern der Meere,
Dignitate singularis,	Herrin, unvergleichlich hehre,
Super omnes ordinaris	Über aller Engel Chöre
Ordines coelestium:	Biſt als Kön'gin du geſetzt,
In supremo sita poli	Lehnend auf dem höchſten Throne
Nos commenda tuae proli	Zähle bei uns deinem Sohne,
Ne terrores sive doli	Daß durch Schrecken, Liſt und Hohne
Nos supplantent hostium.	Nimmer uns der Feind verletzt.
In procinctu constituti,	Wenn im heißen Kampf wir ringen,
Te tuente simus tuti,	Eile Stärkung uns zu bringen,
Pervicacis et versuti	Laß dem Feind es nicht gelingen,
Tuae cedat vis virtuti,	Uns zu locken in die Schlingen,
Dolus providentiae.	Laß ihn fühlen deine Macht.
Jesu Verbum summi Patris	Wolle, ew'ges Wort, uns hören,
Serva servos tuae matris,	Uns, die deine Mutter ehren,
Solve reos, salva gratis	Heil und Gnade woll' gewähren
Et nos tuae claritatis	Und im Lichte uns verklären
Configura gloriae.	Deiner Herrlichkeit und Pracht.

Mit vollem Rechte bemerkt zu dieſem Liede H. A. Daniel, es ſei offenbar aus einem in heiliger Begeiſterung entflammten Geiſte hervorgeſtrömt und erinnere mit ſeinen Blüthen und Blumen, die faſt ſämmtlich dem Hohenliede entnommen, an die erhabenen Titel der Lauretaniſchen Litanei[1]. Welcher Beliebtheit und welchen Verſtändniſſes ſich die Sequenz Salve mater ehemals zu erfreuen hatte, bezeugt eine liebliche Legende, die ſich gerade an dieß herrliche Marienlied geknüpft hat. In der Ausgabe des Miſſals von St. Victor vom Jahre 1524 lieſt man vor der Strophe: Salve mater pietatis die Bemerkung: Dum venerabilis Adam sequenti versiculo beatam Mariam Virginem salutaret, ab ea resalutari et regratiari meruit. Dieſe Angabe ſoll an einen Vorfall erinnern, den Thomas von Cantimpré (Cantimpratensis, † 1263) in ſeinem Werke „De apibus seu de bono universali“ aufgezeichnet und von dem er bei einem Beſuche der Abtei St. Victor Kenntniß erhalten habe. „Als Magiſter Adam,“ ſchreibt er, „Kanoniker zu St. Victor in Paris, bei Abfaſſung der Sequenz Salve mater Salvatoris jenen Vers des Liedes niedergeſchrieben: Salve mater pietatis Et totius trinitatis Nobile triclinium, erſchien ihm die preiswürdige Jungfrau, indem ſie ſich dankend gegen ihn verneigte.“ Als Ort, an dem die Erſcheinung ſtattgefunden, bezeichnete die unvordenkliche Überlieferung der Victoriner die Krypta der Abteikirche, in welcher Adam mit Vorliebe ſeine Hymnen zu dichten pflegte, und wo bis in die letzten Zeiten des Kloſters eine Gedenktafel die Erinnerung an den merkwürdigen Vorgang lebendig bewahrte[2].

Doch es ſtreut keineswegs bloß die myſtiſche Theologie ihre Blüten und Blätter über die Dichtungen Adams aus; auch die Schule mit ihren tiefen, in tiefſinniger und geheimnißvoller Räthſelſprache niedergelegten Lehren weiß er ſeinem Genius tributpflichtig zu machen. Vor Allem in der Sequenz zum

[1] Thesaurus hymnol. II. p. 83. [2] Gautier, 1re éd. p. LXXX ss.

Sonntage Trinitatis feiert dieſelbe unter Zurſchautragung ihres ganzen Apparates einen förmlichen Triumphzug. Dieſe Dichtung, die als Seitenſtück, oder richtiger als Muſter und Vorbild des Lauda Sion bezeichnet werden muß, und von der Neale ſagt, ſie ſei durch den ſchwerwiegenden Inhalt der Lehre ebenſo ausgezeichnet, als durch die glückliche Wahl des Ausdruckes[1], lautet:

Profitentes unitatem
Veneremur Trinitatem
Pari reverentia,
Tres personas asserentes
Personali differentes
A se differentia.

Gottes Einheit laßt uns preiſen,
Und ein gleiches Lob erweiſen
Laßt uns der Dreifaltigkeit;
Drei Perſonen laut bekennet,
Die da unterſcheidend trennet
Der Perſon Verſchiedenheit.

Hae dicuntur relativae,
Cum sint unum substantive,
Non tria principia.
Sive dicas tres vel tria,
Simplex tamen est ousia,
Non triplex essentia.

Doch beziehlich ſind alleinig
Alle drei, im Weſen einig
Und nicht dreifach in dem Sein:
Ob du drei, ob eins ſie nenneſt,
Stets in dreien du bekenneſt
Eine Weſenheit allein.

Simplex esse, simplex posse,
Simplex velle, simplex nosse,
Cuncta sunt simplicia.
Non unius quam duarum
Sive trium personarum
Minor efficacia.

Einfach Weſen, einfach Können,
Einfach Wollen, einfach Kennen,
Alles einfach wie das Sein;
Größer nicht die Macht in dreien
Als in einer, noch in zweien
Minder wirkſam als in drei'n.

Pater, Proles, sacrum Flamen,
Deus unus: sed hi tamen
Habent quaedam propria.
Una virtus, unum numen,
Unus splendor, unum lumen,
Hoc una quod alia.

Vater, Sohn und Tröſter haben,
Nur ein Gott, doch ein'ge Gaben
Eigenſter Verſchiedenheit:
Eine Kraft doch, Ein Vollbringen,
Ein Befehlen allen Dingen,
Dreien Eine Herrlichkeit.

Patri Proles est aequalis,
Nec hoc tollit personalis
Amborum distinctio,
Patri compar Filioque
Spiritalis ab utroque
Procedit connexio.

Gottes Sohn iſt unvermindert
Was der Vater, doch dieß hindert
Ihre Unterſcheidung nicht;
Gleich dem Vater, gleich dem Sohne,
Geht der Geiſt von beider Throne,
Der das Band der Liebe flicht.

Non humana ratione
Capi possunt hae personae
Nec harum discretio,
Non hic ordo temporalis,
Non hic situs aut localis
Rerum circumscriptio.

Menſchenſinn kann's nicht gelingen,
Dieſer Weſen zu durchdringen,
Die verſchieden und doch eins;
Nichts von Zeit hier, keine Tage,
Nicht Umſchreibung, keine Lage
Örtlichen Verſchiedenſeins.

[1] Sequentia tum doctrinae gravitate tum verborum dispositione admirabilis (Thes. hymnol. V. p. 72).

Nil in Deo praeter Deum,
Nulla causa praeter eum,
Qui causat causalia.
Effectiva vel formalis
Causa Deus et finalis,
Sed nunquam materia.

Ganz aus Gott ist Gottes Leben,
Keine Ursach' wirkt daneben,
Er ist aller Gründe Grund;
Ursach' ist er als Gestalter,
Endziel, Schöpfer und Erhalter,
Doch Materie keiner Stund'.

Digne loqui de personis
Vim transscendit rationis
Excedit ingenia.
Quid sit gigni, quid processus,
Me nescire sum professus,
Sed fide non dubia.

Würdig die Personen preisen
Kann kein Wissen, auch die Weisen
Ihre Weisheit hier verläßt,
Was die Zeugung, das Ausgehen,
Kein Verstand kann es verstehen,
Doch der Glaube glaubt es fest.

Qui sic credit non festinet
Et a via non declinet
Insolenter regia:
Servet fidem, formet mores
Nec attendat ad errores,
Quos damnat ecclesia.

Also glaubet unverwirret,
Nicht in Hochmuth euch verirret
Von dem königlichen Pfad;
Fest im Glauben, rein an Sitten,
Wandelt durch des Irrthums Mitten,
Den der Fels verworfen hat.

Nos in fide gloriemur,
Nos in una modulemur
Fidei constantia;
Trinae sit laus Unitati,
Sit et simplae Trinitati
Coaeterna gloria.

Laßt uns unsern Glauben preisen,
Künden laßt des Liedes Weisen
Eines Glaubens Einigkeit;
Der dreifalt'gen Einheit singet
Und der ein'gen Dreiheit bringet
Gleiches Lob zu jeder Zeit.

Das bisher Gesagte mag über die Eigenthümlichkeiten wie der Auffassung, so der Darstellungsweise unseres Dichters genügen. Es erübrigt zur Ausfüllung und Vervollständigung des in flüchtigen Umrissen entworfenen Bildes nur, daß wir von den uns erhaltenen Poesieen Adams einen Überblick zu gewinnen suchen.

Wir haben schon oben ausgeführt, daß wir eine irgendwie beglaubigte handschriftliche Sammlung der Sequenzen Adams nicht haben. Wir sind genöthigt, dieselben an der Hand innerer Kritik aus den liturgischen Büchern zusammenzulesen, wobei dann allerdings die von St. Victor zunächst in Betracht kommen müssen. Legen wir das Graduale der Abtei, wie es im 13. Jahrhundert war, zu Grunde, so bleibt uns nach Entfernung der offenbar älteren Sequenzen eine Ausbeute von beiläufig einem halben Hundert solcher, die als Dichtungen Adams so lange zu gelten haben, bis das Gegentheil bündig bewiesen ist[1]. Ist aber das alles, was Adam an Sequenzen geschrieben? Dieß ist von vorneherein als höchst unwahrscheinlich zurückzuweisen.

[1] Den Inhalt des Graduale's siehe bei Misset (Lettr. chrét. II. p. 261 s.), woselbst die älteren durch Cursivschrift ausgezeichnet sind, was auch mit der Prose Congaudentes hätte geschehen müssen.

Bevor Adam irgendwie daran denken konnte, Sequenzen zu ſchreiben mit der ausgeſprochenen Abſicht, die alten Notker'ſchen zu verdrängen, mußte er ſich nicht nur in der Dichtkunſt geübt, ſondern auch als gewandten Dichter ausgewieſen haben. Adam dichtete in der That ſchon in früher Jugend, wahrſcheinlich ſchon, da er noch auf der Schulbank ſaß. Wir haben bereits erwähnt, daß Hugo von St. Victor eine ſeiner Predigten mit Anführungen aus einer Sequenz Adams beſchließt, wobei für den Dichter die ehrenvolle Erwähnung als egregius versifex abfällt. Man mag aber Adams Tod auf 1192 oder auf 1177 verlegen, jedenfalls ſtand er zu Lebzeiten des großen Victoriners noch in der erſten Blüte der Jahre. Daß er ſo frühe ſchon ein ſo allſeitig vollendetes Lied ſchaffen konnte, wie das Ave virgo singularis unter jeder Rückſicht iſt, wird weniger auffällig erſcheinen, wenn man bedenkt, daß in den mittelalterlichen Schulen die Übungen im gebundenen lateiniſchen Stile, das ſogen. dictamen metricum, den proſaiſchen vorauszugehen pflegten; daß z. B. Walafried Strabo ſein mehr denn 900 Hexameter umfaſſendes Gedicht De visionibus Wettini im 18. Lebensjahre verfaßte, ehe er die Reichenauer Schule verlaſſen; daß Ekkehard I. von St. Gallen noch als Schüler für ſeinen Lehrer Gerald nach dem Muſter des Virgil und Prudentius das Waltharilied in lateiniſche Verſe übertrug.

War dem ſo, ſo hatte Adam ſicher bei ſeinen erſten Dichtungen nicht die Abſicht, für den liturgiſchen Gebrauch zu ſchreiben; er ſchrieb, weil es ihn drängte, und er mochte ſeine Dichtungen aufzeichnen wie und wo er wollte, es beſtand, wenn nicht dem Namen, ſo doch der Sache nach, ein Liber sequentiarum Magistri Adami Britonis. Wann kamen ſeine Proſen aus dieſem in liturgiſche Aufnahme? „Zwiſchen dem Tode Adams (1192)," ſchreibt Miſſet, „und der Redaction des Graduale's von St. Victor (früheſtens 1215) iſt in der That faſt ein Viertel-Jahrhundert verſtrichen." Wir müſſen die Verantwortung dieſer Angaben ihrem Autor überlaſſen. Sind ſie richtig, ſo hätte Adam die Aufnahme ſeiner Dichtungen in die Liturgie überhaupt nicht erlebt, hätte alſo nie unmittelbar für kirchlichen Gebrauch geſchrieben [1].

Wir finden nun, daß in dem Graduale von St. Victor für eine Reihe von Feſten, beſonders für die kirchlichen Hochzeiten, keine Sequenzen Adams angeſetzt, ſondern die alten Notker'ſchen beibehalten ſind. Warum dieß? Geſchah es etwa, weil von Adam für die fraglichen Gelegenheiten keine Sequenzen vorlagen? Der Umſtand, daß die beibehaltenen alten Proſen der größten Mehrzahl nach gerade beſonders verbreitete und allgemein beliebte Stücke ſind, drängt zu der andern Annahme, daß man, obſchon Sequenzen Adams vorhanden, dennoch Bedenken trug, auch dieſe allbekannten und gern geſunge-

[1] Lettr. chrét. II. 266. Wie reimt es ſich mit dieſer Angabe, wenn Miſſet anderswo (III. 373) ſchreibt: „Une prose n'est pas pour Adam une composition littéraire quelquonque destinée à être lue sous le cloître, à être critiquée ou admirée par quelque beaux esprits du temps. C'est un chant joyeux qui doit être exécuté par deux choeurs", und gar in der Anmerkung hieraus Schlüſſe ziehen will?

nen Proſen durch neue zu verdrängen. Unter dieſer Vorausſetzung gewinnt die Annahme an Wahrſcheinlichkeit, daß Adam noch manche, vielleicht ſelbſt viele Sequenzen verfaßt hat, die nicht in das Graduale von St. Victor kamen. Gelangten ſolche Stücke zur Aufnahme in anderen liturgiſchen Büchern oder Sammlungen, ſo mögen ſie ſich bei der Eigenartigkeit unſeres Dichters vielleicht als ſein Eigenthum erkennen laſſen; wurden ſie nicht aufgenommen, dürften ſie uns für immer verloren ſein.

Eine ſolche Sequenz, die nicht in das Graduale von St. Victor überging und dennoch, bis der Beweis des Gegentheils erbracht iſt, als von Adam von St. Victor herrührend angeſehen werden muß, iſt die zum Weihnachtsfeſte, Potestate non natura, mit der die erſte Ausgabe Gautiers den Reigen der Sequenzen Adams eröffnete. Dieſelbe befindet ſich im Graduale von St. Genovefa in Paris (13. Jahrh.); Thomas von Catimpré (De naturis rerum XVII. 7) nennt ausdrücklich Adam als Autor; mit Recht ſchließt ſich Daniel der Anſicht Neale's an, die herrliche Proſe athme den Geiſt Adams von St. Victor [1]. Aber Miſſet hat nachgewieſen, daß die Proſe aus den Werken Adams zu ſtreichen ſei, und L. Gautier hat ſie demgemäß in ſeiner neuen Ausgabe geſtrichen. Warum? „In den echten Proſen Adams," antwortet Miſſet, „iſt das Wort Alleluja ſtets auf der vorletzten, niemals auf der letzten Silbe betont . . . Es müſſen ſomit als nicht von Adam herrührend die ziemlich zahlreichen Stücke angeſehen werden, in denen das Wort Alleluja auf der letzten Silbe betont iſt." [2] Und unter dieſen iſt die Sequenz Potestate. Man kann ſich nicht leicht eine unglücklichere Beweisführung denken. Sie lautet in kürzeſter Formel: Wer ſich eines Wortes doppelter Betonung auf eine Weiſe bedient, kann es auf die andere Art nicht gebrauchen, wenn er ſein Werk nicht in den Verdacht der Unechtheit bringen will. Doch auch das ungeheuerliche Princip zugegeben, ſo trifft es doch in dieſem Falle nicht. Unter den „ziemlich zahlreichen" Stücken, die des Alleluja wegen verdammt werden, — es ſind deren im Ganzen fünf — befinden ſich zwei, die ſich durch ihre ganze Phyſiognomie als echte Adamskinder kennzeichnen, unſere Sequenz Potestate und die auf den hl. Vincenz Triumphalis lux illuxit. In beiden Hymnen weist ſich das Alleluja ſehr deutlich als ein ſpäteres Anhängſel aus. Letztere ſchließt offenbar mit Nos emundet et mundatis Vera praestet gaudia; erſtere vielleicht mit den Worten Nos ut ducat ad hunc statum plenum pace gloria. Wenn Miſſet gegen dieſe Sequenz des Weitern einwendet, es fehle ihr der Parallelismus, ſo haben wir ſchon oben darauf geantwortet, indem wir ausführten, daß derſelbe ebenſo gut zwiſchen Strophen als zwiſchen Halbſtrophen beſtehen kann. Die Muſik muß ausweiſen, ob zwiſchen Strophe 4 und 5 einfacher, oder zwiſchen ihren Halbſtrophen doppelter Parallelismus beſteht. Vorhanden iſt er jedenfalls, mehr als bei dem unbeanſtandeten Mundi renovatio. Wir ſind demgemäß wohl berechtigt, in dieſer Sequenz eine aus der Zahl jener zu erblicken, die in das

[1] Thes. hymnol. V. p. 225.

[2] Lettr. chrét. III. 359 s., Anm.

Graduale von St. Victor aus irgend einem Grunde nicht übergingen[1]. Welches war dieſer Grund? Welcher konnte es ſein?

Wir finden bei Gautier (1re éd. I p. 10 ss.) im Ganzen ſieben, oder, wenn wir in dem Hymnus Lux est orta gentibus eine erſte Bearbeitung des Jubilemus Salvatori oder die Anfangsſtrophe einer abhanden gekommenen Sequenz auf Epiphanie erblicken, ſechs Weihnachtsproſen, die ſämmtlich ſehr wohl von Adam herrühren können. Gerade ſo viele Weihnachtsproſen hatten aber in der Octave des Feſtes Platz, deren zweiter und dritter Tag von den Sequenzen auf Stephanus und Johannes beſetzt waren. Thomas von Canterbury kann dabei nicht in Rechnung kommen, da er zur Zeit noch am Leben geweſen ſein muß, indem ſein Tod in Adams ſpätes Alter fiel.

Dieſer Nachweis für Weihnachten, verbunden mit einem Blicke auf den Inhalt des Graduale's von St. Victor, macht es ferner wahrſcheinlich, daß Adam, wie für die erſte, ſo für die folgenden kirchlichen Hochzeiten eine vollſtändige Octave von Sequenzen verfaßt. Ob es je gelingen wird, die ganzen Octaven herzuſtellen, iſt jedenfalls weniger gewiß, als daß einſtweilen und vielleicht noch lange Lücken in denſelben bleiben werden. Für Pfingſten muß eine derſelben unbedingt durch die Sequenz Veni summe consolator als geſchloſſen betrachtet werden, da die gegen ihre Echtheit in's Feld geführten Gründe kaum Beachtung verdienen[2]. Ob die zahlreichen Marienlieder nach

---

[1] Weitere Einſchiebſel (drei ganze Halbſtrophen) bei Daniel (Thes. V. 223 sq.). Bedenklicher wäre der Umſtand, daß Mone (II. 85) die Proſe aus einer Admonter Handſchrift gibt, die noch in's zwölfte Jahrhundert reichen ſoll. Um ſich ein Urtheil zu bilden, müßte man genauere Angaben auch darüber haben, ob die Handſchrift in Admont ſelbſt gefertigt oder ſpäter erworben iſt. Zu der Sequenz auf Vincenz bemerkt Mone (III. 553): „Franzöſiſche Dichter ſind gewöhnlich die Verfaſſer ſolcher Sequenzen, die nach dem Strophenmaße auch in der Melodie abwechſeln mußten. Dieſer Dichter ſcheint die Predigten des hl. Auguſtin benutzt zu haben.“ Wer erkennt nicht an den folgenden Strophen Adam von St. Victor?

Ad cruenta Datiani
Dei servus inhumani
  Rapitur praetoria,
Praeses tentum prece tentat
Nunc exterret, nunc praesentat
  Humana fastigia.

Miles spernens mundi florem
Dona preces et terrorem
  Elatae tyrannidis
Equŭlĕŏ admovetur,
Quem dum torquet, plus torquetur.
  Spretus tumor praesidis.

Flamma vigens ardens lectus,
Lictor caedens, sal injectus
  In nudata viscera,
Simul torrent, simul augunt.
Nec athletam laetum frangunt
  Tot poenarum genera.

Und wenn auch die Cäſur und der auf zwei Silben ſich erſtreckende männliche Reim eine Eigenthümlichkeit Adams iſt, muß dann nicht das ausnahmsloſe Vorhandenſein beider auch als ein Wahrzeichen des Dichters angeſehen werden?

[2] „Soit donc onze prose,“ ſagt Miſſet auch mit Bezug auf dieſe, „que la règle la plus élémentaire aurait dû faire bannir à jamais des oeuvres d'Adam“ (l. c. III. 356, Anm.). Auch noch à jamais! Eine von dieſen Regeln les plus élé-

Adams ursprünglicher Absicht vielleicht eine vollständige Octave des Himmelfahrtstages darstellten, läßt sich nicht entscheiden. Näher auf diese Gedanken einzugehen, kann indeß, da wir keine Prolegomena zu einer kritischen Ausgabe schreiben, sondern lediglich eine literarhistorische Würdigung versuchen, nicht dieses Ortes sein. Das Gesagte dürfte immerhin zu dem Nachweise genügen, daß der Reichthum des ursprünglichen (ideellen?) Liber sequentiarum mindestens zwischen dem halben und dem ganzen Hundert lag.

Suchen wir aus dem Festcyklus desselben einige weitere, besonders vollendete Sequenzen hervorzuheben; nicht als ob nicht sämmtliche aus Adams Feder herrührende Dichtungen sich weit über das Niveau des Gewöhnlichen erhöben, aber doch insofern einzelne auch unter ihres Gleichen durch besondere Vorzüge sich auszeichnen. Dahin rechnet vor Allem die Sequenz Laudes crucis attollamus, die früher auf vereinzelte und unglaubwürdige Notiz hin auch wohl dem Scholaster Hugo von Orleans zugeschrieben ward [1]. Warum diese Sequenz nur „höchst wahrscheinlich", aber nicht sicher von Adam herrühren soll [2], ist gar nicht erfindlich. Es ist allerdings im Allgemeinen eine heikle Sache, zwischen der höchsten Wahrscheinlichkeit und der geringsten Gewißheit eine unanfechtbare Grenzregulirung vorzunehmen; hier aber liegt der Fall so, daß, wenn es bei dieser Sequenz nicht gewiß ist, daß sie von Adam stammt, wir bei keiner Gewißheit haben, sondern auch bei den anderen über eine hohe Wahrscheinlichkeit nicht hinauskommen. Bei anderen Sequenzen heißt es: Sie steht im Graduale von St. Victor — diese auch; sie kommt früher nicht vor — diese auch nicht; sie läßt den Stil Adams erkennen — diese auch. Was bleibt noch übrig? Wird man sagen, Vers 22: Fuit haec salutis ara, habe keine Cäsur? So stelle man, wenn das von Gewicht scheint, nach den Grundsätzen Missets ihn um und lese: Haec salutis — fuit ara. Solche Zweifel gehören gewiß nicht zu jenen, durch welche wir uns im Gewöhnlichen kluger Weise anfechten lassen. Die Sequenz, von der Daniel sagt, daß sie in wundervoller Weise das Lob des heiligen Kreuzes singe (mirum est, quam suaviter sanctae crucis laudes canat) [3], und die Neale frischweg als das Meisterwerk Adams bezeichnet [4], ist leider, nachdem sie ehemals auch die meisten deutschen Missalia zierte, wie die sämmtlichen Sequenzen Adams, außer liturgischen Gebrauch gekommen.

---

mentaires haben wir schon früher als la plus arbitraire nachgewiesen. Mit ihr fallen sämmtliche Ausstellungen gegen diese Sequenz, bis auf den einen Reim (zwischen emittit und sitit). Ist dieß genug, frage ich mit Missets Worten, „um die Echtheit einer Prose anzuzweifeln"? Die Schlußstrophe dieses Liedes kann nur Adam geschrieben haben.

[1] Rambach, Anthologie christlicher Gesänge, I. S. 285.

[2] Gautier, 2e éd. p. 224.

[3] Thes. hymnol. II. p. 79.

[4] The master piece of Adam of S. Victor (bei Daniel, Thes. hymnol. V. p. 89).

Laudes crucis attollamus,
Nos qui crucis exultamus
Speciali gloria:
Nam in cruce triumphamus,
Hostem ferum superamus
Vitali victoria [1].

Laßt des Kreuzes Lob erklingen,
Laßt des Kreuzes Luſt durchdringen
Unſer Herz mit Fröhlichkeit;
Sieg im Kreuze wir erringen,
Unſern Erbfeind wir bezwingen
In dem Kreuze jederzeit.

Dulce melos tangat coelos,
Dulce lignum dulci dignum
Credimus melodia.
Voce vita non discordet,
Cum vox vitam non remordet,
Dulcis est symphonia.

Süße Lieder, tönet wieder,
Dieſes ſüße Holz begrüße
Unſer feſtlichſter Geſang!
Wort und Werk ſoll es erheben,
Wenn zum Lobe ſtimmt das Leben,
Dann iſt rein des Liedes Klang.

Servi crucis crucem laudent,
Qui per crucem sibi gaudent
Vitae dari munera.
Dicant omnes et dicant singuli:
Ave salus totius populi,
Arbor salutifera!

Lobt das Kreuz, des Kreuzes Knechte,
Denen durch das Kreuz das echte,
Wahre Leben ſich erſchließt;
Sei's geſagt und ſei's geſungen:
Baum, von dem das Heil entſprungen,
Holz der Sühne, ſei gegrüßt!

O quam felix, quam praeclara
Haec salutis fuit ara,
Rubens agni sanguine;
Agni sine macula,
Qui mundavit saecula
Ab antiquo crimine.

O wie ſelig, wie erleſen
Iſt der Kreuzaltar geweſen,
Purpurn von des Lammes Blut,
Jenes reinen, jenes frommen,
Das die Schuld dahingenommen,
Die auf dieſer Welt geruht.

Haec est scala peccatorum,
Per quam Christus, rex coelorum,
Ad se traxit omnia;
Forma cujus hoc ostendit,
Quae terrarum comprehendit
Quatuor confinia.

Eine wahre Himmelsleiter
Iſt das Kreuz, drauf ſeine Streiter
Chriſtus zieht in's Himmelszelt;
Seine Form ſchon Kunde bringet,
Wie mit Armen es umſchlinget
Die vier Enden dieſer Welt.

Non sunt nova sacramenta
Nec recenter est inventa
Crucis haec religio:
Ista dulces aquas fecit,
Per hanc silex aquas jecit
Moysis officio.

Nicht erſt neulich iſt erfunden,
Alte Zeiten ſchon bekunden
Dieſes Zeichens hohe Macht:
Bitt're Waſſer macht es reine,
Quellen aus dem Felsgeſteine
Hat zu Tage es gebracht.

Nulla salus est in domo
Nisi cruce munit homo
Super liminaria:

Heil iſt keinem Haus beſcheret,
Wo die Schwelle nicht bewehret
Mit des Kreuzes Zeichen iſt;

[1] Die zweite Hälfte dieſer erſten Strophe, ſchreibt Gautier (2e éd. p. 224), „ne se trouve ni dans le graduel de St Victor, ni dans celui de Paris, ni dans celui de St Geneviève". Der letzte Vers legt nahe, daß ſie von Adam iſt, wobei es fraglich bleibt, ob er ſie ſpäter hinzugefügt oder ob das Graduale von St. Victor ſie ausließ, was wahrſcheinlicher iſt. Dann verſteht ſich von ſelbſt, daß die beiden anderen, die aus ihm ſchöpfen, deßgleichen thun.

Neque sensit gladium
Nec amisit filium,
Quisquis egit talia.

Doch wo dieſes Mal zu ſehen,
Wird das Schwert nicht ſtille ſtehen,
Noch die Erſtgeburt vermißt.

Ligna legans in Sarepta
Spem salutis est adepta
Pauper muliercula:
Sine lignis fidei
Nec lecythus olei
Valet nec farinula [1].

Zu Sarepta ward der armen
Wittib reichliches Erbarmen,
Da ſie Holz zuſammentrug;
Doch ohn' Holz, ohn' feſt Vertrauen,
Wär' im Napf kein Mehl zu ſchauen,
Währte nicht das Öl im Krug.

In scripturis sub figuris
Ista latent, sed jam patent
Crucis beneficia:
Reges credunt, hostes cedunt,
Sola cruce Christo duce
Unus fugat millia.

Was in Bildern Seher ſchildern,
Das erfüllt ſich, und enthüllt ſich
Wundervoll des Kreuzes Frucht.
Kön'ge glauben, Feinde ſchnauben,
Aber weichen, denn dieß Zeichen
Löst ſie auf in wilde Flucht.

Ista suos fortiores
Semper facit et victores,
Morbos sanat et languores,
Reprimit daemonia;
Dat captivis libertatem,
Vitae confert novitatem,
Ad antiquam dignitatem
Crux reduxit omnia.

Seht, es ſtärkt das Kreuz zum Kriege,
Führt die Seinen ſtets zum Siege,
Macht, daß Keiner je erliege,
Und es flieht die Hölle ſcheu;
Die Gefang'nen es befreiet,
Neues Leben es verleihet,
Heiligt Alles, ſegnet, weihet,
Alles macht das Kreuze neu.

O crux lignum triumphale,
Mundi vera salus, vale!
Inter ligna nullum tale
Fronde, flore, germine!
Medicina christiana,
Salva sanos, aegros sana,
Quod non valet vis humana,
Fit in tuo nomine.

Heil'ges Kreuze, Siegeszeichen,
Heil der Welt, was kann dir gleichen?
Welcher Baum dich je erreichen,
Sei's an Blättern, Blüthe, Saft?
Wahre Arzenei der Seele,
Kranke heile, Matte ſtähle,
Und was unſ'rer Schwachheit fehle,
Das erſetze deine Kraft.

Insistentes crucis laudi
Consecrator crucis audi
Atque servos tuae crucis
Post hanc vitam verae lucis
Transfer ad palatia;

Hör' uns, die das Kreuz erheben,
Der du gabſt am Kreuz dein Leben,
Stelle deines Kreuzes Knechte
Einſt, o Herr, an deine Rechte,
Lade ſie in deine Ruh'.

---

[1] An dieſer Stelle ſteht im Graduale von St. Victor eine Strophe, die im Pariſer Miſſale fehlt. Dieſelbe ſtört abſolut den Zuſammenhang der Gedanken und iſt offenbar zum Zwecke eingeſchoben, das Lied auch auf Kreuzerhöhung zu gebrauchen Sie lautet:

Roma naves universas
In profundum vidit mersas
Una cum Maxentio;
Fusi Thraces, caesi Persae,
Sed et partis dux adversae
Victus ab Heraclio.

Quos tormento vis servire,
Fac tormenta non sentire.
Sed, cum dies erit irae,
Nobis confer et largire
Sempiterna gaudia.

Laß dein Kreuze uns verſüßen
Unſer Kreuz, daran wir büßen;
Führ' am Tage des Gerichtes
Mit den Kindern deines Lichtes
Ew'ger Herrlichkeit uns zu.

Beſondere Erwähnung verdienen ferner die beiden Oſterlieder Salve dies dierum gloria und Sexta passus feria, die ſich durch vorzüglichen Schliff und originelle Form auszeichnen. Gleiches Lob gebührt unter den Pfingſtliedern der Sequenz Lux jucunda lux insignis und vor Allem dem unvergleichlichen Qui procedis ab utroque, bezüglich deſſen das zutreffende Urtheil Daniels verzeichnet zu werden verdient, „es bedürfe mehr des Bewunderers, als des Erklärers (magis indiget admiratore quam interprete)“ [1]. Es iſt eine jener Proſen, in der das lyriſche Element beſonders wirkſam hervortritt.

Qui procedis ab utroque [2],
Genitore genitoque
Pariter, Paraclite,
Redde linguas eloquentes
Fac ferventes in te mentes
Flamma tua divite.

Der du ausgehſt, uns zu leuchten,
Vom Erzeuger und Erzeugten,
Ebenmäßig, heil'ger Geiſt,
Gib Beredſamkeit den Zungen,
Laß die Geiſter ſein durchdrungen
Von der Flamme, die du leihſt.

Amor Patris Filiique,
Par amborum et utrique
Compar et consimilis,
Cuncta reples, cuncta foves,
Astra regis, coelum moves,
Permanens immobilis.

Lieb' des Vaters und des Sohnes,
Beiden gleich und gleichen Thrones,
Lieb', die Alles hält und trägt;
Alles füllſt du, alles hegſt du,
Die Geſtirne all bewegſt du,
Und bleibſt ſelber unbewegt.

Lumen carum, lumen clarum,
Internarum tenebrarum
Effugas calliginem:
Per te mundi sunt mundati,
Tu peccatum, tu peccati
Destruis rubiginem.

Licht der Reinheit, Licht der Liebe,
Daß der Hölle Nacht zerſtiebe,
Theilen laß das Dunkel ſich;
Durch dich ſind gereint die Reinen,
Und vom Sündenroſt erſcheinen
Frei die Sündigen durch dich.

Veritatem notam facis
Et ostendis viam pacis
Et iter justitiae.
Perversorum corda vitas
Et bonorum corda ditas
Munere scientiae.

Wahrheit lehrſt du uns verſtehen,
Lehrſt des Friedens Weg uns gehen,
Zeigeſt uns des Rechtes Pfad;
Trotz'ge Herzen nicht beſchenkſt du,
Doch in reine Seelen ſenkſt du
Ein der Wiſſenſchaften Saat.

Te docente nil obscurum,
Te praesente nil impurum,
Sub tua praesentia

Wo du lehrſt, die Nacht ſich theilet,
Schlechtes, wo du weilſt, nicht weilet;
Biſt du da, ſo fühlt durch dich

[1] Thes. hymnol. II. p. 74.

[2] Die Überſetzung (mit Ausnahme einiger Strophen, die ergänzt worden) aus L. Dreves, Lieder der Kirche, S. 153 ff.

Gloriatur mens jocunda,
Per te laeta, per te munda
Gaudet conscientia.

Sich verklärt die heit're Seele;
Froh durch dich und ohne Fehle
Freuet das Gewiſſen ſich.

Tu commutas elementa,
Per te suam sacramenta
Habent efficaciam.
Tu nocivam vim repellis
Tu confutas et refellis
Hostium nequitiam.

Du gebeuſt den Elementen,
Durch dich kommt den Sacramenten
Jede Wirkſamkeit und Kraft;
Aller Feinde Macht zerſchlägſt du,
Jede Lüge widerlegſt du,
Störeſt, was im Finſtern ſchafft.

Quando venis, corda lenis,
Quando subis, atrae nubis
Effugit obscuritas;
Sacer ignis pectus ignis,
Non comburis, sed a curis
Purgas, quando visitas.

Durch dein Weilen Herzen heilen,
Wolken eilen, zu zertheilen,
Wenn du nahſt, ihr dunkles Kleid;
Heil'ges Feuer, Licht gewährend,
Nicht verzehrend, nein, verkehrend
Jede Sorg' in Freudigkeit.

Mentes prius imperitas
Et sopitas et oblitas
Erudis et excitas.
Foves linguas, formas sonum
Cor ad bonum facit pronum
A te data charitas.

Haſt den Seelen ohne Hirten,
Den verwirrten, den verirrten,
Auf den rechten Weg gezeigt;
Hold der Sprache, hold der Rede,
Machet deine Huld jedwede
Bruſt dem Guten zugeneigt.

O juvamen oppressorum,
O solamen miserorum,
Pauperum refugium:
Da contemptum terrenorum,
Ad amorem supernorum
Trahe desiderium.

O Erlöſer von Bedrückung,
Du der Leidenden Beglückung,
Aller Dürft'gen Zuflucht du,
Lehr' uns Irdiſches verachten,
Wende unſ'res Geiſtes Trachten
Jener höchſten Liebe zu.

Consolator et fundator
Habitator et amator
Cordium humilium,
Pelle mala, terge sordes,
Et discordes fac concordes
Et affer praesidium.

In uns wohnſt du, in uns thronſt du,
Und mit Troſt und Liebe lohnſt du,
Wo man trauet deinem Wort;
Rein'ge uns in deinen Flammen,
Was getrennt, das füg' zuſammen,
Sei du unſer Schutz und Hort.

Tu qui quondam visitasti,
Docuisti, confortasti
Timentes discipulos:
Visitare nos digneris,
Nos, si placet, consoleris
Et credentes populos.

Wie du einſt herabgefahren
Zu der Jünger bangen Schaaren,
Rath ertheilend, troſtbereit,
Wolle auch zu uns dich wenden,
Rath, wenn dir's gefällt, zu ſpenden
Uns und aller Chriſtenheit.

Par majestas personarum,
Par potestas est earum
Et communis deitas:
Tu procedens a duobus
Coaequalis es ambobus;
In nullo disparitas.

Gleiche Macht und Gottheit wohnen
Gleich in jeder der Perſonen,
Gleich erhaben iſt ihr Thron;
Zwar aus Zweien kommſt und gehſt du,
Dennoch gehſt du, dennoch ſtehſt du
Weder Vater nach noch Sohn.

Quia tantus est et talis	Da so überauserlesen,
Quantus Pater est et qualis,	Wie des Vaters, auch dein Wesen,
Servorum humilitas	Sei in Demuth für und für
Deo Patri Filioque	Mit dem Vater und dem Sohne
Redemtori, tibi quoque	Lob im höchsten Jubeltone,
Laudes reddat debitas!	Tröster, dargebracht auch dir.

Auf unserer weiteren Wanderung begegnen wir der schon erwähnten dogmatischen Dreifaltigkeits- und den beiden tropenreichen Kirchweihhymnen. Eine dritte auf das gleiche Fest, Jerusalem et Sion filiae, kann nicht mit gleicher Bestimmtheit als von Adam herrührend angesehen werden[1]. Die 14 bis 16 marianischen Sequenzen, die mit Sicherheit, bezw. Wahrscheinlichkeit Adam zuzuschreiben sind, gehören durchweg unter seine besten Leistungen. Die schönste derselben ist bereits oben mitgetheilt worden, es sei denn, daß man der folgenden den Vorzug gäbe; es ist diejenige, deren Hugo von St. Victor, wie schon erwähnt, sich als Peroration bedient hat, und die im Graduale von St. Victor zum Sonntag in der Octave des Festes Mariä Himmelfahrt steht:

Ave virgo singularis,	Gruß, o Jungfrau, einzig Eine,
Mater nostri salutaris,	Mutter Jesu, allzeit reine,
Quae vocaris stella maris,	Meeresstern von lichtem Scheine,
Stella non erratica;	Stern, der nimmer täuscht noch trügt;
Nos in hujus vitae mari	Daß nicht in des Meeres Welle
Non permitte naufragari,	Unser Lebensschiff zerschelle,
Sed pro nobis salutari	Uns're Bitten dem bestelle,
Tuo semper supplica.	Der da Alles lenkt und fügt.
Saevit mare, fremunt venti,	Schäumend bäumt, ein Spiel der Winde,
Fluctus surgunt turbulenti,	Sich die Meeresfluth, die blinde,
Navis currit, sed currenti	Und das Schifflein pfeilgeschwinde
Tot occurrunt obvia;	Stürmt durch Fährlichkeit und Noth;
Hic sirenes voluptatis,	Ferneab Sirenen singen,
Draco canes cum piratis	Ungeheuer es umringen,
Mortem paene desperatis	Räuber bräu'n es zu bezwingen,
Haec intentant omnia.	Alles bräut umher den Tod.
Post abyssos nunc ad coelum	Himmelwärts aus Abgrunds Rachen
Furens unda fert phaselum,	Wirft die Woge nun den Nachen,
Nutat malus, fluit velum	Rahen knirschen, Maste krachen,
Nautae cessat opera;	Und des Schiffers Arm, er sinkt;
Contabescit in his malis	Ach, das Leid ist nicht zu zählen,
Homo noster animalis,	Und schon will der Muth uns fehlen;
Tu nos, mater spiritalis,	O du Mutter unser'er Seelen,
Pereuntes libera.	Hilf, da Untergang uns winkt!
Tu, perfusa coeli rore,	Reich vom Himmelsthau begossen,
Castitatis salvo flore,	Blieb dein Lilienkelch verschlossen,
Novum florem novo more	Drin auf Wunderweise sprossen
Protulisti saeculo;	Jenes Wunderröslein sollt';

[1] Schon Daniel bemerkt: „Haec Sequentia . . . rhythmica ratione a reliquis Adami carminibus haud parum discrepat“ (Thes. hymnol. II. p. 75).

Verbum Patri coaequale
Corpus intrans virginale
Fit pro nobis corporale
Sub ventris umbraculo.

Denn in deinem Schooß, o Reine,
Als ein Menſchenkindlein kleine
Sich des Vaters Sohn, der Eine,
Fleiſcheshülle nehmen wollt'.

Te praevidit et elegit,
Qui potenter cuncta regit,
Nec pudoris claustra fregit,
Sacra replens viscera,
Nec pressuram nec dolorem
Contra primae matris morem
Pariendo Salvatorem
Sensisti puerpera.

Dein von Ewigkeit gedenket,
Der da mächtig Alles lenket,
Der, ob reichſte Frucht er ſchenket,
Doch die reinſte Zucht nicht kränkt;
Ohne Wehen, ohne Klagen,
Unerhört ſeit Evä Tagen,
Haſt den Höchſten du getragen
Und der Welt das Heil geſchenkt.

O Maria pro tuorum
Dignitate meritorum
Supra choros angelorum
Sublimaris unice:
Felix dies hodierna,
Qua conscendis ad superna!
Pietate tu materna
Nos in imo respice.

O Maria, hoch im Throne,
Höchſter Tugend höchſte Krone,
Prangeſt du zunächſt dem Sohne
Über aller Engel Schaar.
O des Tages hoch zu loben,
Der dich alſo hoch erhoben!
Wend' dein Auge auch von droben
Zu uns nieder, mild und klar.

Radix sancta, radix viva,
Flos et vitis et oliva,
Quam nulla vis insitiva
Juvit ut fructificet,
Lampas soli, splendor poli,
Quae splendore praees soli,
Nos assigna tuae proli,
Ne districte judicet.

Würzlein kräftig, Würzlein reine,
Rebſtock, Ölzweig, Blümlein feine,
Das aus Himmelskraft alleine
Frucht getragen, himmliſch ſchön;
Himmelsleuchte, Licht der Erde,
Über Sonnenglanz Verklärte,
Wenn der Richter greift zum Schwerte,
Deinem Sohne uns verſöhn'.

In conspectu summi regis
Sis pusilli memor gregis,
Qui transgressor datae legis
Praesumit de venia:
Judex mitis et benignus,
Judex jugi laude dignus,
Reis spei dedit pignus,
Crucis factus hostia.

Vor dem höchſten König ſtehe
Und der kleinen Heerd' erflehe,
Daß für Recht ihr Huld geſchehe,
Ob ſie gleich ſich ſchwer verging.
O des Richters, des gedulb'gen,
Dem mit Danke ſtets zu huld'gen,
Daß, ein Hoffnungspfand den Schuld'gen,
Er am Kreuz als Opfer hing.

Jesu sacri ventris fructus
Nobis inter mundi fluctus
Sis via dux et conductus
Liber ad coelestia.
Tene clavum, rege navem,
Tu, procellam sedans gravem,
Portum nobis da suavem
Pro tua clementia.

Sohn der Jungfrau, die wir loben,
Sei uns in des Sturmes Toben
Weg und Führer nach dem Droben
Und ein himmliſch Freigeleit;
Lenk' das Schifflein, leit' ſein Steuer,
Meer und Winde mach' geheuer,
Lenk' als Bootsmann, als getreuer,
In den Port der Seligkeit.

Dem Salve mater verwandter als dieſe Proſe iſt die Sequenz Lux advenit veneranda, die urſprünglich ebenfalls dem Himmelfahrtsfeſte Mariens angehört und nicht der Lichtmeſſe, zu der ſie von Clichtoväus bezogen wird. Dieſe ganze Proſe, vor Allem die beiden Schlußſtrophen, zeichnen ſich durch große Lieblichkeit aus. So lautet die vorletzte:

Cujus preces vitia,
Cujus nomen tristia,
Cujus odor lilia,
Cujus vincunt labia
  Favum in dulcedine;
Super vinum sapida,
Super nivem candida,
Super rosam roscida,
Super lunam lucida
  Veri solis lumine[1].

Damit hätten wir, im Vorübergehen ſei es bemerkt, bereits ſechs Sequenzen für die Octave Mariä Himmelfahrt, nämlich vier aus dem Graduale von St. Victor, eine für den dritten Tag der Octave, des Anfangs: O Maria stella maris; eine für den Samstag in der Octave: Ave virgo singularis, Porta vitae, stella maris; eine für den Sonntag in der Octave, die oben mitgetheilte gleichen Anfangs; eine für den Octavtag: Gratulemur in hac die. Das Pariſer Miſſal ſetzte auf den Octavtag die Proſe Salve mater Salvatoris, die zum Feſte der Himmelfahrt beſſer paßt, als zu irgend einem andern (Super omnes ordinaris ordines coelestium). Als fünftes kann unſere letztgenannte Sequenz gelten, die zwar ganz allgemein zum Feſte Mariä Lichtmeß geſungen ward, wohl bloß wegen des Lux advenit der erſten Strophe. Im Übrigen hat ſie mit dem Lichtmeßfeſte, für das eine eigene Hymne Adams exiſtirt und das er ganz richtig nicht ausſchließlich als Marienfeſt auffaßt, nichts zu ſchaffen. Es würden alſo an dem völligen Octavencyklus nur zwei Nummern fehlen.

Von den Heiligenliedern, unter denen ſich begreiflicher Weiſe die meiſten unterſchobenen und die häufigſten Nachahmungen befinden, genüge der Hinweis auf einige wenige. Vor Allem auf den heiligen Erzmartyrer Stephanus, deſſen Sequenz Hori mundus exultavit zu den großartigſten und gelungenſten Schöpfungen unſeres Dichters zu rechnen iſt. Daran reihen wir die Sequenzen auf die heiligen Diakone Lorenz und Vincenz, die mit der vorerwähnten das Gemeinſame haben, daß ſich der Dichter die Anſpielung auf die bedeutungsvollen Namen nicht entgehen läßt.

Stephanus: Nomen habes coronati
Te tormenta decet pati
Pro corona gloriae.

[1] Miſſet (l. c. III. p. 388, Anm.): „La prose ‚Lux advenit veneranda' est bien jolie, mais la strophe 9 (26° vers!) n'a jamais été employée par Adam." Jamais? Das iſt ja gerade in Frage. Die Strophe hat aber in der That nur 14 Verſe.

Vincentius: Omnes ergo jocundemur
Et vincentem veneremur
In Christo Vincentium.

Laurentius: Prunis datum admiremur,
Laureatum veneremur
Laudibus Laurentium.

Dieſe letzte Sequenz iſt wieder ein echter Juwel, der das Feuer der Begeiſterung in tauſend Farben bricht und wiederſtrahlt. Wir wollen nur auf drei köſtliche, mit wahrer Meiſterſchaft durchgeführte Vergleiche aufmerkſam machen.

Der erſte vergleicht den auf die Folter geſpannten Blutzeugen der Saite eines Inſtrumentes, der der Künſtler um ſo reinere Töne entlockt, je ſorgfältiger ſie geſpannt und geſtimmt iſt.

Sicut chorda musicorum
Tandem sonum dat sonorum
Plectri ministerio,
Sic in chely tormentorum
Melos Christi confessorum
Dedit hujus tensio.

Der zweite vergleicht die Feuerprobe des Heiligen dem Töpfer, der die Gefäße im Feuer härtet und dauerhaft macht.

Sicut vasa figulorum
Probat fornax et eorum
Solidat substantiam,
Sic et ignis hunc assatum
Velut testam solidatum
Reddit per constantiam.

Der dritte nimmt vom Senfkorn und vom Weihrauch ſeine Bilder; in meiſterhafter, bei aller Kunſt ungekünſtelter Form redet der Sänger den heidniſchen Richter an und fährt dann fort:

Parum sapis vim sinapis
Si non tangis, si non frangis;
Et plus fragrat quando flagrat
Thus injectum ignibus;
Sic arctatus et assatus
Sub labore, sub ardore
Dat odorem pleniorem
Martyr de virtutibus.

Nach dieſer feierlichen und bewegten Apoſtrophe an den beſiegten Gewalthaber fügt ſich unmittelbar in herrlicher Contraſtwirkung der Schluß als ein glühendes Gebet zu dem ſiegreichen Streiter Chriſti um einen ähnlichen Kampf und einen gleich ſchönen Sieg:

O Laurenti, laute nimis,
Rege victo rex sublimis,
Regis regum fortis miles,
Qui duxisti poenas viles,
Certans pro justitia:

Qui tot mala devicisti
Contemplando bona Christi
Fac nos malis insultare,
Fac de bonis exultare
Meritorum gratia.

Weitere Zierden finden wir zu den Festen des hl. Michael, des hl. Johannes des Täufers, der Apostelfürsten, des Evangelisten Johannes, der Bekehrung Pauli, der hll. Victor, Thomas von Canterbury u. a.

Es soll unserer Anerkennung für diese herrlichen Triumphgesänge nicht den mindesten Abbruch thun, wenn wir die Bemerkung hinzufügen, daß bisweilen der schöne Schwung ihrer Verse durch rhapsodisch erzählende Strophen, die meist unter plötzlichem, unvermitteltem Wechsel des Metrums eintreten, in unangenehmer Weise unterbrochen werden. Ob nicht manche dieser Einschiebsel spätere Zuthat und Verunstaltung sein dürften? Oft wenigstens drängt sich diese Vermuthung geradezu mit Gewalt auf. Nachdem die herrliche Sequenz Heri mundus exultavit auf das Fest des hl. Stephanus mit seiner zehnten Strophe so schön und passend abzuschließen scheint:

In Christo sic obdormivit,
Et cum Christo semper vivit,
Qui Christo sic obedivit,
Martyrum primitiae;

fährt auf einmal statt des erwarteten Amen eine fremde Stimme fort:

Quod sex suscitaverit,
Mortuos in Africa,
Augustinus asserit,
Fama refert publica.
Hujus Dei gratia
Revelato corpore
Mundo datur pluvia
Siccitatis tempore.

Läßt es sich nicht wie mit Händen greifen (schon Daniel zögert keinen Augenblick, es zu behaupten), daß diese Strophen ein höchst ungeschicktes Anhängsel seien, offenbar bloß zu dem Zwecke angeflickt, um die Sequenz auch zum Feste Stephani Erfindung singen zu können? Ein altes Liber sequentiarum aus der Zeit Philipp Augusts und der Abtei Saint-Martial zu Limoges gehörig, bietet eine in mehrfacher Rücksicht merkwürdige Überarbeitung der ganzen Sequenz[1]. Es ist nicht unmöglich, daß wir es mit einem ersten Entwurfe zu thun haben, da Verse wie die folgenden:

Deponentes falsi testes
Ante pedes Sauli vestes,
Saxa rotant saxei,

[1] Gautier, 2e éd. p. 80.

ſehr an Adam gemahnen. Jedenfalls iſt damit bewieſen, daß entweder Adam ſelbſt, oder Andere, Anderungen an ſeinen Gedichten vorgenommen, ſowie wahrſcheinlich gemacht, daß obige Verſe ebenfalls einem ſolchen Umſtande ihre Entſtehung verdanken, da ſie in der limouſiner Redaction fehlen.

Einmal auf dieſe Art Lückenbüßer aufmerkſam geworden, glaubt man deren weitere zu entdecken, um ſo mehr als ſie ſich häufig entfernen laſſen, ohne daß der Fortſchritt des Stückes geſtört würde. Oft iſt ſogar das Gegentheil, eine Förderung desſelben, zu beobachten. So würde beiſpielsweiſe die ſchöne Proſe Roma Petro glorietur an Zuſammenhang nicht verlieren, an Schwung bedeutend gewinnen, wenn wir aus dem in der Sequenzenſtrophe ſich aufbauenden Liede alle ungleichartigen Elemente, alſo die Strophen 4, 5, 7 und 10, ausſcheiden. Höchſtens bei Strophe 10 könnte man einen Augenblick im Zweifel ſein und meinen, das Auftreten des Simon Magus und des Nero ſei ohne dieſelbe zu unvermittelt. Bei reiflichem Erwägen muß man ſich indeß geſtehen, daß dieß Auftreten mit und ohne Strophe 10 gleich ſchroff iſt. Dagegen ruft die 3. Strophe förmlich die 6. herbei; erſtere ſchließt:

Hi praecones novae legis
Et ductores novi gregis
Ad Christi praesepia.

6. Ipsi montes appellantur,
Ipsi prius illustrantur,
Veri solis lumine.

Ebenſo hat das Lied auf St. Victor die vollkommen regelmäßige Sequenzenſtrophe, wenn wir Strophe 4 und 6 ausſtoßen. Der Zuſammenhang gewinnt eher, als daß er verlöre.

Wieder wie mit Händen greifbar ſind die Zuſätze in der herrlichen Proſe Animemur ad agonem auf das Feſt der hl. Agnes, eine Proſe, bei der nicht leicht ein vernünftiger Zweifel ſein kann, daß dieſelbe von Adam herrühre. An zwei Stellen ſind hier Strophen in abweichendem Metrum eingeſchoben, hinter den Strophen 2 und 5. Kann man nicht ſagen, dieſelben ſtörten den Zuſammenhang, ſo halten ſie doch den Fortſchritt der Gedanken auf, während man es den Strophen 2 und 5 nur zu deutlich anzuſehen glaubt, daß ſie einmal unmittelbar aufeinander folgten.

2. Pulchra, prudens et illustris,
Jam duobus Agnes lustris
Addebat triennium,
Proles amat hanc praefecti
Sed ad ejus virgo flecti
Respuit arbitrium [1].

[1] Hier folgt nun:

Mira vis fidei
Mira virginitas
Mira virginei
Cordis integritas.

Sic Dei filius
Nutu mirabili
Se mirabilius
Prodit in fragili.

5. Languet amans, cubat lecto,
Languor notus fit praefecto,
Maturat remedia
Offert multa, spondet plura,
Periturus peritura,
Sed vilescunt omnia.

Da ſich nun einzelne ähnliche Einſchiebſel handſchriftlich als ſolche nachweiſen laſſen, z. B. in der Proſe Jubilemus Salvatori, Heri mundus exultavit und Laudes crucis attollamus[1]; da ferner die Proſe Ave virgo singularis, die, wie bemerkt, von Adam jedenfalls in verhältnißmäßig früher Jugend abgefaßt worden, einen durchaus regelmäßigen Strophenbau aufweist; da endlich nach Ausſcheidung des offenbar Unechten der erdrückenden Mehrzahl nach die Sequenzen Adams von Anfang bis zu Ende in ein und demſelben Versmaße geſchrieben ſind[2], kann es nicht allzu gewagt erſcheinen, wenn wir, wo nicht alle, ſo doch die meiſten derartigen Unregelmäßigkeiten als ſpätere Zuſätze anſehen, von denen übrigens in manchen Fällen möglich, ja wahrſcheinlich iſt, daß ſie noch von Adam ſelbſt herrühren. Welcher Grund dieſelben veranlaßt haben mag? Eine Erklärung würde in der Annahme liegen, daß Adam, als ſpäter ſeine Dichtungen in Aufnahme kamen, oder doch Hoffnung hatten, zum liturgiſchen Gebrauche verwendet zu werden, beſtrebt war, dieſelben bereits vorhandenen Melodien anzupaſſen. Dieſe Annahme müßte allerdings als eine Phantaſie und als eine Ungeheuerlichkeit angeſehen werden, wenn nicht die wenigen dunklen Nachrichten, welche ſich bei unſeren Hymnologen über die muſikaliſche Seite ihres Themas finden, dieſelbe einigermaßen rechtfertigten. Ein Beiſpiel.

Die Sequenz auf das Feſt der Geburt Johannes des Täufers Ad honorem tuum Christe[3] findet ſich in den älteſten Gradualien von St. Victor, und es fiel, wie Gautier richtig bemerkt, bisher Niemand ein, ihre Authenticität in Zweifel zu ziehen, um ſo weniger, da ſie auch innerlich durch alle Merkmale des Stils ſich hinreichend als Product Adams ausweist. Aber Miſſet hat bemerkt, daß ſich in dieſer Proſe Eigenthümlichkeiten finden, die er anderswo nicht zu entdecken vermag, und obſchon er ſelbſt kein offenes „Unecht" zu ſprechen wagt, hat doch Gautier in Folge deſſen nicht den Muth ge-

[1] Gautier, 2e éd. p. 14. 80. 225.

[2] Man darf ſich dabei durch den Augenſchein der Ausgabe Gautiers nicht täuſchen laſſen, deſſen Schreibung oft willkürlich die Verſe theilt, ſo oft ein Binnenreim vorkommt.

[3] Gautier, 1re éd. II. p. 28 ss. An dieſer Proſe iſt wieder ein Einſchiebſel und ein Anhängſel zu beobachten für das Feſt Johannis Enthauptung. Das Einſchiebſel ſiehe Gautier, 2e éd. p. 210; wo das Anhängſel beginnt, wird Jeder aus den folgenden Verſen errathen:

Tuo nobis in natale [sic]
Da promissum gaudium,
Nec non minus triumphale
Delectet martyrium.

habt, dieſe Proſe in ſeine neue Ausgabe aufzunehmen. Miſſet ſelbſt iſt nicht entgangen, daß die fragliche Sequenz auf den Leiſten einer andern geſchlagen worden. Sie ward nämlich auf gleiche Melodie geſungen, wie die beiden älteren Clara chorus dulce pangat und Congaudentes exultemus[1], die wir als Proſen des Übergangsſtiles bezeichnen können, weil ſie theils in rhythmiſchen Strophen, theils in den alten Notker'ſchen Zeilen ſich bewegen. Adam war alſo in unſerm Falle bei der Wahl ſeiner Strophen, Zeilen und Reime nicht frei; er ſchrieb nicht, wie er wollte und pflegte, ſondern wie er mußte und konnte. „Sollen wir," fragt ſich Miſſet am Schluſſe ſeiner Ausſtellungen, „dieſes Stück als echt annehmen? Sollen wir unterſtellen, ſie ſei einer der erſten Verſuche Adams? Ich kann nur die Frage anregen."[2] Auf die erſte Frage können wir mit Antwort dienen; es iſt nur verwunderlich, daß der gelehrte Herr ſie ſich nicht ſelbſt gegeben. Es iſt auch nicht der Schatten eines vernünftigen Zweifels an der Echtheit der Proſe möglich; alles unter anderen Umſtänden Verdächtige erklärt ſich auf das Befriedigendſte aus der Zwangsjacke, in die der Dichter ſich ſelbſt geſchnürt. Auf die zweite Frage wollen wir mit einigen Gegenfragen antworten: Haben wir dieſe Proſe nicht vielmehr als ein ſpäteres Product Adams zu betrachten, da er ja in der Jugend — Zeuge iſt die Proſe Ave virgo singularis — ganz anders ſchrieb? Beweist unſere Proſe nicht zur Evidenz, daß der häufige Strophenwechſel in einigen Stücken Adams ſich ſehr wohl aus dem Beſtreben erklärt, ſeine Dichtung bereits vorhandenen Singweiſen anzubequemen? Wird es da nicht weiter höchſt wahrſcheinlich, daß die geringen abweichenden Einſchaltungen in ſonſt ganz regelmäßig gebauten Sequenzen ähnlichen Gründen ihre Entſtehung verdanken? Und wann und warum konnte dieß geſchehen? Warum leichter, wann eher, als da man ſich anſchicken mochte, auch dieſe vorhandenen Melodien anzupaſſen? Daß man dabei Gewalt gegen die letzteren gebrauchen mußte, iſt ſelbſtverſtändlich? Aber vor welcher muſikaliſchen Gewaltthätigkeit kann der zurückſchrecken, der vierfüßige und dreifüßige Verſe auf dieſelbe Melodie zu ſingen unternimmt?[3] Oder zeigte ſich vielleicht die Meiſterſchaft gerade darin, daß man die Weiſen zu biegen und zu beugen verſtand, ohne ſie zu brechen? Über alle dieſe Fragen kann, wenn dieß heute überhaupt noch möglich iſt, nur ein eingehendes vergleichendes Studium der Melodien neues Licht verbreiten.

Schließen wir, indem wir einen kurzen Blick auf den Weg zurückwerfen, den wir durchlaufen. Die beigebrachten Proben, zahlreicher als ſie in den meiſten Anthologien gefunden werden, haben den freundlichen Leſer in Stand

---

[1] Ich vermuthe, daß auch die Proſe Splendor Patris et figura auf dieſelbe Melodie zugerichtet worden. Das zu glauben, veranlaſſen mich die im Versmaß abweichenden Strophen 1. 2. 3 u. 8, denen in der Sequenz Clara chorus 1. 2. 3 u. 9 völlig entſprechen. Alle übrigen Strophen bewegen ſich in der regelmäßigen Sequenzenſtrophe. Sollte ſich dieſe Vermuthung beſtätigen, ſo wird ein Zweifel über eine ſpätere Umarbeitung und Ergänzung auch urſprünglich regelmäßiger Proſen nicht mehr ſein können.

[2] Lettr. chrét. III. p. 377 ss.

[3] Lettr. chrét. III. p. 379, Anm.

geſetzt, ſich ein ſelbſteigenes Urtheil über unſern Dichter zu bilden. Man hat den großen Hugo die Zunge Auguſtins (Lingua Augustini), Richard von St. Victor einen zweiten Auguſtin (Alter Augustinus) genannt; welchen Titel werden wir dem dritten der großen Victoriner geben? Seit Fortlage[1] hat man ihn mit Vorliebe den Schiller des Mittelalters genannt, und in der That erinnert das rhetoriſche Feuer der Sprache, die panegyriſche Fülle des Ausdrucks und der melodiſche Fall der Verſe lebhaft an den Lieblingsclaſſiker der deutſchen Jugend. Wir können aber, um im Bereiche der chriſtlichen Dichtung lateiniſcher Sprache zu bleiben, aus denſelben Gründen Adam den Prudentius des Mittelalters, d. h. den Höhepunkt der lateiniſchen Reimdichtung nennen, gerade wie wir in Prudentius den Gipfel der quantitirenden chriſtlichen Poeſie erkennen müſſen. Es ſpricht in beiden Dichtern der gleiche Funke der Begeiſterung, es ſchillert in beiden dasſelbe bunte Spiel der Farben und Bilder, es tönt aus beider Verſen der gleiche Reichthum, derſelbe Wohllaut, die nämliche Anmuth der Sprache. Wollten wir Ähnlichkeit und Unterſchiede beider nach Adams eigenſter Weiſe in einem kurzen Gegenſatze zuſammenfaſſen, ſo möchten wir Prudentius den Romantiker unter den chriſtlichen Claſſikern, Adam von St. Victor den Claſſiker unter den geiſtlichen Sängern mittelalterlicher Romantik nennen. Jedenfalls hat die lateiniſche Kirche keinen Sänger aufzuweiſen, dem nicht Adam die Palme ſtreitig machte, ſo daß wir mit leichter Veränderung auf ihn ſelbſt die Worte beziehen können, deren ſich Daniel von einer ſeiner Proſen bedient: „Praeclarissimus poeta, quem nulli inferiorem, permultis superiorem duxerim, nihil spirat nisi sacrae scripturae flores atque odores.“[2]

G. M. Dreves S. J.

---

[1] Geſänge chriſtlicher Vorzeit. Berlin 1844. S. 400.

[2] Thes. hymnol. II. p. 72.

Recenſionen.

Cursus Scripturae Sacrae, auctoribus *R. Cornely, J. Knabenbauer, F. de Hummelauer* aliisque Soc. Jesu presbyteris.

Historica et critica Introductio in utriusque Testamenti libros sacros, auctore *Rudolpho Cornely* S. J. I. Introductio generalis. Gr. 8°. 742 p. Parisiis, Sumptibus P. Lethielleux, 1885. Preis: 12 *Fr.*

Der Cursus Scripturae Sacrae, mit deſſen Druck vor ungefähr einem Jahre begonnen wurde, betritt mit dem vorliegenden Bande die Öffentlichkeit. Bevor dieſe Zeilen den Leſern zu Geſichte kommen werden, wird ihm, wie wir vernehmen, als zweiter Band ein Commentar zum Buche Job von P. Knabenbauer gefolgt ſein. Das gibt gegründete Hoffnung, daß das Sammelwerk raſch voranſchreiten werde. Dasſelbe wird, nach vorliegendem Bande zu urtheilen, eine Zierde und einen reichen Schatz für jede theologiſche Bibliothek bilden. Mit einer ſtaunenswerthen Fülle von Erudition, mit einem wahrhaft kritiſchen Scharfblick und einer großen theologiſchen Genauigkeit hat der Verfaſſer die Fragen der allgemeinen Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Teſtamentes behandelt, ſo daß das Werk von den akatholiſchen Exegeten ſich Beachtung erzwingen, dem katholiſchen Theologen ein zuverläſſiger und kundiger Führer ſein wird.

P. Cornely hat ſich nicht vor den proteſtantiſchen Exegeten und ihren Leiſtungen verſchloſſen; was ſie in Kritik und Linguiſtik und ſonſt immer Gutes geleiſtet haben, wird unumwunden von ihm anerkannt und mit Hinweis auf ſie verwerthet. Einer Ausbeutung und Verwerthung aber, welche einem, faſt möchte man ſagen, abergläubiſchen Culte proteſtantiſcher Gelehrſamkeit gleichkommt, tritt freilich der ganze Inhalt des Werkes entgegen: derſelbe zeigt klar, daß ein ausſchließlicher oder doch hauptſächlicher Anſchluß an proteſtantiſche Exegeten nur auf einer traurigen Unkenntniß deſſen beruhen kann, was die katholiſche Theologie faſt in allen Jahrhunderten auch in bibliſchen Fragen Großes und Treffliches geleiſtet hat.

Der ganze Band zerfällt nach den Prolegomena in drei Theile oder Dissertationes, wie der Verfaſſer ſie nennt: 1) die Geſchichte des Kanons, oder welche Bücher in die Sammlung der als göttlich anerkannten Schriften des Alten und Neuen Teſtamentes nach geſchichtlichem Verlauf aufgenommen wurden (S. 19—230); 2) die Geſchichte des Urtextes und der alten Überſetzungen der heiligen Bücher, nebſt Prüfung der verſchiedenen Texte auf ihre Autorität (S. 231—509); 3) die Erklärung der heiligen Schriften

nach den sie zu leitenden Grundsätzen und ihrer geschichtlichen Entwicklung (S. 510—732).

Es eignet also dem ganzen Stoffe, wie der Verfasser richtig bemerkt, eine vorzugsweise geschichtliche Behandlung; allein die theologischen Begriffe und Lehrsätze müssen der Leitstern sein, welcher den Weg durch das weite Feld der Geschichte wandeln lehrt und an allen Klippen und Sandbänken vorbeiführt, die theils durch das mangelhafte Zeugniß der Geschichte, theils durch die Willkür und Bosheit des Unglaubens und durch sein geschicktes Verdrehen und Trüben der Wahrheit für den Unkundigen aufgethürmt werden.

Der erste Theil geht von der Glaubenswahrheit aus, daß die Kanonicität, d. h. göttliche Inspiration oder Autorschaft eines Buches, weil eine göttliche That, nur auf dem Wege der Offenbarung und folglich nur durch das Zeugniß der Tradition und des kirchlichen Lehramtes festgesetzt werden kann. Es werden dann die einzelnen Jahrhunderte und, wo nöthig, die einzelnen Hauptkirchen und Hauptvertreter der kirchlichen Tradition durchgangen, um festzustellen, welchen Büchern die Eigenschaft der göttlichen Inspiration beigelegt wurde, und wie die gegen einzelne Bücher erhobenen Zweifel entstanden und überwunden sind. Außer den directen Zeugnissen werden bis in's zweite und erste christliche Jahrhundert reichende indirecte Beweise erbracht, welche durch die Citation und Citationsweise der meisten unserer heiligen Bücher deren damals schon anerkannte Kanonicität darthun. Eine besondere Sorgfalt wird natürlich darauf verwandt, die Gleichwerthigkeit der sogenannten deuterokanonischen Bücher mit den protokanonischen, auch nach der Anschauung der älteren Kirchenväter, nachzuweisen. Eine sehr reichhaltige Angabe bietet der Verfasser auch bezüglich der Apokryphen, d. h. nicht bloß ein einfaches Verzeichniß, sondern bei den hauptsächlichsten auch eine kurze kritische Beleuchtung ihres Ursprunges und ihres Werthes.

Der zweite Theil hat zu seinem Hauptzweck den Nachweis der Unversehrtheit des Textes der heiligen Schrift. P. Cornely ist weit entfernt, die wesentliche Unversehrtheit des Urtextes, auch des hebräischen, in Frage zu stellen: im Gegentheil tritt er durch ausführliche Beweise (S. 267 ff.) voll und ganz dafür ein. Doch hindert ihn das keineswegs, an manchen Stellen bei abweichenden Lesarten dem Text der Vulgata den Vorzug zuzuerkennen und gerade diese als den richtigen Ausdruck des ursprünglichen Textes zu erklären. Die Richtigkeit dieser Behauptung erfaßt der Leser unschwer, auch wenn er dem Verfasser nur oberflächlich folgen will auf den Wegen, die er mit Hinzuziehung der ältesten Übersetzungen und des Nachweises leichter Verwechslung verschiedener hebräischer Schriftzüge einschlägt.

Eine hervorragende Stelle muß in diesem Theil die Besprechung der Vulgata, sowohl ihrer Correctheit, als der ihr von der Kirche zuerkannten Autorität, einnehmen. Wir müssen gestehen, die Erörterung über die Tragweite des Trienter Beschlusses (S. 440—460) ist ebenso gründlich, als erschöpfend, so daß einestheils allen Theilen der Vulgata ihr inspirirter Charakter gewahrt bleibt, anderntheils aber dem Texte der heiligen Bücher, wie sie uns in der Ursprache vorliegen, die volle Berechtigung zuerkannt wird. Das Ver-

hältniß der Vulgata zu den andern Recenſionen der heiligen Bücher bezüglich ihres dogmatiſchen Werthes faßt P. Cornely S. 458—459 kurz in folgende Regeln zuſammen.

1. Tuto semper theologus Vulgatam seu fontem genuinum revelationis adhibere potest, atque ex omnibus textibus dogmaticis, de quorum constanti usu dogmatico constat, legitimum deducere argumentum.

2. Minime tamen ei interdictum est, quominus textus quoque primigenios antiquasque versiones usu catholicarum ecclesiarum approbatas adhibeat, et argumenta ex illis legitimo desumta eadem gaudent certitudine intrinseca, qua argumenta ex Vulgatae verbis derivata.

3. Si ex critica investigatione constat textum Vulgatae textui primigenio esse conformem nec ulla est in verbis latinis ambiguitas, ex sola Vulgata legitimum argumentum scripturisticum efficitur, verba autem primigenia, si sunt ambigua, secundum sensum Vulgatae sunt interpretanda.

4. Si vero Vulgata et textus primigenius verbis quidem consentiunt, verba autem latina ambigua sunt, ex textu primigenio, si hic non est ambiguus, desumendus est sensus verborum latinorum.

5. Si forte textus inveniatur in Vulgata, qui in hodierno textu primigenio aliisque versionibus desit, hic quoque legitimum praebet argumentum, atque argumentum hoc erit scripturisticum, si constans hujus textus in ecclesia catholica usus demonstrari potest.

Zur Geſchichte der Vulgata und zu einer eingehenden Erörterung ihrer Autorität gehört auch die ſogenannte Bulle Sixtus' V. „Aeternus ille". Das intereſſante Actenſtück, welches wenig bekannt iſt und vor mehreren Jahren von Kaulen wieder mitgetheilt wurde, iſt S. 465 vollſtändig abgedruckt. Bekanntlich hat man dieſes Schriftſtück in jüngſter Zeit gegen die päpſtliche Infallibilität verwerthen wollen: allein ſchon ein oberflächlicher Blick auf dasſelbe läßt die erhobenen Schwierigkeiten als eitel Dunſt und Nebel erſcheinen. Die Conſtitution ſollte vier, bezw. acht Monate nach der feierlich in Rom zu vollziehenden Veröffentlichung Geltung erlangen. Nun iſt es aber nie in aller Welt einem Papſte eingefallen, Glaubensdecrete erſt einige Monate nach geſchehener Promulgation für rechtskräftig und verpflichtend zu erachten. Höchſt wahrſcheinlich iſt jedoch das ganze Actenſtück in der Schublade des Papſtes liegen geblieben, ohne je promulgirt zu werden; jedenfalls aber iſt es vor Ablauf der vier Monate zurückgenommen. Obgleich nämlich Sixtus V. ſchon einige Exemplare ſeiner Schriftausgabe verſandt hatte, ſo wurde doch ſofort die weitere Verſendung behufs mehrerer noch nöthigen Correcturen ſiſtirt. Eine feierliche Promulgation der dießbezüglichen Conſtitution iſt alſo kaum denkbar, und ſelbſt noch vor Vollendung der Correctur ſcheint Sixtus geſtorben zu ſein (S. 465). Der weitere geſchichtliche Verlauf der Sixtiniſchen Ausgabe iſt bekannt.

Den Erörterungen über die Vulgata geht von S. 319—419 eine eingehende Belehrung über die älteren Überſetzungen der Bücher des Alten wie des Neuen Teſtamentes vorauf. Das Werthvolle dieſer Partie liegt nicht ſo ſehr darin, daß der Leſer mit den verſchiedenartigſten Bibelüberſetzungen bekannt gemacht wird, ſondern vielmehr in der Richtigſtellung der Unabhängig-

keit oder gegenſeitigen Abhängigkeit der einzelnen Überſetzungen von einander und in der Zurückführung der Bedeutung der einzelnen Ausgaben auf ihren wahren kritiſchen Werth. Vor Allem rechnen wir hierher, was S. 385 ff. von der hohen Autorität der armeniſchen Überſetzung für die Textkritik der Bücher des Neuen Teſtaments geſagt wird, und deßgleichen (S. 408) von der der Peſchito bezüglich der protokanoniſchen Bücher des Alten Teſtamentes. Wenn jedoch S. 483 von einer norwegiſchen Überſetzung der hiſtoriſchen Bücher des Alten Teſtaments aus dem 14. Jahrhundert die Rede iſt, ſo wird damit wohl die isländiſche Überſetzung gemeint ſein.

Der dritte Theil, über die Auslegung der heiligen Schriften, theilt ſich in zwei Abſchnitte, nämlich in Erörterungen über das Syſtem der Auslegung und in einen geſchichtlichen Überblick der Auslegung der heiligen Schriften. In erſterem Abſchnitte ſtellt ſich zunächſt die Frage über den mehrfachen Sinn des göttlichen Schrifttextes in den Vordergrund. P. Cornely tritt entſchieden ein für nur Einen buchſtäblichen Sinn, der zunächſt zu beſtimmen ſei und immer die Grundlage für einen etwaigen typiſchen, anagogiſchen und allegoriſchen Sinn bieten müſſe. Man wird nicht umhin können, den Ausführungen des Verfaſſers in dieſem Punkte beizuſtimmen. Zumal die gründlichen Erörterungen über den Sinn der oftmals gebrauchten Ausdrücke eines sensus plenior, abundans, consequens (S. 528) werden leicht dasjenige, was bei dem unglücklichen Ausdruck eines mehrfachen Wortſinnes Richtiges gedacht ward, auf das wahre Maß zurückführen. Wenn dann S. 538 dem typiſchen Sinne, falls er nicht für den bezeichneten Text von einer unfehlbaren Autorität bezeugt ſei, die ſtreng theologiſche Beweiskraft abgeſprochen, ſeine Verwerthung dagegen in das Gebiet der rhetoriſchen Amplificationen verlegt wird: ſo iſt es wohl weniger eine ſachliche Meinungsverſchiedenheit, als eine Modification im Ausdruck, wenn wir dem obgleich nicht für den jedesmaligen Vers des heiligen Textes unfehlbar bezeugten typiſchen Sinne dennoch die Kraft beilegen möchten, ſchon erbrachte Beweiſe noch mehr zu ſtützen, zu erweitern und aufzuklären, ſobald es nur feſtſteht, daß die im Text zur Sprache kommende Sache oder Perſon im Allgemeinen der Typus einer beſtimmten anderen Sache oder Perſon iſt.

Auf die weiteren Regeln für eine richtige Auslegung, welche ſich nicht nur auf die vernünftige Kritik, ſondern auch auf die überlieferte Lehre der Kirche ſtützen muß, können wir hier nicht eingehen. Es erübrigt nur, daß wir noch ein paar Worte ſagen von der geſchichtlichen Überſicht der Auslegungen der heiligen Schriften. Wer ſich über die beſtehenden Auslegungen, ſei es der ganzen heiligen Schrift, ſei es einzelner Bücher derſelben, orientiren will, der findet hier von S. 594 bis zum Ende des Bandes die ausgiebigſten Notizen. Die jüdiſchen, die katholiſchen, die proteſtantiſchen Exegeten ſind mit einer Genauigkeit und Vollſtändigkeit verzeichnet, welche nicht bloß auf das praktiſche Bedürfniß für ein eingehendes Privatſtudium der heiligen Bücher Rückſicht genommen hat, ſondern nach dem Maßſtab einer Literaturgeſchichte dieſes Zweiges ſich hat richten wollen. Eine kurze Charakteriſtik der Interpretationsweiſe geht den einzelnen Gruppen oder den bedeutenden Einzelper-

ſonen vorauf; niemals fehlt eine kurze Notiz über den Werth oder Unwerth der angeführten exegetiſchen Leiſtung. Man ſieht es jedoch den Bemerkungen an: der Verfaſſer hat es ſich nicht leicht gemacht und nach Referaten Anderer Lob oder Tadel zu ſpenden getrachtet; das Urtheil ſetzt eine umfaſſende perſönliche Einſichtnahme und ein gründliches Studium der fremden Werke voraus, welche beurtheilt werden.

So möge denn dieſer Band zur Vertheidigung der Göttlichkeit der heiligen Schriften und unſerer heiligen Kirche, zur Anregung neuen Eifers für's Studium der göttlichen Bücher und zur reichlicheren Ausnutzung derſelben für Selbſtheiligung und Heiligung Anderer unter Gottes Segen ſeine Wege durch viele Länder und in zahlreiche Kreiſe nehmen und ſeinen Nachfolgern eine breite Bahn brechen.

A. Lehmkuhl S. J.

Geſchichte des Unterrichtsweſens in Deutſchland von den älteſten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von **Franz Anton Specht.** 8°. 411 S. Stuttgart, Cotta, 1885. Preis: *M.* 8.

Mit allerhöchſter Genehmigung hatte die hiſtoriſche Commiſſion bei der königlich bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften im April 1879 als Preisaufgabe eine „Geſchichte des Unterrichtsweſens in Deutſchland von den älteſten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts" verlangt. Dieſelbe ſollte mit quellenmäßiger, kritiſcher Forſchung eine anſchauliche, auch für einen weiteren gebildeten Leſerkreis anziehende Darſtellung verbinden. Der vorliegenden Schrift wurde bei der Bewerbung die Ehre, mit dem Preiſe gekrönt zu werden.

Die beiden nicht leicht zu vereinigenden Anforderungen, die dem Verfaſſer geſtellt waren, ſind gewiß in befriedigendſter Weiſe gelöst, vornehmlich die erſtere. Es iſt bewundernswerth, ein wie reiches Material, ja welch mannigfaltiges Detail in dieſem nicht gerade umfangreichen Bande zuſammengedrängt iſt, und mit welchem Fleiße in den begleitenden Anmerkungen jede Aufſtellung, ja faſt jeder Satz ſeine quellenmäßige Belegung findet. Daß dazu eine Gedrungenheit des Stiles nothwendig war, die ſich jedes überflüſſige Wort unerbittlich verſagt, verſteht ſich von ſelbſt; um ſo mehr verdient hervorgehoben zu werden, daß ſich das Buch bei aller faſt fragmentariſchen Kürze immerhin recht anziehend lieſt, ſo anziehend als es ein ſolcher Stoff in ſolcher Beſchränkung nur irgend möglich macht.

Das Bild des mittelalterlichen Unterrichtsweſens, das uns Specht vorführt, iſt vollſtändig und anſchaulich zugleich. Sein Werk gliedert ſich in drei Hauptabſchnitte, von denen der erſte als eine Art Einleitung die Anknüpfung des deutſchen Unterrichtsweſens an die altrömiſche Cultur und ſeine Pflege unter den Merovingern behandelt, um ſich alsdann einer eingehenden Schilderung der Verdienſte Karls des Großen um Hebung der allgemeinen Bildung zuzuwenden, indem, man möchte ſagen unter dem Miniſterium Alkuin, nach dem Muſter der Hofſchule für Dom-, Kloſter- und Pfarrſchulen eingehende Verordnungen erlaſſen wurden, ja ſogar ein unverkennbarer, wenngleich auf den religiöſen Unterricht beſchränkter Lehr- und Lern-Zwang in Anwendung

kam. Unter Ludwig dem Frommen, dem das dritte und letzte Kapitel dieſes Abſchnittes gilt, iſt, wie in allen Zweigen der Verwaltung, ſo namentlich im Schulweſen, ein Rückgang zu vermerken, hier namentlich durch die Bedenken derjenigen hervorgerufen, welche in der Errichtung äußerer Kloſterſchulen eine Abweichung von der urſprünglichen Strenge der Regel erblickten. Die Reaction war indeß von geringer Dauer, da das allgemein vorhandene Bedürfniß über den Widerſpruch hinwegſchritt und die Klöſter nöthigte, aus freien Stücken zu thun, wozu ſie unter Karl dem Großen zwangsweiſe angehalten worden, nämlich Externate auch für ſolche Knaben zu errichten, die nicht Gott und dem Kloſter übergeben (oblati), ſondern Willens waren, nach Beendigung ihrer Studien, ſei es als Geiſtliche, ſei es als Laien, im weltlichen Stande zu verbleiben.

Während der dritte Abſchnitt in gedrängten Einzeldarſtellungen ſich mit den Leiſtungen und Schickſalen einzelner beſonders hervorragender Unterrichtsanſtalten und Bildungscentren in Heſſen, Schwaben, am Rhein und in Bayern, mit den Schulen von Fulda, von St. Gallen, Reichenau, Tegernſee und den Domſchulen der rheiniſchen und bayeriſchen Stifte befaßt, ſtellt ſich der zweite Abſchnitt durch ſeinen größeren Umfang auch ſchon äußerlich als Kern und Haupttheil des geſammten Werkes dar. Derſelbe behandelt nämlich im Zuſammenhange die Entwicklung des geſammten Unterrichtsweſens, wie es ſich aus den Anfängen der karolingiſchen Zeit vor Allem in den Kloſterſchulen und in paralleler Weiſe in den Dom- und Stiftsſcholaſtikaten auswuchs und ausgeſtaltete.

Einleitend und rückgreifend wird in kurzer Darlegung das Verhältniß beſprochen, in dem das Mönchthum anfänglich den Wiſſenſchaften gegenüberſtand. Wie das älteſte Chriſtenthum überhaupt über der neu aufſtrahlenden Sonne des Übernatürlichen faſt jeden Geſchmack an der mit dem heidniſchen Sauerteige verſetzten griechiſchen Bildung verlor[1] und erſt mit zunehmender Verchriſtlichung der Geſellſchaft ſich mehr und mehr derſelben bedienen lernte, bis endlich gerade die Kirche es war, welche wie ein Chriſtophorus die geſammte römiſch-helleniſche Bildung durch die hochgehenden Wogen der Völkerwanderung rettete: ähnlich mußte auch das aus der völligſten Weltflucht und Weltverachtung des Einſiedlergedankens hervorgegangene Mönchthum in wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen einen Abfall von ſeinem urſprünglichen Lebensideale, dem gänzlichen Abſterben für alles Diesſeitige erblicken, bis es (vor Allem Caſſiodor) gelang, einen Umſchwung der Ideen anzubahnen und gerade das Mönchthum zum Träger der Bildung und zum Erzieher der germaniſchen Völker zu machen.

[1] Daß dieß der pſychologiſche Schlüſſel zum Verſtändniſſe jenes Widerwillens, beweist am beſten der Umſtand, daß dieſer um ſo größer, je tiefer die Bekehrten mit jener Bildung vertraut, je mehr ſie früher ihre ganze Befriedigung in derſelben gefunden hatten. Daher ſind es gerade die chriſtlichen Philoſophen Juſtin, Tatian, Theophilus u. A., die ſich am lauteſten gegen die griechiſche Bildung ausſprechen. Tatians Oratio adversus Graecos kann als die kanoniſche Schrift dieſer Richtung gelten, als kürzeſter und prägnanteſter Ausdruck das 6. Kapitel des 1. Buches der Apoſtoliſchen Conſtitutionen.

Schon in Gregor dem Großen, der doch den Mönch ſelbſt auf dem päpſtlichen Throne nicht verläugnete, ſehen wir den Bruch mit dem Einſiedlerideale vollzogen.

Der Reihe nach wird nun zunächſt Inhalt und Methode des Unterrichts erörtert, des Elementarunterrichts ſowie des ſogen. höheren Unterrichts, des Trivium und Quadrivium; ſodann die mehr äußeren Verhältniſſe, die Einrichtung der Schulen an Klöſtern und Stiftern, das Erziehungsſyſtem, Schulzucht und Schulgebräuche beſprochen und endlich ein Einblick in die Bildung der Laien- und Frauenwelt eröffnet.

Es mag befremden, daß bei dieſem Gange von dem Unterrichte in den philoſophiſchen und theologiſchen Disciplinen ſo gut wie keine Rede iſt. Denn in dem Quadrivium fand nur die Dialektik Aufnahme, die meiſt nach Boetius und Alkuins Logikcompendium gelehrt ward, und ſelbſt dieſe trat mit der Rhetorik völlig hinter den engverbundenen computiſtiſchen und muſikaliſchen Studien zurück. Und wenn ein eigenes Kapitel über den theologiſchen Unterricht zu handeln ſcheint, ſo erweist doch der Inhalt, daß insbeſondere vom Religionsunterrichte der Jugend und von jenen minimalen Kenntniſſen in der Gottesgelehrtheit Rede iſt, welche die Leutprieſter oder Plebane des frühen Mittelalters eben nicht auszeichnete. Daß von der Schulbildung, wie ſie ſeit dem 11. Jahrhunderte allmählich ſich entwickelte und im 13. zur Reife kam, nicht gehandelt wird, mag ſich aus dem doppelten Umſtande erklären, daß ſolche Studien damals die Beſchäftigung der der Schule Entwachſenen bildeten, ein eigentlicher Unterricht ſomit nicht ſtattfand, und daß Hochſchulen damals in Deutſchland noch nicht beſtanden. Und wenn ferner ſich Anfänge der Scholaſtik ſchon ſeit dem 11. Jahrhundert (obgleich faſt ſämmtlich in außerdeutſchen Landen) finden, alſo bei bloßer Rückſicht auf die Jahreszahlen zur Beſprechung gezogen werden konnten, ſo gehören dieſelben doch ihrer innerlichen Verwandtſchaft nach der folgenden Periode an, in welcher die Bettelorden in den Vordergrund des wiſſenſchaftlichen Lebens treten und welche von den Anhängern der ältern Richtung, zwar übertrieben, doch nicht ganz unrichtig mit dem Worte gekennzeichnet wurde:

Litera sordescit, logica sola placet.

Jener Epoche gegenüber, die in Albert und Thomas ihren Höhepunkt erreicht, darf die hier behandelte ältere voll und ganz als die Epoche der Mönchsorden bezeichnet werden.

Die Beſprechung der äußeren Schulverhältniſſe, der Einrichtung der Schulgebäude, die vor Allem an der berühmten St. Galler Schule nachgewieſen wird, der Tagesordnung, des Verkehres der Schüler mit ihren Lehrern, Cuſtoden, Circatoren, der Schulfreuden und der viel häufigeren Schulleiden bilden die anziehendſten und unterhaltlichſten Partien des Buches. Die ganze alte Kloſtererziehung trug einen überwiegend rauhen und (was vielleicht gefährlicher) in Anbetracht des jugendlichen Alters doch gar ernſten Charakter. Vater und Mutter bekamen die oft im zarteſten Alter geopferten Kinder ſo gut wie nie zu ſehen, von Erholung und Spiel war nur ſelten die Rede;

dagegen war das sub virga degere nichts weniger als eine Metapher, ſondern bezeichnete nur zu ſehr die nackte Wirklichkeit. Schon beim Aufſtehen für die nächtliche Mette ragte ſie jedem Säumigen gefahrdrohend an den Betten des Dormitorium entgegen und begleitete die Schüler den ganzen Tag hindurch auf Schritt und Tritt; erſt wenn Abends der Letzte in ſeinen Decken verſchwunden war, ſenkte ſich das verhängnißvolle Reis in der Hand des unerbittlichen Lehrers, und auch dann oftmals nur, nachdem jedem, auch ohne vorgängiges Verbrechen, eine Tracht mit in's Bett gegeben war. „Pueri," heißt es im Conſuetudinarium von Clugny, „flagellantur consuetudinaliter cum collocant se in lectulis, semper magister stat cum virga cum eis." Beſonders reichlich floſſen die Thränen beim Geſangunterricht, und nicht nur von dem rauhen Richard Löwenherz, ſondern auch von der hl. Adelheid wird berichtet, daß ſie im Chore jeden Mißton ſofort an Ort und Stelle mit Schlägen ſühnten; während Notker Balbulus, der die innere Schule in St. Gallen leitete, als der „ſanftmüthigſte der Menſchen" geprieſen ward, weil er Alles durch Milde praeter verbera zu erlangen wußte.

In dem Geſprächbüchlein[1] des Angelſachſen Älfried († 1005) gibt ein Zwiegeſpräch über das Tagewerk eines Kloſterſchülers bei aller Kürze ein hübſches Detail.

Lehrer: Du, Knabe, was haſt du heute Alles gethan?

Schüler: Viel. Nachts, als ich das Zeichen hörte, ſtand ich vom Bette auf, ging in die Kirche und ſang die Nocturn mit den Brüdern. Dann ſangen wir das Officium de omnibus sanctis und die Matutin (laudes). Später die Prim und die ſieben Pſalmen mit der Litanei und die erſte Meſſe. Dann ſangen wir die Terz und feierten die erſte Meſſe vom Tage. Nachher ſangen wir die Sext, darauf aßen, tranken und ſchliefen wir und ſtanden wieder auf, um die Non zu ſingen. Und jetzo ſind wir hier bei dir, geſpannt darauf, was du uns ſagen wirſt.

Lehrer: Wann werdet ihr die Veſper ſingen und das Completorium?

Schüler: Wann es Zeit iſt.

Lehrer: Haſt du heute Schläge bekommen?

Schüler: Nein, denn ich war ſehr aufmerkſam geweſen.

Lehrer: Nun, wie war es denn mit deinen Kameraden?

Schüler: Was fragſt du mich darüber? Ich darf nicht aus der Schule ſchwatzen. Ein Jeder weiß es, ob er Schläge erhielt oder keine.

Lehrer: Was ißt du täglich?

Schüler: Ich eſſe noch Fleiſch, weil ich ein Knabe bin, der unter der Ruthe ſteht.

Lehrer: Was ißt du außerdem?

Schüler: Gemüſe, Eier, Fiſche, Käſe, Butter, Bohnen und überhaupt Alles mit Dankſagung.

Lehrer: Du biſt ſehr gefräßig, wenn du Alles verſpeiſeſt, was man dir vorſetzt.

Schüler: Nein, ſo gierig bin ich nicht, daß ich alle Arten von Speiſen bei Einer Mahlzeit eſſen würde.

---

[1] So nannte man Sammlungen kurzer Zwiegeſpräche zum Behufe leichterer Erlernung der Umgangsſprache, wie noch heute ähnliche Bücher (namentlich von Ahn) beliebt ſind.

Lehrer: Wie dann?

Schüler: Einmal eſſe ich von der einen Speiſe, ein andermal von einer andern, immer mit Mäßigkeit, wie es ſich für einen Mönch geziemt, nie mit Gier, denn ich bin kein Schlemmer.

Lehrer: Und was trinkſt du?

Schüler: Bier, wenn ich es habe, und Waſſer, wenn ich kein Bier habe.

Lehrer: Trinkſt du nicht Wein?

Schüler: Ich bin nicht ſo reich, daß ich mir Wein kaufen kann; auch iſt Wein kein Getränke für Knaben oder Thoren, ſondern für Greiſe und Weiſe.

Lehrer: Wo ſchläfſt du?

Schüler: Im Dormitorium mit den Brüdern.

Lehrer: Wer weckt dich zu den Nocturnen?

Schüler: Bald höre ich das Zeichen ſelbſt und ſtehe auf, bald weckt mich der Lehrer unſanft mit der Ruthe.

Lehrer: O vortreffliche Knaben und liebenswürdige Schüler! An euch richtet euer Lehrmeiſter die Mahnung, daß ihr euch füget den heiligen Regeln der Zucht und überall ein wohlanſtändiges Benehmen bewahrt. Säumet nie, wenn ihr den Ruf der Kirchenglocken vernehmet, tretet hinein in's Oratorium und verbeuget euch tief vor den ſegenſpendenden Altären; behaltet die Plätze, die euch angewieſen ſind; ſinget einmüthig zuſammen und gehet dann, ohne Poſſen zu treiben, zurück in das Kloſter oder in das Gymnaſium.

Von beſonderem culturhiſtoriſchem Intereſſe iſt auch das über Frauenbildung handelnde Kapitel. Humaniſtiſche Kenntniſſe waren nicht nur in Frauenklöſtern, ſondern auch bei vornehmen weltlichen Damen ebenſo häufig, als ſie bei der Männerwelt des Laienſtandes, hoch und niedrig, eine Seltenheit waren.

Nach allem Geſagten kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß dieſe Geſchichte des Unterrichtsweſens zu den gediegenſten und brauchbarſten Arbeiten auf dem Gebiete mittelalterlicher Culturgeſchichte rechnet. In einem einzigen Punkte ſind wir im Zweifel, ob nicht das Urtheil des Verfaſſers anfechtbar ſei. Wenn Specht S. 104 ſchreibt: „Alles, was von der Pflege des Griechiſchen und Hebräiſchen da und dort erzählt wird, darf ſicher mehr oder weniger in den Bereich der Sage zu verweiſen ſein", ſo wird man gerne zugeben, daß erſteres in den deutſchen Schulen nicht — wie dieß in Irland der Fall war — als Lehrfach gehandhabt wurde; daß aber die Kenntniſſe dieſer Sprache ſo mangelhaft und ſporadiſch geweſen, wie Specht anzunehmen ſcheint, iſt ſchwieriger glaubhaft. Die offenbare Liebhaberei, ihre Worte mit griechiſchen Brocken zu ſpicken, die wir bei ſo vielen Schriftſtellern dieſer Zeit finden, verbietet doch wohl (nach dem Satze: Ignoti nulla cupido), ein völliges Brachliegen der griechiſchen Studien zu behaupten. Was ſpeciell Notker Balbulus angeht, ſo kann der Umſtand, daß er den Biſchof Salomo von Konſtanz erſucht, derſelbe möge, wenn er einmal beſonders gut bei Kaſſe ſei, die Commentare des Origenes überſetzen laſſen, nicht den Schluß rechtfertigen, daß er ſelbſt eine „genauere Kenntniß der Sprache" nicht beſaß, da es ſehr wohl denkbar iſt, daß ihn ſelbſt der Mangel an Zeit oder Geld von der Arbeit abhielt. Daß vielmehr Notker mit dem Griechiſchen vertraut

war, beweiſen außer Anderem vor Allem ſeine Sequenzen, die offenkundig nach dem Muſter der griechiſchen Troparien gedichtet ſind und in denen viele griechiſche Wörter und Ausdrücke theils in den Aufſchriften (Hypodiaconissa, frigdora etc.), theils im Texte ſelbſt vorkommen; z. B.:

Nam ante hujus mundi exordia In patre callebas sophia.
Gloria compar sit pneumati aevo omni.
Visentes doctorem, Archiatrum docent auctoritate sua.
Sic eripi in hujus eremo vitae.
Sed quid nos istos recensemus heroas.
Spermologos philosophos te, Paule, Christus dat vincere sua voce.
Corde jocundo secuta ejus ingressa est thalamum. Etc. etc.

Ähnlich wie Notker thut Ekkehard I. und Hermann Contractus; iſt es denkbar, daß ſo ernſte Männer in Dichtungen, die unmittelbar für den liturgiſchen Gebrauch geſchrieben wurden, aus ganz unqualificirbarer Eitelkeit ihre Verſe mit Wörtern ſpickten, die ſie ſelbſt nur halb, die Anderen gar nicht verſtanden? Waren ſie aber mit dem Griechiſchen vertraut, ſo erklärt es ſich unſchwer, daß einzelne griechiſche Ausdrücke ſich wie von ſelbſt ihnen in die Feder drängten. Verwieſen ſei betreffs dieſer Frage auch auf drei Aufſätze von A. Tougard: L'Hellénisme au moyen-âge (Les lettres chrétiennes, Jahrg. 1880 ff.).

G. M. Dreves S. J.

Les Huguenots et les Gueux. Étude historique sur vingt-cinq années du XVIe siècle (1560—1585), par *M. le baron Kervyn de Lettenhove*, président de la commission royale d'histoire. Tom. 1. (1560—1567), IV u. 511 p. Tom. 2. (1567—1572), 615 p. Tom. 3. (1572—1576), 644 p. Tom. 4. (1576—1578), 588 p. 8°. Bruges, Beyaert-Storie, 1883—1885.

Die religiöſe Kriſis des 16. Jahrhunderts, ſo hat ſelbſt Guizot einmal geſagt, iſt nicht einfachhin eine religiöſe, ſie iſt weſentlich eine revolutionäre. Mit Recht. Die Bauern- und die Fürſten-Revolution in Deutſchland, die Hugenotten-Revolution in Frankreich, die Puritaner-Revolution in Schottland und England, die Geuſen-Revolution in den Niederlanden, ſie alle ſind Kinder einer und derſelben Mutter, deren Name iſt: Auflehnung gegen die kirchliche Autorität. Heute, wo die Fluthen der Revolution in verſchiedenen Ländern höher und höher ſteigen, erinnern ſich die Bannerträger des Umſturzes beſonders lebhaft ihrer Vorfahren; in unzähligen Schriften preiſen ſie ihr Andenken; Stein und Erz ſchaffen ſie herbei, dasſelbe zu erneuern und zu verewigen.

Einem ſolchen Unterfangen, wie es ſich auch in den Niederlanden in der Verherrlichung der Geuſen breit macht, verdankt das vorliegende Werk ſein Entſtehen. Der Verfaſſer, ein ebenſo begeiſterter Patriot wie angeſehener Hiſtoriker[1], kann ſich nicht entſchließen, diejenigen zu verehren, „welche unſere

[1] Von ſeinen Publicationen ſeien hier genannt: Commentaires de Charles-Quint. — Histoire de Flandre, 4e éd. — Récits d'un bourgeois de Valenciennes. Bruxelles 1877. — Relations politiques des Pays-Bas et de l'Angleterre sous le

Stadthäuſer ſtürmten, unſere Cathedralen plünderten, welche an demſelben Tage die ehrwürdigen Denkmale des Cultus und die Meiſterwerke der Kunſt vernichteten"; er will nicht „in dieſen blutigen und ſchmutzigen Scenen die Wiege nationaler Traditionen" geſucht wiſſen. Es gilt ihm, zu beſtimmen, ob diejenigen, welche ſich gegen die alten Mißbräuche erhoben, ſelbſt von dem Gefühl für Recht und Gerechtigkeit durchdrungen waren; ob diejenigen, welche die Fahne der Reform erhoben, ſich derſelben nicht als Maske bedienten; ob ſie, die Vertheidiger der Toleranz, die Intoleranz nicht bis zum Äußerſten trieben; ob ſie, die ſich als Patrioten aufſpielten, nicht jede großherzige Geſinnung, welche die Vaterlandsliebe einflößt, nur zu oft erſtickten. Lärmenden Declamationen gegenüber ſollen Thatſachen, unwiderlegliche Thatſachen ſprechen.

Dieſe Aufgabe hat der belgiſche Hiſtoriker nicht auf die leichte Schulter genommen. Nicht allein wurden die zahlreichen einſchlägigen Publicationen — und deren gibt es ja allein in dem kleinen Belgien ſo viele, daß ſie für den Draußenſtehenden kaum mehr zu überſehen ſind — ausgiebig verwerthet, ſondern auch die Archive in Brüſſel, Paris, London, Simancas, St. Petersburg haben ihre Schätze öffnen müſſen. Dabei verfolgt der Verfaſſer die glückliche Idee, nicht allein die Geſchichte der Geuſen, ſondern gleichzeitig in parallel laufenden Abſchnitten die Geſchichte der Hugenotten darzuſtellen. Wir ſagen: eine glückliche Idee; denn auch derjenige, welcher nur die Geſchichte der Geuſen ſchreiben will, ſieht ſich fortwährend genöthigt, auch die Hugenotten zu berückſichtigen; werden nun beide revolutionären Parteien in gleicher Weiſe ausführlich geſchildert, ſo iſt die Beleuchtung eine gegenſeitige, und das dadurch gewonnene intenſivere Licht verbreitet nicht ſelten eine geradezu überraſchende Klarheit.

Eine auch nur irgendwie entſprechende Inhaltsüberſicht der vorliegenden Bände zu geben, iſt bei dem reichen Stoffe kaum möglich: kein Ereigniß, keine Perſon, welche hier in Betracht kommt, bleibt unberückſichtigt, ſie alle erfahren vielmehr eine eingehende intereſſante Schilderung. Manche Kapitel, wie z. B. Le Boeldstorm und Les Gueux de mer, ſind ſo reich an packenden Einzelheiten, daß es ſchwer fällt, die einmal angefangene Leſung zu unterbrechen. Vielleicht hat aber gerade dieſe Vorliebe für intereſſante Einzelheiten den Verfaſſer verleitet, hie und da auch aus Quellen zu ſchöpfen, die vor der Kritik nicht ſo ganz ſtandhalten.

Wir möchten nicht gerade jedes Urtheil des Verfaſſers unterſchreiben, zumal nicht dasjenige über Philipp II. von Spanien: das Beweismaterial, welches zudem theilweiſe nur angedeutet iſt (z. B. I. 470, Anm. 3), ſcheint uns die Härte des Urtheils nicht zu rechtfertigen. Philipp II. iſt in jedem Fall

règne de Philippe II (1554—1564). Bruxelles 1882—1883. 3 vols. — Documents inédits relatifs à l'histoire du XVIe siècle. Bruxelles 1883. Außerdem betheiligte ſich Baron Kervyn de Lettenhove an der jetzt über 60 Bände zählenden Collection de chroniques belges inédites durch die Herausgabe der Chroniques relat. à l'histoire de la Belgique sous les ducs de Bourgogne (Bruxelles 1870—1876. 3 vols.). Zu der ebenfalls von ihm beſorgten Ausgabe der Chroniken von Froiſſart (Brux. 1867—1877. 25 vols.) ſchrieb er die zweibändige Étude sur Froissart.

ſchwer verleumdet worden, und deßhalb gilt es doppelte und dreifache Vorſicht und Genauigkeit in der Anführung der gegen ihn zeugenden Berichte. Hätte der Herr Verfaſſer die neueſte ſpaniſche Literatur, z. B. die Arbeiten von Mura und Montaña benutzt, ſo dürfte ſein Urtheil wohl etwas milder ausgefallen ſein. Die Relation des Venetianers Francesco Vendramino (I. 8), der Philipp II. „principe pieno di artificio e padre, si puo dire, delle simulationi“ nennt, hat an und für ſich noch keine Beweiskraft. Wir berufen uns dafür auf zwei Autoritäten. Fiedler, der die „Relationen der Botſchafter Venedigs über Deutſchland und Öſterreich im 17. Jahrhundert“ in den Fontes rerum Austriacarum veröffentlicht hat, glaubt (2. Abth., Bd. 26, S. VIII) „nicht unerwähnt laſſen zu dürfen, daß, ſo groß auch der Werth dieſer Quellen iſt, dennoch die gewiſſenhafteſte Anwendung der hiſtoriſchen Kritik dem ſie benützenden Geſchichtsſchreiber nicht erlaſſen bleibt. Die berichterſtattenden venetianiſchen Botſchafter waren Männer, den erſten Familien und den höchſten Würden der Republik entnommen, ihr Wohl und Wehe mit jenem des Vaterlandes auf das Engſte verknüpft, und es iſt nichts natürlicher, als daß ſie alle Ereigniſſe durch das Farbenglas ihres ſpeciellen venetianiſchen Patriotismus anſahen und die ſo gefärbte Stimmung auch auf ihre Operate übertrugen.“ Und Ranke, der ſich ja gern auf ſolche Relationen ſtützt und ihnen großes Lob ſpendet, meint doch in einem Excurs über „Venetianiſche Relationen aus dem 16. Jahrhundert“ (Franzöſ. Geſch., V. 37): „Niemand wird ihnen eine unbedingte Glaubwürdigkeit zuſchreiben: denn ſehr verſchieden waren, wie ſich verſteht, die Talente; auf die günſtigere oder ungünſtigere Auffaſſung hat es Einfluß, wie die Politik der Republik ſich zu der Politik des fremden Staates verhält“, und fügen wir hinzu, wie der jeweilige perſönliche Charakter des Berichterſtatters mit Härten oder Liebenswürdigkeiten geſegnet war.

Wir dürfen aber nicht verſchweigen, daß der Verfaſſer auch noch anderes, wirklich ſolides Material für ſeine Anſicht beibringt; vielleicht zieht er aber auch hier zu weit gehende Schlüſſe. So veröffentlicht er aus dem Britiſchen Muſeum einen intereſſanten Brief Philipp' II. vom 27. November 1566 an ſeinen Geſandten in Rom, aus dem wir die ſtärkſten Stellen wörtlich anführen wollen: „Que dans l'affaire des Pays-Bas, comme dans celle de l'archevêque de Tolède, le pape me laisse faire; et si les moyens qu'il indique, sont plus aisés, ceux que j'emploie, répondent mieux au but à atteindre[1]. Puisque Dieu, sans avoir besoin de nous, se sert de

[1] Darin täuſchte ſich Philipp gründlich. Einige Monate vorher (am 16. Juni 1566) hatte Pius V. ihm mit der Fülle ſeiner Autorität gleichſam befohlen, ſich perſönlich nach den Niederlanden zu begeben: „Nihilominus, pro auctoritate, quam nobis, licet indignis, Deus dedit, paterne praecipientes atque mandantes, ut, nulla amplius interposita mora illuc, ad reprimendum illud in dies crescens incendium, ipse te conferas. Nullum enim aliud remedium tanti ac tam corroborati mali esse constat, quam tuam praesentiam.“ Klar ſagt der Papſt voraus, was ſonſt geſchehen werde: „Si hoc tempus subveniendi saluti illius provinciae praetermiseris, vide, ne si postea volueris, subvenire in tempore non possis.“ Daß dieſer Brief nicht das erſte Mahnſchreiben war, ſagt der Papſt ausdrücklich in

nous comme d'un instrument dans la marche des affaires, que Sa Sainteté qui tient sa place, commence par l'imiter. On veut que je recoure à la douceur et non pas aux armes. . . . En vérité cet évêque s'est servi de si mauvais termes et j'en ai éprouvé une si vive colère que j'ai failli tout abandonner. Faites comprendre à Sa Sainteté combien nous sommes irrité. Que le pape sache combien il s'est aventuré et trompé en ceci et qu'il s'en garde dorénavant. Il importe qu'il y ait entre nous une si bonne correspondance et un échange réciproque de respect et d'affection de telle sorte qu'aucune place ne soit laissée à un semblable mécontentement. De notre union dépend la conservation du Saint-Siège." Obgleich wir dieſe herriſche und ſtolze Sprache dem Papſte gegenüber durchaus tadeln müſſen, ſcheint uns doch de Lettenhove zu weit zu gehen, wenn er beifügt: „En ce moment, Philippe II, se plaçant dans l'Église à un rang égal à celui du Pontife, le traitait avec le même dédain que l'archevêque de Tolède" (II. 226).

In dem reichhaltigen Werke wird der Hiſtoriker viel Neues, jeder Leſer aber eine ebenſo lehrreiche wie intereſſante Lectüre finden.

B. Duhr S. J.

Rund um Afrika. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Aus den Jugendbeilagen der „Katholiſchen Miſſionen" geſammelt und ergänzt von **J. Spillmann** S. J. 4°. 264 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 5; geb. *M.* 6.

Es iſt ein erfreuliches Zeichen, daß auch katholiſche Schriftſteller der populären Reiſeliteratur immer mehr Aufmerkſamkeit zuwenden. Wie ſehr auch hier die „Katholiſchen Miſſionen" mit ihren Originalberichten nicht von Touriſten, ſondern von anſäſſigen Miſſionären, zur vollſten Geltung kommen, iſt zu bekannt, als daß es eingehender Erwähnung bedürfte. An und für ſich hat ja das Reiſen mit der Religion nichts zu thun; nichtsdeſtoweniger üben die religiöſen Überzeugungen einen geradezu beſtimmenden Einfluß auf die Eindrücke, welche der Reiſende empfängt und in ſeinem Berichte mittheilt. Daher kommt es, daß von der zahlloſen Reiſeliteratur katholiſche Eltern ihren Kindern ſo wenig in die Hände geben können. Und doch wie gern leſen die Kinder gerade Reiſebeſchreibungen, und obendrein reich illuſtrirte! Nicht ohne Grund mußte ſich daher der Redaction der „Katholiſchen Miſſionen" der Gedanke aufdrängen, eine Auswahl der von ihr im Laufe der Jahre gebotenen „Jugendbeilagen" zuſammenzuſtellen und mit reichen Illuſtrationen möglichſt glänzend auszuſtatten. Dieſer Aufgabe hat ſich in dankenswertheſter Weiſe

---

der Depeſche an den Nuntius in Madrid, in welcher er die Überreichung des obigen Briefes befiehlt: „Saepe illum (regem) per litteras nostras hortati sumus et vehementer institimus ut ille (illuc?) iret; saepe cum de eadem re monendum, nostro nomine, ab oratore suo, et cardinali Paceco curavimus; sed nihil profecimus" (Laderchius, Annales Eccles. ad an. 1566, n. 471. 473). Wäre der wiederholte Rath des heiligen Papſtes befolgt worden, ſo würde die Geſchichte der Niederlande wohl weniger blutige Blätter aufzuweiſen haben.

P. Joſeph Spillmann S. J. unterzogen, als Verfaſſer des ähnlichen Reiſewerkes „Vom Cap zum Sambeſi“ und der beliebten „Kalendererzählungen“ rühmlichſt bekannt für die Gewandtheit ſeiner Sprache und den Schwung ſeiner Darſtellung. Naturgemäß entſchloß er ſich, die verſchiedenen Aufſätze nach Ländern zu gruppiren, und bei dem vorherrſchenden allgemeinen Intereſſe fiel ſeine Wahl zunächſt auf Afrika. Nicht „quer durch Afrika“, wie Stanley ſeine Pagazis, ſondern „rund um Afrika“ führt der Verfaſſer ſeine reiſeluſtige Jugend. Auf einem Schraubendampfer, dem „Afrikaner“, geht die Reiſe aus dem Hafen von Algier nach Ägypten, Abeſſinien, Sanſibar, Madagaskar, dem Cap, dem Kongo, Kamerun u. ſ. w., bis ſie bei „Unſerer lieben Frau von Afrika“ in Algier ihren Abſchluß fand. In 16 Abſchnitten wird die ganze Reiſe, welche nicht bloß die Küſtenorte berührt, ſondern zuweilen recht bedeutende Abſtecher in das Innere macht, geſchildert. Wie die Erlebniſſe einer ſolchen Reiſe, ſo ſind auch die einzelnen Reiſeſkizzen voll des bunteſten Wechſels. Bald iſt es das traurige Loos der armen Heidenwelt und der noch ärmeren Sklaven, welches das Mitleid wachruft, bald ſind es die Greuel und die Herzloſigkeit der Muhammedaner, welche den Abſcheu erregen; dann aber auch tritt uns wiederum vielfach auf Schritt und Tritt die Glaubensſtärke chriſtlicher Miſſionäre entgegen — im Heldenkampf hier mit der Macht des Götzendienſtes, dort mit Krankheit und Tod.

Wir begleiten die Reiſenden in das Land von Udoë und Uſigowa, von wo die meiſten Karawanen von Oſten aus aufbrechen, oder auf einem Marſch durch die Sahara, oder auf einer Flußreiſe im Nigergebiete. Auch die „deutſchen Kolonien“ treffen wir auf unſerer Fahrt, allerdings wenig verlockend. Wir ſind froh, wenn der „Afrikaner“ ſeine Anker lichtet und uns dem ungaſtlichen Lüderitzland entführt, wo die Bewohner der neuen Anſiedlung das Trinkwaſſer 50 Stunden weit herholen müſſen, länger denn ein halbes Jahr auf Regen warten und einem noch viel problematiſcheren Kupferbergbau entgegenſehen. Selbſt das bei Weitem reichere und als Handelsſtation bedeutende Kamerun liegt leider auf dem ungeſundeſten Fleck der ganzen Weſtküſte Afrika's.

Aus dieſen kurzen Andeutungen iſt erſichtlich, wie viel des Lehrreichen und Intereſſanten hier geboten wird, und ſo wird das Buch, obwohl zunächſt für die Jugend beſtimmt, auch mit Freuden von Erwachſenen zur Hand genommen. Noch ein Wort über die herrlichen Illuſtrationen. In mannigfachem Wechſel führen ſie uns von einer Gegend in die andere, indem ſie entweder den Geſammtcharakter derſelben zur Anſchauung bringen oder in herrlichen Gruppenbildern das merkwürdige Pflanzen- und Thierleben darſtellen, überall aber das Charakteriſtiſche von Land und Leuten, Arbeit und Kunſt beleuchten. Hierin hat ſich, wie in der ganzen Ausſtattung, die Herder'ſche Verlagshandlung in gewohnter Weiſe glänzend bewährt.

Es iſt im Intereſſe unſerer Jugendlectüre dringend zu wünſchen, daß die bewährte Feder des Verfaſſers Muße und Gelegenheit finde, uns mit ähnlichen Gaben über Aſien, Amerika und Oceanien zu erfreuen.

Hermann Jürgens S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade, nach P. Eusebius Nieremberg S. J. frei bearbeitet von Dr. M. J. Scheeben. Mit Approbation des hochw. erzbischöfl. General-Vicariats zu Köln. Vierte, neu durchgesehene und verbesserte Auflage. XVI u. 596 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 3.

Vor mehr als 20 Jahren erschien als eine der Erstlingsarbeiten des berühmten Verfassers die erste Auflage dieses Buches, eine freie Bearbeitung und sachliche Erweiterung des Werkes P. Nierembergs S. J.: „Von dem unschätzbaren Werthe der göttlichen Gnade". Das Urtheil, welches wir uns damals bildeten, halten wir auch jetzt noch aufrecht; wir wenden es in erhöhtem Maße auf die durch die verbessernde Hand des Verfassers vervollkommnete Auflage an, welche neulich die Presse verlassen hat. Es wird schwer sein, eine ascetische Lesung zu finden, welche anziehender wäre und zugleich so reich an solider Nahrung für die Seele. Theologisch geschulte Leser, sowie auch gewöhnliche, nur etwas gebildete Christen haben in ihr eine Fundgrube der erhabensten und tröstlichsten Wahrheiten, welche so recht die hohe Würde des Christen und des Gnadenstandes in's Licht setzt. Es hält schwer, das Wichtigere und Hauptsächliche hervorzuheben. Das Eine stützt und ergänzt das Andere, und so muß eben Alles gelesen und verkostet werden, damit man des Gesammteindruckes nicht verlustig gehe. Das letzte (fünfte) Buch ist zweifelsohne das unmittelbar praktische, auf die innere Übung des christlichen Lebens berechnet; allein als wesentliche Grundlage bedarf es der Ausführungen der vorhergehenden Bücher; aus ihnen schöpft es seine Begründung, sie bieten den Antrieb, durch den die praktische Winke des letzteren zur Ausführung kommen. Wir wünschen dem Werke die weiteste Verbreitung; wohin es dringt, wird's großen Segen stiften.

Palästina oder **das heilige Land** nach seinen geographischen, religiösen, staatlichen, bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen. Ein Handbuch für Lehrer beim Unterrichte in der biblischen Geschichte und zugleich zum nützlichen Gebrauche für das Haus. Von Theodor Westhaus, Lehrer an der katholischen Knabenschule zu Soest. Dritte, neu bearbeitete Auflage von W. Erdmann, geistlichem Seminarlehrer zu Warendorf. Mit 17 Abbildungen denkwürdiger Stätten und einer Karte des heiligen Landes. Mit kirchlicher Approbation. 8°. 214 S. Münster und Paderborn, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 2.40.

Hauptinhalt und Zweck dieses Buches ist in dem ausführlichen Titel hinlänglich gekennzeichnet. Haben sich die zwei ersten Auflagen des Werkes viele Freunde erworben, so verdient das die dritte in noch höherem Grade. Um dasselbe sowohl den Fortschritten der Wissenschaft als den gesteigerten Anforderungen der Zeit entsprechend anzupassen, hat der hochw. Herr Erdmann die geographischen Theile nahezu ganz neu abgefaßt und auch die übrigen Partien wesentlich geändert und um eine Reihe von neuen Nummern vermehrt. Das Buch ist, was es sein will: ein reich-

haltiges, nützliches Hilfsmittel für die biblische Geschichte, in welchem man über den Schauplatz der heiligen Geschichte, über Sitten, Gebräuche, Einrichtungen der Israeliten und auch der mit ihnen in Berührung gekommenen auswärtigen Völker einen klaren, bündigen Aufschluß erhält. Die Darstellung ist einfach, durchsichtig, gedrängt. — Daß bei der Masse der zu berührenden Detailfragen hie und da eine Ungenauigkeit mit unterläuft, kann nicht Wunder nehmen; manchmal wäre auch zu wünschen, daß Zustände und Verhältnisse älterer und neuerer Zeit deutlicher geschieden wären, daß Ungewisses oder Zweifelhaftes auch als solches hingestellt würde. Ein Anhang bringt das Verzeichniß der Richter und Könige, bespricht kurz das für die biblische Geschichte Nützliche in Betreff anderer Länder (Ägypten, die Länder am Euphrat und Tigris, Medien und Persien, Kleinasien, Griechenland, Italien) und bietet, was recht willkommen ist, eine Zeittafel der biblischen Geschichte. Ein ausführliches alphabetisches Register erhöht die Brauchbarkeit des Werkes und gibt zugleich einen raschen Einblick in die Mannigfaltigkeit des Inhaltes. So kann denn das Buch als ein Rathgeber für Erklärung und Verständniß der biblischen Geschichte mit Fug und Recht empfohlen werden.

Zum Frieden zwischen Philosophie und positiver Religion. Eine Recognoscirung auf dem Felde der Speculation in drei Streifzügen. Von Dr. J. J. Schwickert. Gr. 8°. 45 S. Bonn, Rheinisches Buch- und Kunst-Antiquariat (ohne Jahreszahl).

Der Herr Verfasser sucht den Frieden dadurch wieder herzustellen, daß er gewisse Friedensstörer mitunter etwas derb aus dem Felde schlägt, nämlich jene Philosophen, welche den Menschengeist für den absoluten, unabhängigen, einer unendlichen Vollkommenheit fähigen Geist ausgeben. Einer dieser Philosophen ist der in Deutschland wenig beachtete Funck-Brentano, der 1868 in seinem Werke: „Les sciences humaines" den Satz aufstellte: „Toutes les questions que la pensée humaine s'adresse, quelque immenses qu'elles puissent être, sont solubles par le fait que la pensée les pose." Der erste Streifzug — „Von jeder Philosophie innerhalb der Schranken der menschlichen Natur" — gilt der Widerlegung dieses Satzes. Der zweite — „Kritik eines neuesten Philosophems" — richtet sich, in der Form eines recht hübschen platonischen Dialogs, gegen die von demselben Schriftsteller vertretene Ansicht, der Begriff des Seins bezeichne ein Gemeinsames, das in allen Dingen identisch vorhanden sei. Im dritten endlich — „Ideen zu einer Systematik des menschlichen Geistes" — werden einige kantianische Grundirrthümer in Betreff des menschlichen Geistes und Bewußtseins abgefertigt. So viele Hauptfragen der Philosophie lassen sich natürlich in einer engbegrenzten Abhandlung nicht eingehend und allseitig erörtern. Die äußerst bündige Darstellung so tiefgreifender Fragen macht die vorliegende Schrift nur solchen zugänglich, welche bereits harte Nüsse zu knacken gewohnt sind; jedem Andern würde mehr als einmal dabei Sehen und Hören vergehen. Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, bei jedem wichtigen Punkte auf ein einschlägiges Werk zu verweisen, wo der Leser hätte weitere Aufschlüsse holen können. — Störend sind verschiedene Singularitäten und Spuren von Flüchtigkeit in der sprachlichen Darstellung.

Dom Bosco und die fromme Gesellschaft der Salesianer. Nach dem Französischen von Albert Du Bois. Kl. 8°. 319 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 3.

Nicht mit Unrecht wurde schon von anderer Seite das Leben dieses Mannes, welches den Gegenstand vorliegenden Büchleins ausmacht, ein Stück praktischer Social-

politik genannt. Der schlichte, lebensfrohe, aber kernig fromme Bauernknabe wird durch wunderbar einfache und wirksame Leitung der göttlichen Vorsehung zum Priesterthum gebracht; er wird Vater der gefährdeten, verwahrlosten Jugend, Stifter einer neuen religiösen Congregation, um auch zu den verlassensten und wildesten Völkerstämmen das Licht des Evangeliums zu tragen. Es forderte den ganzen Opfermuth und die ganze Begeisterung für die einmal vor den Augen Gottes gefaßte Idee, welche wir in dem jungen Priester bewundern, um Herr zu werden über die tausenderlei Schwierigkeiten, welche ihm von Freund und Feind bereitet wurden, um endlich einmal einige Dutzend herumlaufender, in vollständiger Unwissenheit herangewachsener Knaben zum allernothwendigsten Unterricht sammeln zu können und zum Ausharren zu vermögen; es erforderte eine mehr als menschliche Geduld, dieses Werk gegen alle Hoffnung auf Erfolg jahrelang aufrecht zu halten, sich selber lieber in den Verdacht ausgeprägter Narrheit kommen zu lassen, als abzustehen von dem als Gotteswerk angesehenen Unternehmen. Doch Ausdauer und Opfer bereiteten schließlich ein ungeahntes Maß göttlichen Segens vor: da wuchs denn von Jahr zu Jahr das Werk wie aus einem kleinen Senfkörnlein zum großen Baume. Anstalten für verwahrloste Kinder mehrten sich, weitere Erziehungs- und Bildungsanstalten wurden nöthig, und Gottvertrauen und Nächstenliebe Anderer schafften die Mittel; manche der von der Straße aufgelesenen Knaben waren unter der Leitung Dom Bosco's zu opfermuthigen Priestern herangebildet; Viele aus andern Klassen und Ständen schlossen sich dem heldenmüthigen Leben des thatkräftigen Mannes und seiner Genossen an; Europa ward zu eng; Amerika, zumal Brasilien und Patagonien, sieht schon innerhalb seiner Grenzen Männer, welche, von Dom Bosco geschult und von seinem Geiste beseelt, dort das Missionärszelt aufgeschlagen oder Schulen gegründet haben — zum ewigen Segen für Viele. — Das ist in ein paar Zeilen die Inhaltsangabe des erbaulichen und lehrreichen Buches, welches dem Leser das Leben und Wirken des jetzt hochbetagten Mannes in seinem geschichtlichen Zusammenhange vor Augen führt.

Der ehrwürdige Pfarrer von Ars, **Joh. Bapt. Maria Vianney,** in seinem Leben und Wirken. Nebst einem Blüthenstrauß seiner geistvollsten Reden. Von Johannes Janssen, Priester des Missionshauses in Steyl. Herausgegeben zum Besten der Mission in Süd-Schantong. Kl. 8°. 230 S. Steyl, Missionsdruckerei. Preis: 80 *Pf.*

Gleich nach dem im Jahre 1859 erfolgten Tode des schlichten Pfarrers von Ars erschienen Biographien des Dahingeschiedenen. Durch Einleitung des kanonischen Vorverfahrens für eine etwaige Heiligsprechung ist derselbe unterdessen aus der Reihe der gewöhnlichen Todten herausgehoben. Da ein eigentliches Zeugniß der Kirche über die Heiligkeit des Dieners Gottes noch nicht erfolgt ist, so mahnt der Verfasser obigen Büchleins nach der Vorschrift Urbans VIII. mit Recht daran, daß den Erzählungen von Wundern und andern Zeichen außergewöhnlicher Heiligkeit keine andere, als rein menschliche Glaubwürdigkeit beizumessen sei. Übrigens ist das so einfache und, wenn man will, eintönige Leben Vianney's eines der anziehendsten und belehrendsten für Priester. — Gegenwärtiges Werkchen bietet nebst dem kurzen Lebensabriß seines Heroen eine Sammlung von dessen Katechesen und Predigten, nach den summarischen Aufzeichnungen von Zuhörern. Wir stehen nicht an, diese Zugabe für den Haupttheil des Buches zu erklären. Es durchweht diese Ansprachen bei all ihrer Einfalt und Schmucklosigkeit eine Salbung und Weihe, deren unerreichbares göttliches Vorbild wir in den Gleichnissen und Parabeln des Evangeliums besitzen: so

einfach und so edel, so gemeinverständlich und so ergreifend sind die Vergleiche, durch welche der heiligmäßige Pfarrer die ernsten und milden Wahrheiten des Christenthums dem Verstande und dem Herzen näher zu bringen wußte. — Einige durch die Zeitumstände veranlaßten Ausdrücke des Predigers hat der Herausgeber mit kurzer Anmerkung begleitet, um Mißverständnissen und unberechtigter Strenge in der Auffassung zu begegnen: wir wünschten, es wäre das noch an der einen oder andern Stelle mehr geschehen.

Convertiten-Bilder aus unserem Jahrhundert, der reiferen Jugend vorgeführt von Dr. F. X. Himmelstein. 12°. 179 S. Würzburg, Bucher, 1885. Preis: *M.* 1.

Dieß Büchlein bildet das 14. Bändchen der Himmelstein'schen Jugendschriften, und es schließt sich den vorausgehenden „Lebensbildern" in ungezwungener Weise an. Inhaltlich schmiegt es sich an das bekannte Werk von Dr. D. A. Rosenthal, indem es aus den 300 Lebensbildern des ersten Bandes 26 der ansprechendsten, oft unter bedeutenden Kürzungen, auswählt, wodurch diese in weitere Kreise zu bringen befähigt werden, als ihnen in dem großen Rosenthal'schen Werke möglich gewesen. Der Nutzen einer solchen Lectüre, namentlich für die reifere Jugend (denn eine gewisse Reife wird für solch ernste Nahrung immerhin erfordert), kann nur ein segensreicher sein. Leider sind in der zweiten Hälfte des Büchleins eine Reihe störender Druckfehler, namentlich bei Eigennamen, stehen geblieben. Aus Solesmes ist Solesmos, aus der Riedenburg bei Bregenz eine Rodenburg, aus Basedow Basedom geworden; Overbeck wird constant Owerbeck, der reformirte Prediger Usteri auch Asteri und Usterie geschrieben, der Kaplan van Rossum in einen Herrn von Roccum verwandelt, und es erscheinen neben Thomus Morus ein Bischof Palldram von Trier und ein Graf Schmirsing-Kerschenbrock.

Die Kreuzfahrer. Historische Erzählung von Konrad von Bolanden. I. Wie man Kreuzfahrer wird. Kl. 8°. 348 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 3.

Mit dem vorliegenden Bändchen beginnt Bolanden eine breit angelegte historische Erzählung über die Kreuzzüge. Der großartige Stoff ist gewiß eines berühmten Erzählers wohl werth. Der Verfasser zeigt, daß er die kirchliche, politische und sociale Bedeutung der Kreuzzüge vollkommen zu würdigen versteht, und hegt für seine Aufgabe eine edle Begeisterung. Der historische Hintergrund ist fleißig ausgemalt; einzelne Schilderungen sind in hohem Grade spannend und vortrefflich gelungen. Dafür hat aber Bolanden dieses Mal die Erfindung einer sogen. „Fabel", welche in einer historischen Erzählung den Vordergrund der Handlung bilden soll, so gut wie ganz vernachlässigt. Der vorliegende Theil, welcher die zwei Bücher „Wie man Kreuzfahrer wird" und „Byzantiner und Lateiner" enthält, bietet übrigens noch so wenig ein abgeschlossenes Ganze, daß wir unser Urtheil bis zum Erscheinen der nachfolgenden Bände nicht aussprechen dürfen. Ein Lob können wir dem Bändchen jetzt schon spenden: es enthält keine jener Stellen, welche die Kritik bei früheren Arbeiten Bolandens oft tadeln mußte, und welche der Grund sind, daß man seine Schriften der Jugend nur mit Auswahl in die Hand geben darf.

1. **Zweiundsiebenzig Erzählungen** zum Lob und Preis des heiligsten Altarssacramentes. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Joseph Anton Keller, Pfarrer in Gottenheim bei Freiburg. Mit einem Stahlstich. Kl. 8°. VII u. 164 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 1.

2. **Hundertzweiundsiebenzig Erzählungen** von dem großen Nutzen der Verehrung des heiligsten Herzens Jesu. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Joseph Anton Keller. Mit einem Stahlstich. Kl. 8°. XVI u. 361 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 2.

Schon mehrere recht in's katholische Leben eingreifende ascetische Schriftchen hat der hochw. Verfasser dem christlichen Leser geboten; in letzter Zeit mehrere Sammlungen von erbaulichen Beispielen und Erzählungen, welche seine sonstigen Anweisungen zum gottesfürchtigen, christlichen Leben höchst praktisch ergänzen. Die Zeit des Kirchenjahres, welche durch den einfallenden Festkreis auf den Gegenstand vorstehender Büchlein besonders hinwies, ist zwar vorbei. Allein das ganze christliche Leben besitzt seinen Mittelpunkt im Heilande und seinem heiligen Sacramente und seinem göttlichen Herzen: für diesen Gegenstand bedarf es einer Anregung durch die Jahreszeit nicht. Darum ist auch die wohlverdiente Empfehlung dieser Büchlein immer am Platze. Bei der großen Anzahl von Erzählungen ist es kaum möglich, daß alle gleiches Interesse wecken oder gleich zutreffend sind; allein durchgängig hat der Verfasser eine gute Auswahl für seine Sammlung getroffen. Die meisten Dienste leistetete ihm hierbei, zumal bei der zweiten hier verzeichneten Schrift, der beim katholischen Volke mit Recht so beliebte und verbreitete „Sendbote des göttlichen Herzens".

Die sociale Gefahr oder der Socialismus während der letzten zwei Jahre in Europa und in Amerika. Von L. Winterer, elsaß-lothringischem Reichstagsabgeordneten. Autorisirte Übersetzung aus dem Französischen. Kl. 8°. VIII u. 187 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 1.50.

Mancher, der das Büchlein zur Hand nimmt, wird vielleicht Anfangs unter dem Gefühle leiden, sich einer trockenen und wenig ansprechenden Lectüre gegenübergestellt zu sehen. So beharrlich vermeidet der Verfasser es, etwas Anderes als eine bloße Zusammenstellung der Thatsachen zu geben und durch etwas Anderes als durch die Thatsachen den Leser über die Ausdehnung und die Thätigkeit des Socialismus zu unterrichten; so grundsätzlich versagt es sich der Verfasser, seine Gedanken und Erwägungen einzuflechten und von der nackten Wirklichkeit den Blick des Lesers auch nur einen Augenblick abzulenken. Die Bemerkungen und Erwägungen folgen nur auf ein paar Seiten am Schluß der Broschüre. Es genügt aber wahrlich für den auch nur wenig nachdenkenden Leser, so die einfache Wahrheit vor Augen zu haben, um alsbald mit steigendem Interesse die beigebrachten Einzelheiten zu verfolgen. Die den Bau der menschlichen Gesellschaft bis in die tiefsten Grundlagen hinein erschütternden Lehren des Socialismus sind weit und breit in's Volk eingedrungen. Zwar haben sie eine viel größere Ausdehnung in nichtkatholischen Ländern als in den katholischen erlangt; aber auch in letzteren haben sie fast überall schon Wurzel gefaßt und sind stellenweise bereits üppig aufgewuchert. Die gemäßigtere Richtung des Socialismus ist wohl nirgendwo so geordnet und geschult wie gerade in Deutschland. Das Bestehen einer immer mehr anwachsenden und immer mehr drohend werdenden Umsturzpartei läßt sich nicht mehr abläugnen. Das innerste Wesen dieser Partei ist ebenso offenkundig: sie geht auf wirthschaftliche Reform aus, sie sucht sich in dem immer mehr anwachsenden sogenannten Proletariat ihren Boden; aber weit mehr als wirthschaftlicher ist sie moralischer und religiöser Natur, d. h. ihr innerstes Wesen ist Gottlosigkeit und gemeiner Genuß. Die socialdemokratischen Blätter strotzen stets von Gotteslästerungen; nach ihrem eigenen Geständniß gedeiht der Socialismus nur da, wo eine antireligiöse Propaganda schon vorausgegangen ist (S. 73), aber auch überall da. Verfasser macht

mit Recht die Staatslenker, welche Gott verhöhnen, die Kirche zertreten lassen, die Gottlosigkeit im Gewand der Wissenschaft beschützen und liebkosen, verantwortlich für all die Greuel, welche der Socialismus in seinem Schooße birgt. Das einzige Heilmittel ist — darin müssen wir dem Verfasser völlig Recht geben —, wenn der Staat freilich durch sociale Reformen „dem furchtbaren Werke der Proletarisirung Einhalt thut", aber nicht „den Socialismus der Straße durch den gekrönten Socialismus" bekämpft, sondern vielmehr der Kirche ihre Rechte und ihre Freiheit wieder einräumt, damit sie durch ihre Macht die Gottlosigkeit banne. „Wenn nicht Gott (und, fügen wir erklärend bei, wenn nicht der Glaube an Gott) das furchtbare sociale Räthsel löst, dann wird nichts es genügend lösen" (S. 180 u. 186).

Der Rücklaß der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart. Herausgegeben von Dr. Bernhard Sepp. 8°. 114 S. mit zahlreichen Abbildungen. München, Lindauer, 1885. Preis: *M.* 5.

Der rastlose und hingebende Kämpfer für die unglückliche Schottenkönigin hat in diesem Werkchen mit großem Fleiße den Reliquien derselben nachgeforscht, dieselben beschrieben und der Mehrzahl nach durch gute bildliche Darstellung veranschaulichen lassen — eine Mühe, für die gewiß alle interessirten Kreise ihm Dank wissen werden. Entgangen scheint dem Verfasser das Muttergottes-Officium, das im Stonyhurst-College (Lancashire) aufbewahrt wird. Über das kleine, rothsammet eingebundene und mit silbernen Beschlägen versehene Buch geben die beiden neben demselben liegenden Zettel folgende Auskunft. Der erste gedruckte: „According to tradition, this gem belonged to Mary Queen of Scots, and was the identical book which she held in her hands as she mounted the scaffold, and which she caused to be delivered to her confessor. By him it was deposited in the library of Douay College and thence found its way to the library of the Jesuits' College at Liège, from which place it accompanied the Fathers to Stonyhurst in 1794." Der geschriebene Zettel besagt: „Office of the B. Virgin. This book bearing the name of Queen Mary Tudor, according to tradition afterwards belonged to Mary Queen of Scots." Das Büchlein ist ein Lyoner Druck vom Jahre 1558.

Corsaires et Rédempteurs par le Père Calixte de la Providence, Trinitaire, Supérieur du couvent de Cerfroid (Aisne). 12°. 431 et VI p. Lille, Desclée, de Brouwer & Cie.

Dieß wie alle Werke der Société de Saint-Augustin in glänzender, stilvoller Ausstattung prangende Werk dürfte bei dem reichhaltigen Detail, das es über eine weniger bekannte Seite der christlichen Charitas verbreitet, der Aufmerksamkeit nicht unwerth erscheinen. Es zerfällt, dem Titel entsprechend, in zwei Bücher, von denen das erste die Aufschrift „Corsaires", das andere die Bezeichnung „Rédempteurs" verdient. Ersteres gibt, nach einleitenden Bemerkungen über die Sklaverei im Allgemeinen und deren Bekämpfung durch die Kirche, eine Darstellung der Sklavenjägerei, vor Allem der der nordafrikanischen Raubstaaten, sowie eine durch anziehende Besonderheiten ausgezeichnete Schilderung der Leiden einzelner christlicher Sklaven. Das zweite Buch bespricht darauf in analoger Weise die Gründung des Ordens der Trinitarier und seine verschiedenen Unternehmungen zur Befreiung der Gefangenen, von dem ersten Loskaufe zu Marokko unter dem hl. Johann von Matha bis zur Reise des P. Johannot im Jahre 1732. Die zahlreichen Listen befreiter Sklaven, die auf das reiche Actenmaterial schließen lassen, worauf namentlich der zweite Theil

ſich aufbaut, geben ein herrliches Bild von der Thätigkeit und den Erfolgen des Ordens. Um ſo bedauerlicher iſt, daß nicht in reicherem Maße und mit diplomatiſcher Genauigkeit auf dieß Material verwieſen wird, wodurch das Werk neben der Erbauung auch die geſchichtliche Forſchung in höherem Grade hätte fördern können.

Die arme Verwandte. Von Mathilde Bourdon. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von H. v. G. 8°. 172 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 1.40.

Die Erzählungen von Mathilde Bourdon wenden ſich viel mehr an das Herz als an die Phantaſie und wollen mehr belehren als unterhalten. Sie führen uns keine leidenſchaftlichen Romanſtoffe, ſondern einfache Schilderungen und Charakterzeichnungen aus dem gewöhnlichen Leben vor und ſind deßhalb für heranwachſende Mädchen, für welche die Erzählerin zunächſt ſchreibt, ganz beſonders zu empfehlen. In dem vorliegenden Bändchen wird uns die Geſchichte eines armen Waiſenmädchens erzählt, welches im Hauſe eines wohlhabenden Fabrikanten heranwächst und durch ſeine religiöſe Geſinnung und ſtrenge Pflichterfüllung den wohlthätigſten Einfluß auf ſeine Umgebung ausübt. Nichts iſt überſpannt; ſolche Vorfälle, wie ſie da erzählt werden, können in jedem Familienkreiſe ſich ereignen. Aber die Charaktere ſind gut gezeichnet, und das Ganze wird durch den religiöſen und belehrenden Ton, ohne daß „gepredigt" wird, über das Gewöhnliche emporgehoben und verklärt. Einzig zu bedauern iſt, daß die Verfaſſerin eine Heirath unter Geſchwiſterkindern ſo leicht zu Stande kommen läßt und auch nicht ein Wort der Warnung beifügt. Die gemiſchte Ehe, die eingeflochten iſt, wird wenigſtens als ein Act des Leichtſinns gekennzeichnet und würde ſchlimme Folgen haben, wenn nicht die „arme Verwandte" vermittelnd dazwiſchenträte und durch ihr Gebet und Beiſpiel die Bekehrung der jungen Schweizerin veranlaßte.

Biblia pauperum. Bilder für Künſtler und Kunſtfreunde, gezeichnet von Profeſſor Joh. Klein in Wien und von Frater Max Schmalzl C. Ss. R. Zweite Auflage. 36 Bilder in Querfolio. Regensburg, Puſtet, 1885. Preis: *M.* 6.

Der Bildercyklus des Profeſſor Klein iſt aus dem Regensburger Miſſale vortheilhaft bekannt wegen der Schönheit und Innigkeit der Auffaſſung und wegen der ſtreng ſtiliſirten Zeichnung. Mit Freude verfolgt das Auge die klaren und feſten Linien, aus denen der Wiener Meiſter ſeine großen Figuren bildete. Bei ſeinem Tode hat er in einem Redemptoriſten einen würdigen Nachfolger gefunden, welcher die oben angezeigte Armenbibel vervollſtändigte und in die Form brachte, worin der Verleger ſie ſoeben veröffentlicht. Schmalzl hat auch die Holzſchnitte zu dem bei Puſtet erſchienenen Leben Jeſu nach den Offenbarungen der gottſeligen Katharina Emmerich geliefert, in denen er großes Talent bekundet und zu frohen Hoffnungen berechtigt.

Miscellen.

Die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Vor Kurzem veröffentlichte das Ministerium des Innern der Vereinigten Staaten Nordamerika's den achten Band des Censusberichtes, ein stattliches Buch von nahezu 1200 Quartseiten. Zahlreiche Karten und Illustrationen zieren das Werk und veranschaulichen den behandelnden Stoff. Den vornehmsten Theil des Werkes bildet eine eingehende Abhandlung über die amerikanischen Preßverhältnisse[1]. Wir entnehmen demselben folgende Einzelheiten über die deutsch-amerikanische Presse.

Was das Alter der deutsch-amerikanischen Zeitung angeht, so wurde nachweisbar schon im Jahre 1739 eine wöchentlich erscheinende Zeitung herausgegeben. Verfasser und Herausgeber war Christoph Sauer, einer der Buchdrucker-Pioniere in Nordamerika, in Germantown, im jetzigen Staate Pennsylvania. So weit sich nachweisen läßt, erschien die erste Zeitung, die überhaupt in dem Bereich der jetzigen Vereinigten Staaten gedruckt wurde, in Boston im Jahre 1690. Dieselbe wurde aber alsbald von der puritanischen Regierung von Massachusetts unterdrückt, so daß nicht einmal eine zweite Nummer zur Ausgabe gelangte. Vierzehn Jahre später, im Jahre 1704, erschien eine wöchentliche Zeitung, die „News-Letter", welche sich hielt.

Die erste deutsche Zeitung scheint erfolgreich gewesen zu sein; denn schon vier Jahre später finden wir eine wöchentlich erscheinende Nebenbuhlerin in demselben Staate. Herausgegeben wurde sie zu Philadelphia von einem gewissen Crelius. Im Jahre 1748 gründete Godhart Armbruster an demselben Orte ein neues Blatt, „die Zeitung", welches er in einer Annonce beschreibt als eine „deutsche und englische Zeitung, enthaltend die neuesten auswärtigen und einheimischen Nachrichten, mit anderen unterhaltenden und nützlichen Stoffen zur Bequemlichkeit derer, welche eine von beiden Sprachen erlernen wollen", gedruckt von der deutschen Buchdruckerei in Arch-Street. Preis 5 sh. für das Jahr. Der berühmte Benjamin Franklin war eine Zeitlang der Drucker dieser Zeitung.

Nirgends in Amerika scheint sich die deutsche Sprache einer größeren Vorliebe und besseren Pflege erfreut zu haben, als in Pennsylvanien. Dieses beweist der Umstand, daß für eine lange Zeit von den vier in der Hauptstadt erscheinenden Zeitungen zwei in deutscher Sprache erschienen, und daß vor dem Jahre 1810 in keinem andern Staate das Bestehen einer deutschen Zeitung

[1] History and present condition of the news-paper and periodical press of the United States with a catalogue of the publications of the Census year. By S. N. D. North, Special Agent. Washington, Government Printing Office, 1884.

nachgewiesen werden kann, während zur selben Zeit Pennsylvanien allein neun deutsche Zeitungen aufweisen konnte.

In der Zwischenzeit aber machte die deutsche ebenso wohl wie die gesammte übrige Presse ungeahnte Fortschritte. In den großen, volkreichen Städten New-York, Cincinnati, St. Louis und Chicago haben die großen daselbst erscheinenden deutschen Zeitungen eine verhältnißmäßig ebenso große Circulation als die englischen Schwestern, mit denen sie sich derselben Gunst des annoncirenden Publikums erfreuen. So hatte z. B. im Censusjahre 1880 die „New-York Staatszeitung" eine Verbreitung, die nur von den vier größten der 29 täglichen Zeitungen New-Yorks übertroffen wurde, während keine einzige in deutschen Gegenden selbst erscheinende Zeitung an Abonnentenzahl ihr gleichkam. Einer gleichen Verbreitung erfreut sich die in Chicago erscheinende „Illinois Staatszeitung" und verhältnißmäßig auch die katholische „Amerika" von St. Louis. In St. Louis und Cincinnati ist die Verbreitung der deutschen Zeitungen wegen der vielen daselbst ansässigen Deutschen besonders groß, indem sie daselbst 21 resp. 28 % der gesammten Tagesblätter ausmachen.

Im Censusjahre erschienen in den Vereinigten Staaten im Ganzen 80 Tagesblätter (u. A. im Staate New-York 12, in Pennsylvanien und Ohio je 10, in Illinois 9, in Missouri 7 u. s. w.), 466 Wochenblätter (davon 66 in Pennsylvanien, 64 in New-York, 59 in Ohio, 54 in Illinois) und außerdem noch 95 in größeren Zwischenräumen ausgegebene Zeitschriften in deutscher Sprache. Was die Verbreitung angeht, so belief sich die Zahl der täglich erscheinenden deutschen Tagesblätter auf 447 954, die der Wochenzeitungen auf 1 326 248, die der übrigen auf 708 060. Der Abonnementspreis belief sich im Durchschnitt auf $ 7.81 (etwa 33 M.) für die Tages- und $ 2.1 (etwa 8½ M.) für die Wochenblätter. Die gesammte deutsche Presse beschäftigte ein Personal von 4064 Personen (3964 männlichen und 100 weiblichen Geschlechtes), welchen jährlich im Ganzen $ 2 398 475.89 an Lohn ausgezahlt wurden, während die Brutto-Einnahme aller sich auf $ 7 737 299.40 belief.

Der officielle Bericht gibt keinen Aufschluß über den politischen oder confessionellen Charakter dieser Zeitungen. Was aber die katholische Presse angeht, so entnehmen wir dem „Schematismus der deutschen und der deutschsprechenden Priester u. s. w. der Vereinigten Staaten", herausgegeben von J. B. Müller, St. Louis, Herder, 1882, daß die Gesammtzahl der Preßorgane der deutschen Katholiken sich auf 28 beläuft, von denen 4 täglich, 21 wöchentlich und drei monatlich erscheinen. Die älteste katholische deutsche Zeitung ist der wöchentlich erscheinende „Wahrheitsfreund" von Cincinnati, der demnächst seinen 49. Jahrgang antritt. Unter den täglichen genießen der „Buffalo Volksfreund" und die „Amerika" von St. Louis bei Freund und Feind eines großen Ansehens.

Versicherung und Versicherungszwang.

Unsere Zeit hat, zum Bedauern aller ernsten Socialpolitiker, mit vielen von Alters her überkommenen Einrichtungen zu Gunsten liberaler Wirthschaftslehren aufgeräumt und lebensstarke gesellschaftliche Bildungen, ihrer Lebenskraft beraubt, in Trümmer schlagen und zu Staub werden lassen. Doch ist in ihr nicht alle Thatkraft zur Schöpfung neuer gesellschaftlicher Bildungen und organisirter Verbände erstorben: im Gegentheil, die Gegenwart ist reich an solchen. Alle nur erdenklichen Zwecke werden auf Vereinswegen angestrebt, nicht ohne Glück, wiewohl meist auf leichterer und loserer Grundlage, als es ehedem zu geschehen pflegte. Andere wirthschaftliche Anstalten sind sozusagen aus den Kinderjahren, in welchen sie Jahrhunderte lang gelegen, zu reiferem Alter und höherer Bedeutung heranerzogen worden. Zu diesen dürfen wir die Versicherungsanstalten rechnen. Lange Zeit lag das ganze Versicherungswesen in der Form eines reinen Glücksvertrages wie in Windeln eingeschlossen. Wiewohl es diesen Charakter nie ganz abstreifen wird, so ist es doch bereits durch die statistischen Beobachtungen und Sammlungen dem reinen Glücksspiel bedeutend entrückt, weil mit hoher Wahrscheinlichkeit der vermuthliche Gewinn und Verlust berechnet werden kann.

Die zahlreich aufschießenden Versicherungsgesellschaften, die Neigung, manchmal wohl gar krankhafte Neigung, gegen alle möglichen Unfälle sich und seine Habe sicherzustellen, hat auch auf die gesetzgebenden Factoren ihren Einfluß ausgeübt. Praktiker wie Theoretiker beschäftigen sich mit der wirthschaftlichen Frage, ob nicht dieß der richtige Weg sei, auf welchem der in weiten Umfängen sporadisch auftretenden Noth von Tausenden begegnet werden müßte. Thatsächlich ist die Sache so gelöst, daß schon für manche Menschenklassen eine sogenannte Zwangsversicherung vorschriftlich geregelt ist. Über die moralische und rechtliche Seite dieser Frage oder ihrer Lösung kömmt wohl Wenigen ein Bedenken. Von Seiten der Vertreter einer Staatsomnipotenz mag das begreiflich sein;

denen gilt alles als recht und erlaubt, was von Staatswegen geschieht. Nicht aber so denjenigen, welche auch die Staatsgesetzgebung dem Richtmaße des natürlichen Rechts- und Sittengesetzes unterwerfen. Daher ist denn auch in jüngster Zeit die Frage aufgeworfen worden über die sittliche Berechtigung zu einem Versicherungszwange.

Mit Rücksicht auf diese Frage wollen auch wir versuchen, hier in Kürze zwei Punkte zu erörtern: I. Haben gegen die Versicherung überhaupt die Forderungen des Sittengesetzes etwas einzuwenden? II. Ist die Einführung eines Versicherungszwanges berechtigt?

I.

Das Versichern beruht auf der Sorge für die Zukunft und auf der Möglichkeit, durch mannigfache Zufälligkeiten im irdischen Besitz geschädigt zu werden. Diese durch Unglücksfälle verschiedener Art oft sehr schwere und die irdische Subsistenz vernichtende Schädigung wird vermieden entweder durch das Kaufen eines Ersatzrechtes vermittelst jährlicher Beiträge oder durch gemeinschaftliches Tragen der etwa eintretenden Unglücksfälle und Vertheilung des Einzelschadens auf Viele. Der Verlust oder die Schädigung wird um so weniger fühlbar, je ausgedehnter der Kreis ist, auf den er sich vertheilt. Eine solche Sorge, an sich betrachtet, könnte Jemand insofern tadelnswerth finden, als sich darin ein krankhaftes Suchen und Sichvertiefen in's Irdische zu erkennen gäbe, welches Umgang nimmt von der göttlichen Vorsehung und dem Vertrauen auf dieselbe. Ist es ja nicht zu läugnen, daß die Pläne der göttlichen Vorsehung in Bezug auf jeden Einzelnen sich durch die verschiedenartigsten Ereignisse verwirklichen, welche für uns ihrer nächsten Ursache nach den Charakter von Zufälligkeiten an sich tragen, durch welche aber Gott in seiner Weisheit die Lebenswege des Einzelnen lenkt, oftmals zum zeitlichen Unglück, aber zum ewigen Wohl. Es läßt sich nun nicht läugnen, eine des Christen unwürdige Besorgniß für das zeitliche Fortkommen kann gerade darin sich offenbaren, daß Jemand durch alle nur möglichen Versicherungen sich den Händen der göttlichen Vorsehung gleichsam entziehen möchte; doch ist es nicht nothwendig, daß sich in dem ganzen Versicherungswesen eine übertriebene Ängstlichkeit und Sorge zeige. Eine vernünftige und mäßige Sorge für die Zukunft ist auch den christlichen Grundsätzen nicht zuwider; gegen alle Schicksalsschläge, die Gott für gut befinden mag über den Menschen zu verhängen, hilft aber auch keine

menschliche Sorge und Bekümmerniß. Eine ruhige und gottergebene Voraussicht für kommende Tage wird selbst von der heiligen Schrift nicht nur nicht getadelt, sondern vor Allem mit Bezug auf die Sorge, welche den Eltern für das Wohlergehen ihrer Kinder obliegt, als etwas Lobenswerthes und in gewissem Sinne Pflichtschuldiges hingestellt. So wie diese lobenswerthe Sorge sich nun im Sparen und in Erwerbung eines genügenden Besitzes bethätigen kann und muß, so kann sie auch zum Mittel der Versicherung greifen. Ja, nehmen wir die auf Gegenseitigkeit beruhende Versicherung, welche die Art der Vertheilung der Einzelschäden auf eine Gesammtheit wählt: so dürfte sich in ihr leicht der Keim wahrer christlicher Liebe und Brüderlichkeit finden, insofern der Beitritt zu einer solchen Verbindung nicht vorzugsweise vom Selbstinteresse getragen wird, sondern von dem Beweggrunde gegenseitiger Hülfeleistung für den Fall der Noth und des Elendes. Wohl offenbart sich die christliche Nächstenliebe in hellerem Glanze, wenn ohne Rücksicht auf eine zu erhoffende Wiedervergeltung durch freiwillige Hingabe die Noth des Nächsten gehoben wird; dieser Glanz verdunkelt sich durch das im Hintergrunde lauernde Recht einer gleichen Unterstützung für den Fall eintretender eigener Noth, allein vernichtet braucht er dadurch nicht zu werden. Was nicht in jeder Richtung vollkommen ist, ist deßhalb noch nicht tadelnswerth.

Ein größeres Bedenken kann jedoch gegen die Art und Weise erhoben werden, in welcher die Versicherung heutzutage meist in's Werk gesetzt wird, und es ist thatsächlich das Bedenken dagegen erhoben worden. Vortheilhafter als durch bloße Umlagen und Vertheilung eines eintreffenden großen Schadens auf Viele wird die Versicherung bewerkstelligt durch Zahlung einer jährlichen fixen Summe oder Prämie, auf welche hin beim Eintritte eines gewissen Ereignisses, z. B. einer Feuersbrunst, Hagelschaden u. s. w., eine bestimmte Rente fällig wird. Den Vortheil dieser Einrichtung, zugleich aber die etwaigen sittlichen Bedenken gegen dieselbe zeichnet J. A. in den Christlich-socialen Blättern (18. Jahrg., 14. Heft, S. 422) in folgender Weise:

„Wenn zu irgend einem Zeitpunkte oder bei dem Eintreten eines ungewissen Ereignisses eine bestimmte Geldsumme oder eine fixe Rente fällig werden soll, für welche durch regelmäßige Beiträge in der Zwischenzeit die nöthigen Fonds aufgebracht werden müssen, so hängt die Größe des jährlichen Beitrages vor allem Andern ab von der Größe des pecuniären Nutzens, der von den Beiträgen sich inzwischen erzielen läßt. Ist

der letzte gesichert, regelmäßig und verhältnißmäßig bedeutend, so kann der Beitrag selbst im Verhältniß zu der zu zahlenden Summe geringer sein, als wenn die Fructificirung der jährlichen Beiträge nur unbedeutend oder unregelmäßig ist. Bestimmt berechnen läßt sich eine Entschädigungssumme sowohl als die entsprechenden jährlichen Beiträge überhaupt nur unter der Bedingung, daß eine bestimmte Zinsberechnung zu Grunde gelegt wird . . . Ohne diese Voraussetzung wäre sie (die Versicherung gegen gewisse Jahresprämien) ganz unmöglich. Nun ist es doch gewiß klar, daß diejenigen katholischen Socialpolitiker, welche das Zinsnehmen von Kapitalien vom katholischen Standpunkte überhaupt irgendwie beanstanden oder bemängeln wollen, von vornherein die Frage entschieden verneinen müssen, ob nach der christlichen Moral der Staat berechtigt erscheinen könne, ein auf solcher Grundlage bestehendes Versicherungsinstitut zwangsweise einzuführen."

Der staatliche Zwang beschäftigt uns hier noch nicht; allein das vom Zinsnehmen hergeleitete Bedenken ist ja allgemeiner Natur. Es richtet sich am meisten gegen diejenigen Versicherungsanstalten, bei denen Versicherte und Versicherer durchaus verschieden sind und zugleich Erstere aus der Versicherung ein ergiebiges Geschäft machen. Doch ist es auch gegen andere Versicherungsanstalten gekehrt, welche freilich auf Gegenseitigkeit gegründet sind und darum nicht auf Gewinn, sondern auf möglichste Verringerung des die Einzelnen treffenden Schadens abzielen, welche aber gerade zu dem Zwecke, nämlich um auf einen möglichst geringen Jahresbeitrag hin eine möglichst hohe Vergütung für den Fall des Unglücks leisten zu können, die einlaufenden Beiträge zu einem möglichst gewinnreichen Geschäfte verwenden. Wir meinen, grundsätzlich läßt sich diese Einrichtung nicht anfechten. Nicht nur zu unserer Zeit, sondern zu allen Zeiten durfte flüssiges Geld zu gewinnreichen Geschäften aufgewendet werden, wenn nur das Geschäft selbst und seine Führung nicht gegen die Vorschriften der Sittlichkeit und der Gerechtigkeit verstößt. Die Berechnung aber nach einem bestimmten Zinsfuß zu machen, ist um so weniger angreifbar, weil es doch feststeht, daß dem Gelde im Verein mit Arbeit oder Industrie die Eigenschaft eines fruchtbaren wirthschaftlichen Factors zukömmt. Wollte aber selbst eine auf Gegenseitigkeit beruhende Versicherungsgesellschaft ihren Fonds oder einen Theil desselben nicht selbsteigens zu gewinnreichem Geschäfte verwenden, sondern ihn auf Zins anlegen, so müssen wir auch dann noch entschieden bestreiten, daß dadurch in unseren Zeitverhältnissen gegen die christliche Gerechtigkeit gefehlt würde,

wie es denn auch der Verfasser des eben angeführten Passus zu bestreiten scheint.

Gehen wir nun zu den Privatversicherungsanstalten über, welche die Versicherung selbst zu einem gewinnreichen Geschäfte machen, so gestehen wir, daß dort, wenn auch nicht die Grundlage, so doch die praktische Ausführung gar leicht bedenkliche Punkte aufweist. Früher, wo die Statistik noch nicht die Zahlen gesammelt hatte, welche zu irgend einer Wahrscheinlichkeitsrechnung der durchschnittlich eintretenden Schäden bestimmter Gattung verhelfen konnten, unterlag die Höhe der Prämie und der eventuellen Ersatzsumme so sehr dem persönlichen Übereinkommen, daß, jede sonstige Überlistung ausgeschlossen, sehr schwer nach der einen oder der andern Seite hin eine ungerechte Überforderung möglich wurde. Das Übereinkommen hatte, wie schon bemerkt, zu ausschließlich den Charakter des Glücksvertrages. Heutzutage ist man nicht mehr gewillt und nicht mehr in so ausschließlicher Weise berechtigt, in der Versicherung nur dieß Moment zu sehen. Die gesetzlichen Bestimmungen gehen deßhalb auch von einer veränderten Anschauung aus. Vor Allem wollen sie die Bereicherung des Versicherten ausgeschlossen wissen. Es würde ja sonst die Versicherung zu leicht die Gefahr betrüglicher Schädigung des eigenen Besitzes herbeiführen. Bezüglich der Versicherer jedoch ist unseres Wissens gesetzlich der Bereicherung keine Schranke gezogen. Es paßt dieß zur Freigebung wucherischer Ausbeutung und Bevorzugung des Kapitalismus: den christlichen und naturrechtlichen Grundsätzen jedoch entspricht eine solche schrankenlose Bereicherung nicht. Die einzuzahlenden Prämien sollen über die durchschnittlich zu erlegenden Entschädigungssummen hinaus freilich soviel abwerfen, als die nicht zu knapp berechneten Verwaltungskosten betragen, und etwa noch den Ausfall an Gewinn decken, welcher den Versicherern durch Bereithaltung eines Reservefonds entsteht. Wenn aber regelmäßig für die Mitglieder einer Versicherungsgesellschaft so hohe Dividenden sich herausstellen, daß sie den Gewinnantheil am Kapital, falls es anderweitig in rechtlichen Geschäften verwendet wurde, erheblich übersteigen, so ist das ein Zeichen, daß die Prämienberechnung auf verkehrter, ungerechter Grundlage beruht. Aufgabe der Staatsgewalt wäre es, da, wie bei jedem ausbeutenden Zins, ordnend einzugreifen.

Das Resultat alles bisher Gesagten lautet mithin, daß sich an die thatsächliche Ausführung der Versicherungen wohl Ungerechtigkeit und sonstiger Verstoß gegen die Forderungen der Sittlichkeit anheften kann, daß aber sie selbst grundsätzlich nicht mit den Vorschriften des Sitten-

gesetzes in Widerspruch stehen. Gehen wir also zur zweiten Frage über, ob die Einführung eines Versicherungszwanges berechtigt sein könne oder nicht.

II.

In den Reichstagsverhandlungen, welche über die Unfall- und Krankenversicherungen geführt wurden, war immer nur von den „Wohlthaten" die Rede, welche man möglichst vielen Klassen von Hilfsbedürftigen zuwenden wolle und müsse. In der That sind denn auch, formell wenigstens, theilweise Andere als die Versicherten zur Leistung herangezogen, um den Begriff der Wohlthat nicht Lügen zu strafen. Es kann eben die Versicherung gegen Unfälle und Krankheit und sonstige Schäden je nach Umständen die Eigenschaft einer Wohlthat haben oder auch die einer Belastung. Wenn ich mich selbst zu versichern gezwungen werde oder mein Hab und Gut, so ist dieß zunächst eine Belastung meines Vermögens mit einer jährlichen Steuer; es ist eine sehr gemischte Wohlthat. Werde ich von unverhältnißmäßigem Unglück in der Zukunft wirklich betroffen, ist die Versicherung eine große Wohlthat; Anderen, welche für eigene und fremde Hoffnung beizusteuern haben, bleibt sie thatsächlich nur eine Belastung. Eine Wohlthat ist ferner die weit ausgedehnte Versicherung für das Gemeinwesen einer Stadt oder eines Ortes, welchem sonst die Unterstützung der vom Unglück Betroffenen zufallen würde. Eine reine Wohlthat für die Versicherten wird die Versicherung allerdings dann, wenn für die Versicherungssumme Andere aufkommen und zwar solche, die in keiner Weise aus Gerechtigkeitsgründen dazu gehalten sind.

Insofern nun die Versicherung eine Wohlthat ist, wird die Frage über die Zulässigkeit eines Versicherungszwanges bedeutungslos; zur Entgegennahme einer reinen Wohlthat bedarf es schwerlich bei irgend einer Menschenklasse des Zwanges. Insoweit die Versicherung jedoch eine Belastung ist oder nebst der Wohlthat auch eine Belastung mit sich bringt, kann allerdings die Frage nach der Berechtigung zu einem Versicherungszwange am Platze sein.

Bei einem Zwange richten sich die Gedanken zunächst auf den Staat, weil dieser es ist, der die Erzwingbarkeit von der Idee in das Reich des Thatsächlichen überführt. Wir werden darum bei unserer Erörterung auch zunächst an den Staat gewiesen, um seine Befugnisse und deren Grenzen zu prüfen. Es gibt Klassen von Staatsangehörigen, deren Subsistenz durch Unglücksfälle vornehmlich bedroht ist; am meisten sind

es die arbeitenden, besitzlosen Klassen. Im Falle der Krankheit, der Arbeitskrisen, des Verunglückens sind sie mit ihrer gesammten Familie außer Stand, sich zu erhalten; auch nur der kümmerlichste Lebensunterhalt ist für sie nicht vorhanden. Können diese Klassen von Staatsangehörigen nun angehalten werden, einen Theil ihres Verdienstes an eine Versicherungskasse abzuliefern, um für die Möglichkeit eines Unfalles nicht völlig ohne Unterhalt zu sein? Jedenfalls ist dieß ein starkes Stück persönlicher Bevormundung, so daß unter gewöhnlichen Verhältnissen der obrigkeitlichen Gewalt ein solcher directer Eingriff in die persönliche Freiheit abgestritten werden muß. Es heißt das, den rechtlich schon in's Eigenthum des Einzelnen übergegangenen Erwerb einem Theile nach unter obrigkeitliche Controle und Verwaltung setzen oder aber die Einzelnen einer bestimmten Klasse zu Gunsten der Gesammtheit dieser Klasse mit einer Steuer belegen, welche bei einer Umlage und Vertheilung auf alle Staatsangehörigen unverhältnißmäßig geringer sein würde. Beides kann nur durch sehr wichtige Gründe gerechtfertigt werden. Eine Bevormundung in der Verwaltung des Eigenthums ist im Allgemeinen nur am Platze bei offenkundigen Verschwendern oder solchen, welche durch mißbräuchliche Anwendung ihres Eigenthums die Rechte der Familie schwer zu schädigen in Gefahr sind.

Ein ähnlicher, obwohl ein viel minderwichtiger Grund würde vorliegen, wenn es nachweisbare Pflicht der unbemittelten Klassen wäre, gerade auf dem Wege der Versicherung eine Zukunftsvorsorge für sich und ihre Familien zu treffen. Das läßt sich aber in keiner Weise darthun. Die gebotene Vorsorge für die Zukunft hält sich in sehr bescheidenen Grenzen, zumal wenn der Arbeitslohn und der tägliche Verdienst so knapp bemessen ist, daß er für einen anständigen Lebensunterhalt kaum ausreicht. Wo es durch weise Einschränkung möglich ist, einen Sparpfennig zu erübrigen, da mag es immer ein Tugendact sein, mit Rücksicht auf Weib und Kind und auf leicht eintretende sorgenvollere Zeiten sich etwas zu hinterlegen; allein wenn Jemand eine übergebührliche Einschränkung nicht ausübt, sondern durch keineswegs übertriebene Ausgaben und durch Verfolgung edler und guter Werke seinen ganzen Verdienst erschöpft, so ist er deßhalb nicht gerade zu tadeln. Er kann im Gegentheile von ganz tugendhaften Beweggründen geleitet werden und seine wie der Seinigen Zukunft für den Fall unvorhergesehenen Mißgeschickes in die Hände der göttlichen Vorsehung und der christlichen Mildthätigkeit legen.

Fassen wir mithin die Privatverhältnisse der Familie in's Auge,

so läßt sich bei der hilfsbedürftigen Klasse aus der Unterlassung einer Zukunftsvorsorge sehr selten auf eine offenkundige, grobe Pflichtverletzung der Familie gegenüber schließen. Sehr selten ist daher auch die Obrigkeit berechtigt, durch Sparzwang in die innersten Privatverhältnisse einzugreifen. Noch seltener ist ein Eingriff durch Versicherungszwang berechtigt. Was erspart wird, bleibt im Vermögen; was als Versicherungssumme aufgewendet wird, besteht nur mehr der Hoffnung nach, so zwar, daß dieselbe für sehr Viele nie zur Wirklichkeit wird.

Anders könnte möglicher Weise das Resultat unserer Untersuchung lauten, wenn wir Rücksicht nehmen auf eine für das Gemeinwohl drohende Gefahr. Die socialen Verhältnisse haben sich heute so gestaltet, daß von Unfällen bestimmter Art unverhältnißmäßig Viele betroffen werden. Die Arbeiten wie die Lage der Arbeiter läßt nicht selten Arbeitslosigkeit und zeitweilige Noth einer großen Menge eintreten. Die Ortsgemeinde ist unfähig, diese Noth zu heben; ihr die Pflicht dazu auferlegen, hieße sie zu einer unerschwinglichen Steuer verurtheilen. Ein großer Theil der arbeitenden Klasse ist, wenn einmal im Besitze des Geldes, kaum fähig, einen sorgfältigen und vorsichtigen Gebrauch davon zu machen; was zur Hebung der Noth genügt hätte, ist unvernünftiger Weise verschwendet worden. Soll aus diesen Rücksichten des öffentlichen Wohles die obrigkeitliche Gewalt nicht zwingen können, daß unter Voraussetzung eines Lohnes, der einen kleinen Abstrich sehr gut leiden mag, der Einzelne sich diesen Abstrich gefallen lasse und ihn zur Versicherung gegen etwaige Unfälle gemeinschaftlich mit den Genossen derselben Klasse hinterlege? Wir glauben, trotz der ziemlich schwarz gezeichneten Gefahren nicht absolut eine bejahende Antwort geben zu können, wenigstens wenn es sich um einen directen und unmittelbaren Zwang für den Beitritt zur Versicherungsgesellschaft handelt. Der Versicherer kann nach der aus statistischen Daten sich ergebenden Wahrscheinlichkeit ziemlich genau bestimmen, wie hoch ihn die übernommene Garantie zu stehen kommt, mit anderen Worten, was er als Versicherungssumme fordern muß, um keinen Schaden zu leiden. Der Versicherte aber kann auch für den Fall, daß von Seiten des Versicherers nicht mehr als die Deckung der Kosten gefordert wird, mit anderen Worten auch für den Fall der auf reiner Gegenseitigkeit beruhenden Versicherung sich sagen: die Hoffnung, bei eintretendem Unglück ein Anrecht auf Unterstützung zu haben, ist mir weitaus nicht die Kosten des Einsatzes werth. Die Abschätzung dieses precären Rechtes ist vielfach abhängig von der subjectiven Seelenstimmung. Wer furchtsamen

Gemüthes ist, oder wer den Muth nicht hat, die volle Härte eines etwaigen Unglückes zu ertragen, dem kann solch ein precäres Recht viel werth sein, vielleicht mehr als die Einsatzsumme. Wer aber leichten Gemüthes ist, oder wer großes Gottvertrauen und großen Starkmuth besitzt, der kann nicht ohne Grund sagen, er schlage jene Hoffnung oder jenes bedingte Recht ungemein niedrig an; was er also gezwungen werde als Einsatz für die Versicherung zu geben, könne er dem allergrößten Theile nach nur ansehen als eine Steuer, auferlegt einer beschränkten Anzahl von Staatsbürgern, um die etwa eintretende Noth einer gesammten Klasse decken zu helfen. Sei aber dieses ein zu großer und unerschwinglicher Kostenaufwand für eine ganze Gemeinde, so daß es ungerecht wäre, die Armensteuer bis zu dem Grade zu erhöhen: so scheine es noch weit ungerechter, den Einzelnen der betreffenden Klasse, welche doch immer eine der bedrängteren sein werde, zu dieser Höhe der Beitragsleistung heranzuziehen.

Das sind jedenfalls schwere Bedenken gegen den directen und unmittelbaren Versicherungszwang, Bedenken, die nur durch offenbare und auf keinem andern Wege zu lindernde Noth überwunden werden könnten. Anders freilich gestaltet sich die Frage bei den Staatsbeamten. Diesen gegenüber läßt sich vernünftiger Weise das Recht der Staatsobrigkeit nicht bestreiten, für gewisse Zufälligkeiten eine Versicherung zu fordern, z. B. den Eintritt in eine Krankenversicherung, den Beitrag zu einer Lebensversicherung, einer Wittwenkasse u. dgl. Es ist dieß eben ein Theil des Gehaltes oder, wenn wir wollen, der Gehaltszahlung. Unter Umständen ist derjenige, der vertragsmäßig Leistungen fordert, auch befugt, eine bestimmte Art der Zahlung vertragsmäßig auszubedingen. In unserm Falle wäre der Staat befugt, für einen Theil des Gehaltes jene Zahlungsart festzustellen, daß dieser für eine Versicherungskasse abzutreten sei. Wenn der andere Paciscent, hier der Beamte, sich damit nicht zufrieden erklärt, dann braucht er eben das Amt nicht anzunehmen; es wird ihm nur ein bedingter Zwang angethan. Ob nun jene Quote sofort vom Gehalte zurückbehalten wird, oder ob der Betreffende dem Zwange unterfteht, sie selbst an die bestimmte Kasse zu erlegen, ist rechtlich sehr gleichgiltig, immer jedoch in der Unterstellung, daß nach Abzug jener Quote noch ein genügender Gehalt zu standesmäßigem Auskommen erübrigt.

Diese Erwägung führt uns zur Möglichkeit, auch den Angehörigen anderer Klassen gegenüber das zu erreichen, was durch directen Zwang seitens des Staates kaum je erreichbar ist. Nach den eben gemachten

Bemerkungen können wir die zu zahlende Versicherungssumme oder -prämie als einen Lohntheil auffassen. Wird nun z. B. ein Arbeiter gezwungen, sich zu versichern, so erhält er den der Versicherungsprämie entsprechenden Theil seines Lohnes zwar ausbezahlt, aber nicht zur beliebigen Verwendung, die im Begriff des vollen Eigenthumsrechtes eingeschlossen liegt. Es ist also nur ein verkürztes Eigenthumsrecht, das ihm übertragen wird. Solches verstößt an sich noch nicht gegen die Gerechtigkeit, wenn eine beschränkende Clausel beigefügt wird. In dem ganzen Verfahren können oder müssen wir gewissermaßen eine Zahlungsweise des Lohnes erblicken, woraus folgt, daß es zunächst und unmittelbar der gegenseitigen Vereinbarung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber unterliegen muß. Der Arbeitgeber kann bei der vertragsmäßigen Feststellung des Lohnes auch diese Art und Weise der Zahlung mit aufnehmen und sie zur Bedingung des Vertrages machen. Grund dazu hat er von seiner Seite darin, daß es ihm nicht gleichgiltig sein kann, ob die Arbeiter und deren Familien durch unvorhergesehene Fälle erwerbs- und brodlos werden oder nicht. Allein weil eben dem Arbeiter kein volles Eigenthumsrecht übertragen wird über jenen Lohntheil, der die Höhe der Versicherungsprämie bildet, so wäre es ungerecht, denselben bei der Festsetzung des Lohnes nach seinem vollen nominellen Werthe anzurechnen. Mit der hier ausgesprochenen Beschränkung wäre also ein durch den Arbeitgeber ausgeübter vertragsmäßiger Zwang zur Versicherung kein Unrecht. Wenn nun aber Gründe des öffentlichen Wohles es erheischten, daß durchgängig gewisse Arbeiterklassen gegen Unfälle und dadurch bedingte Brodlosigkeit versichert würden, so könnte die obrigkeitliche Gewalt die Einhaltung dieser Vertragsweise vom Arbeitgeber fordern. Es stände dieß auf der gleichen Stufe wie überhaupt Regelung von Contracten oder gesetzliche Lohn- und Preisnormirungen. Daß jedoch aus Rücksichten des allgemeinen Wohles die obrigkeitliche Gewalt solche Befugnisse zur Regelung der Contracte und der Preise habe, braucht, weil allgemein zugestanden, nicht näher nachgewiesen zu werden. Die Art und Weise, wie ein Theil des Preises gezahlt werden solle, vorschreiben, ist eben weniger noch, als den Preis selber vorschriftsmäßig ordnen. Wir hätten hiermit den indirecten Versicherungszwang seitens des Staates.

Doch eine Schwierigkeit läßt sich noch gegen diese Schlußfolgerung erheben. Es ist nicht eine bloße Zahlungsweise, welche vorgeschrieben wird, sondern, wenn den Arbeitern gegenüber die Forderungen der ausgleichenden Gerechtigkeit gewahrt bleiben sollen, eine die Arbeitgeber be-

lastende Zahlungsweise. Muß ja, wie wir soeben nachwiesen, der Arbeitgeber, um nicht ungerecht zu werden, mehr zahlen, als er dem Arbeiter als Lohn anrechnen darf. Hat der Staat die Berechtigung, zu einem solchen Mehr den Arbeitgeber zu zwingen? Diese Frage ist praktisch leichter noch als theoretisch mit Ja zu beantworten. Praktisch wird nicht leicht der Arbeitgeber überladen werden, sondern weit eher der Arbeiter in der Gefahr sein, in Wirklichkeit den Ausfall zu tragen. Allein auch theoretisch müssen die angeregten Bedenken schwinden. Die gerechte Lohnhöhe hat in sich und aus sich selber nicht ein so unverrückbares Maß, daß sie nicht zwischen zwei Grenzpunkten merklich schwanken könnte, ohne ungerecht zu werden. Man pflegt ja regelmäßig von einer Minimal- und Maximalhöhe des Lohnes oder Preises zu sprechen. Die eine ist zum Schutze des Arbeiters oder des Verkäufers, die andere zum Schutze des Arbeitgebers oder des Käufers. Die öffentliche Gewalt braucht nun, wenn *sie* die Höhe bestimmt, nicht gerade die Minimalhöhe zu nehmen. Und doch würde nach gesetzlicher Festsetzung des Lohnes der Arbeiter ebenso ungerecht übervortheilt durch das Nichterhalten des gesetzlichen Lohnes als vordem durch Nichterhalten des Minimallohnes. Diesen Zwang zur Zahlung eines höheren Satzes als des absoluten Minimalsatzes kann der Staat den Arbeitgebern auferlegen, wenn das öffentliche Wohl eine solche Maßregel wirklich fordert. Jede gesetzliche Feststellung des Lohnes oder Preises ist ja nur auf breiterer moralischer Abschätzung möglich.

Wir müssen es also als zulässig erachten, daß der Arbeitgeber zu Gunsten der Arbeiter belastet werden dürfe, wenn es sich darum handelt, diese gegen Gefahren und Schäden zu schützen, welche in der Arbeit und Betriebsweise begründet sind. Es ist dieß die Abtragung einer Schuld an den Arbeiter, welcher im Dienste und zu Gunsten des Herrn seine Kräfte aufreibt und gefährdet; es ist zugleich eine Rechtsleistung an die Gemeinde. Denn wo durch weite Ausdehnung verschiedener Betriebe eine große Masse Arbeiter herangezogen werden, können diese durch ungünstige Verhältnisse und Verkettungen von eintretenden Unglücksfällen leicht in Noth versinken und fallen dann der Gemeinde zur Last.

Es dürfte aber vielleicht für Manchen naheliegen, hieraus den Schluß zu ziehen, daß die Gerechtigkeit es erheische, dem Arbeitgeber die ganze Last der Versicherung der Arbeiter zuzuschieben. Dann wäre die Frage des Versicherungszwanges gegenüber der bedürftigen arbeitenden Klasse selber gegenstandslos, und nur mehr der Versicherungszwang gegenüber

den Arbeitgebern zu Gunsten der Arbeiter ein berechtigter Gegenstand unserer Erörterungen.

Wir geben nun gerne zu, daß die wirkliche Last den Arbeitgebern zuzuweisen ist, sei es durch directe Versicherung oder durch Hineinziehung des Gefahrmomentes bei Berechnung der Lohnhöhe. Wird aber in irgend einer Weise diesem Momente Rechnung getragen, dann ist es, was Gerechtigkeit und Rechtsforderung betrifft, ziemlich einerlei, ob dem Namen nach der Arbeiter oder der Arbeitgeber die Last trägt; umgekehrt ist es auch eine belanglose Wohlthat, wenn nicht gar eine ungerechte Bevortheilung, wenn dem Namen nach der Arbeitgeber die Versicherungssumme zu zahlen hat, thatsächlich aber durch Herabdrückung des Lohnes der Arbeiter die Zahlung leisten muß.

Aus praktischen Gründen dürfte sich allerdings eine wenigstens theilweise Heranziehung des Arbeiters selbst empfehlen. Er fühlt dann die Versicherung und die ihm nachher etwa zufallende Summe weit mehr als sein Eigenthum; er selber hat es sich erworben und durch Arbeit hinterlegt. Überdieß kann ihm in diesem Falle auch persönliche Theilnahme an der Organisation der Versicherungsgesellschaft und in der Verwaltung der gemeinsamen Kasse nicht verweigert werden. Es weckt aber sein Interesse und spornt seine Thätigkeit, wenn er ein Wort mitzureden hat. Unter weiser Leitung können endlich derartige Vereinigungen und gesellschaftlichen Verbände nach wirthschaftlicher und sittlicher Richtung wohlthätig wirken und von der Organisation der Versicherung zu einer Organisation der Arbeit führen.

Naturgemäßer würde es freilich sein, wenn die Organisation der Arbeit in Verbänden und Einigungen vorläge, wenn an diese wichtigen und naturentsprechenden Verbände die Vereinigung zur Sicherheit gegen verschiedene Unfälle und Gefahren sich anlehnten. Das von selbst gegebene gemeinsame Interesse und die solidarische Zusammengehörigkeit, hervorgerufen durch gleichartige Beschäftigung, würde, von christlichen Ideen getragen und durchdrungen, von selbst zur Theilung von Gefahr und Leid sich Bahn brechen. Beredte Zeugen dafür sind die Sterbe- und Krankenkassen und alle derartigen Einrichtungen, welche mit und bei den einzelnen Gilden und Knappschaften in's Leben gerufen wurden. Es war eine Art Zwang, und doch ein wenig empfundener Zwang, wenn der Eintritt in die Gilde zugleich die Verpflichtung mit sich brachte, die betreffende Beisteuer für Krankenkasse u. dgl. zu zahlen. Es war das eine statutenmäßige Vorschrift, der sich der Einzelne nicht mehr entziehen

konnte, falls er die Zugehörigkeit zur betreffenden Gilde oder Zunft beanspruchte. Wir sind damit bei einer andern Art indirecten Zwanges angelangt. Es ist dieß eine Art des Zwanges, welche nicht von Oben ausgeht, sondern wozu in natürlicher Entwicklung die Verhältnisse selbst heranwachsen.

Die Organisation der Arbeit und der verschiedenen Menschenklassen ist nun aber ihrem natürlichen Boden entrückt, sie kann nach den heutigen Verhältnissen kaum aus sich lebenskräftig aufkeimen; Anregung und Hilfe des Staates läßt sich nicht bei Seite schieben. Gar viel ist ja schon geschrieben und versucht worden, durch Zwangsvereine oder durch Begünstigung freier Vereine eine gesunde Gliederung der Arbeit in Fluß zu bringen. Es überschreitet nicht die Grenzen der staatlichen Gewalt, die eine oder andere Weise, je nach Bedürfniß, in's Werk zu setzen. Ähnlich könnte daher auch die staatliche Gewalt ihren Einfluß ausüben auf die Versicherung ganzer Klassen von Staatsangehörigen, für welche eine solche Versicherung in hohem Grade räthlich erschiene. Wenn sie glaubt, den Weg der Zwangsinnungen beschreiten zu sollen, so kann sie ja dafür Sorge tragen, daß die Versicherung der Innungsangehörigen bei Bildung der Genossenschaften statutarisch aufgenommen werde. Glaubt sie, zu Zwangsinnungen nicht schreiten zu sollen, sondern durch Beförderung und ausgiebige Vergünstigungen die Bildung freier Innungen zu veranlassen, so liegt wiederum kein Hinderniß vor, auf dem Wege statutenmäßiger Vorschriften gewisse Versicherungen durchzusetzen.

Der Natur der Sache entspricht die letztere Methode weit besser. Es ist ein wirksames Hindrängen zu dem, was als nützlich und förderlich erkannt wird, aber ein Drängen, bei welchem die Freiheit möglichst geschont bleibt. Solche Art, dem gewollten Ziele zuzusteuern, ist die geeignetste für die menschlichen Verhältnisse, solange für Erfolg gegründete Aussicht vorhanden ist. Sie beeinträchtigt nicht, sondern weckt das Interesse der Einzelnen, sie kann ohne Rechtsverletzung in viel weiterem Umfange ihr Ziel erreichen, als es bei einem unmittelbaren und directen Zwange möglich wäre.

Man besinnt sich darauf, und mancher Anstoß ist schon gemacht, die in Individuen aufgelöste menschliche Gesellschaft wieder zu lebendigen Körperschaften zu einen. Möge man nur nicht vergessen, in demjenigen die Lebenskraft zu suchen, in dem allein der Menschheit Heil werden kann, im Gottmenschen, zu dessen Bestimmung es gehört, „die Kinder Gottes, die von einander losgerissen und zerstreut waren, zu sammeln und zu vereinen“ (Joh. 11, 52).

A. Lehmkuhl S. J.

Cardinal Schwarzenberg.

Ein Gedenkbild.

(Schluß.)

Was der Stamm an der mächtigen Eiche, das ist am ganzen Manne der Grundzug seines Wesens. Und wie der Baum der Wurzel entwächst, zur weiten Krone sich entfaltet, so ergibt sich die Physiognomie des Charakters aus dem moralischen Erbe des elterlichen Hauses, entfaltet sich aber zu der Summe von Eigenschaften, welche die Eigenart eines Einzelnen ausmachen. Wir haben im vorigen Artikel gesagt, daß an der so gewinnenden Erscheinung des verewigten Kirchenfürsten eine ganz einzig lebensvolle Verbindung von huldreicher Hoheit und herablassender Herzensgüte der Grundzug, der Stamm gewesen ist; es erübrigt ein Schlußwort von der Wurzel solchen Stammes und von dessen Krone.

Die Wurzel seines Charakters, der Erbtheil seines Hauses ist eine durchaus ritterliche Natur gewesen, doch ohne Stolz und Kälte, ohne Herbe und Härte. Es war der Rittersinn des christlichen Fürsten, geläutert in Demuth, verklärt durch ein edles Gemüth. Bei einem Träger des Namens derer von Schwarzenberg kann solch ritterliche Hochherzigkeit als Naturanlage und Erziehungsresultat nicht Wunder nehmen. Kein vernünftig Denkender wird wähnen, uralte Urkunden vermöchten für sich allein ihrem Besitzer geistige Kraft zu verleihen oder sittlichen Werth; alle Bedeutung eines historischen Namens aber für eitel Dunst zu erklären, liegt gleichfalls außerhalb der Sphäre vernünftigen Denkens. Christliche Weltanschauung sieht in der Familie nicht nur die eigentliche Urzelle des socialen Organismus, sondern auch den guten Grund, der ächte und rechte Menschenkinder trägt. Darum hat diese Weltanschauung Sympathie für alles, was den stetig zur Höhe hebenden, d. h. erziehenden Einfluß der Familie festigt und stärkt; also auch Sympathien für die Familientraditionen eines großen Hauses, soweit sie von den großen Thaten edler Menschen berichten und in wirksamer Weise den Nachkommen derselben predigen: „Gehet hin und thuet deßgleichen.“ Freilich gilt in

der jeweiligen Gegenwart gleichwie auf dem Schlachtfelde nur persönlicher Muth und persönliche Tüchtigkeit; aber wie hier das Beispiel des Waffengefährten zündet, so dort das Beispiel der Vorfahren; und wie die gemeinsame Gefahr, die gemeinsame Sache den Esprit de corps anregt, so den Familiengeist das Band, das Vater und Ahnen mit Kindern und Kindeskindern verbindet. Darin liegt dann ein Antrieb, Bedeutendes anzustreben, ein Mittel, Tüchtiges zu erreichen, aber auch ein Titel, Großes zu verlangen.

Die Geschichte der eigenen Familie und der darin erbliche Rittersinn hätte dem jungen Fürsten und nachmaligen Cardinal zunächst einen militärischen Beruf eingeben können und ihn in die Dienste des österreichischen Kaiserhauses führen müssen. Dieß um so eher, als in der Jugendzeit des Cardinals eine zündende kriegerische Begeisterung durch alle deutschen und österreichischen Lande ging und die Erfolge dieser Bewegung auf dem schönsten Blatte der Familiengeschichte des fürstlichen Hauses von Schwarzenberg verzeichnet stehen. Denn mit der heiligen Allianz zog der Name Schwarzenberg im Triumph durch Europa: war doch der Sieger in der Alles entscheidenden Völkerschlacht Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg.

Befand sich zur Zeit der Befreiungskriege Friedrich auch erst im Knabenalter, so war die Bewegung jener Zeit doch so rasch nicht verlaufen, während die jugendliche Begeisterung für den heldenhaften Oheim von tiefgehendem Einflusse sein mußte. Aber gerade das Leben des großen Feldmarschalls zeigt, was wir wollen, daß der Cardinal neben der edlen Hoheit seines Wesens eine andere Eigenschaft, die wir oft an ihm bewunderten, schon ererbt haben mag, nämlich herzenswahre Demuth.

Der erste Tag der Leipziger Schlacht, der 16. October 1813, brachte, wie bekannt, einige Augenblicke höchster Gefahr für die Sache der Verbündeten. So die Kämpfe um Gröbern, wo die französische Garde es schließlich doch erfahren mußte, daß die Waffen, die bei Aspern gesiegt, noch nicht schartig geworden seien; so namentlich beim Cavallerie-Angriff des Königs von Neapel. Zehntausend Reiter, achttausend nach Anderen, stürmten mit verhängtem Zügel von Wachau aus querfeldein wider die Mitte des verbündeten Heeres. Die russische Garde-Reiterei kam in's Schwanken, die Lage schien mehr als gefährlich. Doch gelang es dem Feldmarschall Schwarzenberg, die Ordnung persönlich wiederherzustellen; mit preußischer und russischer Verstärkung wurden Murats athemlose

Reiter geworfen[1]. Von Prokesch-Osten, der nachmalige Adjutant und Biograph des Feldmarschalls, erzählt[2], derselbe habe mitten in diesem Kampfgedränge mit einem Gefühle von Entsetzen die ungeheure Verantwortung bedacht, die auf ihm lag. Da gelobte er, „gern jedem Ruhm zu entsagen, wenn sein Arm den Sieg erringen würde", schreibt der Freund des Fürsten und fügt hinzu: „daß solch Gelübde in solchem Augenblick ihm möglich war, braucht es mehr, um seines Herzens Grund uns aufzudecken?" „Daher die Sehnsucht, sich zurückzuziehen," fährt v. Prokesch fort, „daher die Scheu, mit der er Lobpreisungen entfloh, daher das Mißbehagen," wenn er solche über sich ergehen lassen mußte. Deßhalb fuhr er nach beendigtem Feldzug an dunklem Abend in aller Stille in Wien ein und besuchte gegen alle seine Gewohnheit wochenlang das Theater nicht, weil er wußte, daß eine Ovation ihm dort werden sollte. Und als er endlich meinte, man habe nun den Gedanken an einen festlichen Empfang wohl aufgegeben, legte er zur Vorsicht keine Orden, keine Abzeichen seiner Würde an, um unerkannt in seine Loge gelangen zu können[3]. Gleichwie er dem Jubel des Volkes auswich, so verbarg er sich vor dem öffentlichen Danke der Monarchen. Am ersten Jahrestag der Völkerschlacht fand in Anwesenheit der Congreßgäste im Wiener Prater ein glänzendes Fest statt. Nach dem feierlichen Gottesdienst traten die Monarchen aus dem Zelt. Schwarzenberg stand verborgen unter der Menge der anwesenden Generale. Czar Alexander, sein Feldlagergenosse von Dresden bis zum Montmartre, wußte gar wohl, daß man bei solcher Gelegenheit ihn *suchen* müsse. Er fand ihn, holte ihn hervor, umarmte ihn und sagte, nun müsse ihm Dank erstattet werden: „parce qu' après Dieu c'est à vous, Maréchal, que nous devons nos succès". Der also Geehrte ertrug Solches „mit einer Stimmung, die nicht frei war von Scheu und Wehmuth"[4]. Wir erinnern an diese zu wenig bekannte

[1] Vgl. unter den älteren Darstellungen der Leipziger Kämpfe Karl von Plotho, königl. preuß. Oberstlieutenant, Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814, II. S. 387; unter den neueren: Wuttke, Die Völkerschlacht bei Leipzig. Berl. 1863. Apel, Führer auf dem Schlachtfeld von Leipzig. Leipz. 1863.

[2] Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten C. zu Schwarzenberg. Wien, Schaumburg, 1823. S. 216. [3] A. a. O. S. 280 ff.

[4] S. 282 u. 284. Der schlichte und einfache Sinn des ruhmbedeckten Feldherrn spricht sich überaus schön in den von Prälat Brunner herausgegebenen Briefen aus (Gesammelte Erzählungen. 13. Bd. Regensb., Manz, 1866. S. 282 ff.). Vor der Schlacht schrieb er an seine Gemahlin: „Im Fall des Gelingens wie in jenem des Mißlingens habe ich im Voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urtheil der Welt wird mich lohnen noch strafen." Ginge Alles gut, fügt er hinzu,

christliche That des Fürsten, weil wir sie noch mehr bewundern müssen als die Waffenthat des Feldherrn. Es zeigt diese Begebenheit aber auch, daß in dem fürstlichen Hause, dem der Cardinal Schwarzenberg entsprossen, noch höherer Adel erblich ist als der des Blutes, der Herzensadel christlicher Demuth. Und dessen bedurfte der Kirchenfürst nicht nur darum, weil eine hohe Stellung immer ihre Gefahren birgt, ebensosehr auch deßhalb, weil selbst der höchststehende Kirchenfürst dem ächten modernen Menschen im besten Fall, wie der hochselige Herr Cardinal einmal sagte, doch immer als „armer Pfaff" gilt. Wer sich von wohlfeilen Bücklingen nicht imponiren läßt, der weiß, daß die Kinder des dießseitigen Genusses für den Mann der dießseitigen Entsagung, sei er nun Cardinal oder Barmherziger Bruder, immer dieselbe kalte, oft höhnische Geringschätzung haben.

Ein Geistesmann unserer Tage hat das wahre Wort geschrieben[1]: „La simplicité est la meilleure des finesses et la droiture la meilleure des prudences." „Einfachheit ist allerfeinste Lebensart und ehrlich offenes Wesen allerbeste Klugheit." Wir hatten dieses Wort kaum gelesen, da stand der Herr Cardinal wie eine Illustration dazu vor unserer Erinnerung. In diesen zwei Eigenschaften, Herzenseinfalt und Herzensehrlichkeit, liegt die Vollendung des Gemüthslebens, und diese ist bei ihm nicht erst mit der Milde des Greisenalters eingetreten. Lange bevor er an dasselbe auch nur denken durfte, hat sein Freund Canonicus Veith ihn meisterhaft mit folgenden Worten gezeichnet[2]: „In Österreich, Deutschland oder sonstwo gibt es doch keinen Mann von so adeligem Geist und so lieblichem Gemüth, als den Cardinal." Es mag diese so überaus glück-

dann solle ihm das Bewußtsein gethaner Pflicht genügen; dann wolle er heimkehren, sich an den Kindern zu freuen, „und wir wollen dann wieder unsere Bäume pflanzen und pflegen" (a. a. O. S. 285). Nach der Schlacht an dieselbe: „Zu deinen Füßen, meine Nani, lege ich die heiligen Lorbeeren, die mir der Allmächtige gewährte. ... Der Kaiser, mein Herr, hat mir das Großkreuz verliehen, der russische das große des Georgsordens und der König von Preußen den schwarzen Adler. Das sage ich dir als Neuigkeit; denn du weißt, meine Nani, daß mich die Sache lohnt, mehr als alle Souveräns der Erde zu thun im Stande sind. ... Nani, ich habe redlich und treu gehandelt, viel geduldet, und der Himmel hat mich gesegnet. Sende mir ein kleines Andenken, was immer es sei, zum Andenken der glücklichen Ereignisse in den Ebenen von Leipzig. Dein, dein, dein Karl" (a. a. O. S. 288). Das österreichische Großkreuz war das des Maria-Theresien-Ordens.

[1] P. de Ponlevoy S. J. herausgegebene Biographie von P. de Gabriac, Bd. I. S. 403.

[2] Joh. Em. Veith, Eine Biographie von J. H. Löwe. Wien, Braumüller, 1879. S. 227.

liche Entwicklung des Gemüths darum auffallend sein, weil dieß sonst das eigenste Werk der Mutter ist, dem Herrn Cardinal aber die Mutter schon im ersten Lebensjahr entrissen wurde. Und wie entsetzlich die Umstände dieses Unglücks gewesen sind!

Fürstin Pauline, eine Tochter Ludwig Engelberts, Herzogs von Arenberg, 1774 geboren, war seit 1794 mit dem Vater des Cardinals, dem Fürsten Joseph, vermählt. Der Bruder dieses Fürsten, der nachmalige Feldmarschall, war 1809 zum General der Cavallerie und zum österreichischen Botschafter am napoleonischen Hofe ernannt worden. Das Jahr 1803 hatte den Reichsdeputationshauptschluß gebracht und die Mediatisirung der Reichsfürsten und Standesherren, das Jahr 1806 die Rheinbundakte, das Kriegsjahr 1809 die Confiscation und Sequestration der Schwarzenbergischen Reichsbesitzungen. Geschäfte, die mit diesen Ereignissen zusammenhingen, führten den Fürsten Joseph 1810 zu seinem Bruder, dem Botschafter, nach Paris. Die Fürstin begleitete ihn und seine beiden ältesten Töchter: Eleonore, nachmals die Gemahlin des Feldmarschalls Fürsten zu Windisch-Grätz, und Pauline, nachmals Fürstin Schönburg. Die Letztere hatte in der Schreckensnacht vom 1. Juli beinahe das Schicksal ihrer Mutter getheilt; Prinzessin Eleonore wurde wie ihre Schwester gerettet, fand aber in den Revolutionsstürmen des Jahres 1848 durch die Hand eines Meuchlers ein noch tragischeres Ende als ihre Mutter. Das Ereigniß, auf das wir uns beziehen, die furchtbare Feuersbrunst im Hause des Botschafters, ist oft beschrieben und geschildert worden, doch sind die Monographien und Memoiren, in denen dieß geschah, nicht mehr so weit verbreitet, daß wir nicht eben daran erinnern dürften [1].

Schon wollte nach längerem Aufenthalt Fürst Joseph mit den Seinigen Paris verlassen, da verschob er seine Reise noch ein paar Tage, um an dem Feste, das sein Bruder am 1. Juli geben wollte, theilnehmen zu können. Die Räume des österreichischen Botschaftshôtels (das alte Hôtel Montasson in der damaligen Rue de Montblanc) konnten die in kurzer Zeit zahlreich gewordene Gesellschaft des ersten Kaiserreichs, Franzosen und Fremde, nicht fassen. Es war im Garten ein Ballsaal erbaut worden, luftig und leicht, wie die Jahreszeit es gestattete, von feenhaft

[1] Der fürstliche Archivar Berger (Fürst Felix Schwarzenberg. Wien, Braumüller, 1881. S. 172) gibt der Darstellung von Prokesch-Osten den Vorzug. Gewiß mit vollem Recht. Wem wäre dieser Gewährsmann nicht lieber, als der scandalsüchtige Gemahl der Rahel!

reicher Ausstattung, wie die Prunkliebe des Hofes von St. Cloud es verlangte. Der Ball hatte bereits begonnen, es war 11 Uhr vorbei. Die französischen Majestäten waren erschienen und beide im Ballsaal anwesend. Da fängt der obere Theil einer Portière am Eingang des Saales Feuer. Von Gesims zu Gesims flackert die Flamme, von der Wand zur Decke fliegt sie empor. An der gegenüberliegenden Seite des Saales war die Musiktribüne, dort wurde man zunächst auf die Gefahr aufmerksam und öffnete die weite Thüre, die auf eine Freitreppe ging. Draußen tobte ein Sturm als Vorläufer eines Gewitters. Durch die offene Thüre weht er mächtig herein und facht die fressende Flamme an. Schon stand der Saal ringsum in heller Lohe.

Schnell wie das Feuer hatte panischer Schrecken sich verbreitet. Mit gezücktem Degen hatte der Botschafter die Kaiserin Marie Luise und Napoleon zum Wagen geführt; zurückgekehrt leitet er mit Feldherrnblick und Feldherrnbefehl die Rettungsarbeiten. Doch war die Verwirrung unbeschreiblich, die Katastrophe furchtbar. Fürstin Pauline wähnte ihre jüngere Tochter noch im Saal, eilt zurück in die Flammen und findet weder ihr Kind noch den Ausweg. Am andern Morgen stieß man unter den Trümmern eines Kronleuchters auf eine Leiche, die man an den Steinen des Schmuckes als die der Fürstin Pauline erkannte. Fiedrich war damals ein Jahr alt, und es ging die Sage, daß in jener entsetzlichen Nacht in dem Schloß, wo die Kinder geblieben waren, eine Gestalt wie die der Mutter segnend am Bettlein des Kindes erblickt worden sei.

So hat dem Herrn Cardinal die Liebe der Mutter nie in's Jünglingsherz geschienen, und doch ist darin so gute Saat aufgegangen, so edle Frucht gereift; es waren nicht die Worte der Mutter, die ihn in die höhere Welt des Seelenlebens einführten, und doch verstund er den Kindern also von der himmlischen Heimath zu sprechen und von dem Wege dahin, von Christus, daß man meinen mußte, er habe es der Mutter abgelauscht.

Freilich fanden seine Geschwister und er in „Tante Lori", jener edlen Dame, deren schon früher Erwähnung geschah, eine Pflegemutter, die Alles that, um den Kindern den Verlust, den sie erlitten, zu ersetzen. Wie genau sie es mit der Erziehung nahm, ersieht man aus den Brieffragmenten, die Archivar Berger in seine Biographie des Fürsten Felix zu Schwarzenberg aufnahm[1]. Sie erwähnt nicht ohne Besorgniß

[1] S. 177 ff.

der „kindlichen Zerstreuung" des „kleinen Fritz". Der Cardinal war damals sechs Jahre alt und sonach diese Zerstreutheit eine durchaus normale Erscheinung. Sie gedenkt voll Dankbarkeit der angenehmen und lehrreichen Lectüre, die der Lehrer ihrer Pflegetöchter in seinen Schriften denselben bot, und nennt solche „die einzige Vormauer gegen das so verderbliche Romanlesen". Ja man könnte fast einen heiligen Schrecken vor dem Ernste ihres Unterrichtsplanes bekommen. Denn von dem Abschluß des Bildungsganges der jungen Prinzessinnen redend sagt sie: „Nun habe ich einen wahren Durst nach Logik für sie." Bei alledem verband Pflegemutter und Kinder die herzlichste Liebe. Zum Schluß des angezogenen Briefes lehnt die Fürstin allerlei Lobsprüche ab und fügt hinzu[1]: „Ich habe kein Verdienst von meiner Art zu leben; es ist so leicht, gute Menschen zu lieben; und wie lohnend es ist, gute Kinder zu pflegen, zeigten meine Engelmädchen durch ihr rührendes Benehmen bei meiner bevorstehenden Abreise. Nie werde ich die seligen Augenblicke vergessen, die ich da mit ihnen verlebte. Ich hoffe, sie sollen gute Mütter, auch glückliche Gattinnen werden, denn sie leben in der Wirklichkeit, nicht in der Romanwelt, haben eine strenge Ansicht über Pflicht, einen stärkenden Blick nach Oben in Leiden." In diesem Familienkreis hieß Friedrich als der jüngste immer „Bubi" und war der Liebling Aller, des Vaters, der Pflegemutter und aller Geschwister. Man muß das Familienleben kennen, wie wir es Gott sei Dank noch an mancher Stelle antreffen, um zu würdigen, wie segensreich es für die Erziehung der Kinder wirkt, wenn sie in wahrhaft patriarchalischer Ehrfurcht vor aller Autorität aufwachsen, vor der der Eltern und der des Priesters, des Lehrers, der älteren Geschwister, und wie segensreich auf die Gemüther die Atmosphäre einfacher Herzlichkeit und anspruchsloser Gemüthlichkeit einwirkt, die sie von Jugend auf umgibt.

Die Gaben der Natur, die Resultate der Erziehung wollen vollendet und verwerthet werden; Tugenden und Thaten, die bilden erst den Werth eines Christen, eines Priesters, eines Bischofs.

Die erste eigene große That des Cardinals war das Festhalten des erfaßten geistlichen Berufes. Es mag dem Biographen überlassen bleiben zu untersuchen, inwieweit Dr. Greif, sein von ihm hochverehrter Erzieher[2], in der geistlichen Richtung seines Strebens von Einfluß war. Wie all-

[1] A. a. O. S. 181.

[2] Vgl. über ihn in der oben angeführten Biographie Veiths von Prof. Löwe S. 141 ff.

gemein bekannt ist, drängte sein Vater ihn so wenig dazu, daß er vielmehr ernste Schwierigkeiten machte und nicht leicht sich von dem Berufe seines Sohnes überzeugen ließ. „Da war es denn eine recht seltsame Fügung des Himmels," schreibt Bischof Frind in einer Lebensskizze des Cardinals[1], „daß eben sein fürstlicher Vater der erste Kranke sein mußte, dem der geistliche Sohn seinen Beistand zu leisten hatte." Bis zum Jahre 1833 hatte der Cardinal dem Vater zu lieb den Empfang der Priesterweihe hinausgeschoben und doch noch dieselbe früh genug empfangen, um ihm die Sterbesacramente ertheilen zu können. Die Kämpfe, die er in seiner Berufssache zu bestehen hatte, waren um so viel ernster, als seine Idee vom Priesterthum eine wahrhaft erhabene gewesen ist. Man hörte ihn kaum je mit Schärfe und herbem Sarkasmus von etwas sprechen, dazu war er zu adeligen Sinnes; geschah es einmal, dann galt es gewiß einer minder schwungreichen und opferfrohen Auffassung des geistlichen Standes. Deßhalb wurden auch die unschuldigen Freuden aller Art, die dem jungen Fürsten in Fülle geboten waren, vielerlei Unterhaltungen, Theilnahme an Gesellschaften, der Verkehr mit Verwandten u. s. f., alle streng geprüft, inwieweit sie dem Priester und Prälaten gut anständen, und meist auf ein Minimum beschränkt. Überaus hart wurde es ihm, die Jagd zu lassen. Wer im dunkelgrünen Böhmerwalde zu Haus ist — denn dort liegt der größte Theil der mehr als 35 Quadratmeilen ausgedehnten fürstlichen Besitzungen — der muß wohl auch ein geborener Waidmann sein. Das „edle Waidwerk" vertrug sich aber nicht mit seinen geistlichen Absichten und Ansichten. Er sprach später wohl davon, wie die alte Jagdlust erwachte, wenn er als Student der Theologie die Herbstferien in Frauenberg oder Wittingau oder Krummau zubrachte, und aus der Tiefe der Bergesschlucht Hifthornklang herübertönte, der Freunde und Brüder zum fröhlichen Jagen lud. Ohne Büchse noch Hirschfänger zog er durch die fürstlichen Forste, das geübte Jägerauge aber entdeckte jede Hirschfährte,

Und ein Bussard rief vom Walde
Einsam über Tannenwipfel:
Junger Waidmann, kommst du balde?[2]

Allein es ging, wie es bei demselben Dichter weiter heißt:

Den ihr meint, er will nicht kommen;
Dem ihr ruft, er hört euch nimmer.

---

[1] Die Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag. Prag, Calve, 1873. S. 296. [2] Dreizehnlinden, 25. Aufl. Im Klosterchor.

Wessen Herz niemals jung gewesen ist, der mag das belächeln oder geringfügig finden; Thatsache ist, daß gerade im Darangeben ganz unschuldiger und erlaubter Freuden der Opferwille sich am lautersten offenbart, daß ein Fürstensohn, der um Christi Priesterthum willen tapfere Entsagung übt, zu den seltenen Menschen gehört, die wissen, was hohe Ideen sind und was heilige Ideale und was kühne Begeisterung für alle beide. Oder soll er etwa den vieltausendstimmigen Lockruf der Welt nicht gehört haben; hat das Ungestüm der Jugend, das glänzende Gegenwart so fest umklammert hält, ihn nicht aufgefordert, den geistlichen Stand überhaupt Anderen zu überlassen, oder wenn es schon sein mußte, möglichst viel vom weltlichen Fürsten mit hinüberzunehmen? Gewiß hat er dieß Alles vernommen, in seiner edlen Brust hat zur Antwort nur der angeschlagene glockenreine Ton der Entsagung fortgeklungen. Im schwarzen Rock des Cooperators, bei der Katechese oder der Verkündigung von Gottes Wort, da fühlte er sich heimisch, und nicht in den Burgen seiner Ahnen, in den Palästen seines Vaters.

Der größte Entschluß der Jugendzeit des Herrn Cardinals hat ihn nicht nur verpflichtet, vieles zu lassen, er hat ihm namentlich die Aufgabe gestellt, vieles zu leisten. Die Naturanlagen, die er zum Dienste Christi mitbrachte, waren freilich wie ein Präludium zum Thema seines Lebens: „Ecce sacerdos magnus“; ihm lag es aber ob, sie zu adeln, zu weihen, zu vollenden. Und das hat er gethan. Aus dem Stahl seines ritterlichen Charakters schmiedete er unwandelbare Berufstreue, aus seiner vornehmen Anspruchslosigkeit wurde apostolische Einfachheit. Und auch sein Herz ist im priesterlichen Umgang mit Christus immer reicher geworden, so daß von ihm das Wort des hl. Augustinus galt[1]: „Wessen Brust liebeerfüllt ist, der hat immer etwas zu geben.“

Ja, deß sind alle Zeugen, die ihn kannten, daß der Gedanke an die Pflichten des Bischofs sein Thun und Lassen, Leben und Streben völlig durchdrang, vom ersten Tag bis zum letzten, da noch auf dem Todesbett alle seine Gedanken bei seiner Heerde weilten. Wir haben schon unparteiische Zeugen dafür aufgeführt, mit welcher Pflichttreue er die kanonischen Visitationsreisen in seiner ausgedehnten Erzdiöcese vornahm, und es ist in derselben bekannt genug gewesen, mit welcher Sorgfalt er sie vorbereitete, mit welcher Ausdauer er bei stundenlangen

[1] In Ps. 36. v. 21. S. 2. n. 13: „habet semper unde det cujus plenum pectus est charitatis.“

Schulprüfungen aushielt. Er unterbrach solche Reisen nur einigemal, und da waren es öffentliche Ereignisse von der größten Bedeutung, die ihn abriefen. Als eine seiner nächsten Verwandten hoffnungslos darniederlag, erklärte er nur in dem Fall zur Einsegnung kommen zu können, daß die Visitationsreise bis dahin abgeschlossen sei. In den letzten Jahren konnte ein aufmerksamer Beobachter bemerken, daß einige Rasttage mehr in das Programm seiner Reisen aufgenommen wurden, und daraus schließen, daß dem Herrn Cardinal eine Abnahme der Kräfte empfindlich werde. Man bat und mahnte, er solle doch seinen täglichen Spaziergang nicht vernachlässigen. Auf sein Bemerken, daß ihm hiefür die Zeit fehle und daß er ja immer bereit sei, seinem Berufe zu erliegen, wurde ihm wiederum bedeutet, ein plötzliches Ende sei in solchem Falle weit weniger wahrscheinlich als eine allmähliche Abnahme geistiger und körperlicher Kräfte. Das machte ihn nachdenklich; auf seinem Posten stehen und seinen Pflichten nicht nachkommen können, das erschreckte ihn, daraufhin versprach er zu thun, worum man bat.

Seine Pflichttreue hat in den kaiserlichen Handschreiben, die er zu den beiden erwähnten Jubiläen erhielt, von allerhöchster Stelle die verdiente Anerkennung gefunden. Und wenn wir vorhin bemerkten, es hätte sich vom Jüngling wohl erwarten lassen, daß er in der militärischen oder diplomatischen Laufbahn seinem Kaiser dienen würde, so war damit sicherlich nicht gesagt, daß er als Priester und Bischof nicht auch für den Kaiser gekämpft und gestritten. Denn die Lebenskraft Österreichs ist dynastische Treue, diese aber hat nur Vernunft und Bestand in Verbindung mit wahrer Religiösität. Vor einigen Jahren hat ein Staatsmann, den wir verehren und bewundern, im böhmischen Landtag gesagt, die österreichische Volkshymne sei der Accord, in dem die Liebe aller Völker zum Kaiserhaus harmonisch zusammenklinge. Es ist aber dieser Einklang der Herzen zugleich ein Gebet: „Gott erhalte unsern Kaiser.“ Also durchdringen sich dort Religiösität und dynastische Treue, daß derjenige das Kaiserlied nicht recht zu singen versteht, dem es nicht mehr gelingen mag, die Hände ehrlich zum Gebete zu falten.

Wir haben bereits auf die letzten Worte hingewiesen, die der Herr Cardinal öffentlich sprach; sie sollen hier eine Stelle finden[1]: „Möchte die Hauptstadt im Reiche des katholischen Kaisers .... glänzen an

[1] Reden, gehalten bei der 21. Generalversammlung der Michaels-Erzbruderschaft. Wien, St.-Norbertus-Verlag, 1885. S. 6.

Glaubenstreue und christlicher Sitte; möchte sie glänzen durch werkthätige katholische Vereine und christliches Familienleben; möchten Scherze und Possen, die alles verspotten, was heilig und ehrwürdig ist, nicht mit Beifall und Händeklatschen aufgenommen und bekräftigt werden; möchten Tagesblätter, die den Frieden der Gemüther, den Frieden der Familien, den Frieden der Gesellschaft stören, wenigstens von Christen keine Unterstützung finden." Das waren nun zunächst die letzten Wünsche des Priesters und Bischofs, es sind aber auch die innersten Wünsche eines wahrhaft kaisertreuen und österreichischen Herzens. Mit dem christlichen Leben erstarkt ja nothwendig dynastische Treue — oder soll sie etwa bei Frivolität und Cynismus gedeihen? Deßhalb ist und bleibt die Berufstreue des Priesters und Bischofs von Kaisertreue unzertrennlich.

Wie aus der angeborenen Ritterlichkeit hohe priesterliche Berufstreue, so wurde aus der vornehmen Einfachheit eine durchaus apostolische. Für diese schlichte und dabei doch so fürstliche Art, die groß ist, ohne auf Stelzen zu gehen, nichts weniger will als imponiren und doch nichts so sehr thut, ist das Verhältniß zu Untergebenen und Dienern überaus bezeichnend. Hat die Unterwürfigkeit und der Gehorsam derselben nichts Erkauftes oder Erzwungenes, ist er vielmehr selbstverständlich und freiwillig wie der des Kindes, dann wird auch nicht einem herrischen Tyrannen gedient, sondern einem Menschen und Christen. Als der Vater des Herrn Cardinals gestorben war (1833), hieß es in einem Nekrolog auf ihn[1]: „Wenn er seine Güter bereiste, dann war es, als zöge er von Kindern zu Kindern; Alle freuten sich, den gemeinsamen Vater zu sehen." Ganz dasselbe galt vom Herrn Cardinal und vom Verhältnisse zu seinen Dienern. Wurde einer derselben krank, dann war er voll väterlicher Sorge für ihn. Als im vergangenen März der Herr Cardinal in Wien anwesend war, erkrankte ein alter Diener im Hause Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten. Trotz der Bischofsconferenzen und parlamentarischen Arbeiten besuchte ihn der Cardinal wiederholt, bereitete ihn zum Empfang der heiligen Sacramente vor und kniete während der heiligen Handlung mit einer brennenden Kerze am Bette des Sterbenden. Sein langjähriger Kammerdiener Joseph war der Typus eines treuen Dieners voll Ehrfurcht und Anhänglichkeit, der aber bei guter Gelegenheit auch ein freies Wort sagte. In schwerer Krankheit war der Cardinal einst von heftigem Fieber geplagt. Joseph war besorgt wie eine barmherzige Schwester, bat

[1] Allg. Ztg. vom 28. December 1833, Beil. zu Nr. 470, S. 1879.

und ermahnte: „Eminenz, i' bitt', bleiben's ruhig"; und wenn dieß nicht half: „Eminenz, i' bitt', opfern wir's den armen Seelen auf."

Überall trat der einfache Geschmack des Herrn Cardinals zu Tage. Der Purpur, den er trug, war aus dem Nachlasse seines Vorgängers in Salzburg; die Salzburger Erzbischöfe haben bekanntlich das Privileg des Purpurs. Mit den Jahren wurde er zwar immer ehrwürdiger, allein wie es zu gehen pflegt, auf Kosten der Schönheit und Frische. Wie viel lag aber dem hochseligen Herrn daran, sich, und wenn die Rede darauf kam, auch Andere davon zu überzeugen, daß der Purpur noch vorhalten müsse, solang der Cardinal lebe. Wie hierin gerade nur das Nothwendige geschah, so in allem Übrigen. Von moderner Saloneleganz war in seinen Gemächern keine Spur, und mehr als ein Feinschmecker ist von seiner Tafel mit langer Miene abgezogen. Zuweilen unternahm er im Spätsommer eine acht- oder vierzehntägige Fußreise in die Salzburger oder Tiroler Alpen und ließ sich dabei gern von jungen Herren aus seiner Verwandschaft oder von Söhnen ihm befreundeter Familien begleiten[1]. Er hielt dann darauf, in Abhärtung und Bedürfnißlosigkeit es der Jugend zuvorzuthun, und nirgends war er so munter und froh als in jenen Höhen, wo die eigentliche Hochgebirgsschönheit anfängt, der Comfort aber aufhört. War dann nach tüchtigem Marsche am Abend die Sennhütte in Sicht und eine Nachtruhe im Heu bevorstehend, dann fragte der Cardinal wohl, ob seiner Aufforderung gemäß Jedermann sich mit einer Nachtmütze ausgerüstet habe; denn wo dem Kopfkissen der Überzug fehlt, empfiehlt es sich, dem Kopf selbst einen solchen zu geben. Gar bald war man dann bei vollständiger Gütergemeinschaft um die ungeheure Milchschüssel versammelt, an der in solchen Regionen das Abendessen angefangen, fortgesetzt und beschlossen wird. Die jungen Leute hatten natürlich weitgehende Absichten, wie es bei den voraufgehenden Gewaltmärschen nicht anders zu erwarten stund. Da konnte es nun vorkommen, daß der Herr Cardinal erklärte, so dicke Milch sei nicht gesund, es müsse Wasser hinzugethan werden; er vergaß aber nicht beruhigend hinzuzufügen, es solle dieß nur an seiner Seite der gemeinsamen Schüssel geschehen und nicht „umgerührt" werden, damit die Wirkung solcher Maßregel im weißen Meere localisirt würde.

So durchdrang liebenswürdige Einfachheit den ganzen Privatverkehr. Es war lauterstes Wohlwollen, angeborene Herzensgüte, frisch und frei aus

[1] Vgl. die schönen „Erinnerungen an Cardinal Schwarzenberg" im Grazer Volksblatt, Beil. zu Nr. 98 vom 1. Mai 1885.

dem Herzen quellend. Nirgends bethätigte ſich aber dieſe ſo umfaſſend und unermüdlich als in ſeiner grenzenloſen Wohlthätigkeit. Nach ſeinem Tode hieß es in den Journalen, ſeit Langem wiſſe man das öffentliche Geheimniß, daß er um ſeiner Mildthätigkeit willen nicht in der Lage geweſen, irgend bedeutende Legate teſtamentariſch zu vermachen. Schon als Alumnus war er von zahlloſen Armen gekannt; als Erzbiſchof begann er ſogleich, galt es charitative Zwecke oder Hebung chriſtlicher Kunſt, mit ſeinem Privatvermögen ſchonungslos umzugehen, und blieb immer dabei, ſolang es anging; ſeine Freigebigkeit gab, man möchte ſagen, ohne zu zählen. Wir behaupten ja nicht, daß ein Familienvater dieß nachahmen ſolle, aber an einem Biſchof iſt es ſicher aller Bewunderung werth. Wie der Thau in ſtiller Nacht ſich herabſenkt, ſo thaute in aller Stille Jahr aus Jahr ein Wohlthat um Wohlthat vom Hradſchin her über das weite Land, zunächſt freilich über die volkreiche Stadt, die eben, wie jede andere, viele Dachſtübchen aufzuweiſen hat, in denen bittere Armuth ſich einniſtet, und dumpfe Kellerwohnungen, in denen das Elend zu Haus iſt, und Vorſtädte mit ihren Fabriken und ihren Arbeiterquartieren, wo der Hunger aus hohlen Augen ſieht und der „Rand der Verzweiflung" ſo ſchrecklich nahe iſt. Weit entfernt davon, daß das Bedürfniß wohlzuthun Unordnung im Haushalt anrichtete, führte der Herr Cardinal genau Buch über alle ſeine Auslagen; ſo bedacht war er aber dabei, die linke Hand nichts wiſſen zu laſſen von der Freigebigkeit der rechten, daß er, um auch vor zufälligen Entdeckungen möglichſt ſicher zu ſein, bedeutendere Unterſtützungen, wie auch die Namen derer, denen ſie wurden, in hebräiſchen Buchſtaben und chiffrirten Zeichen in ſein dickes Rechenbuch eintrug [1]. Da er die Werke ſeiner Barmherzigkeit dergeſtalt vor dem großen Publikum zu verbergen ſich bemühte, daß er ſie in Quadratſchrift und Hieroglyphen einſargte, wird es wohl auch dabei bleiben bis zum Tage, da Alles ſoll offenbar werden.

Dieſe Freigebigkeit in „klingender Münze" genügte ſeiner Herzensgüte durchaus nicht; mit dem Reichthum ſeines prieſterlichen Herzens ging er ebenſo verſchwenderiſch um. Wie gern tröſtete er, und wie gut verſtund er es. Jedes bekümmerte Menſchenkind, dem er je zuſprach, bewahrt die Erinnerung daran. Vor allen Verwandten konnten einzig die

[1] So erzählt Louis Teſte (Préface au Conclave. Paris, Vaton. p. 118). Der pſeudonyme Verfaſſer würde uns als Gewährsmann nicht genügen, wäre es uns nicht einſt gelungen, auf eine directe Frage danach eine Beſtätigung dieſer Angaben vom Herrn Cardinal ſelbſt zu erhalten.

ſich beſonders auszeichnenden Entgegenkommens rühmen, die von Krankheit heimgeſucht, von Unglück getroffen waren. Ein prieſterliches Herz, gebildet nach dem Herzen des Heilands, übt eine ganz eigenartige Anziehungskraft aus auf die Jugend. Wie viel Jünglingen mehrerer Generationen iſt der Cardinal in ſeinem langen Leben durch Wort und That ein leibhaftiges „Sursum corda“ geweſen! Seine gütige Herablaſſung gab ihm oft wahrhaft rührende Aufmerkſamkeiten ein. Die von edler Hand geſchriebenen „Erinnerungen an Cardinal Schwarzenberg“ im „Grazer Volksblatt“, auf die wir ſchon hingewieſen haben, erzählen einen Zug ſolcher Aufmerkſamkeit. Es war im Kriegsjahr 1866. „Eine dem Cardinal befreundete Familie, deren Sohn als Lieutenant in der kaiſerlichen Armee diente, hatte vor Ausbruch des Krieges Prag verlaſſen. Nur einige Diener waren im Familienhauſe zurückgeblieben und ſeit der Occupation von jeder Verbindung mit ihrer Herrſchaft abgeſchnitten. Wie erſtaunte der alte Portier, als er einige Tage nach der Schlacht von Königgrätz auf den Schall der Hausglocke das Thor öffnete und der Cardinal-Erzbiſchof vor ihm ſtand. Er war eigens zu Fuß in die Stadt hinabgegangen (ſeine Pferde hatten die Preußen mit Beſchlag belegt), um den alten Dienern mitzutheilen, daß ihr junger Herr ſich in der Schlacht brav gehalten habe und unverletzt geblieben ſei.“ Die Redaction des genannten Blattes hat es bereits verrathen, wer jener Offizier geweſen. Sieben Jahre ſpäter wurde er vom Herrn Cardinal zum Prieſter, nach ſiebzehn Jahren zum Biſchof geweiht, und heute hat er als Nachfolger des Cardinals den Stuhl des hl. Adalbert inne. Da dieſes bekannt iſt, können wir auch ohne Indiscretion ergänzend hinzufügen, daß es eine überaus große Freude in's Leben des Herrn Cardinals gebracht hat, als er auf ſeine nach Beendigung des Feldzuges an den Lieutenant Grafen Schönborn geſtellte Frage, ob er beim Regiment zu bleiben gedenke, die Antwort erhielt: „Ich beabſichtige mich für das Regiment Eurer Eminenz zu melden.“

Nicht nur bei häufigem Verkehr hat ſich das liebe Bild des hochſeligen Herrn der Seele eingeprägt, auch in einer kurzen und flüchtigen Audienz konnte er einen unvergeßlichen Eindruck hervorrufen. Unter den Briefen der Dichterin Luiſe Henſel findet ſich einer vom Jahre 1851, aus dem wir zum Beweiſe Einiges folgen laſſen [1].

[1] Schlüter, Briefe der Dichterin Luiſe Henſel. Paderborn, Schöningh, 1878. S. 40 ff. Vgl. auch Dr. F. Binder, Luiſe Henſel. Ein Lebensbild. Freiburg, Herder, 1885. S. 349 ff.

„Die Aussicht vom Hradschin," schreibt die Dichterin, „über die Stadt und Moldau hinweg, über herrliche Fluren und Landhäuser bis zur fernen zackigen Gebirgskette hätte mich Tage lang fesseln und erfreuen können, wenn ich Zeit zum Weilen gehabt hätte. Dann habe ich auch den alten interessanten Emanuel Veith besucht, zwei Stunden bei ihm gesessen und mit ihm über Mancherlei gesprochen .... Beim Weggehen, wo ich schon in der größten Eile war, weil ich in meinem sehr entfernten Gasthof noch Allerlei zu packen hatte und nur noch anderthalb Stunden, sagte Veith: ‚Jetzt müssen Sie auch noch unsern Enkel (er spricht das G völlig wie K aus) sehen.' Ich merkte wohl, daß er den Cardinal-Erzbischof von Prag meinte, und erwiederte, daß ich im Reisekleide, naß vom Regen und mit schweren Lederschuhen bewaffnet, unmöglich zu einem so vornehmen Herrn gehen könne. ‚Thut nichts, ich führe Sie hin.' Ich habe aber gesehen, daß sehr elegante Wagen vor dem Schlosse halten. ‚Thut nichts, ich lasse ihn herausrufen.' Ich habe aber eine kleine Grasmücke in der Hand im Taschentuch, die ich erstarrt und naß hier vor der Thüre des Schlosses gefunden, und ich kann das arme Thier nirgend lassen .... ‚Thut nichts, Sie können das Thierchen in der Hand behalten.' Ich habe aber durchaus keine Zeit mehr, muß sogleich auf die Eisenbahn. ‚Thut nichts, Sie müssen unsern Enkel einen Augenblick sehen.' Und also Treppe auf Treppe ab mußte ich nachfolgen, am Arm einen nassen Regenschirm, in der einen Hand ein schreiendes Vögelein, in der andern ein großes Pack Bücher, die ich auf dem Wege gekauft. Die Diener nahmen gar keine Notiz von mir, die wartenden Herren und Damen im elegantesten Costüm rümpften die Nasen. Veith öffnete mir ein Cabinet, ging zum Cardinal, und dieser kam sogleich aus einer Audienz, die er einer alten vornehmen Dame gab, und war überaus freundlich und liebenswürdig. Ich habe wohl eine Viertelstunde bei ihm gesessen und mußte dann so unartig sein aufzustehen, um nicht den Zug zu verfehlen. Als ich niederkniete, um den Segen zu empfangen, fing mein Vögelchen an so fürchterlich zu schreien, daß ich mich meiner Barmherzigkeit schämte. Der gute Cardinal fand es aber sehr mütterlich und mein Grasmückchen empfing den Segen mit mir .... Ich habe oft von der Liebenswürdigkeit und Schönheit des Cardinals Schwarzenberg gehört, muß aber sagen, daß ich alle meine Erwartungen übertroffen sah. Ich habe nie neben einem solchen Ausdruck von Jugendlichkeit und Unschuld soviel Geist, Leben und Grazie gesehen .... Überhaupt ist die ganze Erscheinung dieses Kirchenfürsten eine ganz eigenthümliche; man meint, es werde hell im Zimmer, wenn er eintritt; wenn ich je einen Menschen gemalt sehen möchte, so diesen und zwar als Erzengel Michael, weil seine Erscheinung neben der größten Lieblichkeit auch etwas Ehrfurchtgebietendes, und neben der hingebendsten Leutseligkeit und lebendigsten Freundlichkeit auch so viel Ernst und Würde, so viel Fürstliches hat. Beim Herausgehen machten alle Diener mir und die im Vorsaal Wartenden die tiefsten Verbeugungen; das ist die Welt."

Man sieht aus diesem Briefe, wie befreundet Canonicus Veith, „der ausgezeichnete Schriftsteller und große Kanzelredner“ [1], mit Cardinal Schwarzenberg gewesen ist. Seit 1849 Ehrendomherr von Prag, war er 1850 dem Cardinal dahin gefolgt, und eben diesen Entschluß hatte er mit dem oben angeführten Wort begründet, es gebe doch weit und breit „kein so liebliches Gemüth“, „keinen so adeligen Geist“. Dem Cardinal aber war es überaus lieb, den Verkehr mit dem geistvollen Mann fortsetzen zu können, wie er überhaupt die Gottesgabe der Freundschaft zu schätzen wußte. Überaus gern weisen wir zum Schlusse auf diese Eigenschaft hin, denn es ist etwas Großes um edle Freundschaft. Wird derjenige in der Schrift selig genannt [2], der einen wahren Freund gefunden hat, so ist auch derjenige glücklich zu preisen, der Empfänglichkeit hiefür besitzt; und wie das unser Mann nicht ist, dem das offene Auge für die Schönheiten der sichtbaren Schöpfung fehlt, so däucht der uns höchstens ein halber Mensch, welcher die Schönheiten der unsichtbaren Schöpfung, der Welt des Geistes und Gemüthes, nie empfunden hat, die uns doch wie Luft und Licht umgeben und umfluthen. Der Grund hiefür liegt auf der Hand. Wenn die Sonne beim Untergang am Oceanshorizont allmählich entschwindet und die Meereswogen noch wie in Erinnerung leuchten, wie in Sehnsucht sich heben; oder wenn beim Aufgang die Morgenröthe vor ihr her über Berggipfel und Gletscherspitzen eilt und purpurne Flammen ihre Fußspuren sind, dann empfindet ein ganzer Mensch ob solchen Schauspiels unermeßliche Freude: denn seines Gottes Herrlichkeit zieht wie im Schattenriß an ihm vorüber. Und wenn ihm die Schönheiten der geistigen Welt aufgehen und verkörpert anschaulich werden, wenn edle Sinnesart ihm begegnet und reiche, fruchtbare Talente, Gedanken hell und schnell wie das Licht, Gemüther weit und tief wie das Meer, Herzen, in denen Schachte sich finden voll goldener Treue, dann freut er sich und frohlockt erst recht, denn seines Gottes geistige Schönheit strahlt ihm entgegen wie aus einem Bilde. Wer derlei Bewegungen nie erfuhr, den bemitleiden wir; wer von ihnen ergriffen wird, der danke Gott dafür; wer sie versteht, der weiß die Räthselschrift auf dem Grunde des Menschenherzens zu lesen; Heil endlich demjenigen, dem sie dienen zur Heiligung Anderer und seiner selbst. Cardinal Schwarzenberg hat Geist und Talent gewürdigt, es hat ihm wohlgethan, große Erscheinungen der geistigen und sittlichen Welt bewundern zu können,

[1] Dr. Binder, a. a. O. S. 350, Anm. [2] Sir. 25, 12.

er hat tiefgehende Sympathien empfunden und war ein treuer Freund seiner Freunde. Als untrügliches Merkmal eines edlen Mannes haben wir dieses an ihm abgenommen: daß Größen gegenüber die allererste Regung aufrichtige Freude sein müsse und sympathische Bewunderung, nicht kalte Zurückhaltung, noch die Sucht, zu kritisiren oder zu verkleinern.

So war ihm Diepenbrock sehr anziehend, der Mann, dem man gleichfalls „fürstliche Haltung", ja „den Blick eines Imperators" nachgerühmt hat[1], dessen Schriften und Dichtungen aber zarteste Herzensbesaitung bekunden. Fürwahr, die berühmten Worte Diepenbrocks bei der Besitzergreifung des fürstbischöflichen Stuhles von Breslau hätten genügt, um die Freundschaft des Cardinals zu gewinnen, so ganz gaben sie seinen Lebensgedanken wieder[2]. Ein anderer Kirchenfürst, dem der Cardinal in inniger Freundschaft ergeben war, ist der große Bischof von Mainz gewesen, der Mann mit dem starken Arm und dem warmen Herzen, dessen kraftvolle Überzeugungen in der Erinnerung von Ungezählten gesegnet bleiben. Der freundschaftliche Verkehr zwischen den beiden Kirchenfürsten hat es wohl auch mit veranlaßt, daß, als im Jahre 1855 das 1100jährige Jubiläum des hl. Bonifacius gefeiert wurde, Cardinal Schwarzenberg auf der Mainzer Domkanzel am ersten Tage der großen Festoctave die Festpredigt hielt, und wiederum Ketteler die Reihe der deutschen Festpredigten eröffnete, als man im Jahre 1873 zu Prag das 900jährige Gedächtniß der Gründung des dortigen Bisthums hochfestlich beging[3].

---

[1] Cardinal und Fürstbischof M. von Diepenbrock. Ein Lebensbild von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle. Breslau, F. Hirt, 1859. Der Miniatur-Ausgabe S. 87. Über die „warme und innige Freundschaft" beider Kirchenfürsten a. a. O. S. 121.

[2] Im vollen bischöflichen Ornate trat der eben Inthronisirte im Breslauer Dom an die Marmorstufen, die das erhöhte Presbyterium vom Schiff der Kirche trennen, und sprach mit volltönender Stimme: „So setze ich nun meinen Hirtenstab auf den ewigen Urfelsen, der da ist Christus, und schlage flehend mit Moses an diesen Felsen, auf daß ein Quell des lebendigen Wassers, ein Strom der Gnade und Erbarmung sich aus ihm ergieße, erquickend und befruchtend über die meiner Obhut anvertrauten Triften." „Ich stütze meinen Stab auf den von Christus gelegten Grundfelsen der Kirche, der nicht weicht und nicht wankt, wie sehr auch Stürme und Wetter toben; und ich gelobe zu Gott: ich will ein treuer und gewissenhafter katholischer Bischof dieser Kirche sein" (bei Förster, a. a. O. S. 134 f.).

[3] Bei Gelegenheit dieser Rede (im Auszug bei Frind, Gedenkbuch des 900jährigen Jubiläums des Prager Bisthums. Prag, Kathol. Preßverein, 1874. S. 37 ff.) trug sich ein Quidproquo zu, das bei den hochwürdigsten Herren große Heiterkeit hervorrief. Der Reporter eines liberalen Blattes wohnte der Predigt des Bischofs von

In der Jugendzeit hat der ausgezeichnete Erzbischof Gruber von Salzburg in Wort und Schrift mächtig auf den jungen Kleriker und Fürsten eingewirkt[1]; in seinem Greisenalter mutheten den Herrn Cardinal die Werke des Bischofs Eberhard von Trier ganz besonders an. Während die große Vorliebe des Cardinals und sein tiefes Verständniß für Katechetik wohl auch mit dem Einflusse seines Freundes und Vorgängers zuzuschreiben ist — denn Gruber war und ist eine Autorität in diesem Fache —, kam er in den letzten Lebensjahren oft darauf zurück, wie lieb ihm die großartigen Bilder vom Reiche Gottes waren, welche die erhabenen Kanzelvorträge des Bischofs Eberhard entwerfen.

Keiner von diesen Kirchenfürsten aber stand dem Herrn Cardinal so nahe als ein einfacher Priester, keiner ist ihm so innig befreundet gewesen als Canonicus Veith. Schon zehn Jahre, bevor Veith dem Cardinal nach Prag folgte, im Jahre 1840, schrieb er in einem der Briefe[2], deren gemüthlicher Ton so liebenswürdig ist: „In unserer patschig-latschigen Zeit erscheint mir dieser Herr als eine der wunderlichsten Ausnahmen; er vereint soviel reales und ideales Gute in einer seltenen Temperatur, daß man gezwungen ist, ihn für einen von denjenigen zu halten, mit welchen die reservirende oder Reserve bildende Providenz etwas Besonderes vorhat. Dieser Gedanke kehrt bei mir immer wieder, ist aber im Grunde von melancholischer Färbung, weil er harte Leiden involvirt.“ Sieben Jahre früher hatte Veith als Domprediger von St. Stephan in Wien bei der Primiz des Cardinals die Predigt gehalten, und schon 1830 müssen sie sich näher getreten sein. Veith hielt in diesem Jahre seinen ersten großen Quadragesimalcyclus, der bald darauf unter dem Titel

---

Mainz bei. Zum Schluß derselben klang es wiederholt machtvoll durch die Kirche: „depositum custodi“, „bewahre die Hinterlage des Glaubens“ (bei Frind, a. a. O. S. 49). Unser Reporter verstand das nicht. Er gehörte offenbar zu den Menschen, für die solche Mahnung zu spät kommt, wenn sie nicht überhaupt immer gegenstandslos gewesen. Zudem war er gewiß von der fixen Idee beherrscht, einen der „streitbarsten“ Bischöfe vor sich zu haben. Kurz, am folgenden Tag stand in seinem Blatte zu lesen, der Bischof von Mainz habe u. A. auch vom Hinterlader des Glaubens gesprochen!

[1] Augustin Gruber, am 23. Juni 1763 in Wien geboren, wurde 1788 Priester, 1815 Bischof von Laibach, 1823 Erzbischof von Salzburg (nach mehrjähriger Sedisvacanz, da sein Vorgänger, Graf Hieronymus Colloredo, 1812 gestorben war). Seit 1828 hielt der Erzbischof Vorlesungen über Pastoral, seit 1830 über Katechetik für die Alumnen seines Seminars. Sie erschienen später in drei Bänden. Vgl. Dr. Schumann, Geschichte des Lebens u. s. w. Salzburg 1836.

[2] Löwe, a. a. O. S. 226.

„Die heiligen Berge" im Druck erschien. Veiths Biograph, Professor Löwe, sagt mit vollem Recht[1]: „Es war eine ebenso originelle als hochpoetische Idee, die Höhenpunkte der Entwicklung des Alten und Neuen Bundes an die Bergeshöhen zu knüpfen, welche der Schauplatz dieser Thatsache waren, und so die Verkettung der Hauptphasen der Offenbarungsgeschichte durch das Bild jener zu einer Kette verbundenen Berggipfel zu veranschaulichen." Die Wanderungen des Redners gingen von Höhe zu Höhe durch die Jahrhunderte der heiligen Geschichte, vom Ararat und Moriah zu Nebo und Garizim, zu Korun, Golgotha und Sion[2]. Ein Mann, der solches ersonnen, mußte dem Cardinal in hohem Maße congenial sein. Trat ihm doch in dieser Conception die Übernatur entgegen, verwoben mit demjenigen, was in der Natur ihm das Liebste war, den Schönheiten der Gebirgswelt. Diese fast schwärmerische Liebe des Cardinals zu den Hochalpen bliebe demjenigen völlig unverstanden, der darin nur touristisches Erholungsbedürfniß oder ästhetisches Wohlgefallen oder geologisches und orographisches Interesse suchte. Letzteres wurde nicht ausgeschlossen, das Andere veredelt, das Erste eben mitgenommen, aber der eigentliche Grund davon war, daß in ihm so mächtig der Zug zur Höhe gewesen ist. Auf den irdischen Höhen wehen reinere Lüfte, wohnt Freiheit und Frohsinn und Friede und Unwandelbarkeit; auf den irdischen Niederungen lagern dumpfe Dünste, darin drängen sich geschäftige Menschen und stehen einander im Weg; ruhelos wie ein Fabriksdienst ist das Weltgetriebe, und viele sind, die trübselig dreinschauen, die nur zuwarten, bis sie der Sturm der Vergänglichkeit aus dem Wirrwarr hinausfegt. — Wenn dem so ist, was bedeutet der Zug zur Höhe? Die Geisteswelt kennt ja weder Osten noch Westen, weder Höhe noch Tiefe, was wir aus Lehm Gebildete geistige Höhen nennen, ist das Ziel unseres innersten Strebens, das nun einmal, wie der Name schon sagt, hinaufgerichtet ist, das von Natur der vollen

---

[1] A. a. O. S. 122.

[2] Es mag wohl unnütz sein, zu bemerken, woran Niemand zweifeln kann, daß wir nämlich die Verwerthung der Günther'schen Philosophie in Veiths Schriften überaus bedauern müssen und mit manchen seiner Ansichten auf dem Gebiete der Dogmatik nicht einverstanden sind. Die philosophische und theologische Bewegung, von welcher die Encyklika Leo' XIII. „Aet. Patris" vorbereitet wurde, war in den vierziger Jahren kaum über den ersten Impuls hinausgekommen. Es muß zum mindesten gestattet sein, zu denken, daß Männer von so hoher Begabung und edlem Streben, wie Veith u. A., sich ihr angeschlossen hätten, wäre in deren Lernzeit sie bereits so stark gewesen wie heute und also sanctionirt, wie sie es durch Leo XIII. ward.

Wahrheit, der bleibenden Schönheit, dem Edlen und Vollkommenen und ewig Vollendeten nacheilt und nacheilen muß. Der Zug zur Höhe ist die Sehnsucht nach Gott, und ruhelos bleibt er, bis daß er ausruht in Gott.

So hat auch Veith den Zug zur Höhe verstanden, und das war dem Cardinal aus dem Herzen gesprochen. Als der hochselige Herr in seiner Residenz aufgebahrt lag, brachte man auch einen Kranz, den wohl Viele mit tiefer Rührung betrachtet haben. Er war aus dem ersten Grün der Alpenrosen gewunden; die Prager Section des deutsch-österreichischen Alpenvereins hatte diese Grußbotschaft der Alpen an ihren „edelsten Freund" übermittelt, und auf den Bändern stund zu lesen:

Von schneebedeckten Matten an der Gletscher Fuß
Des Lenzes erste Boten nimm als letzten Gruß.

Nun sind sie längst welk geworden und dürr, diese Blätter und Knospen, die damals erst aufgingen, wie der Lenz selbst verstürmt und verschwunden ist, dessen erstgeborene Kinder sie gewesen. Möchten doch die letzten Grüße und die treuen Gebete, mit denen unvergängliche Dankbarkeit die Seele des Heimgegangenen zu den „Bergen der Ewigkeit" geleitet, ihm die ersten Boten jenes Lenzes gewesen sein, dem kein Herbst folgt, weil er in Ewigkeit währt, der kein Leid kennt, weil er der Himmel ist.

Robert von Nostitz-Rhieneck S. J.

Organisation des Wetterdienstes in Nordamerika.

Während die Organisation des Kriegsdienstes, des Post- und Telegraphendienstes, des Eisenbahnwesens und ähnlicher Institutionen eine vollständig klare ist und leicht zu beschreiben wäre, ist diejenige des Wetterdienstes noch in dem Stadium des Experimentirens begriffen. Der folgende Versuch einer Erklärung der Organisation des amerikanischen Wetterdienstes will deßhalb nicht auf vollständige Genauigkeit Anspruch machen. Um einen Einblick in dieselbe zu gewinnen, haben wir die Beobachter und die Stationen getrennt zu betrachten. Wie bei jenen, so wird sich auch bei diesen eine doppelte Klasse herausstellen.

1. Organisation der Beobachter.

Wie schon in dem vorigen Aufsatze erwähnt wurde, hat der Congreß den nationalen Wetterdienst in die Hände des Kriegsministeriums gelegt und dadurch den ganzen Dienst zu einem militärischen gestempelt. Das Kriegsministerium seinerseits übertrug diesen neuen Zweig dem „Chef des Signaldienstes" (Chief Signal Officer).

Es werden deßhalb zum volleren Verständnisse der Organisation des Wetterdienstes einige Bemerkungen über den Signaldienst unerläßlich sein.

1. Der Signaldienst (Signal Service) der amerikanischen Armee entstand während des letzten Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten und ist die Schöpfung des Brigadegenerals Albert J. Myer, seines ersten Chefs. Seine damalige Aufgabe kann in dem Worte „Feldtelegraphie" zusammengefaßt werden, und zwar im weitesten Sinne des Wortes. Auf Betreiben des Generals Myer wurde im Jahre 1869 auch in der Marine ein eigener Signaldienst eingeführt, genau nach demselben Plane, aber unter einem eigenen Chef. Der Zweck dieses doppelten Signaldienstes war die Herstellung der Communication zwischen Armee und Flotte und zwischen den einzelnen Abtheilungen beider, sowie die Signalisirung des Feindes zu Wasser und zu Land.

Die zu diesem Zwecke gebrauchten Signale waren optische, akustische und elektrische. Unter den ersten sind besonders zu erwähnen: Leuchtkugeln und Raketen, Flaggen und Laternen oder Fackeln, und namentlich der Heliograph, der die „Sonnenblitze" durch einen Fingerdruck nach jeder beliebigen Richtung wirft. Ein geübter Mann kann mit dem letztern in einer Minute acht Worte telegraphiren, ungefähr dreimal so viel als mit einer Flagge. Die gewöhnlichen Feldheliographen mit sechszölligem Spiegel sind dem bloßen Auge auf eine Entfernung von zwanzig bis dreißig englischen Meilen sichtbar, die mit neunzölligem Spiegel auf achtzig Meilen Entfernung, ja in einem kleinen Fernrohr sogar auf hundertundzwanzig Meilen. Unter den elektrischen Signalen spielen der „fliegende Telegraph" und das „Eccard'sche Telephon" die Hauptrolle. Dieses letztere, von einem Sergeanten des Signaldienstes erfundene Instrument soll das beste Feldtelephon der Welt sein, hat sich aber, wie alle anderen Telephone, von dem Bell'schen einen Prozeß wegen Patentverletzung zugezogen.

Das Signalwesen besteht in jeder Armee, ist aber meist den Genietruppen als Aufgabe zugetheilt. Die amerikanische Armee scheint die einzige zu sein, welche eigene Signaltruppen besitzt. Wenigstens haben

mehrere auswärtige Mächte seit der Errichtung des Signaldienstes wiederholt höhere Offiziere bevollmächtigt, mit den Vereinigten Staaten in Verbindung zu treten behufs eines genaueren Studiums des Signalwesens. Seit dem Jahre 1872 waren es namentlich Österreich und Deutschland, die ein besonderes Interesse an dem amerikanischen Signaldienste genommen. Schweden hatte schon im Jahre 1869 zwei Offiziere nach Washington geschickt, um den Signaldienst zu studiren.

Ein Grund zur Ausbildung dieses besondern Zweiges der Kriegskunst ist ohne Zweifel in der geographischen Lage der Vereinigten Staaten zu suchen. Die Bevölkerung wird nämlich auch in Friedenszeiten fortwährend von wilden Indianerhorden bedroht, besonders an der südlichen und nördlichen Grenze, gegen Mexico und Britisch-Nordamerika zu, aber auch im Innern des Landes um die Reservationen herum. Die Kriegstaktik dieser Stämme besteht darin, sich unvermerkt zwischen den Militärposten durchzuschleichen und von ihren Raub- und Mordzügen zurückzukehren, ehe noch die Truppen Zeit gefunden, sich auf den ausgedehnten Länderstrecken in hinreichender Zahl zu sammeln.

2. Die Aufgabe des amerikanischen Signaldienstes ist nun seit der Errichtung des Wetterdienstes eine doppelte geworden, die sich füglich in dem Ausdrucke „Feld- und Wetter-Telegraphie" zusammenfassen läßt.

Es bildet also der Wetterdienst (Weather Service) einen Theil des Signaldienstes im weiteren Sinne, und zwar, wenn man die Größe der Kosten und der Arbeit betrachtet, den größeren Theil desselben. Frägt man aber, wie es denn komme, daß eine so friedliche und wissenschaftliche Aufgabe, wie Meteorologie, der Armee und speciell dem Signaldienste zugetheilt worden, so wird man vielleicht nicht ganz irre gehen, wenn man diese Combination für eine zufällige hält. Es war eben wieder General Myer, der den Anstoß zum nationalen Wetterdienste gegeben hatte. Er war der Schöpfer des Signaldienstes und des Wetterdienstes und er war der geeignetste Mann, beide zur Ausbildung zu bringen.

Eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen beiden Diensten ist indessen nicht zu verkennen, und als Hauptgründe für deren Vereinigung wurden vom Chef des Signaldienstes die folgenden angegeben.

Das ganze Beobachtungs- und Publikationssystem nach gemeinsamem Plane soll unter militärischer Disciplin viel sicherer und regelmäßiger durchgeführt werden können. Es wird behauptet, daß noch nie eine Civilcorporation auf dem Gebiete der Meteorologie eine so mühe-

volle und systematische Arbeit geleistet habe, wie das Signalcorps der Vereinigten Staaten.

Ferner, heißt es, könne nur durch das Militär ein Netz von Stationen systematisch über das ganze Land ausgebreitet werden. Gerade in den schwachbevölkerten Territorien und den Indianer-Reservationen im hohen Norden und am Felsengebirge sowie an der Scheidewand der beiden Oceane, an der mexicanischen Grenze, sind meteorologische Beobachtungen zur Beurtheilung der amerikanischen Witterungsverhältnisse unerläßlich. Dieses sind aber gerade die Orte, wo der Haupttheil der Armee stationirt ist. So ist es möglich geworden, ein Netz von Beobachtungsstationen über den ganzen Continent auszuspannen, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean und vom Golf von Mexico, einschließlich Westindien, bis an das Nördliche Eismeer. Denn auch von Canada, Neufundland und Britisch-Amerika laufen tägliche Berichte ein. In vertikaler Richtung erstreckt sich das Netz vom Meeresniveau bis zum Mount Washington, einer Höhe von 1916 Meter, ja selbst bis zum Pike's Peak in Colorado, einer Höhe von 4322 Meter über dem Meeresspiegel.

Der Kostenpunkt soll ein weiterer Grund sein, den Wetterdienst dem Militär zu übergeben. Die Instrumente, die Erhaltung der Stationen und namentlich die Telegraphie verursachen jetzt die Hauptkosten. Das wäre aber nicht in gleichem Maße der Fall, wenn die Regierung Civilbeobachter an all die entlegenen Stationen schicken und für die unangenehme Arbeit besolden müßte.

Ein nicht zu unterschätzender Gesichtspunkt, der für die militärische Organisation des Wetterdienstes sprach, war das Bildungsmittel, das General Myer in demselben für sein Signalcorps erblickte. Gemeine wie Sergeanten und Offiziere sollten daran gewöhnt werden, die Instrumente genau abzulesen zur bestimmten Stunde und Minute, bei Tag und bei Nacht; sie sollten gewöhnt werden, die Beobachtungen genau und kurz zu Papier zu bringen, meistens in Chiffreschrift umzusetzen und rasch an das Hauptquartier zu berichten; sie sollten daran gewöhnt werden, fortwährend ein offenes Auge zu haben auf alle Erscheinungen der Natur, besonders auf drohende Anzeichen, und nach dem Eintreffen eines Unglücksfalles über alle einschlägigen Thatsachen eine genaue Statistik aufzunehmen. Die höheren Offiziere der Armee sollen wiederholt anerkannt haben, daß seit der Errichtung des Wetterdienstes aus allen Theilen der Union bestimmte und rasche Berichte über alle physikalischen und militärischen Ereignisse einlaufen, verfaßt von Männern, die Geistesgegenwart mit Pflicht-

treue verbinden. Man verspricht sich deßhalb viel von den Leistungen des Signalcorps für die Zeit eines Krieges.

Was bei einem Kriege aus der Wettertelegraphie werde, hat die Erfahrung glücklicher Weise noch nicht gezeigt, ist aber unschwer vorauszusehen. Eine Stockung des Wetterdienstes würde indessen unvermeidlich sein, auch wenn eine Civilabtheilung damit betraut wäre. So lange indessen die amerikanische Armee mit sich und der Menschheit im Frieden lebt, ist das Signalcorps mit Recht stolz darauf, sein Augenmerk auf die Elemente der Natur zu lenken, die weit verheerender wirken als Armeen, und seinen Mitbürgern die Unholde von Cyklonen und Eisbergen, Hagel und Gewitter, Frost und Nässe zu signalisiren und die ungebändigten Kräfte der Atmosphäre gleichsam unter Polizeiaufsicht zu stellen.

3. So lange diese Gründe durch den persönlichen Einfluß des hochgeachteten Chefs, General Myers, gestützt waren, bildeten sie auch die öffentliche Meinung; allein schon zwei Jahre nach dem Tode des Generals erklärte der Kriegsminister, daß er die Tragweite derselben sehr bezweifle. Namentlich sehe er nicht ein, daß militärische Disciplin für einen meteorologischen Beobachter mehr von Nöthen sei, als für einen Telegraphisten oder Postbeamten oder für die zahlreichen Civilbeamten im Finanzwesen. In der That seien auch unter den 960 Mann, die im Monate Mai des Jahres 1882 im Wetterdienste angestellt waren, nicht weniger als 388, d. h. weit über ein Drittheil, Civilisten gewesen, ganz abgesehen von den 325 freiwilligen Beobachtern, die mit dem Wetterbureau in regelmäßigem Verkehr stünden. Es geht deßhalb das Bestreben des Kriegsministeriums dahin, diesen der Armee fremdartigen Wetterdienst ganz vom Militärdienste zu trennen und zu einem Civildienste zu machen. Es ist ihm dieß auch bereits gelungen in Bezug auf das Budget, und zwar, wie wir später sehen werden, zum Nachtheile des Wetterdienstes.

4. Die Organisation der Signaltruppen, die zugleich den Wetterdienst versehen, war von Anfang an und ist auch jetzt noch eine unsichere und unbefriedigende. Die Signaltruppen bilden nicht ein selbständiges, von anderen Truppengattungen gänzlich getrenntes Corps, wie sich aus dem folgenden Rückblick ergeben wird. Nach dem Zeugnisse des Generals Myer war die Kenntniß des Signalwesens in der ganzen Armee vor dem Jahre 1869 sehr spärlich und ungenau. Von da an drängte er fortwährend darauf, daß jeder Offizier der Armee in den nothwendigsten Kenntnissen des Signalwesens unterrichtet und daß einige

darin besonders ausgebildet würden. Diese sollten dann, jeder mit zwei Assistenten, mit Signalen und einer geschriebenen Instruction versehen, als Lehrer in die einzelnen Militärdistricte ziehen; ebenso sollte jedes Schiff der Flotte einen solchen Signaloffizier als Instructor erhalten. Dieß geschah denn auch, und schon im Jahre 1870 waren 190 solche Offiziere mit 321 Mann als Assistenten auf 76 verschiedenen Posten thätig, während andere in Fort Whipple im Staate Virginien, welches zum Übungsposten für Armee und Flotte bestimmt wurde, einen Curs im Signalwesen und von jetzt an auch im Wetterdienste durchmachten. In welcher Weise dieß geschah, erhellt am besten aus einer Verordnung des Kriegsministers vom Jahre 1880, laut welcher jedes Jahr acht Lieutenants aus den verschiedenen Abtheilungen der Armee nach Fort Whipple gesandt, nach einem Jahre aber wieder an ihre Regimenter zurückgeschickt werden sollten.

Diese Einrichtung erwies sich für den Signaldienst im engern Sinne als ziemlich befriedigend, nicht so für den Wetterdienst. Jedes Jahr drängen die officiellen Berichte des Chefs auf die Organisation eines eigenen Signalcorps. Bei dem ständigen Personenwechsel könne das Interesse für den Dienst nicht geweckt werden, es sei keine Aussicht zum Avanciren im Signaldienste, und wenn ein geschickterer Offizier länger zurückbehalten werde, so ziehe er sich das Mißfallen seines Commandanten im Regimente zu. Der Kriegsminister hat alle diese Mißstände officiell anerkannt, aus denselben aber nicht diejenige Consequenz gezogen, welche der Chef des Signaldienstes vorschlug. Er schickte auch schließlich keine Leute mehr in die Signalschule, weil man in der Militärschule in West Point und in der Marine-Akademie zu Annapolis des Signalisirens genug lerne. Die Frage, ob der Wetterdienst mit dem Signaldienste vereinigt und ein mititärischer Dienst bleiben soll, wird wohl in nicht langer Zeit zur Entscheidung kommen.

5. Unterdessen wollen wir das Freiwilligencorps des Wetterdienstes einer genauern Betrachtung unterziehen.

Als solche Freiwillige sind nicht die 388 Civilisten zu betrachten, die oben vom Kriegsminister als Beweis gegen die Nothwendigkeit militärischer Organisation angeführt wurden. Dieselben lassen sich auf fünf Jahre und darüber einreihen, werden durch den militärischen Eid gebunden, gehorchen militärischen Befehlen und stehen unter militärischen Strafmaßregeln, sind also in gewissem Sinne Soldaten. Viel eher sind die Marinebeobachter und die Militärärzte als „Freiwillige" anzusehen; denn

obschon sie Soldaten sind, stehen sie doch nicht unter dem Befehl des Signaldienstes.

Eine eigene Stellung im Freiwilligencorps hat das sogenannte „berathende Comité", welches aus gelehrten Physikern, meistens Professoren und Mitgliedern der Smithsonian Institution, sowie der Nationalen Akademie der Wissenschaften besteht und zur Entscheidung schwieriger wissenschaftlicher Fragen zu Rathe gezogen wird. Einige derselben sind dem Signaldienste so unentbehrlich geworden, daß sie, besonders bei Abfassung der Wetterprognosen und Sturmwarnungen, regelmäßige Arbeit leisten, wofür sie auch ihre Besoldung erhalten.

Ferner gehören zum Freiwilligencorps der Meteorologische Verein der Smithsonian Institution, dann die Universitäten und Collegien, viele Privatgelehrte, und endlich die Mitglieder des internationalen Meteorologen-Vereins in den übrigen vier Welttheilen, die alle mit dem Centralbureau in Washington in Verbindung stehen und ihre Beobachtungen entweder täglich oder ein- oder zweimal im Monate einsenden. Unter den letztern werden besonders die Kriegs- und Handelsflotten als wichtig angesehen, weil sie, gleichsam als schwimmende Stationen, große locale Lücken in dem Beobachtungsgürtel ausfüllen.

Die Zahl der auswärtigen Beobachter, welche tägliche Berichte einsenden, ist 335, die der Schiffe, welche beim Landen ihre Beobachtungen einliefern, ist nicht weniger als 605, und die der Dampfschifffahrtsgesellschaften, mit denen ein specielles Übereinkommen drüber getroffen wurde, 59. Außer den Beobachtern des Meteorologischen Vereines und den Militärärzten gibt es in den Vereinigten Staaten noch gegen 340 freiwillige Beobachter, welche ihre täglichen Beobachtungen alle Monate mit der Post einsenden. Diese Zahlen sind indessen insofern unzuverlässig, als sie sich von Jahr zu Jahr ändern.

Diese Abtheilung der „freiwilligen Beobachter" hat ihrer Natur nach eine ganz privilegirte Stellung. Sie steht im Allgemeinen nicht unter militärischer Disciplin, wohl aber unter der Direction des Signaldienstes; sie geht ihrerseits keine Verpflichtungen ein, ist aber des Dankes der Regierung für die geringste Hilfeleistung sicher; sie erhält aus dem Centralbureau die gedruckten Formulare, portofreie Couverte, für wichtigere Stationen auch Instrumente, und ist freundlichst eingeladen, wenigstens einige Columnen der Formulare auszufüllen, wie z. B. Temperatur, Wind, Wolken und Regen. Dafür erhält der Beobachter zunächst ein schön eingebundenes Buch mit Formeln, Tabellen und Instructionen,

ferner je nach seiner Stellung das „Internationale Bulletin", oder die „Monatliche Wetterschau", den „Jahresbericht" und viele wissenschaftliche Abhandlungen, deren Zahl sich in einem Jahre auf zwanzig bis dreißig belaufen kann, gewiß ein schöner Lohn für die Mühe seiner Beobachtungen und Berichte. Der Beobachter, gleichviel wessen Standes oder Alters, erhält vom Chef des Signaldienstes nicht nur ein Dankschreiben für jeden eingesandten Bericht, sondern auch Aufschluß über einschlägige Fragen oder Zweifel, und alles dieses in äußerst höflicher Form. Kein Wunder, daß Gelehrte und Ungelehrte, Privat- und öffentliche Schulen, Kaufleute und Beamte wetteifern, in die Liste der „freiwilligen Beobachter" aufgenommen zu werden.

2. Organisation der Stationen.

Unter den Stationen des Wetterdienstes nehmen die Signalschulen und das Centralbureau den ersten Platz ein.

6. Der Signaldienst hat zwei besondere Schulen: die erste im frühern Fort Whipple, im Staate Virginien, seit dem Tode ihres Gründers Fort Myer genannt; die zweite in der Stadt Washington. Gemeine, Sergeanten und Offiziere lernen hier das Signalisiren in allen seinen Formen, theoretisch und praktisch, nach dem nationalen und internationalen Signalbuche. Zugleich werden sie unterrichtet im Bau von Telegraphenlinien, mobilen wie stationären, über- und unterseeischen, im Telegraphiren selbst und in der Chiffrirkunst. Ferner lernen sie den Gebrauch meteorologischer Instrumente und den ganzen Geschäftsgang einer meteorologischen Station. Endlich werden sie noch, je nach der Abtheilung der Armee, zu welcher sie gehören, in den verschiedenen Waffengattungen und im Reiten geübt, sowie in den gewöhnlichen Dienstpflichten des Soldaten.

Der Unterricht dauert wenigstens fünf Stunden bei Tage oder drei Stunden bei Nacht.

Während Fort Myer hauptsächlich als Übungsposten betrachtet wird mit nur zeitweiligem Schulunterricht und mit etwa dreißig bis vierzig Mann Besatzung, bildet das mehrerwähnte Centralbureau in Washington den Schwerpunkt des ganzen Signaldienstes nebst der dazu gehörenden Einschulung. Wir beginnen mit der Aufzählung der zehn Abtheilungen, die es in sich begreift und welche seine Organisation deutlich erkennen lassen. Zuerst kommt die Abtheilung für allgemeine Correspondenz, deren Aufgabe ähnlich derjenigen eines General-Adjutanten ist;

dann die Abtheilung für finanzielle Verwaltung; die der Inspection der Beobachtungsstationen; die Abtheilung für Telegraphie; die der Sturmwarnungen; dann die der Wetterbulletins und Wetterkarten; ferner die Abtheilung für Wissenschaft mit dem „berathenden Comité" von Fachmännern; die Abtheilung für Unterricht oder die Militärschule; die Abtheilung für Druck und Lithographie; endlich das meteorologische Observatorium, in welchem die maßgebenden Instrumente unter immer gleichförmiger Temperatur an soliden Steinpfeilern angebracht sind.

In diesem Observatorium werden alle Instrumente, bevor sie auf die Stationen verschickt werden, geprüft und mit einer Correctionstabelle versehen. Auch jeder Privatmann kann sein Thermometer oder Barometer zur Prüfung einsenden und erhält die Correcturen unentgeltlich. Die Anzahl der in einem Jahre im Observatorium geprüften Instrumente beläuft sich weit über tausend. Mit der Postverwaltung ist ein eigener Vertrag geschlossen zur sicheren Übersendung derselben.

Der größeren Genauigkeit wegen sind auch in New-York, San Francisco und anderen großen Häfen maßgebende Instrumente aufgestellt, wo jeder Capitän bei seiner Landung und vor seiner Abfahrt die seinigen corrigiren kann.

Die Abtheilung für Wissenschaft besitzt ein Studirzimmer und eine Bibliothek von ausgewählten meteorologischen Werken, deren Zahl bis zum Jahre 1881 auf 4752 Bände und 958 Broschüren gestiegen war.

Das Personal des Centralamtes beläuft sich auf ungefähr 150 Mann.

Vom Centralamte aus werfen wir jetzt einen Blick auf die mit demselben in telegraphischer Verbindung stehenden Stationen. Diese zerfallen in folgende fünf Hauptabtheilungen: Wetterstationen, Warnungsstationen, Flußstationen, Baumwollenstationen und Druckerstationen.

7. Die Wetterstationen werden wieder in solche erster, zweiter und dritter Klasse eingetheilt, je nach ihrer Ausrüstung und Anzahl von täglichen Beobachtungen. Von Stationen erster Klasse mit selbstregistrirenden Apparaten besitzt Nordamerika nur eine einzige, nämlich im Centralamte zu Washington; darin steht es also hinter andern Ländern, namentlich England, zurück. Man wollte eben das bewilligte Geld nicht sofort auf die reiche Ausstattung weniger Stationen verwenden, sondern, wie dieß auch die Wettertelegraphie erforderte, möglichst viele Stationen errichten. Es ist aber die ausgesprochene Absicht, solcher Stationen erster Klasse mehrere zu errichten, nachdem man über die zweckmäßigsten Instrumente in's Klare gekommen. Zu diesem Zwecke befinden sich im Observa-

torium Modelle aller selbstregistrirenden Apparate der Welt, mit denen gegenwärtig experimentirt wird.

Die Stationen zweiter und dritter Klasse besitzen die allereinfachsten und gewöhnlichsten Instrumente, die aber genau geprüft sind, nämlich: ein Barometer, dessen Ablesung auf den Gefrierpunkt und auf das Meeresniveau reducirt wird; dann verschiedene Thermometer für Temperatur, für Absorption der Luft, für Strahlung der Sonne und der Oberfläche der Erde, für Feuchtigkeit; ferner einen Regen- und Schneemesser; eine Windfahne und einen Windmesser mit den gewöhnlichen löffelförmigen Armen. Elektrometer sind nur auf wenigen Stationen zu finden, weil die atmosphärische Elektricität noch nicht zu den vorgeschriebenen Beobachtungsgegenständen gehört.

Die Station besteht gewöhnlich in einem oder zwei gemietheten Zimmern an der Nordseite und im obersten Stocke eines freistehenden Hauses, in der Nähe des Telegraphenamtes. Auf dem Dache stehen Wind- und Regenmesser mit Windfahne, im Zimmer das Barometer und vor dem Fenster das Thermometer. An der Decke des Zimmers ist eine Windrose mit beweglichem Zeiger.

Wetterstationen zweiter Klasse, die wenigstens drei tägliche Beobachtungen machen, gibt es 142, solche dritter Klasse 68. Unter diesen letzteren sind 54 sogenannte „Sonnenuntergangs-Stationen", die ihre Beobachtungen nur einmal des Tages machen, und zwar genau bei Sonnenuntergang. Der Zweck dieser Stationen ist leicht zu errathen. Fort Myer ist gewöhnlich eine Station dritter Klasse, außer wenn gerade ein Unterrichtscurs daselbst gegeben wird.

Außer diesen Stationen sollte nach dem Plane des Generals Myer noch ein mobiles Corps von ausgewählten Beobachtern mit tragbaren Instrumenten ausgerüstet werden, um in verschiedenen Jahreszeiten an die Orte auszurücken, wo besondere Stürme zu erwarten sind, eine Art fliegender Wetterstation.

Solche mobile Stationen wurden im Jahre 1873 auf verschiedenen Höhen des Mount Washington und des Mount Michell (Süd-Carolina) errichtet, mit dem ausgesprochenen Zweck, die Änderungen des Klimas mit der Höhe zu untersuchen.

8. Die Warnungsstationen zerfallen in zwei Klassen, nämlich in „Signalstationen", die sich in den Haupthäfen befinden und unmittelbar vom Centralbureau aus dirigirt werden, und sogenannte „Aushängestationen" (display stations) in den kleineren See- und Meereshäfen.

Diese untergeordneten Stationen sind in Sectionen getheilt, deren jede unter einem Sergeanten steht, welcher von einem größeren Hafen aus die Warnungen an dieselben telegraphirt. Die einzige Obliegenheit dieser secundären Stationen ist, wie schon ihr Name andeutet, die Signale auszuhängen, während die Warnungsstationen erster Klasse eine sehr ausgedehnte Thätigkeit entfalten, die wir später besonders besprechen wollen.

Der Warnungssignale gibt es drei Arten. Die „Sturmwarnungen" bedeuten Sturm im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf Richtung. Das Signal besteht in einer rothen Flagge mit schwarzem Quadrat bei Tage, oder einer rothen Laterne bei Nacht.

Das „Landwindsignal" (off-shore signal) bedeutet Nord- oder Westwind, der die Schiffe in das offene Meer treiben könnte, und besteht in „Weiß über Roth", entweder mit zwei Flaggen, jede mit schwarzem Quadrat, oder mit zwei Laternen.

Das „Nordwestsignal" ist im Jahre 1880 für die großen Binnenseen eingeführt worden und besteht ebenfalls in „Weiß über Roth" wie das vorhergehende atlantische Signal. Dieser gefährliche Wind treibt die Schiffe immer *gegen* das amerikanische Ufer (on-shore).

Der Sinn dieser Warnungssignale ist der, daß in den nächsten vierundzwanzig Stunden innerhalb eines Radius von 100 englischen Meilen um die Warnungsstation ein Wind zu erwarten ist, dessen Geschwindigkeit mehr als 25 Meilen in der Stunde beträgt. Über Temperatur und Regen geben dieselben keinen Aufschluß. Die untere Geschwindigkeitsgrenze, welche der eines gewöhnlichen Eisenbahnzuges gleichkommt, ist so klein genommen, weil derselbe Sturm auf offener See, in einer Entfernung von 10 oder 20 Meilen von der Küste, gewöhnlich doppelt so stark, also gefährlich genug ist.

Die Warnungsstationen erster Klasse oder Signalstationen sind meistens mit den Leuchtthürmen und Rettungsstationen verbunden; deßhalb erforderte deren Errichtung, im Auftrage des Congresses, ein specielles Übereinkommen zwischen dem Kriegs- und dem Finanzministerium. Die Direction untersteht aber ausschließlich dem Kriegsministerium, speciell dem Chef des Signaldienstes. Die Anzahl dieser Hauptstationen ist 50, die der untergeordneten Aushängestationen 66, so daß gegenwärtig 116 Häfen längs den amerikanischen Ufern mit Sturmwarnungen versehen sind.

9. In den Jahresberichten des Signaldienstes finden sich 112 *Flußstationen* verzeichnet, die sich auf beiden Seiten des Felsengebirges längs den Flußufern über das ganze Land erstrecken und so eine nationale

Flußwache bilden. Der „Flußmesser" ist ein höchst einfaches Instrument, bestehend aus einem Tannen- oder Eichenbrett, gewöhnlich zwei Zoll dick und zehn Zoll breit, an einer Mauer oder einem Pfeiler befestigt. Die Eintheilung gibt Fuß und Zoll, wobei der Nullpunkt beliebig, gewöhnlich aber der niedrigste bekannte Wasserstand ist. In einiger Höhe ist die sogenannte „gefährliche Linie" (danger line) angegeben, bis zu welcher das Wasser ohne Gefahr einer Überschwemmung steigen darf. Die Beobachtungen werden meistens von einem Privatmanne für eine kleine Entschädigung gemacht.

10. Die Baumwollenzone des Südostens ist vom Signalbureau in mehrere Districte: Memphis, Atlanta, New-Orleans u. s. w., getheilt worden, mit den Städten gleichen Namens als Centralpunkten. Die Beobachter sind, wie wir schon früher gesehen haben, Eisenbahnbeamte, welchen auch von den Eisenbahngesellschaften selbst der gleiche Dienst aufgetragen wurde. Diese Gesellschaften versprachen dem Chef des Signaldienstes von Anfang an 248 Beobachtungsstationen, von denen aber damals wegen Geldmangels nur 100 angenommen werden konnten. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Baumwollenstationen auf 156.

11. Endlich besitzt der Signaldienst noch 18 Druckerstationen, die von Soldaten bedient werden unter Aufsicht je eines Sergeanten. Sie sind in die Hauptstädte der Union vertheilt und haben die schnelle Verbreitung der Wetteranzeigen zum Zweck.

Die Zahl aller dieser vom Signaldienste besorgten Stationen beträgt 613. Vergleicht man dieselbe mit der geographischen Ausdehnung des nordamerikanischen Continentes, so muß man sie in Anbetracht ihres großen Zweckes als unzureichend erachten, wie dieß auch General Myer und sein Nachfolger, General Hazen, wiederholt erklärt haben. An der pacifischen Küste sind nur 11 Stationen; in dem ausgedehnten Alasca, dessen Areal der Hälfte der Vereinigten Staaten gleichkommt, existiren bis jetzt nur 24; auf der Beringsinsel und in Kamtschatka je eine.

12. Zur leichteren Übersicht sind sämmtliche Stationen nach sogenannten Wetterdistricten gruppirt, deren Areal naturgemäß um so kleiner angenommen wurde, je dichter die Stationen aneinander liegen. Die beiden Meeresküsten sind eingetheilt in die atlantischen und pacifischen Districte, und zwar in beiden Fällen in den nördlichen, mittleren und südlichen; an der südlichen Küste sind die beiden Golfdistricte, der östliche und westliche. Dann kommen die Districte der oberen und unteren Seen, südlich davon das Ohio- und Tennesseethal; weiter nach Westen das

obere Mississippithal und das Missourithal. Dann folgt der östliche Abhang (Slope), endlich das Plateau des Felsengebirges, und zwar beide mit nördlichen, mittleren und südlichen Districten.

13. Alle diese Stationen stehen mit dem Centralbureau in Washington in telegraphischer Verbindung, und zwar laufen die Drähte direct in das Arbeitszimmer. Wo Privat-Telegraphen-Linien bestanden, wurden durch specielles Übereinkommen die Stunden bestimmt, in denen die Stationen mit dem Centralbureau correspondiren können; wo solche Linien nicht bestanden, wurden sie von den Signaltruppen selbst errichtet. Militärische Telegraphensysteme existiren gegenwärtig drei, von denen zwei einen vorwiegend strategischen, das dritte einen commerciellen Zweck haben. Die ersten zwei schützen die Nordwest- und Südwestgrenze der Union gegen die wilden Indianerstämme, indem sie die Militärstationen untereinander verbinden; das dritte läuft längs dem Atlantischen Ocean, von Sandy Hook bis Smithville, und verbindet sämmtliche Warnungsstationen untereinander und mit dem Centralbureau. Die ganze Länge dieser militärischen Telegraphenlinien beträgt ungefähr 5000 englische Meilen, von denen 610 auf die atlantische Küste kommen. Die Regierung beabsichtigt, die beiden ersten Telegraphensysteme aufzugeben, sobald commercielle Linien daselbst errichtet werden. Sie bilden nämlich eine hohe, aber durchaus nothwendige Auslage für die Union. Die Reparatur dieser Linien, die Hunderte von Meilen durch die Wildniß laufen, ist ungemein schwierig. Von der andern Seite aber drängen die Ansiedler auf deren Erhaltung, der Werth der öffentlichen Ländereien wird durch dieselben erhöht, die westliche Auswanderung befördert, und Privat- und Regierungstelegramme bezahlen deren Erhaltung wenigstens theilweise. Seit dem Jahre 1880 sind alle Telegraphen des Signaldienstes mit eisernen Stangen versehen worden, was sich als sehr ökonomisch herausgestellt hat.

14. Unter diesen telegraphisch verbundenen Wetterdistricten sind diejenigen längs der pacifischen Küste am schlechtesten besorgt. Der Stationen sind gegenwärtig in den westlichen Grenzstaaten und Territorien und besonders in dem ausgedehnten Alasca, wie schon oben erwähnt wurde, noch viel zu wenige, deren Verbindung unter sich und dem Centralamte ist ungenügend und schwierig. Die eingesandten Beobachtungen langen in Washington nicht zeitig genug an, und die zurückgesandten Sturmwarnungen würden auf einer Linie von 3476 Meilen vielleicht gerade im wichtigsten Momente versagen. Die Westküste ist deßhalb nicht, wie die östliche, durch Signalstationen geschützt. Außerdem bedarf das Klima

an der Küste des Stillen Oceans eigener Studien, da es ganz von dem des übrigen Continentes verschieden ist. Es erfolgt nämlich, zufolge den Berichten des Signaldienstes, vom Mai bis October kaum jemals ein atmosphärischer Niederschlag. Der Plan des Wetterdienstes geht deßhalb dahin, in San Francisco ein eigenes Centralamt mit einem *westlichen Wetterdienste* einzurichten; der Hauptgrund, weßhalb dieß noch nicht geschehen ist, liegt nur darin, daß man in Washington keinen der Offiziere, die zu diesem Amte fähig wären, vermissen konnte.

15. Ein so ausgedehntes Netz von Stationen könnte unmöglich in gutem Stand gehalten werden ohne *Inspection*. Ein Offizier hat jährlich eine Rundreise durch das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten zu machen, ausgerüstet mit genauen Instructionen, gedruckten Formularen und geprüftem Thermometer, Barometer und Compaß. Die Mannschaft der Stationen ist ihm verantwortlich für die Reinlichkeit der Instrumente, für deren Aufstellung und Ablesung, für die genaue Abfassung der Berichte und für Ordnung und Betragen auf der Station. Wo ein meteorologisches Comité der Gewerbe- und Handelskammern oder der landwirthschaftlichen Vereine existirt, hat der Inspector dasselbe zu Rathe zu ziehen über den Stand und den Nutzen der Station. Er hat ferner die Richtigkeit der Instrumente zu prüfen, indem er dieselben mit den seinigen vergleicht, wobei sich freilich zuweilen herausstellte, daß die seinigen in Folge des Transportes die unrichtigen waren. Endlich hat der Stationssergeant genaue Rechenschaft abzulegen über Einnahme und Ausgabe für Miethe, Reparaturen und dergleichen.

16. Im Anschlusse hieran wollen wir noch über die *finanzielle* Seite des nationalen Wetterdienstes ein Wort beifügen.

Der jährliche Unterhalt einer Beobachtungsstation beläuft sich im Durchschnitte auf 350 Dollar. Dabei sind aber Telegramme und Sold nicht mit eingerechnet, ebenso wenig eine Menge von Kleinigkeiten, die von der Armee geliefert und dem Signaldienst nicht auf eigene Rechnung geschrieben wurden.

Weil die Signaltruppen großentheils aus verschiedenen Gruppen der Armee zusammengesetzt waren, wurden auch die Kosten von den verschiedenen Militärkanzleien aus bestritten. Als nun im Jahre 1882 das Kriegsministerium mit Zustimmung des Congresses das Budget des Signaldienstes von dem der Armee trennte, schätzte es dasselbe für das Jahr 1883 nach den früheren Rechnungen auf eine und eine Drittel-Million, oder genauer auf 1 351 159 Dollar und 8 Cent, wovon etwa

250000 Dollar auf die laufenden Auslagen des Geschäftsganges kommen. Daraufhin aber erklärte der Chef des Signaldienstes, der Congreß habe es ihm unmöglich gemacht, den Wetterdienst in seinem bisherigen Umfange weiterzuführen; die Summe sei um mehr als 70000 Dollar zu niedrig veranschlagt, und wenn die Herabsetzung des Budgets in demselben Maße weitergehe, würden bald die Wetterprognosen und Sturmwarnungen ganz aufhören und die Vereinigten Staaten den ersten Rang in der Anwendung der Meteorologie auf das materielle Wohl des Volkes nicht mehr länger behaupten. Um seinen Vorstellungen mehr Nachdruck zu geben, zählte er dann mehrere Einzelheiten auf, die in der Abfassung des Budgets ganz vergessen worden, so die Pensionen für Offiziere, die Besoldung der Nordpolfahrer, die Lieferungen von Waffen und Munition, das Stroh für die Pferde, ja sogar für die Betten der Soldaten. Das Futter könne auf den entlegenen Stationen nicht zu den Preisen beschafft werden, wie sie im Budget veranschlagt seien. Ebenso sei kein Geld vorhanden für die Bezahlung außergewöhnlicher Arbeiten, für die man oft die tüchtigsten Offiziere verwenden müsse; nicht einmal für die Beerdigung der Soldaten und Offiziere sei Geld bewilligt, ebenso wenig für das Einfangen der Deserteure.

Darnach ist es nicht mehr schwer, die Gründe einzusehen, welche das Kriegsministerium bewogen haben, auf die vollständige Trennung des Wetterdienstes von der Armee hinzuarbeiten. Unterdessen aber kann die obwaltende Unsicherheit der Organisation nur hindernd auf die Thätigkeit des nationalen Wetterdienstes wirken, welcher wir im folgenden Aufsatze unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

J. G. Hagen S. J.

Das Passionsspiel von Vorderthiersee in Tirol.

Von der Bahnstation Kufstein führt in westlicher Richtung ein ziemlich steil ansteigender Saumweg über einen bewaldeten Bühl in das hoch gelegene Thal des kleinen Thiersees. Es ist ein reizend schönes Landschaftsbild, das sich dort oben auf einmal dem Wanderer darstellt: der stille, tiefdunkle, zwischen himmelhohen Bergen eingekettete See und an seinem Rande hingestreut das freundliche Alpendorf Vorderthiersee mit dem weißschimmernden

Kirchlein und den schmucken, im sogen. Schweizerstile erbauten Häusern und Häuschen. Es lohnte gewiß dieser Anblick allein die Anstrengung eines zweistündigen, nicht ganz müheloſen Hinansteigens. Doch war es nicht dieser Genuß, was in den verflossenen Sommermonaten an Sonn- und Festtagen jedesmal eine große Anzahl Schaulustiger nach Vorderthiersee hinauflockte, sondern das Passionsspiel, welches dort an diesen Tagen aufgeführt wurde. Es geschah dieses, wie das einladende Programm ausdrücklich bemerkte, „mit höchster Bewilligung der k. k. Statthalterei in Innsbruck und gnädigster Erlaubniß des hochw. fürsterzbischöflichen Ordinariats zu Salzburg".

Es ist jedoch jetzt nicht das erste Mal, daß die Vorderthiersee ein Passionsspiel haben, sondern schon im Jahre 1802 wurde von ihnen „das Gespiel vorgestellt" und gefiel so sehr, daß man es in den nächsten drei Jahren jährlich wiederholte. Von da an folgten sich die Spieljahre in größeren Abständen, 1811, 1815, 1821, 1833 und 1855. Im letztgenannten Jahre bildete sich eine eigene Passionsgesellschaft, welche von nun an alle zehn Jahre das heilige Spiel zur Aufführung bringen will, gleichwie es in Oberammergau und in dem nahegelegenen Brixlegg zu geschehen pflegt. Was nun für die Vorstellungen dieses Jahres unsere Aufmerksamkeit erregte, war das neue Textbuch, welches ihnen unterliegt. Es wurde eigens für die Thiersee Passionsvorstellungen „nach alten Motiven neu bearbeitet" von dem Benedictinerordenspriester und k. k. Gymnasialprofessor zu Seitenstetten, P. Robert Weißenhofer[1]. Man kann dem guten, kunstbeflissenen Bergvölkchen zu dieser Errungenschaft nur gratuliren. Herr Professor P. Weißenhofer hat es mit einer anerkannt gelungenen Leistung bedacht, welche im Allgemeinen bislang ihres Gleichen schwerlich finden möchte.

Die Thiersee besaßen ursprünglich kein eigenes Textbuch für ihr frommes Spiel, sondern hatten jenes der bayerischen Gemeinde Oberaudorf, wo es im vorigen Jahrhundert wiederholt war aufgeführt worden, für sich erworben. Seit 1762 waren nämlich in Bayern die Passionsvorstellungen durch geistliche und weltliche Behörden untersagt worden, und so mag es gekommen sein, daß die Oberaudorfer den benachbarten Thierseern ihr „Gespiel" überließen. Als sein Verfasser wird der Oberaudorfer Handwerker Georg Eichler genannt, allein Herr Professor Weißenhofer glaubt diese Angabe bezweifeln zu müssen, gibt jedoch zu, daß der Dichter schon durch seine Sprache als Bayer sich bekunde. Sprache und Schrift bezeugen überdieß, daß der älteste Text aus der andern Hälfte des 17. Jahrhunderts herrührt. Das ganze Drama war in Versen abgefaßt, und zwar der Dialog durchweg in gereimten Alexandrinern, während für die spärlich eingestreuten lyrischen Partien mit kürzeren und freieren Formen abgewechselt wurde. Ein kleines Vorspiel vom guten Hirten eröffnete die Haupthandlung, welche in fünf Abtheilungen die biblischen Begebenheiten vom letzten Abendmahle bis zur Grablegung vorführte und auf

[1] Das Textbuch ist im Verlag von Alfred Hölder in Wien erschienen (1885), das Recht der Aufführung besitzt jedoch ausschließlich die Passionsgesellschaft von Vorderthiersee.

51 Rollen vertheilt war. Unter diesen findet sich auch eine Personification der „Gnade Gottes". — Selbstverständlich fehlten die Teufel nicht. Sie waren durch Lucifer und zwei „große Teufel" und einen „kleinen Teufel" hinreichend vertreten. Gerade dieser Letzte soll eine höchst gelungene Figur sein und wirklich den Typus eines Höllengeistes vorstellen. Über die Gesammtdichtung schreibt Professor P. Weißenhofer: „Das Drama enthält viele wirksame Motive, doch streift die Darstellung an einzelnen Stellen hart an das Burleske und sind Sprache und Vers öfter rauh und ungelenk." — Bis vor Kurzem hatten die Thierseer an ihrem Oberaudorfer Erbe treu festgehalten, das erst vor zwölf Jahren durch den Candidaten der Theologie Joseph Mayerhofer, einen geborenen Thierseer, jene durchgreifende Umgestaltung erfahren hatte, in welcher es 1875 zur Aufführung gekommen ist. Ihr Urheber sollte sie aber nicht mehr erleben. Er starb schon 1874. Er hatte die gebundene Rede des alten Spieles in Prosa umgesetzt, dann aber auch Manches ganz ausgeschieden und dafür Neues aufgenommen. Dazu gehörte vorzüglich die Rolle des Chorführers nach dem Muster der Ammergauer Passion. Der Chor hatte im alten Spiele überhaupt keine bedeutende Stellung und trat auch nur ein paar Mal auf. — Es scheinen aber die Mayerhofer'schen Reformen nicht völlig befriedigt zu haben, indem der damalige Leiter des Spieles, Herr Vicar Peter Troger, jetzt Pfarrer in Unternberg, einen neuen Plan entwarf zu weiterer Verbesserung.

An diesen schloß nun P. Weißenhofer seine Arbeit an. Was ihn dabei leitete, spricht er selbst in dem trefflichen Vorworte zu seiner Dichtung aus, indem er schreibt: „Die alten Motive wurden auf das Schonendste behandelt, soweit dieß vom ästhetischen Standpunkte zulässig schien. Um eine einheitliche Bühnensprache zu schaffen, war es nothwendig, den Text durchweg neu zu dichten, und zugleich schien es zeitgemäß, auch die meist anderweitig wörtlich entlehnten lyrischen Partien, sowie die Sprechrolle des Chorführers umzudichten." Mit anderen Worten: das jetzige Thierseer Passionsdrama ist ganz und eigentlich das verdienstvolle Werk des hochw. Capitulars von Seitenstetten. Das Prädicat zeitgemäß beansprucht es mit gutem Rechte, und gerade dieses möchten wir betont wissen. Passionsspiele werden zwar immer zeitgemäß sein, wo ein christliches Volk und in ihm christlicher Geist wohnt. Allein es bleibt doch unbestreitbar, daß bei solchen Vorstellungen der ästhetische Standpunkt überhaupt muß gewahrt werden und seine gerechten, zeitgemäßen Forderungen zu befriedigen sind. Anders wird das Heiligste vor Entehrung und Entweihung nicht genügend geschützt sein und muß seine Wirkung auf den Gebildeten verkümmert werden. Auch wird ohne diese Rücksicht der wohl zu beachtende Zweck, auf das Landvolk und seinen frommen Sinn selbst hebend und veredelnd einzuwirken, nicht erreicht werden können. Allerdings mag es keine leichte Sache sein, das rechte Maß und die wahrhaft goldene Mitte hierbei zu treffen. Herr Professor P. Weißenhofer aber hat, wie uns scheint, den glücklichen Wurf gethan. Schon seine Sprache zeigt dieses. Sie ist edel und in gewissem Grade vornehm, rein und fließend, bleibt jedoch stets im Ausdrucke dem Volke zugänglich und verständlich. Es ist das

ein Charakterzug der ganzen Dichtung. Ihr Auctor hat kein Kunstdrama im modernen Sinne und Werthe des Wortes geliefert, aber sein eigenartig gestaltetes und gebildetes Werk wird den Forderungen der Kunst dennoch gerecht. Auch wußte er seiner Dichtung von vorneherein eine höhere Weihe, eine wahre Salbung dadurch zu geben, daß er nicht nur an jenen Stellen, wo der evangelische Bericht die Reden der handelnden Personen uns erhalten hat, diese getreu wiedergibt, sondern auch da, wo uns, was gesprochen wurde, nicht berichtet ist, seinen Personen Reden in den Mund zu legen sucht, welche augenblicklich an wirkliche Bibelworte erinnern oder doch unverkennbar an solche anklingen. Es war dieses ein guter Griff, wodurch an erster Stelle die Rolle des Christus selbst an Wahrheit und Wirksamkeit gewinnt. Nur dünkte uns, als wäre bisweilen des Guten dadurch zu viel geschehen, daß einzelne Reden zu lang, der Worte zu viele sind. Nicht selten mochte dieser Eindruck daher kommen, daß sich bei der Aufführung die Reden der einzelnen Personen zu sehr drängten. Doch trifft dieser Umstand nicht immer zu, sondern besser wäre wohl der Text selbst manchmal kürzer gefaßt worden. So, glauben wir, würde die Wirkung des rührenden Momentes, wo Christus vor der Kreuztragung sein Kreuz begrüßt, eine noch größere sein, wenn er nur die wenigen Worte spräche: „Sei mir gegrüßt, o süßes Kreuz!" — und nicht mehr. Besonders die eigentlichen Monologe, welche sich durchschnittlich durch tief psychologische Charakterzeichnung hervorthun, sind im Ausdrucke mitunter zu breit, was bei den gemessenen Kräften der bäuerlichen Darsteller auch ihrer Wiedergabe ungünstig entgegensteht. Gerade die Rolle des Christus litt dadurch am meisten, da ihr Darsteller an solchen längeren Stellen in jenen weinerlichen, singenden Ton verfiel, welchen man zuweilen bei Predigern hört. Fast störend wirkte dieser Übelstand in der Ölbergscene bei dem dreimaligen längeren Gebete des Christus. Auffallend war uns hier, daß die Worte des Herrn vom Kelche, der vorübergehen möge, nur einmal in diese Gebete aufgenommen sind, während doch zwei Evangelisten ausdrücklich sagen, der Herr habe jedesmal die nämlichen Worte gesprochen.

Auch möchten wir hier, weil wir eben die Harmonie zwischen Dichtung und Bibel berühren, auf noch etwas darauf Bezügliches aufmerksam machen. Der Dichter hat sich nämlich gestattet, einzelne Thatsachen aus ihrer geschichtlichen Folge, in der sie uns die Evangelien vorführen, herauszulösen und anders zu gruppiren. So gewahren die Hohenpriester und Schriftgelehrten den Wortlaut des Kreuztitels schon bei der Verurtheilung Jesu, protestiren sogleich und erhalten die bekannte bestimmte Abweisung des Pilatus. Dem Petrus wird das Hirtenamt schon übertragen, als der Herr zum zweiten Male den im Saale versammelten Jüngern erscheint und den Apostel Thomas von seinem Unglauben heilt, den derselbe erst jetzt den Erzählungen des Petrus und den Betheuerungen der Übrigen entgegensetzt. Wir läugnen nicht, daß im Interesse der dramatischen Einheit und leichteren Inscenirung der Handlung diese Änderungen recht gut getroffen sind, wie wir dem dramatischen Dichter überhaupt nicht das Recht bestreiten wollen, den geschichtlichen Gang der Begebenheiten für seine Zwecke zu verlassen. Aber in diesem Falle des

Passionsdramas wünschten wir eher einzelne Nebenereignisse ganz zu vermissen, als den evangelischen Bericht geändert zu sehen. Der Grund liegt auf der Hand. Die Thatsachen der Leidensgeschichte nach den Berichten der Evangelien sind eben mehr als bloß historische Begebenheiten. Sie gehören zum Gegenstande unseres Glaubens, und es möchte nicht gut sein, den schlichten Zuschauer aus dem Volke hierin im Geringsten zu verwirren. Der Protest der Juden gegen den Kreuztitel könnte ganz wohl an der Stelle bleiben, wohin ihn der Evangelist setzt, nur müßte dann die kategorische Zurückweisung des Pilatus durch einfache Erzählung ergänzt werden, was freilich der Rolle des Pilatus ein schlagendes Moment nehmen würde. Die Übertragung des Primates an Petrus ließe sich in einer eigenen Handlung vorführen, die gewiß überaus anregend wirken müßte. Eine andere Frage ist es allerdings, ob es zum Vortheile des Spieles gereicht, es nach der Auferstehungshandlung noch weiter auszuspinnen. Doch darüber später; betrachten wir zunächst die große dramatische Dichtung des Thierseer Passionsspieles in ihrem Aufbau und ihrer scenischen Anordnung etwas näher.

Sie umfaßt die biblischen Ereignisse vom Palmsonntag bis zur Himmelfahrt. Dieser gewaltige Stoff ist vom Dichter in zwei „Hauptabtheilungen" geschieden, deren jede drei Aufzüge enthält. Die erste Hauptabtheilung kömmt am Vormittage von 9—12½ Uhr, die zweite von 2½ bis gegen 5½ Uhr zur Aufführung. Eine Stunde wird im Spiele pausirt, damit die Spieler wie die Zuschauer sich neue Kräfte sammeln mögen. Jeder der sechs Aufzüge zerfällt in eine Anzahl von „Handlungen" und „Vorbildern". Die ersteren führen die Passionsgeschichte selbst durch, während die Vorbilder ihren Inhalt typischen Begebenheiten des Alten Testamentes entnehmen. Sie setzen sich gegenüber den streng dramatisch gehaltenen Handlungen aus einem doppelten Elemente zusammen: einer mimisch-lebendigen Vorstellung und einem didactisch-lyrischen Vortrage des Chores.

Dieser hat seine örtliche Stellung zwischen dem Hauptvorhange, welcher nur am Ende der Aufzüge fällt, und dem Mittelvorhange, der zwischen den einzelnen Scenen niedergelassen wird. An der Spitze des Chores steht der Chorführer. Er leitet in poetischer Rede die Hauptabtheilungen mit entsprechenden Prologen ein, kündet in seinen Declamationen die Vorstellungen an und erklärt ihre typische Bedeutung in Bezug auf die nachfolgende Passionshandlung. Diesem Führer zur Seite stehen acht sogenannte Schutzgeister, in Phantasiecostüme gekleidet ähnlich dem Ammergauer Chore, doch einfacher und nüchterner gehalten. Die Schutzgeister theilen sich in die Declamation jener Strophen, welche das Vorbild an sich erklären, und führen vereint die Gesänge aus, deren Inhalt zum Abschlusse des ganzen Vorbildes jene Gefühle der Andacht ausspricht, die im Zuschauer bei der sogleich vorzuführenden Passionshandlung rege werden sollen. Denn das Thierseer Spiel will nicht bloß gefallen, es will auch erbauen. Der Dichter hat in diesen Partien des Chores und seines Führers durchweg den rechten Ton gefunden, um Beides zu erreichen. Eine einfache und doch gewählte Sprache, welche sich in freien, aber nicht losen Formen rhythmisch und wohlklingend bewegt, gibt den tiefen, from-

men und ſchönen Gedanken jener Poeſie ein Gewand, wie es für ein ſo heiliges dramatiſches Spiel ſein ſoll und muß.

Aus dem reichen Schatze, welchen die ganze Dichtung hierin bietet, wollen wir dem Leſer wenigſtens eine Probe geben. Die vierte und fünfte Handlung des erſten Aufzuges tragen die Aufſchriften: „Das Mahl zu Bethanien", „Magdalena's Liebeswerk" — und „Maria's Abſchied von Jeſu". Zählen dieſelben ſchon in der Dichtung zu den beſten, ſo geſtalteten ſie ſich bei der Aufführung durch das ergreifende Spiel der Magdalena und der Maria vollends zu einer Wirklichkeit, welche in den tief bewegten Zuſchauern ſo mächtig ſich geltend machte, daß lautes Schluchzen entſtand. Als Vorbild zu dieſen rührenden Scenen wird gezeigt: „Des Tobias Abſchied von ſeinen Eltern". Der Chor erſcheint im Proſcenium und ſein Führer ſpricht:

Nicht hat der Heiland hier auf Erden,
Wohin er legen könnt' ſein müdes Haupt.
Klein iſt die Zahl auch der Getreuen,
Die ihm, dem liebreichſten der Freunde,
Hingebend auf den Weg des Lebens folgt.
Und ach, auch ſie muß er verlaſſen,
Muß ſcheiden auch von ſeiner heil'gen Mutter,
Die ihn ſo innig liebend in ihr Herz geſchloſſen.

Um die Ausſicht auf die Bühne frei zu geben, gruppirt ſich nun der Chor zu beiden Seiten des Mittelvorhanges, der ſich hebt, damit das Bild des ſcheidenden Tobias ſichtbar werde. Sogleich beginnt der erſte Schutzgeiſt:

Mit Schmerzen ſahen einſt Tobias' Eltern
Von ihrer Seite zieh'n den lieben Sohn.
Es trübte ſich das treue Mutterauge
Und weinte heiße Zähren.
Den Troſt des Alters mußt' es ſcheiden ſeh'n,
Das theure Kind, des Lebens ſüße Wonne;
In bangem Leid härmt ſich das Mutterherz
Und harret ſehnſuchtsvoll der frohen Stunde,
Die es mit dem geliebten Sohn vereint.

Gleichſam zur Gegenſtrophe ſpricht ein zweiter Schutzgeiſt:

O hoffe! Wiederkehren wird dereinſt
Zur heimathlichen Schwelle der Erſehnte,
Beſchützt von ſeinem Engel, der ihn treu
Geführt im fremden Land. Und trocknen wird
Die Thräne dann, dein Herz wird ſich erfreu'n,
Ein fromm Gebet dein Dankesopfer ſein.

Der Vorhang fällt. Der Chor nimmt ſeine frühere Stellung ein, und der Chorführer weist das eben gezeigte Bild auf ſeine Wirklichkeit hin, indem er, als ſchaute er ſchon im Geiſte die Trauer der Gottesmutter, an ſie ſich wendet und ſpricht:

Sieh hier ein tröſtend Vorbild, Mutter Jeſu,
Das dir die Qual verſüßt in bangen Stunden,
Da du im Geiſte folgeſt deinem Kinde
Auf ſeinem Leidensweg. Auch deine Thränen,
Die du weineſt, werden trocknen,
In Freud' und Jubel wird verwandeln ſich
Dein Schmerz, wenn du wirſt ſchauen deinen Sohn
Verklärt als Sieger über Tod und Grab.
Den du hier als verloren haſt beweint,
Er bleibt im Himmel ewig dir vereint.

Nun ſingt der Chor:

Mutter der Schmerzen!
Ach, tief zu Herzen
Geht mir dein Leid und
Deine Pein!
Will mit dir weinen,
Mich dir vereinen
In deines bittern
Jammers Noth.

Die muſikaliſche Compoſition der Chorgeſänge, welche mit Begleitung eines Harmoniums ausgeführt werden, iſt ein Werk des Chorregenten von Kufſtein, Johannes Oberſteiner. Es wird freilich nicht jeder muſikaliſche Kritikus davon ganz befriedigt ſein, aber daß der Componiſt einen recht fließenden und ſaubern muſikaliſchen Satz — wir möchten ſagen, ſo im Stile des Michael Haydn — zu ſchreiben verſteht, müßte ihm wohl Jeder zugeſtehen. Was die ganze Haltung dieſer Chorgeſänge betrifft, ſo wird man, alle die concreten Umſtände der Ausführenden und Zuhörenden in Anſchlag gebracht, billiger Weiſe ſagen können, daß der Tonſetzer das Richtige und Gangbare getroffen. Sind auch ſeine Chöre bisweilen etwas zu viel *Lieder* und ihre Melodien faſt zu alltäglich, ſo weiß er ſie doch auf einer gewiſſen Höhe zu halten und bietet wiederholt geradezu Schönes und Gutes. Beſonders gelungen ſind ihm die belebteren und kräftigeren Partien, wie z. B. der Chor in der allererſten Handlung:

Hoſanna unſers Herrn Geweihtem,
Er kommt in Frieden zu uns heut';
Hoſanna dem Gebenedeiten,
Lob, Ehre, Macht und Herrlichkeit!
Heil dir, Heil dir, dem Gottesſohn,
Heil dir, Heil dir, auf Davids Thron
In Ewigkeit!

Wir wollen eingeſtehen, daß wir der Ausführung dieſer Chorgeſänge mit etwas Bangen entgegenharrten; denn die Kirchenmuſik, welche wir während des ſonntäglichen Pfarrgottesdienſtes in Thierſee zu hören bekommen hatten, ließ wenig erwarten. Aber es ſollte anders kommen. Die acht Schutzgeiſter und ihr Führer — vier Frauen- und fünf Männerſtimmen — machten ihre

Sache recht gut, hatten deutliche Textaussprache, hielten im Ganzen reine Stimmung und sangen bis zum Ende mit gleicher Frische. Auch ihr Stimmmaterial war ein befriedigendes.

Um nicht noch einmal auf die Musik beim Passionsspiele zurückkommen zu müssen, wollen wir noch bemerken, daß dabei auch eine sogen. türkische Musik engagirt ist, welche sich ebenfalls aus Thierseern zusammensetzt. Sie spielte eine Art Ouverture vor den beiden Hauptabtheilungen und gab die Zwischenactsmusik, wobei sie aber hinter dem Vorhange aufgestellt war. Auch während der Handlungen selbst mußte sie wenigstens ein paar Mal eingreifen und hatte dann hinter den Coulissen Posto gefaßt. Die Anwendung von türkischer Musik bei einem Passionsdrama mag den Leser vielleicht etwas befremden. Allein es ist eben dabei auf das zahlreichste, das ländliche, Publikum abgesehen, welches freilich von dieser Connivenz keinen rechten Begriff zu haben schien, da es den Productionen der türkischen Passionsmusik um kein Haar mehr Aufmerksamkeit schenkte, als es unser modernes städtisches Publikum den Zwischenactsleistungen der Theaterorchester gegenüber zu thun pflegt. Übrigens sind diese Piecen, welche ebenfalls von Herrn Obersteiner componirt und im Stil der Gesänge gehalten sind, gar nicht unschön und bringen mitunter vortreffliche Klangeffecte. Deßhalb war die Wirkung unserer Thierseer türkischen Musik nirgends eigentlich störend.

Der Sologesang ist mit einer einzigen Ausnahme vermieden, und es wäre gewiß nicht zum Nachtheile des Ganzen, wenn auch diese fallen würde, weil, so schön die „Zwischenhandlung", überschrieben: „Eine mitleidige Seele beweint Jesum", erdacht ist, die Musik dazu ganz auf die Bahn der modernen italienischen Oper à la Bellini eingelenkt hat. Wenn sich der Componist an dieser Stelle an ein „O Haupt voll Blut und Wunden" erinnert, oder etwa — da es einmal ein Solo sein mußte — Mendelssohns Arie aus „Paulus": „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten", zum Vorbild genommen hätte, wäre er wohl besser gefahren, um eine Melodie zu schaffen, welche die Worte des Dichters vollgewichtig wiedergäbe:

Blutend, ach, aus tausend Wunden
Find' ich dich, o Jesu mein!
Laß mich jetzt und alle Stunden
Dir ein liebreich Tröster sein.

Kehren wir nun zu den Vorbildern des Passionsspieles zurück, um ihre Bühnendarstellung zu besprechen. Was schon angedeutet, werden dieselben nicht als lebende Bilder vorgestellt, wie es in Ammergau zu geschehen pflegt, sondern in Form von Pantomimen. Das Thierseer Spiel hat hierin Verwandtschaft mit dem ehemaligen großen Waaler Passionsspiel, das im Jahre 1828 oder 1829 zum letzten Male aufgeführt wurde[1]. Doch scheint uns

[1] Waal, ein hübscher schwäbischer Marktflecken unweit Buchloe, hatte vor Zeiten ein großartiges Passionsspiel. Sein Textbuch scheint der Ettaler Benedictiner und spätere Pfarrer von Jesenwang Ottmar Weis verfaßt zu haben, derselbe, welcher auch das Oberammergauer Spiel bearbeitet hat. Wenigstens erinnert sich der Schreiber,

diese Art der Darstellung keine glückliche Wahl zu sein und wir möchten der Ammergauer entschieden den Vorzug geben. Die ruhige plastische Form der lebenden Bilder wirkt schon wegen der kurzen Dauer, welche den einzelnen Vorstellungen zugemessen ist, günstiger. Denn bei einem so knappen Maße wird eine unerquickliche, den Ernst der Sache schädigende Hast in den stummen Actionen der Pantomimen unvermeidlich. Überdieß erhalten diese Vorbilder durch den Inhalt der Declamationen und Gesänge des Chores einen contemplativen Charakter, dem die plastische Ruhe des lebenden Bildes viel mehr entspricht, als die reiche Bewegung der Pantomimen. Auch stellt eine vollkommene Pantomimik an die schlichten Darsteller viel größere Anforderungen schauspielerischer Kunst in Auffassung und Ausführung. Übrigens bezeugte die Thatsache selbst die Richtigkeit dieser Bemerkungen. Denn gerade die plastische Vorstellung des Vorbildes von der ehernen Schlange war die gelungenste und bot ein Bild von außerordentlicher Schönheit, das wie ein Zauber die Zuschauer berührte. Besonders geschmackvoll war dabei, daß die Bühne nicht vollgepfropft mit Leuten erschien, so daß sich die Einzelgruppen leicht zum Totaleindrucke fassen ließen

Einen Punkt möchten wir hier noch berühren. Schon Devrient hat in seiner Schrift über das Passionsspiel zu Oberammergau (1851) bemerkt: „Die schöne tiefsinnige Idee der ganzen Composition, die Beziehung nämlich zwischen Vorgängen des Alten und Neuen Testamentes, sollte mit mehr Wahl, mehr auf volksthümliche Verständlichkeit gerichtet, ausgeführt sein." Es scheint uns dasselbe auch vom Thierseer Spiele gesagt werden zu können, und wir möchten noch hinzufügen, daß diese Wahl eine dogmatisch bestimmte sein sollte. Die Heilige Schrift bezeugt nicht nur im Allgemeinen, daß der Alte Bund ein Schatten des Neuen sei, sondern wir haben in ihr auch ausdrückliche Hinweise, daß diese oder jene besondere Thatsache einen vorbildlichen Charakter habe, und zwar gerade in Bezug auf jene Handlungen des Leidens unseres Erlösers, welche im Passionsspiele vorgeführt werden. Auf solche Vorbilder beschränkt, würde die Gesammtdarstellung an innerer Kraft gewinnen und minder bunt und unruhig erscheinen. Für das Thierseer Spiel brächte diese Reduction noch einen weitern Vortheil, der nicht zu unter-

---

vor Jahren den Namen des P. Ottmar auf einem Exemplar „des großen Passions", wie die Waaler sagten, gelesen zu haben. Später wurde aus „dem großen Passion" ein Auszug gemacht, an welchen der damalige kunstsinnige Ortspfarrer A. Michel († 1879) verbessernde Hand legte, der sich auch der Aufführung dieses „kleinen Passions" (zum ersten Male 1849) warm annahm. In dieser Form, der die Vorbilder gänzlich fehlten, kam die Passion 1883 zum letzten Male zur Aufführung. Da im Februar 1885 das Waaler Landtheater, einst Hoftheater des Fürstbischofs Clemens Wenzeslaus zu Oberdorf, einem Theaterbrande zum Opfer fiel, werden wohl jene Passionsvorstellungen für immer ein Ende gefunden haben. Das große Spiel führte den officiellen Titel: „Gottes Versöhnung oder die Geschichte des Leidens und Todes Jesu", das kleinere dagegen: „Das große Opfer auf Golgatha" oder „Das Versöhnungsopfer auf Golgatha". Die Thierseer künden ihr Spiel an als: „Das große Versöhnungsopfer auf Golgatha."

ſchätzen iſt. Die Ausſtattung der Vorbilder trägt dort keineswegs jenen Reichthum zur Schau, wie es in Ammergau geſchieht. Vielmehr iſt ſie manchmal faſt zu einfach und ſpärlich, wie z. B. bei den Bildern: das Opfer des Melchiſedech, die Verſöhnung Samſons, Joſeph gibt ſich ſeinen Brüdern zu erkennen. Bei lebenden Bildern, Pantomimen u. dgl. iſt aber die Ausſtattung von beſonderer Bedeutung — es ſind dieſes wirklich Ausſtattungsſtücke. Da iſt Alles für das Auge, und das Auge will Glanz, Pracht und Farbenſpiel. Wo dieſe fehlen, muß die Wirkung ſchlechterdings verkümmert werden. Wenn nun die Zahl der Vorbilder beſchränkt wird, ſo kann den übrigen in der Ausſtattung mehr zugewendet werden.

Die Einführung ſolcher Vorbilder in die Paſſionsvorſtellungen hat etwas ungemein Großartiges und Erhebendes in ſich. Es kommt einem unwillkürlich der Gedanke und die Anmuthung, daß man hier die Erlöſungsthat in jener Verbindung der Thatſachen vor ſich vorübergehen ſehe, wie ſie von Ewigkeit her dem Auge Gottes ſelbſt ſich darſtellte.

Der Eindruck, welchen die eigentlichen Leidensmomente in ihrer Verbindung mit dieſen Vorbildern machten, iſt ein unabweisbar heiliger und heiligender, der von ewigen, göttlichen Thaten. Dieſe Wirkung hervorzubringen, wird beim Thierſeer Spiel gewiß nichts verſäumt. Deßhalb eröffnet auch ein eigenes Vorſpiel das Paſſionsdrama. In drei Bildern werden der Sündenfall des Menſchen, die unbefleckt empfangene Gottesmutter und das Werkzeug der Erlöſung — das Kreuz — gezeigt. Nun erſt beginnt das eigentliche Drama mit dem feierlichen Einzuge Jeſu in Jeruſalem. Der Herr erſcheint zum erſten Male ſelbſt, und man muß geſtehen, ſein Erſcheinen entſpricht der geſpannten Erwartung. Die Volksſcenen ſind trefflich angeordnet — man iſt mitten in der Sache. Der Austreibung der Käufer und Verkäufer folgt eine ſtürmiſche Volksſcene, in der die beleidigten Wechsler und Verkäufer das Gericht der Prieſter über den Galiläer fordern. In ihr wildes: „Fort mit ihm! Er muß ſterben!“ miſcht ſich aber auch des Volkes Ruf: „Hoſanna dem Sohne Davids!“ — Nun folgen die Scenen des Liebeswerkes der Magdalena und des Abſchiedes Jeſu von ſeiner Mutter. Die nächſten Handlungen zeigen dann die Anfänge des Verrathes des Judas. Gut gegeben war die Verhandlung mit ihm vor dem hohen Rathe, der als „Schluß der Handlung“ einer der beſten Momente der ganzen Dichtung ſich anreiht: „Der Verräther im Beſitze ſeines Sündenlohnes.“ — Das letzte Abendmahl ſchließt den erſten Aufzug ab. Es machte nicht den Eindruck, den man wünſcht, was theils in der Inſcenirung gelegen ſein mochte, theils wohl auch daher kommt, daß hier an erſter Stelle eine Wirkung dargeſtellt werden ſoll, die eben nicht dargeſtellt werden kann.

Der zweite Aufzug bringt als erſte Handlung die Todesangſt Jeſu am Ölberge. Die Compoſition der Scenerie des Ölgartens iſt aber den Malern mißrathen und vernichtet nahezu den Eindruck der ganzen hocherniſten Handlung. Auch die Mondpaſſage bliebe am beſten ganz weg; denn es ſtimmt eher zum Lachen als zur Trauer, wenn dieſe beleuchtete Kugel zwiſchen Erde und Wolken ſich breit über die Bühne drückt. Räthſelhaft

bleibt auch, warum die Leiter des Thierseer Spieles es unterlassen, die Engel, wie es die religiöse Kunst zu thun pflegt, mit Flügeln auszustatten. Es geschieht ein solches Abweichen von ehrwürdigen und gewohnten Kunsttraditionen nie ungestraft. Die Engelerscheinungen waren wirklich im ganzen Spiele die schwächsten Partien. Es müßte in Thiersee die Ölbergsscene schon deßhalb zu viel größerer Wirkung gebracht werden können, weil der gänzlich geschlossene Raum des dortigen Theaters die Benützung der Lichteffecte in viel ausgedehnterem Maße möglich macht, als es in Oberammergau geschehen kann. Noch als Knabe hat der Schreiber die Ölbergsscene im „kleinen Passion" zu Waal gesehen, und heute noch nach 36 Jahren beeinflußt sie seine Vorstellungen von der Todesangst des Herrn. So mächtig graben sich diese Eindrücke ein.

Verrathen von seinem Jünger sehen wir den Herrn in den folgenden Handlungen vor den hohenpriesterlichen Richtern, die Verläugnung des Petrus und als Schlußhandlung des zweiten Aufzuges: „Petrus in der Buße, Judas in der Verzweiflung." Die Bühne zeigt dann eine einsame Gegend mit Wald. Ängstlich herumblickend tritt Judas auf. Er sucht den Ort, weil er schaurig einsam ist. Das „Freund, wozu bist du gekommen?" raunen Stimmen ewig ihm in's Ohr. Dann glaubt er wieder den Klang seiner Silberlinge zu vernehmen. Verzweifelnd wankt er nach der Tiefe der Bühne und sinkt mit dem Rufe: „Meister, sei mir gegrüßt! . . . O Tod, ich rufe dich!" auf einen Felsblock hin. Da erscheint in Trauer und Weinen Petrus. Auch er sucht menschenleere Einsamkeit, aber um seine Sünde zu beweinen. In herzergreifender Steigerung seines Monologes[1] kommt er zu dem Ausrufe: „Ist Niemand denn, der mir das Gnadenwort verkündet?" Da vernimmt er die Stimme seines Herrn tief im Innern, ein Gedanke durchzuckt seine Seele: „Maria! Mutter Jesu! — ja du, du kannst, du wirst in deines Sohnes Namen mir verzeihen." Die Hoffnung, das Vertrauen haben gesiegt; mit dem Rufe: „O mein Jesus, ich habe dich wieder!" eilt der reuige Apostel ab. Judas, der Zeuge seiner Reue war, tritt wieder in den Vordergrund. Aber in ihm ist alle Liebe erloschen. „Seit ich aus der Hand des Meisters den Bissen nahm beim Abendmahl — seit diesem Augenblick ist's Nacht in mir, Nacht um mich geworden." Er hört des Meisters Stimme: „Was du thun willst, thue bald", und er hört die Rachegeister rufen: „Dorthin, dorthin! zu jenem Baume!" Mit dem Schrei: „Seht, seht, ich komme!" wirft er seinen Gürtel als Schlinge um den Baumast — da fällt der Vorhang. Die Darstellung dieser schwierigen Scene war in Betracht der sie tragenden Kräfte eine vortreffliche und erschütternd wahre.

Dasselbe gilt von der nächsten Handlung, der ersten des dritten Aufzuges: „Die Traumgesichte der Claudia Procula; sie beschließt, Pilatus zu warnen." Claudia Procula soll der Name der Gemahlin des Pilatus gewesen

---

[1] Auffallend ist darin, daß der Dichter das von der Schrift selbst angedeutete Motiv der Reue des Petrus nicht in den Vordergrund stellt: „Da er noch redete, krähte der Hahn. Da wandte sich der Herr um und sah Petrus an. Und Petrus erinnerte sich an das Wort des Herrn u. s. w." (Luc. 22, 60 u. 61.)

sein. Sie schickte nach dem Berichte des hl. Matthäus zu ihrem Gemahle, als er auf dem Richterstuhle saß, und ließ sagen: „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten; denn ich habe heute seinetwegen im Traume viel gelitten" (27, 19). An diese Angabe des Evangelisten anschließend, schuf P. Weißenhofer eine hochdramatische Scene von ganz Shakespeare'schem Colorit, die überdieß in klassisch treuer Inscenirung durch das Spiel der Claudia und ihrer Sclavin Afra eine so vorzügliche Darstellung fand, daß man sie im Vollen und Ganzen eine Kunstleistung nennen kann. Dem größeren Theile des Publikums mag es freilich nicht eigentlich zum Bewußtsein gekommen sein, aber daß diese Handlung allenthalben Stimmung brachte für die folgenden, war unverkennbar.

Christus steht jetzt vor seinen heidnischen Richtern. Der lebendige Dialog, das tüchtige Spiel der Träger der Hauptrollen, des Pilatus, Herodes und des Kaiphas, brachten den Stoff derselben zu einer gediegenen Darstellung. Besonders packend waren die Volksscenen, welche überhaupt zu den best inscenirten Partien des ganzen Passionsdramas zählten. In diesen Handlungen kam auch die Darstellung des Christus zu immer größerer Wirksamkeit. — Zwischen die Scene der Geißelung und Dornenkrönung tritt jene mystische Zwischenhandlung, von der wir schon oben gesprochen haben. Der von der Geißelsäule losgelöste Christus ist an der Säule zusammengebrochen. Die Henkersknechte haben sich entfernt, um die Dornenkrönung vorzubereiten. Da tritt ein trauernder Schutzgeist ein, um das Mitleid und Mitleiden der christlichen Seele mit ihrem verwundeten Herrn und Heilande auszusprechen. Wie schon gesagt, leidet dieser tief ergreifende Auftritt durch die theatralische Haltung der Musik. Eine zweite durch ihre zarte Fassung sehr wirkungsvolle Scene wird zwischen die Dornenkrönung und die Verurtheilung des Herrn eingeschaltet: „Maria, die Zeugin der Leiden ihres Sohnes. Petrus findet (bei Maria) Gnade und Verzeihung." Von diesen Partien voll Innigkeit und Theilnahme heben sich die genannten Handlungen mit ihrer Ungerechtigkeit und Leidenschaft, Brutalität und Blutgier in furchtbarer Wahrheit ab. Die Rolle des Pilatus ist vom Dichter meisterhaft gezeichnet und wurde von ihrem Träger ganz entsprechend durchgeführt. Warum wohl eines der bedeutsamsten Worte des Landpflegers in unserem Passionsspiele sich nicht findet? Sein Ecce rex vester haben wir nicht gehört und können wir auch im Textbuche nicht finden. Mit dem Rufe der Menge: „Fort nach Golgatha!" schließt der dritte Aufzug und die erste Hauptabtheilung.

Die zweite Hauptabtheilung bringt am Anfange in fünf Handlungen den Kreuzweg des Herrn und seine Stationen. Alles war sehr gut wiedergegeben und besonders gilt dieses von der vierten Handlung: „Veronika reicht Jesu das Schweißtuch. Fromme Frauen von Jerusalem weinen über ihn." — Nur schien es, als ob die Priester und Soldaten nicht recht wüßten, was sie in den Momenten, wo der Zug nothwendig anhielt, zu machen hätten. Es gewann dadurch das Ganze das Ansehen von etwas Abgekartetem, was den Eindruck der Wirklichkeit theilweise verwischte. Viel besser schiene es uns, wenn man bei der Aufführung von Passionsspielen auf die Erhöhung des

Kreuzes bei offener Scene verzichten würde. Der ganze Vorgang macht den Eindruck von etwas Gefährlichem, wird dadurch peinlich und lenkt die Aufmerksamkeit und Theilnahme von dem Dargestellten auf den Darsteller. Die ganze Scene aber: „Jesus am Kreuze", wird mit erschütternder Wahrheit ausgeführt. Wären doch auch die beiden Schächer in passenderer Verfassung gewesen; sie schädigten wirklich den überwältigenden Eindruck. Ein und das andere Mal bildeten sich Gruppen unter dem Kreuze von künstlerischer Vollendung. Der Dichter läßt dabei ziemlich viel sprechen. Es wäre deßhalb sehr zu wünschen, daß die einzelnen Reden nicht so rasch auf einander folgten. Man möchte diese Scenen in stiller Andacht betrachten. Auch scheint uns, daß man beim Tode Christi mit Blitz und Donner und dumpfem Rollen sparsamer sein sollte; denn bei dergleichen Dingen kommt der Theatercoup doch immerhin zu stark zur Geltung, als daß er nicht die Heiligkeit des Eindrucks störte. Die Wirklichkeit läßt sich hier doch nicht völlig nachahmen und darf also ästhetisch nur angedeutet werden. Alles, was darüber hinausgeht, scheint Bühnenspektakel, der Heiligkeit des Objectes unwürdig.

Zwischen den Tod des Herrn und die Kreuzabnahme fügt die Dichtung zwei Handlungen ein, deren erste in sehr erregten Vorgängen das Entsetzen in Jerusalem und einen Aufruhr gegen Pilatus und die Hohenpriester zum Gegenstande hat, worauf die zweite die Bitte des Joseph von Arimathäa um die Leiche des Herrn vorführt. Als sich dann der Vorhang zur zehnten Handlung des Aufzuges hob, zeigte sich ein Bild von großer Schönheit: der todte Christus am Kreuze, und um dasselbe in harmonischer Gruppirung die heiligen Frauen mit Johannes, dem römischen Hauptmanne und einigen Soldaten. Auch die Kreuzabnahme und besonders die Gruppe der Pieta waren vortrefflich angeordnet. In der ganzen Scene erzielte wiederum das Spiel der Darstellerinnen Maria's und Magdalena's die höchste Wirkung. Tiefe Rührung lag über dem Ganzen und hatte offenbar auch das Publikum ergriffen. Die Grablegung wurde als stumme Scene gegeben. Auch sie verfehlte nicht ihren Eindruck. Zu profan dünkte uns dabei die begleitende Trauermusik, wogegen der Schlußgesang des Chores: „Ruhe sanft nach deinen Leiden u. s. w.", ganz angemessen war. Ein dramatisches Kunstmittel, so einfach es ist, verstand das Thierseer Passionsspiel nicht auszunützen — das Schweigen.

Mit der Grablegung schließt der vierte Aufzug. Der fünfte bringt die Auferstehung in fünf Handlungen: 1) die Juden verlangen eine Grabwache von Pilatus; 2) Thomas wird von Petrus im Glauben gestärkt; die liebende Fürsorge der Jünger Jesu für dessen heilige Mutter; 3) Kaiphas trifft Vorkehrungen für die nächste Zukunft; 4) die heiligen Frauen begeben sich zum Grabe; 5) die Wächter am Grabe und die Auferstehung. Bei der Aufführung fiel hier Mehreres aus und zwar nicht zu Ungunsten des Ganzen. Die letzte Handlung enthält in den Reden der Wächter am Grabe eine Art Recapitulation des jüngst Geschehenen. Die Situation ist treffend gewählt und der Dialog spannend geführt. Die Auferstehung selbst war gut inscenirt. Der

Engel erscheint und wirft den Stein vom Grabe, man sieht den triumphirenden Christus, angebetet von Engelschaaren, in Glanz und Herrlichkeit, die Siegesfahne haltend.

Es wäre schon mit dieser Handlung ein kunstschöner, würdiger Schluß des ganzen Passionsdramas gegeben. Das Textbuch führt aber im sechsten Aufzuge noch die Erscheinungen des Auferstandenen und dessen Himmelfahrt aus. Auch hier ist die Dichtung an vielen Stellen sehr schön, aber die dramatische Wirkung derselben fiel gegenüber dem Vorhergehenden bedeutend ab. Die Hauptschuld davon liegt allerdings an der Aufführung. Aber konnte dieselbe besser sein? In einigen Stücken jedenfalls. So ist die äußere Ausstattung des Auferstandenen nichts weniger als gut gewählt. Der Darsteller desselben findet sich denn auch offenbar mit ihr schwer zurecht und wird im Spiele erstaunlich steif. Wie ließe sich das wohl besser machen? Hören wir Katharina Emmerich erzählen: „Er war ungemein schön und ernst und leuchtend; sein Gewand, wie ein weiter Mantel um die Glieder geschlagen, wehte ihm, wenn er wandelte, mit einem Ende in der Luft spielend nach und schimmerte blauweiß, wie Rauch im Sonnenschein." Das müßte sich anders ausnehmen, als es der Auferstandene im Thierseer Passionsspiel thut, der nach dem Muster alter Schnitzwerke, wie sie um Ostern auf die Altäre gestellt werden, uns vorgeführt wurde. Das könnte also leicht verbessert werden. Allein in andern Stücken werden zur guten Aufführung dieser Erscheinungen Dinge erfordert, welche außerordentliche Bühneneinrichtungen erheischen, und wenn auch die moderne Technik vor nichts sich zu scheuen braucht, so fehlen ihr doch in einem Raume, wie ihn die Thierseer Bühne zu bieten vermag, die Vorbedingungen dazu. Sie kann den archimedischen Punkt nicht finden, um diese Welt der Täuschung zu bewegen, wohin sie will. Die Erscheinung des Herrn, welche der Magdalena wurde, blieb, trotz des vortrefflichen Spieles derselben, scenisch unverständlich, weil eben die äußere Erscheinung des Christus bei dem Worte: „Maria!" nicht änderte und er darauf, statt zu verschwinden, ruhig hinter die Coulissen abging. — Da auch in diesem letzten Aufzuge einige Kürzungen vorgenommen waren, kam die Himmelfahrtshandlung und mit ihr der Schluß rascher, als es erwartet wurde. Josephs Verherrlichung in Ägypten war das einleitende Vorbild, an dessen Schluß der Chorführer die Aufforderung knüpfte:

Nun laßt im Geist uns mit den Jüngern geh'n,
Zum letzten Mal den Mittler wandeln seh'n.
Vollendet ist sein Werk, sein Lebenslauf,
Er fährt zum Vater in den Himmel auf.

Die letzten Reden, die Christus spricht, sind genau der heiligen Schrift entnommen. Bei den Worten: „Ich aber bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt", schwebt er segnend aufwärts und wird von einer lichten Wolke aufgenommen. Eine herrliche Gruppe bildend, blicken die Jünger und heiligen Frauen ihm nach. Es war ein schönes, herzerhebendes Bild, das sich darbot. Der auftretende Chor stimmte dazu sein Triumphlied an:

Triumph, Triumph! Er fährt empor,
Ihn lobt und preist der Himmelschor.
Er hat das große Werk vollbracht,
Von Sünd' und Schuld uns frei gemacht.
Er gehet ein zur Herrlichkeit,
Lobſinget ihm in Ewigkeit!

Es iſt ein prächtiges, kräftiges Lied, während deſſen ſich noch einmal der Vorhang hebt und Chriſtus erſcheint, thronend zur Rechten des Vaters und von Engelchören umgeben. Maria, die heiligen Frauen, die Apoſtel und Jünger beten an, und Annas und Kaiphas liegen in Verzweiflung auf dem Boden. Alle ſind in maleriſche Gruppen geordnet und, umfloſſen von rothem Lichte, iſt dieſes Glorienbild des Erlöſers ein erhabener Schluß des großen Paſſionsdramas. Es war zu Ende und die zahlreichen Zuſchauer ſpendeten reichlich ihren Beifall. Er blieb aber maßvoll; denn das heilige Spiel hatte Alle in ſeinen Ernſt und ſeine Weihe gebannt. Befriedigt und erbaut verließ man das Theater.

Zum Schluß noch ein Wort über dieſes ſelbſt. Es iſt ein einfacher, praktiſch angelegter Holzbau und liegt auf einem kleinen Hügel, der das ganze Thal des Thierſees beherrſcht. Eine herrliche Rundſchau eröffnet ſich dort dem ſchweifenden Blicke. Urwüchſig reckt ſich der Felskoloß des Pentling aus dem Bergringe empor, der den See umfriedet, und dort drüben grenzt das Kaiſergebirge mit ſeinem „zahmen" und „wilden Kaiſer" den Ausblick ab. Drinnen im Theater iſt Alles recht geſchickt angeordnet und ſind die Plätze des ſich rückwärts bedeutend erhebenden Zuſchauerraumes zweckmäßig eingerichtet. Die Bühne ſelbſt iſt ſehr gut ausgeſtattet, und der geſammte Decorationsapparat arbeitet raſch und ſicher. In ihrer Breite und Tiefe ganz entſprechend, hat ſie jedoch nicht die vollkommen proportionirte Höhe. Es leidet darunter die Perſpective. Die Decorationen ſchienen uns neu und müſſen auch an und für ſich hübſch genannt werden; allein bisweilen halten ſie nicht die rechte Stimmung zum Spiele ſelbſt. Schon der Hauptvorhang würde wohl entſprechender Paſſionsſymbole oder Paſſionsſcenen zeigen, als das Dorf Thierſee, das man draußen von der Terraſſe aus im hellen Sonnenlicht viel ſchöner geſehen hat. Auch der zweite Vorhang nimmt ſich nach ſo heiligen Scenen etwas profan aus, ſo tüchtig die Malerei auf demſelben ausgeführt iſt. Von den Darſtellern haben wir bereits wiederholt geſprochen. Sie haben durchweg ihr Möglichſtes geleiſtet und mehr als einmal das Künſtleriſche erreicht. Die geſammte „Paſſionsgeſellſchaft" ſoll aus 120 Perſonen beſtehen, alle Thierſeer. Sie bekommen keine pecuniäre Entlohnung, indem der geſammte Ertrag ihrer Vorſtellungen nach Deckung der Koſten auf gemeinnützige Zwecke verwendet wird. Ein ganz beſonderes Verdienſt um das Gelingen des Unternehmens hat ſichtlich der Ortsgeiſtliche, Herr Vikar Stanislaus Dengg. Es muß viel Mühe und eiſerne Ausdauer erheiſchen, dieſe ſchlichten Bewohner eines Bergdorfes, das hoch droben abgeſchloſſen von der Welt liegt, zu ſolchen Leiſtungen emporzuheben, wie wir ſie während des Spieles öfter bewunderten. Das Publikum war zahlreich und der 1500 Menſchen faſſende Zuſchauerraum wohl

besetzt. Zunächst stellt das Landvolk, das bis von Miesbach, vom Schliersee und Tegernsee zum „Gspiel" herbeikommt, das größte Contingent, aber auch Städter und Fremde aus weiterer Ferne waren ziemlich zahlreich erschienen. Die Theilnahme der Geistlichkeit schien eine sehr lebhafte und waren auch Glieder des höheren Klerus zugegen. Das Volk sieht in der Sache, was sie ist — etwas Heiliges. Freilich wird es durch diese Stimmung nicht abgehalten, die Feinde Jesu über ihre thörichte Leidenschaft, die doch zu Schanden wird, bisweilen herzlich auszulachen. Auch Judas bekommt seinen Antheil von dieser Volksjustiz. Eigenthümlich berührte der Eindruck, welchen das Erscheinen des Christus und der heiligen Jungfrau machten. Höchst interessant war uns, zu beobachten, wie gerade die in Dichtung und in Darstellung kunstvollendeten Momente die ganze Zuschauerschaft unwiderstehlich fesselten.

Theodor Schmid S. J.

Von Isafjördr nach Akureyri.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

4. August.

Wovon ich als Knabe so oft geträumt, was ich aber nie in meinem Leben zu sehen erwartete, das lag nun vor mir — das nördliche Eismeer. In seinem stahlgrauen Panzer wogte es majestätisch um unser Schiff, dem felsigen Gestade zu, über welches dichte, graue Nebelballen sich tief herabsenkten. Noch vor einer Woche lag hier Alles voll Polareis, und eine scharfe Winterkälte bezeugte, daß der Südsturm noch nicht alle Reste der Blokade auseinandergetrieben hatte. Etwas nach neun Uhr Morgens umschifften wir die nordwestliche Spitze Island, das sogen. Cap Horn oder Nord-Cap. Leider senkte sich der Nebel immer tiefer herab, so daß wir von dem eigentlichen Vorgebirge nur die Uferlinie zu Gesichte bekamen. Dagegen blieb zeitweilig noch das Meer frei, und da erblickten wir in weiter Entfernung ein paar stattliche Eisberge, die langsam auf der dunkeln Fläche einhertrieben. Wir hatten wenigstens eine Probe von arktischer Landschaft. In seiner schimmernden Weiße nimmt sich das Eis unter dem grauen Winterhimmel prächtig aus. Es war übrigens ordentlich kalt. Jedermann mummte sich ein und ich mußte meinen leichten Sommerüberzieher ebenfalls gegen einen Winterrock umtauschen. Vom Ufer her dehnte sich leider der dichte Nebel bald auch über das Meer aus. Sicherheitshalber durfte das Schiff nur mit halber Kraft fahren, und in regelmäßigen Zwischenräumen erscholl das schrille Dampfsignal — eine traurige und düstere Erinnerung, da in den letzten Jahren trotz aller Vorsicht und aller Signale so viele Schiffe auf einander gestoßen

und so viele Menschenleben der unheimlichen Gewalt des Nebels zum Opfer gefallen sind.

Bis ungefähr hieher war die „Thyra" vierzehn Tage zuvor gekommen. Sie hätte nur noch etwa vier Stunden nach Isafjördr gebraucht; da starrte ihr das Eis entgegen und zwang sie, vier Tage und Nächte, um ganz Island herumzufahren. So erzählte mir der englische Major. Wegen Eis und Nebel sei die Fahrt nicht ganz gefahrlos gewesen.

Gegen 4 Uhr hatten wir den Eingang der weiten Bucht Húnaflói durchmessen und hielten in der Nähe von Skagaströnd. So wird nicht bloß dieser ganze Theil der Küste genannt, sondern auch einer der Hauptlandungsplätze. Für die Schiffe gibt es hier keinen Hafen, nicht einmal ein schützendes Vorgebirge war zu erspähen. Man ist fast so gut wie auf hohem Meere. Wir wurden dießmal gehörig geschaukelt, als wir an's Land fuhren. Da nahm sich das Meer auch viel großartiger aus als von dem stolzen Dampfer. Am meisten aber freute es mich, zwei große Trümmer von Eisbergen in der Nähe zu sehen, welche die Fluth hier ans Land geschwemmt hatte. Obwohl schon bedeutend zusammengeschmolzen und von der Brandung unterwühlt, bildete der eine noch einen Krystallpalast, in dessen blaugrünem Porticus unser ganzes Boot Platz gehabt hätte. An dem felsigen Landungsplatz lagen schon ganze Berge von Ballen und Säcke von Wolle zur Einschiffung bereit, und dazwischen ein paar kleine Haifische, 5 bis 6 Fuß lang, häßliche Bestien, aber von den Isländern nicht nur des Thrans wegen geschätzt, sondern auch im Nothfall als Nahrungsmittel im Gebrauche.

Der Hákarl, wie die Isländer diesen Fisch nennen — der Eishai, Scymnus glacialis —, erreicht ausgewachsen eine Länge von 18 bis 25 Fuß und ist an der ganzen isländischen Küste herum zu Hause. Die Haut ist schmutziggrau und braungefleckt und wird von den Isländern zu Schuhen verwandt. Das Fleisch wird meist weggeworfen; ärmere Leute vergraben es indeß wohl einige Monate in die Erde, hängen es dann in die Luft, und so soll es wenigstens unschädlich und genießbar werden. Bei einem Besuch in Reykjavik wurde uns zur Probe davon angeboten; doch sowohl Dr. Scherbeck als Graf Wolfegg fanden den Geschmack so abscheulich, daß sie den Bissen nicht hinunterbrachten, sondern möglichst rasch aus dem Munde entfernten. Dabei riecht es wie fauler Käse, aber noch eindringlicher. Bei Hungersnoth wird es indeß viel genossen. Das eigentlich Kostbare an dem Fisch ist seine ansehnliche Leber, welche durchschnittlich etwa 280 englische Quart Thran liefert. Dieser Thran dient zur Gerberei, und soll hauptsächlich nach Schweden und Deutschland gehen. Da der Fisch sehr häufig ist, so bringt er den Isländern weit mehr ein als die selteneren Walfische. Im Sommer wie im Winter wird auf ihn Jagd gemacht mittelst starken Stricken, an denen ein etwa sechs Zoll langer Widerhaken befestigt ist. Als Lockspeise dient Pferdefleisch, das zuvor in Blut getaucht ist, oder Seehundsfett. Der Geruch des todten Hai ist so unausstehlich, daß die Fischer gewöhnlich nur die Leber herausnehmen und den Kopf abschneiden, den Leib aber nicht ins Boot nehmen, sondern an der Außenseite desselben mitschleppen. Ins Wasser werfen sie ihn

nicht gerne, weil dann gleich andere Haie sich daran füttern und weniger zum Anbeißen geneigt sind. Die ganze Fischerei ist ein höchst unästhetisches Gewerbe. Wer aber an den Küsten Islands reisen will, der darf sich vor Thran- und Fischgeruch nicht allzusehr scheuen. An jedem Strande weht derselbe dem Ankommenden entgegen. Weiter vom Landungsplatz stießen wir auf einen todten Wal, dem nur die Leber ausgenommen war. Das übrige war noch zu haben, und ich nahm mir zum Andenken wenigstens ein Stück von den Barten mit. Es ist etwas Reizendes um so einen nordischen Speckkoloß in freier Natur!

In gemüthlichem Gegensatz zu dem immer übelduftenden Fischerleben steht in Island wie überall das bäuerliche Wesen. Etwas weiter nach dem Lande hinein lagen gleich ein paar Gehöfte, und zwischen dem Strande und den romantischen Felszinnen der Uferberge dehnten sich leidliche Weidegründe aus. Eben ritt des Wegs daher eine kleine Karawane, Männer und Frauen, in sonntäglichem Staat. Für Besuche putzen sich die Isländerinnen immer so gut als möglich auf; mit ihren langen Reitkleidern sitzen sie als Amazonen ganz stolz in dem feinen Sattel, schwingen sich mit Eleganz vom Pferde und die geschmackvolle Tracht bewirkt, daß eine solche Reitergruppe ganz allerliebst malerisch aussieht, wie ein Bild aus einem freundlichen Alpenlande. Da heißt es dann „Seilir" und „Seilar"; unter zahllosen Küssen bewillkommt man sich; aus den Familientruhen werden die feinen Täßchen hervorgeholt und die Kaffeevisite beginnt. Die Männer aber, immer schlechter gekleidet, besorgen ihre Pferde und gönnen sich dabei vor allem einen Schluck Branntwein, um ihr Herz gegen die scharfe Polarluft zu stählen.

Nachdem wir dem Absteigen der kleinen Cavalcade zugesehen, wollten wir ein weiter entlegenes Gehöfte aufsuchen, wo ein Bekannter wohnte: ein ursprünglicher Däne, der sich vom Laufjungen in einer Nägelfabrik zum Kaufmann emporgearbeitet hatte und mit uns von Kopenhagen nach Reykjavik gereist war. In kurzer Zeit jedoch erscholl vom Dampfschiff her das erste Signal. Ich hielt es für das Sicherste, ihm zu folgen und trat den Rückweg an. P. von Geyr ließ sich nicht einschüchtern, sondern machte seinen Besuch. Er hatte Recht. Nachdem er über eine Stunde bei Herrn Berensen geweilt, kam er mit diesem an Bord, und die „Thyra" blieb noch eine, zwei, drei Stunden, ja bis tief in die Nacht. Es waren viel mehr Güter einzuladen, als der Kapitän geglaubt hatte. Abends kam dichter Nebel, so daß die Weiterfahrt gefährlich war, und so lichtete die „Thyra" erst um 2 Uhr Morgens die Anker.

Die Uferansicht am Skagaströnd bot eine freundlichere Zeichnung, als die einförmigen Riffe und Felsbasteien an der Westküste. Ein vielgezackter Hügelrücken lief in einiger Entfernung dem Strand entlang, oben mit Felsenzinnen gekrönt, vorwiegend röthlich; doch nicht ohne einiges Grün; rechts und links davon zeigten sich fernere bläuliche Hügel.

5. August.

In der Frühe des Morgens schon waren wir in den Skagafjördr gelangt, welcher einen der tiefsten Einschnitte in die Nordküste macht. Der

Kurs beinahe südwärts. Wir kamen an einigen Inseln und Riffen vorbei, welche durch die Sage berühmt geworden sind. Eine dieser Klippen heißt der Karl, d. h. der Mann, und eine daneben die Kerling, d. h. die Kerlin oder Frau. Möchten sich deßhalb die neueren Töchter der Germanen nicht so leicht daran stoßen, daß man einmal einen tüchtigen Menschen einen wackern „Kerl" nennt. Das ist zum wenigsten so anständig als Monsieur oder Signore! Der „Kerl" ist eine dürre hagere Felsnadel, die „Kerlin" dagegen sieht von einiger Entfernung fast wie ein Segelschiff aus. Bedeutender als diese Riffe ist die Insel Drángey — ein Felsencastell, das nach allen Seiten fast lothrecht in die See abfällt. Nur an einer Stelle ist die Felsmauer geborsten und bietet einen Abhang, an dem man hinaufkommen kann, um die zahlreichen Vogelnester zu plündern, die sich auf dem Hochplateau und an den Löchern der Felsen befinden. Grettir Asmundarson, ein gewaltthätiger Recke, der zwanzig Jahr lang als Geächteter an diesen Küsten hauste, fand in der Felsbastei seinen letzten Zufluchtsort. Die Grettissaga, welche seine Abenteuer erzählt, ist eine der wildesten und schaurigsten alten Heldengeschichten, voll Mord und Spukgestalten, und entspricht ganz dem unheimlichen Felsennest, wo sie ihren Abschluß findet.

Die Poststation Saudakrokr, Südwinkel, liegt im tiefsten, südlichen Ende des Fjords. Sie ist von Bedeutung, weil von hier sowohl über die ganze Halbinsel Skagastrand, als dem Fluß Jökulls-á hinauf und ebenso nach Hunaflói und Akureyri hinüber viele Höfe und kleine Ortschaften mit bebautem Lande liegen, meist an den zahlreichen Flüssen, welche an verschiedenen Punkten des Eismeeres münden. Den Mittelpunkt des ganzen Landstrichs bildete einst der Bischofssitz Hólar im Hjaltadalr, keine zwei Stunden von Saudakrokr. Gar nicht weit liegt die ehemalige Benedictiner-Abtei Thingeyrar, d. h. der Platz, wo sie gestanden, und noch näher die Stätte des Frauenklosters Reynisvellir. Viel hat sich auch in Hólar aus katholischer Zeit nicht erhalten; immerhin hörte ich von einem alten Flügelaltar mit silbernen Ornamenten, von Bildern der drei heiligen Isländer Thórlákr, Jón und Gudmundr, von einem merkwürdigen Taufstein und alten Grabmälern. Wir überlegten, wie wir dahin kommen könnten. Allein die Postdampfer lassen sich durch nichts bestimmen als durch ihre Woll-, Thran- und Fischladungen. Unter den günstigsten Verhältnissen hätten wir allenfalls über Hólar die Station Akureyri zu Pferde noch bis zur Abfahrt des Dampfers erreichen können. Aber die geringste Verzögerung konnte uns ebenso gut nöthigen, einen ganzen Monat im Nordland zuzubringen. Dazu hatten wir keine Lust und verzichteten deßhalb auf den Ritt.

Die Gegend von Saudakrokr bot nicht viel Anziehendes dar. Eine sandige Hügelkette, die Moräne eines riesigen Gletschers, verbarrikadirte die Aussicht ins Innere des Landes; am Fuße desselben stand eine Reihe von Baracken, Häuschen, Faktoreien mit der dänischen Flagge, dem Danebrog. Am Strande herrschte aber fröhliches Gewimmel und Pferdekarawanen kamen von Zeit zu Zeit die Hügel herab und Boote brachten eine Menge Wollballen, Thranfässer und Fischbündel an Bord. Der große Mann in Saudakrokr

war der Syſſelmann Briem, eine kräftige Geſtalt in Uniform. Ein ſo dichtes, weißes Vollhaar umwallte ſein Haupt, daß er einen „Winter" hätte vorſtellen mögen, obwohl unſer engliſcher Major ihn kauſtiſch einen „Heuwagen" nannte. Wir waren mit mehreren ſeiner 19 lebenden Kinder auf unſerer Reiſe bekannt geworden. Einer ſeiner Söhne, Candidatus Juris, und eine Tochter, welche ſich zwei Jahre in Kopenhagen zur Lehrerin ausgebildet hatte, fuhren von Kopenhagen mit nach Reykjavik; ein anderer Sohn, Partner eines großen Handelsgeſchäfts, das ſeinen Sitz in Glasgow-Huſet (Reykjavik) hat, ſtieg in Leith ein, beſuchte uns öfter in Reykjavik und erwies uns manche Gefälligkeit. Er war Mitglied des Althing, ein ſehr intelligenter, tüchtiger Geſchäftsmann. Wenn ich mich nicht irre, war ein anderer Bruder von ihm ebenfalls Althingsmann und Präſtr. Wieder ein anderer Bruder hatte etliche Jahre früher eine Auswanderercolonie als Präſtr nach Winnipeg (Britiſch Nordamerika) begleitet, war aber ſchon geſtorben.

„Jede Frau, die mehr als acht Kinder hat, ſoll ſchwer geſtraft, jede, die mehr als zehn Kinder hat, todtgeſchlagen werden," erklärte einer der Mitreiſenden, mit der claſſiſchen Herzloſigkeit eines modernen Nationalökonomen à la Malthus. So oft ich ſonſt ſein geſundes, nüchternes Urtheil bewunderte, ſo forderte dieſes doch zum Widerſpruch heraus. Allerdings mag der isländiſche Kinderſegen im Allgemeinen mit der Armuth der inländiſchen Nahrungsquellen in einigem ſcheinbaren Gegenſatz ſtehen; aber im geſammten Lande iſt doch nicht ſo viel ſchreiende Noth als in den Armenquartieren der großen britiſchen Städte, wie ich es mit eigenen Augen geſehen habe. So jämmerlich wie die unterirdiſchen Kellerwohnungen der Armen in London und Glasgow iſt die ärmſte isländiſche Hütte nicht. Wo Gottvertrauen, chriſtliche Sitte und redlicher Fleiß walten, da ſorgt die Vorſehung ſchon für Brod; es braucht Niemand todtgeſchlagen zu werden, ſelbſt am Eismeer nicht. Ohne jene religiöſen Mächte aber werden die reichſten Länder der Erde den ſocialen Jammer nicht zu überwinden vermögen.

Es freute mich, daß Fräulein Briem uns an Bord beſuchte, um uns ihre Mutter vorzuſtellen, eine ehrwürdige Matrone von energiſchem und doch mildem Geſichtsausdruck — das Muſterbild einer wackern Skandinavierin aus der guten alten Zeit, ruhig, ernſt, ausdauernd, einem Leben voll Entbehrung, Mühe und Arbeit gewachſen. Wenn Alban Stolz irgendwo bemerkt, daß Leiden und Alter die Leute oft ſchöner machen und ihnen einen Zug von ſtiller Verklärung geben, ſo mochte ſich das an dieſer Frau völlig bewahrheiten.

Die Tochter trug jetzt nicht die ſchlichte isländiſche Werktagskleidung, in der wir ſie früher auf dem Schiff geſehen hatten, ſondern die Feſttagstracht der Nordländerinnen, ein ſchwarzes Jäckchen über dem Kleide, ein rothſeidenes Fichu um den Hals und eine rothe Schürze. Als Kopfputz aber hatte ſie, wie ihre Mutter, die Hufa, die kleine ſchwarze Calotte mit der ſchweren Quaſte, die auf die Schulter niederhängt. Während unſeres Aufenthalts in Reykjavik war ſie in den Norden geritten und hatte ihre förmliche Anſtellung als Lehrerin erlangt. Sie hat nun die weibliche Jugend

aus zwei der nördlichen Syssel, d. h. etwa 20 Mädchen aus besser gestellten Familien zu unterrichten. Die Fächer sind: Isländisch, Lesen, Schreiben und Rechnen, Dänisch, Singen, Nähen und Stricken. Es sind, wie ich hörte, bis jetzt vier solcher Mädchenschulen auf Island eingerichtet, im Jahresbudget für 1884/85 waren für Kvennaskóla (Haushaltungsschulen) 3000 Kronen angesetzt, für Kleinkinderschulen 2000, für Volks-Elementarschulen 4000, aber nur unter der Bedingung, daß von anderer Seite (den Gemeinden und Familien) weitere 2000 Kr. zu diesem Zweck zusammengebracht würden.

Unsere Schiffsgesellschaft vermehrte sich in Saudakrokr um zwei dänische Familien und den Dr. Keilhak aus Berlin, den wir früher in Reykjavik getroffen hatten. Wir waren sehr erstaunt. Denn der Herr Doctor hatte uns vorher gesagt, er wolle mit seinem Collegen Schmidt das ganze Westland bis in das Glámu- und Dránga-Gebirge, dann das Nordland bis zum Myvatn (Mückensee) und endlich das Ostland bis in den Vatna Jökull durchreiten, um dann erst mit einem der späteren Schiffe zurückzukehren. Sie waren zusammen am 3. Juli schon von Reykjavik aufgebrochen und über Reynisvellir nach Saurbaer am Hvalfjord geritten. Sie hatten sich nicht Pferde gemiethet wie wir, sondern jeder zwei Reitpferde zu 135 Mark und drei Packpferde zu je 90 Mark gekauft. Bereits in Saurbaer wurde eines der Packpferde unbrauchbar und sie machten mit den Nöthen des Pferdekaufs nicht poetische, sondern höchst prosaische Bekanntschaft. Sie mußten für das invalide Pferd ein anderes eintauschen, hohen Zuschlag zahlen und erhielten dafür einen Beißer, der sie überall belästigte und den ihnen Niemand tauschweise abnehmen wollte. So wanderten sie weiter an den Borgarfjord, dann nach Reykholt, das durch seine warmen Quellen und als Wohnstätte des Snorri Sturluson berühmt ist. Von hier wandten sie sich dem Innern der Insel zu, ohne indeß tiefer in die noch unerforschten Gebiete des Eiriksjökull einzudringen. Endlich reisten sie nordwärts nach Hvammr am Fuß des Vulkans Baula. Doch hier erkrankte Dr. Keilhak an einem ernstlichen Fieber.

Nur mit großer Mühe gelang es ihm noch, in einem dreizehnstündigen Ritt den Hafenort Borðeyri am Hunaflói zu erreichen, wo wenigstens auf einige Pflege und Gelegenheit zur Heimreise zu rechnen war. Ganz erschöpft kam er hier an. Nach mehrtägigem fruchtlosem Warten auf Besserung bat er seinen Genossen, allein weiter zu reisen. Zum Glück fand er im Hause eines dänischen Kaufmanns, Bryde mit Namen, eine gute Wohnung und liebevolle Pflege. Doch das Fieber wollte nicht weichen und ärztlicher Beistand war nicht zu haben. Der nächste Arzt wohnte zwei Tagereisen entfernt. Erlösung aber war lange nicht zu hoffen, da Treibeis den Eingang in den Hunaflói versperrte. Erst nach 17 langen Tagen des Harrens erschien am 31. Juli endlich der „Camoëns", um in Borðeyri 300 bis 400 Auswanderer abzuholen, die über Schottland nach Amerika wollten. Mit dem englischen Schiff kam Dr. Keilhak bis Saudakrokr, wo er, mit vier Auswandererfamilien in ein kleines Häuschen zusammengepfercht, abermals ein paar schreckliche Tage und Nächte auszustehen hatte, bis endlich die „Thyra" ankam. Ganz war auch jetzt noch die Noth nicht vorüber. Der

gute Herr sah überaus elend und leidend aus, hatte weder Gepäck noch Wäsche bei sich und erregte bei einigen Passagieren nicht Theilnahme, sondern gesundheitspolizeilichen Verdacht. Sie gingen ihm nicht nur sorgfältig aus dem Wege, sondern forderten vom Kapitän sogar, daß er, um Ansteckung vorzubeugen, bei der nächsten Station ans Land gesetzt werde.

Als ich die ganze Leidensgeschichte gehört hatte, dankte ich dem Himmel, daß wir auf weitere Reitereien im Innern des Landes verzichtet hatten. Wenn man einmal ein isländisches Thal, einen Berg und Gletscher gesehen, so bieten weitere Ausflüge fast nichts Neues dar. Nur für den Naturforscher oder geographischen Forschungsreisenden ist etwas Ausbeute zu erhoffen, und auch dann nur, wenn er an Geld, Zeit und Strapazen die größten Opfer auf sich nimmt. Eine nicht geringe Schwierigkeit besteht darin, daß die Isländer an solchen Forschungsreisen wenig Geschmack finden und schwer dafür zu haben sind. Vom Althergebrachten mögen sie nur ungern lassen und halten sich an ihre bekannten Pfade. Für Expeditionen in's Innere muß man aber nicht bloß Führer, Pferde, Zelte und Proviant mitnehmen, sondern auch Heu für die Thiere von diesen selbst mitschleppen lassen. In der Gletscherwelt ist nichts mehr zu finden, als Fels, Lava, Eis, Schnee, eisige Kälte und furchtbare Stürme. Die Aufforderungen des Lord Watts und des Kapitän Burton zu systematischen Forschungsreisen ist deßhalb, diejenigen des isländischen Geologen Th. Thoroddsen abgerechnet, bis jetzt ziemlich erfolglos geblieben. Das unerforschte Land im Innern mag noch etwa so groß sein, wie das ganze Königreich Württemberg.

Von Sauðakrokr fuhren wir den Fjord wieder zurück, nördlich nach Grafarós und Hófsos. Die Kirche von Hólar bekamen wir einige Zeit in Sicht: die merkwürdigste Erinnerung an der ganzen Küste. Vier und ein halbes Jahrhundert haben hier katholische Bischöfe gethront und die Küstenbewohner des Eismeers mit dem großen Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte verbunden. Jetzt ist Hólar, wie so mancher einstige Bischofssitz am Mittelmeer, zu einem unbedeutenden Dörfchen herabgesunken. Von dem übrigen Ufer bekamen wir nicht viel zu sehen, da der Nebel gegen Abend sich weit zum Meere herabließ. Dagegen zeigte sich nach Norden hin noch ein großer Eisberg, viel bedeutender als die früheren, und vier Walfische kamen in ihrem fröhlichen Spiel dem Schiff so nahe, daß der Steuermann etwas den Kurs ändern mußte, um nicht mitten unter die dicken Gesellen hineinzugerathen. Die Temperatur betrug 4° C. Das Meer war an der äußern Küste, wie immer, etwas bewegt; gegen 11 Uhr Abends gelangten wir jedoch in den Siglufjördr, eine stille, ruhige Bucht, wo sich so gemühlich schlafen ließ, wie auf dem Lande.

6. August.

Wie schön die Bucht war, zeigte erst der Morgen, der für mich — ich gestehe es — ziemlich spät anbrach; denn ich hatte es für praktisch befunden, vor Mitternacht nicht leicht zu Bette zu gehen. Ich sah den Herren zu, die gewöhnlich lange Whist spielten, und wenn die letzte Partie glücklich beendigt war, hielt ich noch ein gemüthliches Literatur- und Culturgespräch mit dem

engliſchen Major. Tags zuvor war Molière an der Reihe geweſen, den wir beide ſehr hochſchätzten, den letzten Abend hatten wir uns über Dryden unterhalten und dann, ich weiß nicht wie, auf Naturphiloſophie und Darwinismus übergeſattelt. Der Major unterſchied ſehr richtig zwiſchen der einfachen Naturbetrachtung und der Hypotheſenmacherei, die ſich daran anſchließt, zwiſchen begründeten Hypotheſen und vollſtändig willkürlichen Träumereien, zwiſchen Darwins vorherrſchend empiriſchen Unterſuchungen und dem philoſophiſchen Dogmatismus, den Andere daran anhängten. Für den Naturbeobachter Darwin — und als ſolchen wollte er Darwin hauptſächlich aufgefaßt wiſſen — war er entſchieden begeiſtert; von Häckel dagegen ſagte er: Haeckel is the most awful dogmatical tyrant! und: Scientifical tyranny is as absurd as any other. Das letztere Wort namentlich hat mir außerordentlich gefallen.

Von allen Uferſcenerien dieſer Tage gefiel mir keine ſo gut, wie dieſer Siglufjord. Es herrſchten hier nicht die plumpen, ſchweren Felsgeſtalten, die wie ungeheure Grabſteine und Briefbeſchwerer auf die Landſchaft drücken. In ſanft ausgeſchweifter Biegung erheben ſich die Hügel von dem grünen Uferrand zu feineren Spitzen empor, waren ziemlich weit hinauf mit etwas Grün bekleidet. Der Schnee oben erſchien nicht in langen, gewaltigen Maſſen, ſondern nur flockenweiſe über die Spitzen und an die obere Berghalde hingeſtreut. Darüber geiſterte leichter Nebel in weißen Flocken an den Gipfeln herum. Die Bucht unten war ſpiegelglatt, wie ein trauter Bergſee. Nur die Fiſchbaracken und Thranbuden am Strande verdarben ein wenig die Romantik des Bildes.

Es war um 8 Uhr Morgens 5° C. Der Kapitän ſagte, es hätte in der Frühe auf das Schiff geſchneit. Mir kam es ziemlich winterlich vor. Als wir aus dem Fjord herausdampften, nahm der Nebel wieder zu, und wir mußten ziemlich langſam um das Vorgebirge herumfahren, welches den kleinen Siglufjördr von dem größern Eyjafjördr trennt. Dieſe anſehnliche Bucht zieht ſich faſt von der Mitte der Nordküſte nach dem Innern des Landes hinein und iſt etwas länger als der Bodenſee von Bregenz bis über Konſtanz nach Radolfszell hinab (8½ geogr. M.), doch nur am Eingang der Breite dieſes Sees entſprechend. Bald verengern ihn ein paar Inſeln, von welchen er wohl ſeinen Namen hat, und dann rücken die Ufer langſam näher zuſammen. Das Jahr zuvor (1882) lag der ganze Fjord bis in den September hinein voll Eis, wie auch andere Fjorde des Nordens.

Zur Charakteriſtik des Klimas und des Verkehrs mag dienen, was uns Dr. Keilhak erzählte. Der däniſche Kaufmann Bryde, bei dem er in Vordeyri Aufnahme und Pflege gefunden, hatte ſich zuerſt allein am Hunaflói niedergelaſſen. Nachdem aber ſein Geſchäft ſich blühend entwickelt, wollte er auch ſeine Familie von Kopenhagen nachkommen laſſen, um ſich bleibend in Island einzurichten. Die Frau verkaufte im Frühjahr 1881 die Wohnung in Kopenhagen, packte ſämmtlichen Hausrath ein und ging mit ihren Kindern zu Schiffe. Allein der „Camoëns", auf dem ſie ſich in Leith eingeſchifft (weil die däniſchen Poſtſchiffe nicht in Vordeyri landen), ſtieß auf Eis und fuhr nun, ohne auf Island zu halten, nach Leith zurück. Da ſich im

Sommer und Herbst des Eises wegen keine weitere Gelegenheit bot, blieb der guten Frau nichts übrig, als ihr Kopenhagen wieder aufzusuchen und dort zu überwintern. Im Mai machte sie sich dann wieder auf den Weg; doch der unglückliche „Camoëns" bereitete ihr abermals die bitterste Verlegenheit. Er gerieth im Nebel in die Klippen der Snäfells-Halbinsel, bekam ein großes Leck und mußte nothdürftig gestopft nach Leith zurück, um dort ordentlich ausgebessert zu werden. Frau Bryde war dießmal wenigstens zu Reykjavik an's Land gekommen. Ein dänisches Schiff hatte sie weiter an den Reykarfjördr am Eingang des Hunaflói gebracht. Doch nun jagte der Nordwind das Treibeis vor die weite Bucht, und so blieb die arme Frau mit ihren Kindern in dem ärmlichen Küstenort gefangen, bis endlich Ende Juli der schon erwähnte Südsturm das Eis verjagte und ein Segelschiff sie abholen konnte. Erst nach anderthalbjährigem schmerzlichem Harren waren Vater, Mutter und Kinder endlich beisammen.

Der Eingang in den Eyjafjord zeigt eine gewisse Großartigkeit. Schroffe Felspyramiden von 1500 bis 2000 Fuß, eine hinter der andern sich aufthürmend, bilden seine Propyläen. Viel Wechsel ist in den Umrissen nicht; doch das Licht, mit schweren Wolkenbergen kämpfend, bringt in den graublauen Tönen von Meer und Fels ein düster-gewaltiges Farbenspiel hervor. Der Schatten der Wolken zeichnet in die Felsen dunkle Schluchten und Risse hinein, während da und dort lebhafte Lichter dazwischen blitzen; mit ähnlicher Wirkung, wie die blendweiße Möwe auf der dunkeln Fluth.

Weiter in den Fjord hinein verflachte sich die Scenerie. Langgestreckte Hügelrücken, oben kahl, unten von kargem Wiesland bedeckt, begrenzten das Meer. In weiten Abständen zeigten sich Gehöfte, dann und wann auch eine Holzkirche. Das wenige Leben verschwindet aber in dem weiten, todten Raum.

Gegen das südliche Ende der Bucht hin wurde das Bild wieder schöner. Sie fing sich in einer grünen Thalschlucht, von der über sandigen Hügelterrassen zackige Felsenzinnen sich aufthürmten. Am Fuß der Hügel trat eine kleine Ortschaft hervor; zwischen den Masten und Flaggen zahlreiche Schiffe und Boote. Es war etwa 4 Uhr Nachmittags, als wir uns der Rhede näherten. Die Sonne hatte langsam die Nebel verscheucht, bis auf einen Wolkengürtel, der sich über den untern Hügeln lagerte, was die Bergspitzen darüber höher und malerischer erscheinen ließ. Mit diesen Wolkenbogen erinnerte mich der Berg unwillkürlich an den schweizerischen Pilatus und die ganze Scenerie an das Ende des Vierwaldstättersees bei Luzern; doch natürlich alles zu den eintönigen Farben und Formen des Nordens herabgestimmt. Das war indeß der erste freundliche Eindruck. Als wir die Rhede von Akureyri selbst erreicht hatten, waren die romantischen Bergzacken hinter dem näherliegenden prosaischen Sandwall verschwunden, an dessen Abhang sich langgestreckt Akureyri, die dritte Kaufstadt Islands, entwickelte — mehr einem größeren Fischerdorf als einer Stadt vergleichbar.

Wir freuten uns sehr da zu sein, nicht nur, weil uns in Akureyri nach sechstägiger Meerfahrt ein voller Tag Landaufenthalt verheißen worden, sondern auch, weil wir hier den einzigen katholischen Einwohner finden sollten,

den Island gegenwärtig unter seinen 70000 Eingebornen zählt: den bereits erwähnten Gunnar Einarsson. Er kam in einem der ersten Boote an unser Schiff heran und hieß uns herzlich willkommen. Da er nicht darauf eingerichtet war, drei Mann zu beherbergen, so übernachteten wir auf dem Schiff, trafen aber zugleich die nöthigen Verabredungen, um am andern Morgen im Hause seines Schwagers die heilige Messe lesen zu können.

Unser Abendbrod nahmen wir im „Hotel", einem erträglich eingerichteten Wirthshaus, das aber doch keinen Überfluß an Platz bot. Obwohl wir ein Zimmer für uns haben wollten, wurden wir in eine Stube gebracht, wo schon für mehrere gedeckt war, und bald erschien die Familie Schweitzer, die auch für sich hatte sein wollen. Wir freuten uns indeß alle, wieder so unverhofft zusammenzutreffen. Als wir gehen wollten, trafen wir den Dr. Keilhak im anstoßenden Zimmer zu Bett. Sein Gefährte Schmidt war eben auch wohlbehalten von seinem Ritt durch die nordwestliche Insel angekommen. Er hatte schreckliche Mühsale ausgestanden, befand sich aber munter und war mit dem Resultat seiner Untersuchungen ganz zufrieden. Er hatte eine ansehnliche Sammlung von Insekten und Gesteinen zusammengebracht.

Wir machten in Gunnars Begleitung noch einen Spaziergang am Strande, von den Leuten vielfach verwundert angesehen. Denn fast alle Leute, die uns begegneten, waren zu Pferde. Zu Fuß gehen höchstens arme Teufel, nicht aber anständige Leute.

7. August.

Der Eyjafjördr gehört zu jenen Theilen Islands, in welchen schon bei der ersten Ansiedelung christliche Elemente gelangten. Helgi Hinn Magri, der sich hier niederließ, war der Sohn der irischen Königstochter Raförta und theils in Irland, theils in den Hebriden erzogen worden. „Er war aber sehr verworren in seinem Glauben (blandinn mjök i trú)", sagt das Landnamabók von ihm, „er glaubte an Christus, rief aber bei Seefahrten und in schweren Nöthen und in allen wichtigen Dingen Thór an." Bei der Ankunft befragte er Thor, wo er landen sollte, das Vorgebirge aber, wo er dann landete, nannte er Christnes d. h. Kap Christi. Seine Söhne wurden wieder völlig heidnisch. Erst 120 Jahre später, als das Althing sich für das Christenthum erklärt hatte, zog auch im Nordlande bleibend der Glaube Christi ein. Die beiden ersten Missionsbischöfe, welche in Nordisland wirkten, waren Deutsche: Friedrich aus Sachsenland und Bernhard, ebenfalls aus Sachsenland. Beide schlugen ihren Sitz zu Giljá am Vatnsdal, unfern des Hunaflói auf. Bernhard, vom Papste selbst zum Bischof in Norwegen geweiht, stellte sich 1047 als Missionär dem Erzbischof Adelbert von Bremen zur Verfügung und brachte dann 19 Jahre (1048—1067) auf Island zu. Gleich dem hl. Patrick zog er überall herum und segnete Alles, wie die alte Chronik berichtet, „mit heiligen Worten, Kreuz und Weihwasser":

Kreuze und Glocken,
Brücken und Brunnen,
Furth und Wasser,
Berg und Schellen.

Neunundbreißig Jahre nach Bernhard 1106 aber beginnt die regelmäßige Bischofsreihe der Bischöfe von Hólar. Der zweite derselben, Ketill Thorsteinsson, geweiht den 12. Februar 1122, † 6. Juli 1145, ein Abkömmling der Helgi Hinn Magri. So berichtet Ari Frodi, Islands ehrwürdiger Chronist.

Ob seit den Zeiten der Glaubenstrennung je in Akureyri Messe gelesen worden ist, weiß ich nicht. Herr Baudoin hielt sich wohl einige Zeit in der Nachbarschaft zu Nesi, nicht aber in Akureyri selbst auf. Jedenfalls stiegen wir in der Frühe des Morgens mit rechter Herzensfreude ans Land, um daselbst das heilige Opfer zu feiern. Das Haus, wo Gunnars Schwester und Schwager wohnte, lag weit vom Landungsplatze weg, fast eine halbe Stunde in einer Art Vorstadt, Oddeyri genannt. Es war zweistöckig und ganz neu, in europäischem Stil gebaut, unten von Stein, oben von Holz. Die gute Frau, obwohl noch Protestantin, begrüßte uns mit sichtlicher Freude und wies uns die „schöne Stube" des Hauses an, welche mit Möbeln aus Schottland besser ausgestattet war. Hier richteten wir auf einem Tische unsern Altar zurecht, und lasen dann die heilige Messe. Gunnar communicirte; seine Schwester wohnte mit großer Andacht beiden Messen bei. Die Herzensgüte und Frömmigkeit der braven Leute rührte mich innig. Obwohl wir Gunnar früher nie gesehen hatten, so waren wir als Katholiken doch gleich Freunde und Brüder, und das erfüllte auch seine Verwandten mit gemüthlichem Vertrauen. Sie fühlten, daß der katholische Priester doch kein so schreckliches Wesen ist, wie ihnen beim Confirmandenunterricht vorgemacht wird, und das Papstthum durchaus nicht die Grundsuppe alles Bösen. Gunnars Schwager war in Dänemark und England gewesen; in einem feinen Bücherschrank hatte er sich eine kleine Bibliothek englischer Bücher mitgebracht. Die Lust an Lectüre und geistiger Bildung ist bei den Isländern ein wirklich hervorstechender Volkszug. Denn dieser Mann war ein schlichter Mann vom Volke und verdiente sich sein Brod durch Zubereitung von Fischconserven.

Das Haus stand an einer Landzunge, die sich noch weiter quer in den Fjord hineinerstreckt und diesen zu einem recht bequemen und sicheren Hafen gestaltet. Doch führt die Eyjafjardará, welche von Süden her in die Bucht mündet, so viel Thon und Schlamm mit sich, daß derselbe auf die Dauer unbrauchbar zu werden droht. Als wir wieder zur Stadt gingen, trafen wir einen Zug von 180 Pferden, welche in lebhaftem Galopp von Moðruvellir daherjagten. Sie wurden nach Akureyri getrieben, um dort auf der „Thyra" nach Kopenhagen eingeschifft zu werden. Ein paar Reiter mit tüchtigen Peitschen sprengten vorn, zu beiden Flanken und hinter dem Zuge her, um den ganzen vierbeinigen Janhagel beisammenzuhalten. Es sah köstlich aus. Weniger angenehm war der Duft, der uns aus einer großen Thranbrennerei entgegenwehte, an welcher der Weg vorbeiführte. Übrigens schien mir dieses rentable Institut weit größer angelegt als ähnliche in Reykjavik und Isafjord. Am Eingang des eigentlichen Städtchens steht die Post. Zu meiner großen Erheiterung hatte ich schon Abends zuvor von Professor Schweitzer gehört, daß der Postmeister zugleich noch Bäcker und Photograph sei. Er holte dort,

wenn ich nicht irre, sich einen Brief, seiner Frau eine Photographie und Lottchen ein Semmelbrödchen. Am Landungsplatz trafen wir die 180 Ponies — einen wahren Pferdemarkt. Die Einschiffung hatte gleich nach Ankunft der ersten begonnen. Sie wurden von etlichen Burschen ans Ufer gejagt, dort von handfesten Leuten in ein Boot gestoßen oder nöthigenfalls halb getragen. Dann gings an den Dampfer, wo ihnen einzeln ein breiter Gürtel um den Leib geschlungen ward. Daran baumelten sie eine Weile zwischen Himmel und Erde, meist jämmerlich zappelnd, während die Kette des Dampfkrahns aufwärts rasselte. Oben stand auch schon Mannschaft bereit und beförderte sie in das untere Deck, wo sie eins neben dem andern festgekoppelt wurden. Im Schiffsraum war ein ganzes Heumagazin, um sie auf der Weiterreise zu beköstigen.

Akureyri pflegt bei den englischen Touristen (andere sind auf Island sehr selten) nicht hoch in Gnaden zu stehen, dagegen besuchen sie gewöhnlich den „berühmten" Wald von Háls und den Goðafeß. Dr. Schweitzer war schon in der Frühe dahin abgeritten. Wir konnten ihm nicht folgen, da es bereits spät geworden. Ein eigentlicher Wald ist übrigens der „Wald" von Háls nicht, sondern bloß das größte Birkengestrüpp, das es auf Island gibt, und insofern eine Merkwürdigkeit. Dagegen lobte Hr. Schweitzer nachher den Wasserfall sehr.

Auf Gunnars Wunsch besuchten wir zuerst den Kaufmann Laxdehl, der uns Abends zuvor seinen Salon zur Verfügung gestellt hatte, damit wir gemüthlich unter uns sein könnten. Der Herr, der sich offenbar behaglichen Wohlstandes erfreute, war die Freundlichkeit selbst. Er hatte einen Theil seines Reichthums dazu verwandt, sich ganz auf modernem Fuße einzurichten. Bald nach uns trafen verschiedene andere Besuche ein, und alle wurden mit einem Glas Sherry bewirthet. Unter den isländischen Gästen war Dr. Hjaltalin, der Director der neuen Realschule (gagnfraeda-skóla) in Möðruvellir, welche gegenwärtig etwa 40 Schüler zählt und vom Staate mit 8500 Kronen jährlich subventionirt wird. Hr. Hjaltalin ist ein tüchtig gebildeter Mann, der sich längere Zeit in Schottland aufgehalten und etwas von praktischer, moderner Weltanschauung erworben hat.

Was Island vor Allem Noth thäte, wären gute Ingenieure und Geld, um ordentliche Verbindungslinien im Lande herzustellen. Die Post zwischen Reykjavik und Akureyri ist noch jetzt die primitivste, die sich denken läßt. Sie hat nicht einmal überall Saumpfade zur Verfügung, sondern zwei Tagereisen weit nur Hraun und Wüste. Ein guter Reiter braucht im Sommer fünf Tage. Im Winter kann er bei tieferem Schnee oft kaum durchkommen. Nur kleine Pyramiden, von Lava aufgeschichtet, deuten ihm dann den Weg an, und wenn der Schnee auch diese bedeckt hat oder Nebel sie verhüllt, so ist er in größter Gefahr sich zu verirren; verspätet er sich aber, so kann er sehen, wo er in der Nacht ein Unterkommen findet, in irgend einer Höhle am Wege oder unter Steinen, die er sich selbst etwa zum Obdach zusammenschichtet. Dabei ist der Tag dann kurz, die Nacht bedenklich lang und die einzelnen Höfe und Ortschaften oft Wochen lang von einander getrennt. Melancholisch

muß es sein, wenn in dieser Zeit ein Leichenzug über die schneebedeckten Lavafelder zu der nächsten Kirche sich bewegt, Männer und Frauen zu Pferde — auch der Sarg auf den Rücken eines Pferdes festgebunden!

Das Lied, das bei den Beerdigungen gesungen zu werden pflegt, gehört vielleicht zu den schönsten und innigsten, welche die geistliche Liederdichtung der Lutheraner überhaupt aufzuweisen hat. Es stammt von Hallgrimmr Pjetursson, der 1614 als Sohn eines armen Glöckners (hringjari) geboren wurde. Der Bischof Guðbrandr Thorlákson von Hólar, mit dem er verwandt war, ließ ihn erst bei sich in Hólar, dann in Kopenhagen an „Unsrer Lieben Frauen Schule" (Vor Fruen Skole) studiren, woselbst er sich die besten Zeugnisse erwarb. Nachdem er eine Zeit lang als Bauer in großer Armuth wieder in seiner Heimath gelebt hatte, wurde er 1644 in Skálholt zum Prästr ordinirt und bekam die Pfarre Hvalsnes, nicht sehr weit von Reykjavik, später jene von Saurbaer am Hvalfjördr. Von einer Art Aussatz befallen, mußte er jedoch 1669 seine Stelle aufgeben und zog sich in eine elende Hütte erst zu Kirkjukot, dann zu Ferfikla zurück, wo er, vollständig hilflos, halb erblindet, nach unsäglichen Leiden endlich am 27. October 1674 starb. Neben seiner Muttersprache verstand er Dänisch, Latein und Deutsch. In seinen jüngeren Jahren ein munterer Gelegenheitsdichter und beliebter Prediger, wandte er sich in seiner langen Leidenszeit ganz der geistlichen Dichtkunst zu. Es wird erzählt, daß er nie gesucht habe, sich zu bereichern oder auch nur in zeitlichen Dingen voranzukommen, daß er vielmehr die Armuth als den Antheil Jesu Christi betrachtet und wirklich geliebt habe. Die fünfzig Passionspsalmen (Fimmtíu Passíu-Sálmar), sein schönstes Werk, athmen wirklich die innigste, selbstloseste Liebe zum Erlöser. Sie sind eines der verbreitetsten religiösen Volksbücher geworden. Im Jahre 1876 kam die einunddreißigste Ausgabe davon in Reykjavik heraus. Aus seiner letzten Zeit stammen drei Lieder vom „Tode", von denen das eine gewissermaßen das „Dies irae", das allgemeine Grablied des isländischen Volkes geworden ist. Wenn man an den verlassenen, einsamen Kranken denkt, der mit Noth und Schmerz ringend in solchem Liede seinen einzigen Trost fand, wird man es gewiß nicht ohne Rührung lesen:

Wie eine Frühlingsblume
Aufsprießt aus dunklem Grund,
Gezeugt am reinen Lichte,
In des Tages Morgenstund,
In einem Nu ergriffen,
Sinkt zu der Erde Schooß,
Mit welkem Kelch und Blättern:
So ist des Menschen Loos.

So läuft die frohe Jugend
Unsichern Todesweg,
So wankt der Fuß des Greises
Entgegen demselben Steg.

Und Keiner hat Brief und Siegel
Auf nur ein Stündchen Zeit,
Es trennt der Tod uns Alle
Ohne Barmherzigkeit.

Fürwahr, der Tod gleicht völlig
Dem flinksten Schnittersmann,
An Alles vor seinen Füßen
Legt er die Sense an.
Die grünen Gräser und Kräuter,
Die Blumen farbenreich,
Das Rohr und die strahlende Rose,
Er rechnet sie alle gleich.

Es ſtürmt voran das Leben,
Hält inne nicht im Lauf,
Bis daß mit grimmem Griffe
Der Tod das Grab macht auf.
Und die ganze Welt muß wandern
Den ſelben Weg daher,
Ob willig oder gezwungen,
Ob leicht es ſcheint, ob ſchwer.

Es weicht der Tod kein Haarbreit
Vor Macht und Majeſtät,
Für alles Geld der Erde
Kommt er keine Minute zu ſpät.
Ihn kümmert nicht im mindeſten,
Ob er gefällt, mißfällt,
Kein Flehen kann ihn ſänft'gen,
Kein Zorn ihn innehält.

Die Menſchen irren im Dunkel
Und Keiner weiß ſich Rath,
Wann und zu welcher Stunde
Und wo der Tod ihm naht.
Derſelbe Weg führt Alle
Ein in dieß Erdenhaus,
Doch ziehen verſchiedene Pfade
Nach allen Seiten hinaus.

Die Macht des Todes kränket
Alle mit gleicher Pein:
Wie ſollt' ich hoffen dürfen,
Er ſchonte mein allein?
Von Adam ſtammt mein Leben,
Mein Leib, des Moders Raub,
Und meine eig'nen Thaten
Verdammen mich zum Staub.

Ich hab' es nicht erobert
Dieß Leben, nicht erwählt,
Gott hat als höchſter Lehnsherr
Den Geiſt dem Leib vermählt.
In ſeinen Händen ruht er,
Sein Daſein und Geſchick;
Der Tod holt nur als Bote,
Was Gottes iſt, zurück.

Wohl! In des Herren Namen,
Da ſolche Noth mir droht,
Gleich ich nicht den Begrab'nen,
Die längſt umfing der Tod?
Denn wenn der Ruf erdröhnet,
Da kauſt ſich Keiner frei:
So mag die Nacht denn kommen,
Ich zitt're nicht dabei.

Es lebt ja meine Liebe,
Mein Heiland und mein Freund,
Und Jeſus iſt ſein Name,
Der alle Macht vereint.
Als Todesüberwinder
Er ſelbſt am Kreuze ſtarb,
Dem ärmſten aller Sünder
Er Seligkeit erwarb.

Sterbend hat er getödtet
Den Tod, und Sieg gebracht,
Vernichtet des Todes Scepter,
Zerſtört des Grabes Macht.
Senkt in das Grab die Leiche;
Mein Geiſt hebt ſich befreit,
Kein Leid kann ihn erreichen
In ewiger Seligkeit.

Jeſus iſt all mein Sinnen,
Ich ruhe in ſeiner Macht,
Ob ich draußen oder drinnen,
Bei Tage wie bei Nacht.
Er iſt mir Hort und Hilfe,
Mein Leben nenn' ich ſein,
Er wird, deſſ' bin ich ſicher,
Im Tode mit mir ſein.

Ich leb' in Jeſu Namen,
Ich ſterb' in Jeſu Hand.
Wenn Alle mich verlaſſen,
Bleibt er der Hoffnung Pfand.
Tod! Du gewalt'ger Herrſcher!
Jetzt bin ich kampfbereit;
In Chriſti Kraft ich rufe:
Willkomm! zu jeder Zeit!

Tauſende ſchmerzgepreßter Herzen mag das ſchöne Lied getröſtet, erbaut, zum Himmel emporgehoben haben, wenn ſie weinend in das Grab ſchauten, in das die Leiche eines theuren Vaters, einer treuen Mutter, eines lieben Kindes verſenkt werden ſollte. Denn es wird bei allen Beerdigungen geſungen, nach der Leichenrede. Bei der neunten Strophe wird der Sarg er-

hoben und dann in die Erde gesenkt. Der junge Isländer, der mir das Lied mittheilte, sagte mir, daß die vorletzte Strophe das erste Gebet gewesen sei, das ihn seine Mutter nebst dem Vaterunser gelehrt habe, keinen Tag habe er es zu beten unterlassen, und so mag es für viele Andere eine gnadenvolle Erinnerung an denjenigen geworden sein, der allein in allen Schicksalen dieses Lebens Trost, Heil und wahre, bleibende Freude gewähren kann.

A. Baumgartner S. J.

Die Rudhard-Sage [1].

Schon ist der neue Weihnachtsmarkt in Sicht, und noch immer liegt vom vorigjährigen ein Hauptwerk unbesprochen auf unserem Arbeitstisch. Regt sich ob solcher Versäumniß das Gewissen, so beschwichtigen wir es mit der Erwägung, daß, wenn wir auch spät kommen mit einer Besprechung, wir doch noch immer die Ersten sind, die überhaupt zu einer solchen Besprechung kommen. Doch zur Sache.

Es kann keinem ernstlichen Zweifel unterworfen sein, daß wir es bei der „Rudhard-Sage" mit einer ungewöhnlichen poetischen Leistung zu thun haben, der nur die letzte Feile, das gewisse Etwas classischer Feinheit und Abrundung fehlt, um zu den allerbesten Schöpfungen der letzten Decennien zu zählen. Sie erscheint uns, wie sie daliegt, als ein Marmorblock vom feinsten Korn, aus dem ein Meister eine Idealgestalt hatte meißeln wollen; allein die Arbeit wurde im besten Fortschreiten unterbrochen — wir sehen wohl, was die Statue hätte werden können, ohne daß jedoch die vorhandene Schönheit uns über die fehlerhaften, nur im Rauhen behandelten Stellen zu trösten vermöchte. Die Rudhard-Sage erinnert in gewisser Beziehung an die „Apostel des Herrn" — beide sind so voll eigenthümlich originaler Schönheiten, von einer Weite des poetischen Horizontes und einem Farbenreichthum der Einzelbilder, daß man es nicht genug bedauern kann, wenn das überwältigend Geniale dieser Dichtungen nur selten ungetrübt zum Ausdruck kommt, und es den beiden Dichtern bei allem Reichthum der Gedanken, bei allem Schwunge der Phantasie nur an etwas Talent gefehlt, um wahre Genies zu sein. Auch darin stimmen „Apostel des Herrn" und „Rudhard-Sage" überein, daß sie uns ein Weltbild vorführen möchten, statt sich, wie das gewöhnliche Epos, an die Geschichte eines Volkes zu halten. Suchte Behringer seinen Zweck durch die Erzählung der einzelnen Apostel zu erreichen, welche uns nach der

[1] Die Rudhard-Sage. Ein epischer Liederkranz in zwanzig Gesängen von Jos. Lauterer. Freiburg i. B., D. Lauber, 1884.

Reihe Aufschluß über ihre Thätigkeit in den verschiedenen Ländern des Erdkreises geben und bei dieser Gelegenheit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser Länder und Völker schildern, so geht Lauterer epischer zu Werk, indem er seinen Helden selbst von Land zu Land umherirren und allerlei Abenteuer freilich mehr erleben als bestehen läßt. Der Plan der Rudhard-Sage hat vor dem der „Apostel des Herrn" jedenfalls den Vorzug größerer Einfachheit, Natürlichkeit und Spannung, es ist wirklich eine glückliche Fabel zu einem großartigen Epos, wie unsere moderne Zeit es liebt; während Behringer sich an die mystischen Gedichte des Mittelalters, besonders an Dante's großartige Schöpfung anschließt, greift Lauterer direkt auf des alten Homeros meerdurchrauschtes Lied vom Fahrer und Dulder Odysseus zurück, dem vielgereisten, der vieler Menschen Städte und Sitten geschaut hat, bis er endlich heimkehrt in sein heimisches Ithaka, wo er sein treues Weib wiederfindet.

Wenn wir nun im Folgenden eine Darstellung des Inhaltes der Rudhard-Sage versuchen, so müssen wir von vorneherein darauf hinweisen, daß die zu bewältigende Stoffmasse eine außergewöhnlich große ist. Lauterers Gedicht umfaßt eine Verszahl, die wohl reich das Vierfache der meisten poetischen Erzählungen der neuesten Zeit beträgt. Sie ist zudem von einer Vielgestaltigkeit der inneren Gliederung, daß sie einem Roman alle Ehre machen würde, und geht dabei so gewissenhaft zu Werk, daß auch die geringste Nebenperson, welche in die Handlung eingeführt wird, bei der Auflösung des Knotens nicht vergessen bleibt. Unser Überblick kann unmöglich allen Fäden des Gewebes nachgehen, nicht einmal die Hauptperson werden wir auf all ihren Wanderungen im Einzelnen verfolgen dürfen, da unser Raum schon durch eine allgemeine Skizze und die zur Charakteristik unumgänglich nothwendige Mittheilung einzelner Stellen des Gedichtes selbst mehr als gewöhnlich in Anspruch genommen wird.

Die ersten 6 von den 20 Gesängen des Gedichtes enthalten die Auseinandersetzung und Verwicklung der Fabel; sie sind bei mancher hervorragenden Schönheit eben wegen der Länge und Breite des Erzählungsstiles neben der die Auflösung des Knotens enthaltenden Epilogie wohl der schwächste Theil der Dichtung. Geben wir daher kurz die Thatsachen.

Wir befinden uns im Schwarzwald zur Zeit Karls des Großen. Auf der Gisenburg haust der alte Gisok mit seinem Töchterlein Mathilde und seiner Schwestertochter Jutta. Der Vater eröffnet seinem Kinde, daß der alte Hatto von Strittberg für seinen Sohn Dietrich um Mathildens Hand geworben, und daß er, Gisok, bei dem allbekannten Reichthum des Werbers und ihrer alten Freundschaft durchaus nichts gegen diese Verbindung einwendet. Indeß ist das Herz Mathildens nicht mehr frei, schon längst hat ihr Vetter Rudhard dasselbe gewonnen, wenn die Sache freilich zwischen den Beiden auch so heimlich blieb, daß selbst Jutta sich noch alle Mühe geben darf, in den Besitz der Liebe Rudhards zu gelangen. Als eben Gisok mit der Tochter über die Werbung gesprochen, trifft Rudhard auf der Gisenburg ein. Ein seltsamer Grund hat ihn, seit Kindheit eine Waise, von der Burg seines Oheims Gerold herübergebracht. Gerold ist nämlich schwer erkrankt, und

da alle Mittel der Ärzte nichts gefruchtet haben, hat er schließlich dem Vorschlag eines seiner Mannen beigestimmt, dessen Tante Sigelinde zu Rathe zu ziehen, eine Drude, die bei den Heiden und selbst im Christenvolk den Ruf einer allheilenden Wissenschaft genießt. Rudhard ist nun eilends zu der Drude gekommen und hat, während diese ihre Kräuter sammelt und abkocht, die nahe Gisenburg im Vorübergehen besuchen wollen. Während des Mahles kommt es zu einem religiösen Gespräch, aus dem wir erfahren, daß Gerold, Rudhard, Mathilde und Jutta Christen sind, während Hatto, Dietrich und Gisok noch dem Heidenthum ergeben blieben. Gisok faßt die Sache schon recht rationalistisch auf:

... Es schöpft ja Christ und Heide aus einem ew'gen Quell,
Der Name thut zur Sache gewiß — so denk' ich — nichts;
Als Vater ehren Alle den Gott des Himmelslichts,
Ob nun er Wodan heiße, ob „Gott" sein Name sei,
Ob Christus oder Balder, das halt' ich einerlei — ...
Und doch hat wenig Gutes das Christenthum gebracht,
Es half nur fester gründen des Frankenkönigs Macht. ...
Stets beten bloß und singen mit euern Engelein,
Muß in dem Christenhimmel langweilig, denk' ich, sein —
Drum zieh' ich auch viel lieber — wenn todt ich nun einmal —
Auf stolzem Regenbogen zum frohen Götterſaal. ...
Das Alte geht in Trümmer, neu blüht empor die Welt,
Jetzt siegt das Kreuz, die Eiche von Donar wird gefällt.
Wer weiß, wie lang es dauert, bis auch das Kreuz dann sinkt
Und einen neuen Glauben die Zeit den Völkern bringt? ...

Nachdem die Mädchen das Zimmer verlassen, stellt Rudhard im jugendlichen Ungestüm der Liebe den Oheim zur Rede, ob dieser darum wisse, daß Dietrich sich als Bräutigam Mathildens ausgebe, und ob er damit zufrieden sei...

Und wenn er (Dieter) wahr gesprochen, dann, Oheim, gute Nacht!

Dem Oheim ist diese Wendung sehr ungelegen, schließlich erklärt er dem Neffen, dieser werde doch nicht daran denken, Mathildens Hand zu erlangen, dazu sei er zu wenig bemittelt; — etwas Anderes sei es, wenn der reiche Ohm Gerold sein Testament umwerfe, das er zu Gunsten der Klöster und des Bischofs Witiger von Straßburg gemacht.

Dann, Neffe, würd' ich sagen: jetzt reden wir davon —
Doch will ich keinen — Knappen zu meinem Schwiegersohn!

Mit diesem deutlichen Entscheid muß Rudhard sich einstweilen begnügen; traurig besteigt er das Roß und nimmt Abschied von dem Onkel und den beiden Mägdlein, wobei die eifersüchtige Jutta sich gar nicht im schönsten Lichte zeigt. So reitet der Held in die Nacht hinein zur Drude:

Es scheint ihm rings so öde die Welt, so hoffnungsleer,
Gespenstig huscht der Schatten der Wolken vor ihm her.
Vom Schloß tönt höhnisch Lachen; fast wird der Falbe scheu;
War's eine Menschenstimme? War's einer Eule Schrei?

Der zweite Gesang, „Auf dem Strittberg", macht uns mit Hatto's Familie, dem jähzornigen, gewaltthätigen Charakter des Vaters und der halb bärenhaften Zärtlichkeit, halb wolfsartigen Grausamkeit Dietrichs bekannt. Den Rahmen für diese Zeichnungen gibt ein Jagdbesuch, den Gisok mit seinen zwei Mägdlein auf dem Strittberg macht. Bei der Heimkehr am Abend begegnet der frohen Gesellschaft die unheimliche Drude, welche man bald darauf mit Dietrich allein trifft, den sie wohl zu kennen scheint und der sie jedenfalls zu einem besondern Auftrag an diese Stelle und zu dieser Stunde hergebeten hatte. Die dunkle Andeutung leitet über zum dritten Gesang, welcher uns nach der „Geroldseck" versetzt, wo Graf Gerold zum Frühlingsfest die Gäste versammelt hat, um mit ihnen seine Genesung von langer Krankheit zu feiern. Im Gespräch der Männer kommt Gisok dazu, den Verwandten zu mahnen, seine Burg mit Zubehör doch lieber dem Neffen Rudhard als dem Bischof von Straßburg und dem Kloster Mönchszell zu vermachen. Gerold erzählt nun, wie er mit Rudhards Vater, seinem Bruder, in Feindschaft gelebt, wie sein Weib ihm kinderlos gestorben und der Bruder nicht einmal zum Begräbniß gekommen. Da habe es ihm geschienen, er thue besser daran, seine Güter der Kirche als einem so feindlichen Bruder zu vermachen. Er sei darum hinüber nach Straßburg zu Bischof Witiger geritten und habe diesem mündlich all sein liegendes Gut versprochen. Später freilich habe er die Sache halb und halb bedauert, da er gesehen, wie der verwaiste Neffe Rudhard gar nicht seinem Vater nachgeartet, sondern sich wie ein Sohn an ihn, Gerold, angeschlossen habe. Es sei indeß für Rudhard baares Geld genug vorhanden, daß er sorglos der Zukunft entgegensehen dürfe. . . . Diese Erzählung übt besonders auf den lauschenden Dietrich eine große Wirkung aus. — — Daß zwischen Gerold und Witiger nichts Schriftliches abgemacht, könnte zur Zeit von großer Wichtigkeit werden. . . . Unterdeß nimmt die Festfreude, besonders unter dem jungen Volk, ihren Fortgang, bis der Knappe Hagen, der Schwestersohn der Drude, mit einem Mägdlein in Streit geräth und darum von Gerold nicht bloß hart zur Rede gestellt, sondern auch aus dem Dienste gejagt wird. Die Aufregung hat dem kaum Genesenen geschadet, Rudhard führt ihn in die Kammer an's Feuer und will ihm den gewohnten Heiltrank der Drude bereiten. Während nun die Männer beim Spiel und Trunk im großen Saale sitzen, kommt plötzlich Rudhard verstört hereingesprungen und sucht den Priester — für den sterbenden Gerold. Alle folgen ihm, der Graf ist todt! Dietrich schaut wie zufällig auf das Trinkgeschirr mit dem Heiltrank, dann ruft er die Übrigen, macht sie auf den widrigen Geruch des Sudes aufmerksam und schließt:

Gut ist's aber für den Erben,
Daß kein Testament noch da;
Konnte je der Schloßherr sterben
Besser, als es heut' geschah?

Rasch schlägt diese furchtbare Verdächtigung Rudhards Wurzel in den Herzen der Zuhörer. Einer derselben untersucht den Trank und erkennt sofort den Geruch des Tollkirschensamens — das Gericht wird entscheiden,

wen hier die Schuld an der Vergiftung trifft. So endet das Frühlingsfeſt auf der Geroldseck.

Es iſt ein Junitag; zu Malberg unter dem Lindenbaum wird nach alter Sitte ein Gaugericht gehalten. Verſchiedene Sachen ſtehen zur Verhandlung. Ein Edler hat einen Leibeigenen erſchlagen — ein Weib hat zum Behuf der Zauberei bei Nacht ein Kind aus dem Grabe geſtohlen — ein Wucherjude iſt überfallen und geplündert worden. Alle dieſe Fälle ſind ſchon entſchieden, aber Rudhard iſt noch immer nicht gekommen, ſich den Richtern zu ſtellen. Man hatte ihm nämlich niemals klar geſagt, daß er der Unthat an ſeinem Oheim angeklagt ſei, ſondern ſich begnügt, ihn zu überwachen, um ihn in eine falſche Sicherheit einzuwiegen und ihn ſo gegebenen Falls zu irgend einer ſelbſtverrätheriſchen Handlung zu verleiten. Erſt am Morgen des Gaugerichtes wurden Häſcher ausgeſchickt, die ihn zur Malſtatt führen ſollten. Dieſe Häſcher hatten aber Rudhard auf der Geroldseck nicht mehr gefunden; ſein Roß ſtand im Stalle, nur er ſelbſt mit ſeinem Lieblingsknappen Wolfgang war nirgends im Schloſſe zu finden, und auch die zur Wacht beſtellten Diener wußten keine Auskunft über ſeinen Verbleib zu geben. Dieſe Thatſachen ſchienen die Richter in ihrem Glauben an Rudhards Schuld zu befeſtigen; denn weßhalb ſollte der Jüngling fliehen, wenn er ſelbſt ſich nicht ſchuldig fühlte? So ward denn in der Verhandlung des Falles fortgefahren und zuerſt die Drude vernommen, welche natürlich ein Geſchichtchen zur Hand hatte, um den Abweſenden zu belaſten. Daß er den giftigen Trank gereicht, war außer Zweifel, und auch den Grund zu ſolcher Unthat glaubten die weiſen Richter in dem Mangel an einem ſchriftlichen Teſtament, reſp. in der Furcht des Jünglings vor Abfaſſung eines ſolchen, zu ſehen. Für den Abweſenden erhob ſich keine Stimme, und ſo erging denn das Urtheil über ihn, ſchuldig zu ſein des Mordes an ſeinem Ohm und der Doppelbuße des Wehrgeldes an den König und die Verwandten. Sollte er aber geflohen ſein, ſo müſſe er geächtet bleiben auf immer. Wie auf Geroldseck, als Alle gegen ihn waren, nur Mathilde feſthielt an der Unſchuld des Geliebten, wie ſie es geweſen, die ihn durch geheime Botſchaft über den Zweck des Gaugerichtes zur Flucht getrieben, ſo betet ſie auch jetzt, da ſie das Urtheil vernommen:

Erleucht' ihn mit des Glaubens Licht!
Laß ſinken ihm die Hoffnung nicht,
Durch alles Wirrſal ſchwer und trübe,
Erhalt' zu dir ihm ſeine Liebe!

Dann mag er geh'n, wohin er will;
Mein Herz es fügt ſich und iſt ſtill —
Wenn ich nur dort ihn wiederſehe,
Wo wir uns freu'n in deiner Nähe. . . .

Der fünfte und ſechste Geſang bilden eine Epiſode, welche zwar mit dem eigentlichen Hauptgegenſtand, den Erlebniſſen Rudhards, in keiner Verbindung ſteht, aber für den allgemeinen Zweck des Gedichtes, die Culturſchilderung jener Zeit, von großer Wirkſamkeit iſt. Auch ſprachlich gehört vorzüglich

der fünfte Geſang zu dem Beſten des ganzen Werkes. Das Geſchichtliche der Epiſode iſt folgendes:

Nahe beim Strittberg, dem Hauſe des Heiden Hatto, hatte Witiger von Straßburg den Benedictinern ein Kloſter erbaut, das den Namen Mönchszell führte, und zwar auf dem Reutfelde, welches Hatto den Mönchen unentgeltlich als werthloſes Gut abgetreten hatte. Fünfundzwanzig Jahre ſind dahingegangen, das Wildland iſt zu einem blühenden Garten und ergiebigen Ackerfeld geworden, das Holzkloſter hat ſich immer vergrößert, ſo daß es allmählich den Neid des heidniſchen Nachbarn erregt. Der kluge Prior hat bisher jede Gelegenheit zu offener Feindſchaft glücklich zu vermeiden gewußt, allein die Erbſchaftsangelegenheit Gerolds bringt das lange unter der Aſche glimmende Feuer zum Ausbruch. Biſchof Witiger von Straßburg beruft ſich nämlich auf den ausgeſprochenen, nicht widerrufenen Willen Gerolds, all ſeine liegende Habe dem Biſchof für das Kloſter Mönchszell zu hinterlaſſen, wohingegen Dietrich nach Rudhards Flucht als nächſter Verwandter das herrenloſe Gut Gerolds für ſich in Anſpruch nimmt. Es kommt natürlich zum richterlichen Entſcheid. Dem Prior iſt dieſe Wendung der Dinge gar keine frohe Kunde, wenn auch noch ſo viel Ausſicht vorhanden, daß der Spruch zu Gunſten des Biſchofs ausfallen werde. Am Schluß der Ernte ſind gerade die Mönche nach der ſchweren Arbeit zu einem kleinen Erholungstrunk verſammelt und beſprechen die verhängnißvolle Angelegenheit. Der Prior faßt die Sache praktiſch und zugleich vom übernatürlichen Standpunkt auf. Den einzelnen Mönchen dagegen hört man auch hier — wie bei Weber — noch recht den Neubekehrten an. So z. B.:

... Gallus begann mit eitlen Worten zu prahlen,
Dietrichs ſpottend und Hatto's, die nimmer es wagten, das Kloſter
Anzugreifen, bei Nacht ſo wenig als während des Tages.
„Mögen ſie kommen," ſo rief er, „auf daß ich die Schläge mit Zinſen
Heimbezahle, die mir der grobe Dieter im Zorne
Letzten Frühling gegeben, ſich ärgernd über die Mahnung,
Die ich verſchwendet an ihn, zu lernen das Paternoſter
Und es zu beten — fürwahr! der Rücken ſchmerzt mich noch heute,
Wenn ich der Peitſche gedenke, die aus dem Schafte des Stiefels
Schäumend vor Wuth er zog, ſie ſchwingend, als gält' es, die Haut mir
Ganz vom Fleiſche zu trennen, wie etwa Hirten die Rinde
Klopfend löſen vom Holz, daraus die Pfeife zu ſchneiden,
Deren helles Getön im Lenz die Ruhe des Waldes
Stört, den Ohren der Hunde verhaßt, doch lieblich dem Hirten
Kürzend die Zeit und die Rinder zum emſigen Weiden ermahnend." ...

Während der Bruder noch ſo prahlt, klopft es unſanft an der Kloſterpforte, und der Pförtner meldet erſchreckt dem Prior, daß der Nachbar Hatto mit bewaffneten Männern draußen ſtehe und den Pater zu ſprechen wünſche. Pirmin geht an's Gitter und verſucht ſein Beſtes, nicht bloß ſeine Angſt zu verbergen, ſondern auch den Heiden nicht zu reizen. Dieſer ſagt, er ſei gekommen, vom Abt ſich einen Schein ausſtellen zu laſſen, wonach das Kloſter

ihm, Hatto, fünfhundert und fünfzig Schillinge, zahlbar in vierzehn Tagen, als Preis für das Land ſchulde, worauf das Kloſter gebaut iſt. Die Mönche könnten das ja leicht, da ihnen Gerolds Erbe zufallen werde. Darauf kann Pirmin natürlich nicht eingehen, der Heide jedoch hört keine Gründe; „erbost ſtößt Hatto gegen das Thor

Mit dem Schafte des Spießes, es dröhnte das fichtene Holz laut.
‚Kommt, Gefährten!‘ ſo rief er, ‚wir ſtürmen die bröckelnde Mauer
Und zerſtören durch Brand die ſchön gezimmerten Bauten,
Tödtend die läſſigen Mönche mit ſcharfgeſchliffener Streitart,
Wenn ſie die Flucht nicht ergreifen, um niemals wiederzukehren!‘
So rief Hatto und ſchreiend umtobten die Heiden die Mauer,
Daß die Brüder erſchrocken zur Abwehr eilten und alles,
Was nur immer als Waffe ſich brauchen ließ, aus der Scheune
Schleppten herbei, die Senſen und holzgefertigten Flegel.
Iſidor aber, der Prieſter, bemühte ſich, nochmals zum Frieden
Umzuſtimmen die Männer und ſprach durch's Gitter die Worte:
‚Hatto! Biſt du noch klug, daß du in unſeren Tagen
Straflos wähnſt ein Kloſter zerſtören zu können mit Feuer?‘“ u. ſ. w.

Zudem verſpricht Iſidor in ſeiner längern Rede dem Heiden, beim Biſchof Witiger ſich verwenden zu wollen, daß ein Vergleich wegen der Erbſchaft zu Stande komme.

Iſidor ſchwieg. Die Heiden beſprachen ſich unter einander,
Und ſie wären vielleicht befriedigt nach Hauſe gezogen,
Hätte nicht Gallus die Mauer, mit einem Scheite bewaffnet,
Unvermerkt von den Andern erſtiegen, da wo das Brennholz,
Hoch in Reihen geſchichtet, dem Aug' der übrigen Mönche
Ihn verbarg, erleichternd den Weg zur ragenden Krönung.
Gallus nun ſpähte umher und ſah gerade, wie Dietrich
Drohend mit finſt'rer Geberde die Streitart ſchwang in der Rechten,
Und er gedachte mit Wuth der Schläge, welche ihm dieſer
Hatte erbarmungslos am Waldesſaume gegeben,
Trotz des heftigen Sträubens und eifrigen Rufens nach Hilfe;
Und es zuckte ihm wild vor Rachegier in den Armen,
Während ein düſteres Feuer, genährt vom Meth und dem Haſſe,
Aus dem Aug' ihm glühte, die innere Regung verkündend.
Schwingend warf er das Scheit; es ſauste im Flug durch die Lüfte,
Bis ihm Widerſtand bot die blutig zerſchmetterte Naſe
Dietrichs, welcher mit jähem und herzzerreißendem Wehruf
Rücklings ſtürzte zu Boden; das ſchwere Eiſen entfiel ihm.

Wie das ſäugende Schwein im Grund des moraſtigen Waldes,
Dicht umdrängt vom Rudel der hilfsbedürftigen Jungen,
Nach dem Aſte des Baums mit drohendem Grunzen hinanſieht,
Wo der tückiſche Luchs, das geraubte Ferkel im Maule,
Höhniſch ſich birgt (es träufelt das Blut des getödteten Lieblings
Zu den Füßen der Mutter, die zähneknirſchend hinanblickt):
So nun ſtarrte empor zur Mauer, flammenden Auges,

Hatto, eh' er noch sorglich zum Sohn herunter sich beugte,
Dessen Athem noch ging. „Ergreift mir," schrie er, „den Mönch dort,
Brecht in Stücke das Thor und mordet, was sich euch darbeut,
Aber den Mann, der den Wurf nach meinem Sohne gewagt hat,
Fangt ihn lebendig, um ihn dem Donnergotte zum Opfer
Heute Nacht zu verbrennen, zur Strafe des schrecklichen Frevels!"
Grimmig rief es der Alte: die Andern machten an's Werk sich,
Hieben mit Äxten und Keulen auf das hohl schallende Thor ein,
Und bald wichen die Nägel; die festverbundenen Bretter
Lockerten sich und donnernd, gelöst aus Angeln und Stützen,
Fiel die fichtene Wand im Hofe des Klosters zu Boden.
Brüllend drangen nun ein die feindlichen Heiden und „Rache!"
Schrieen sie wild und „Rache!" war drauf des Wiederhalls Antwort. . . .

Gallus, welcher von Hatto beim ersten Blicke als Thäter
Wurde erkannt und verfolgt in allzu eifriger Hitze,
Stellte sich nun dem Gegner zur Wehr, mit blinkender Sense,
Ihn zu verletzen bestrebt am Hals, wo die klopfende Ader
Führt zum Haupte das Blut, den Born des irdischen Lebens.
Doch wie, wenn vom Wiesel verfolgt auf ebenem Felde,
Wo es Ähren genascht, das schattenschwänzige Eichhorn
Sich dem stärkeren Feinde entgegenstellt, mit den Zähnen
Ihn verwundend, jedoch nach kurz nur dauerndem Kampfe
Unterliegt, verblutend im Rachen des grimmigen Gegners —
So versuchte auch Gallus den Nacken Hatto's zu ritzen
Mit dem klirrenden Stahl, indeß der schlauere Heide
Rasch die Axt nun erhob, den Stiel der gefährlichen Sense
Trennend vom Blatt und dann im Hohn den Schädel des Mönches
Spaltend, der Baumnuß gleich — es quoll das weiße Hirn vor.

Der Kampf tobt eine Weile; die Übermacht der Heiden bleibt Siegerin, und die wenigen überlebenden Mönche werden in die Scheune getrieben zu dem frischen Getreide, das sie soeben geerntet. Nun gibt Hatto Befehl, die Thüren zu verrammeln, außen noch Holz aufzuthürmen und das Kloster in Brand zu stecken, damit die Mönche als Opfer des Donar mitverbrennen. Und

. . . die Flamme, sie fraß in wenig Minuten
Weg vom Boden die Räume, in denen sich Menschen so lange
Hatten gefreut und gehärmt; nicht gleich bewegt sich das Herz ja
Und es ändert sich Manches in einem Vierteljahrhundert.

Das ist in Kürze eine matte, farblose Skizze des wirklich gruppenreichen, farbensatten Geschichtsbildes vom Werden, Wachsen und Verschwinden eines Mönchsklosters in den noch halbheidnischen deutschen Gauen. Ein gründliches Studium des alten Homer ist in all diesen bunten Schilderungen auf den ersten Blick kenntlich, und nimmt man die zu schildernde Zeit in Obacht, so wird man eine gewisse Derbheit des Ausdruckes und der Bildersprache als Localfarbe an der Stelle finden müssen. Leider ändert der Dichter für die zweite Hälfte seiner Episode (sechster Gesang) den so gut passenden Hexameter und geht in den spanischen Trochäus über, den er nicht mit gleichem Geschicke

handhabt. Krieger aus Straßburg, dem Breisgau und dem Oberlande ſind erſchienen, um den Frevel der Kloſterzerſtörung an Hatto zu rächen. Durch eine Fügung Gottes ſind nämlich die eingeſperrten Mönche nicht mitverbrannt, ein von den Heiden nicht beachtetes Pförtlein geſtattete ihnen, ſich in die Kloſterciſterne zu retten und nach Abzug der Feinde nach Straßburg zum Biſchof zu entweichen und ihm Kunde zu bringen. Die Krieger begeben ſich zum Strittberg, finden aber den Hof verſchloſſen; denn Hatto hat ſeit der Unthat Späher ausgeſtellt, die ihm zeitig jeden Überfall melden ſollten. Auf wiederholtes Pochen an dem verſchloſſenen Hauſe zeigt ſich endlich eine Bauernmagd, die vorgibt, allein zu Hauſe zu ſein. Dieſe Ausſage wird durch das Ergebniß der Hausunterſuchung beſtätigt. Da es nun zur Verfolgung des Feindes in dem unwegſamen Forſte für den Abend zu ſpät, richtet man ſich für die Nacht häuslich ein — man ißt und trinkt und läßt ſich von der Magd immer mehr bringen; ja vom Meth ſchon erheitert, gehen die Soldaten in den Keller hinab und trinken, bis Einer um den Anderen in tiefen ſeltſamen Schlaf fällt. Da gibt ſich plötzlich die derbe Magd als vermummten Knappen Hagen zu erkennen, der die Kellerthür verſchließt — aber durch die Lucken dringt ſchon der Feuerſchein des von dem fliehenden Knecht entzündeten Hauſes herein. Die ausgeſtellten Wachen glauben nicht anders, als daß ihre Freunde, die Chriſten, das Neſt des Heiden angeſteckt, und kümmern ſich darum Anfangs kaum um den Brand. Erſt ſpäter eilen ſie zu Hilfe und können noch Einige, die vom vergifteten Meth nicht allzu ſehr betäubt ſind, an die friſche Luft retten. Eine ſchöne Anzahl Krieger aber iſt geblieben, und der Heide hat im Grunde wieder geſiegt. Man erfährt inzwiſchen, daß Hatto mit ſeinem Sohne Unterkunft bei Giſok gefunden, und da der Hehler ſo gut iſt wie der Stehler, ſo geht's weiter zur Giſenburg, die man ebenfalls menſchenverlaſſen findet, aber lieber gleich kurzerhand in Brand ſetzt, ſtatt ſie ſich ſelbſt über dem Haupte anzünden zu laſſen. Das iſt die Geſchichte von Mönchszell, ſeiner Zerſtörung und Rache.

Der Dichter führt uns nun aus dem Schwarzwald plötzlich nach „Truſo, der Reithgothenſtadt" an der Weichſelmündung, und zeigt uns den Alemannenjüngling Rudhard, wie er mit Anyta, einem Reiks des Landes, daherſchreitet, der ihm ein Freund geworden und nun die Herrlichkeiten des Landes zeigen möchte. Allein den Jüngling drückt ein tiefes Heimweh nach dem Süden und nach der Bewohnerin der Giſenburg. Es würde uns wirklich zu weit führen, dem Geächteten auf all ſeinen Kreuz- und Querwegen auf Schritt und Tritt mit dem Dichter zu folgen. Nur im Allgemeinen ſeien die Züge dieſer Odyſſee verzeichnet und zur Charakteriſtik der Behandlungsweiſe die eine oder andere Probe herausgehoben.

Rudhard war mit ſeinem treuen Diener Wolfgang von der Geroldseck geflohen, ſobald eine geheime Botſchaft Mathildens ihm noch zeitig davon Kunde gegeben, weſſen man ihn zeihe und welcher Zeugen man ſich gegen ihn bedienen wolle. Die beiden Flüchtlinge zogen nun durch „Franken, Bayern, Heſſen" gen Sachſenland, wo eben Karl gegen die Heiden zu Felde lag. In einem Kampf gegen Sachſen und Wenden wurden Beide zu Kriegsgefangenen

gemacht und nach Wendenland an den Gladkawo-See geführt, wo sie Anfangs wie Knechte, später, als Rudhard die Tochter seines Herrn bei einer Eisfahrt gerettet, wie Freie behandelt werden. Auch drängte man sie, sich im Wendenlande anzusiedeln, man werde Rudhard als Fürsten und Mächtigen ehren u. s. w. Allein des Flüchtlings Herz fand keine Ruhe. — Ein anderer alemannischer Soldat in Karls Heere, der nach Rudhard angekommen, hatte ihm den Ausgang des Gerichtes und auch die Niederbrennung der Burg Gisoks gemeldet. Einerseits also auf immerdar geächtet und von der andern Seite nicht bloß über die Gesinnung Mathildens, sondern selbst über ihr Leben im Ungewissen, wollte Rudhard doch immer die Hoffnung nicht aufgeben, dereinst sein Vaterland und die Geliebte wiederzusehen. Wie er nun eines Tages im Walde jagt, hat er Gelegenheit, einen Gothenjüngling zu retten, dessen Leben ein Bär bedrohte. Anyta wurde bald von seinem Vater ausgelöst, und mit ihm zogen die zwei Alemannen zum Eystra-Meer:

Schön ist das Meer im stillen Sonnenglanz,
Wenn leis' vom Westen her die Lüfte fächeln,
Auf seinem Antlitz ruht ein leises Lächeln,
Die Wellen schaukeln sich in leichtem Tanz.

Erhaben ist der Anblick, wenn die Wogen,
Gepeitscht vom Sturm, sich brechen an dem Strand,
Wenn niedersprüht der Gischt zum feuchten Sand,
Und Welle kommt auf Welle hergeflogen. —

Doch schöner ist's fürwahr auf Bergeshöh'n,
Am Rand des Bachs, wo sich die Sonne spiegelt,
Erhab'ner ist's im Forst, wenn ungezügelt
Der Sturmwind singt, der laue Frühlingsföhn.

Ja, schöner ist's in meinem Heimatlande,
Erhab'ner ist's in wilder Bergesschlucht —
Als hier am flachgestreckten Dünenstrande,
Als hier an eures Hafens stiller Bucht.

Er schämt sich denn auch nicht seiner Thränen, wenn er des Schwarzwaldes und seiner Lieben gedenkt.

Thränen, die am Kindesauge,
Thränen, die an Frauenwangen
Glänzen, fließend, niederströmend,
Sind wie Tropfen klaren Thaues
Auf der off'nen Rosenblüthe —
Sind wie Tropfen milden Regens
An des Baumes grünem Laube:
Sie erquicken, sie erfrischen,
Bringen Kühlung, spenden Segen — —

Thränen, die von Männerwangen
In den Bart herniederrieselnd,
Niederschleichend über's Antlitz,
Träufeln langsam auf den Busen —
Gleichen nicht sie ganz der Zähre,
Die der Rebstock weint im Frühling
Aus der scharfgeschnitt'nen Wunde,
Die ihm schlug des Gärtners Messer?
Lautlos starr und unbeweglich
Steht das Rebenschoß, und dennoch
Weint es herbe Schmerzensthränen,
Weint es Zähren seines Blutes. . . .

Thränen an den Kindesaugen,
Thränen auf der Frauenwange
Küßt man weg, und sie versiegen,
Wie der Thau im Rosenkelche,
Auf dem Blatt des Rosenstrauches

Trocknet von dem Kuß der Sonne —
Thränen in dem Aug' des Mannes,
Sie verſiegen nicht, wenn tröſtend
Tönen an das Ohr die Worte
Von des Freundes warmen Lippen;
Perlt ja auch des Rebſtocks Thräne
Um ſo reichlicher und klarer,
Je belebender die Sonne
Strahlt am heitern Frühlingshimmel!
Laßt ſie träufeln, laßt ſie fließen,
Laßt ſie rinnen dieſe Zähren,
Balſam ſind ſie wunden Herzen!

Bei dem Gothenvolke werden übrigens die Flüchtlinge noch beſſer gehalten als ſelbſt bei den Wenden. Der ſiebente Geſang ſchildert uns die Hochzeit Anyta's mit Lailas, deren Schweſter Auſtheja er dem Freunde Rudhard gern zur Gattin geben möchte. Die Schilderung dieſer Hochzeit, überhaupt der eigenthümliche Localton, den der Dichter dieſem Geſange ſelbſt im Versmaß zu geben weiß, gehören zum Beſten des ganzen Gedichtes. Ob alles geſchichtlich treu, ob die Mythologie bis in's Einzelne genau feſtgehalten oder ob das Meiſte nur in der Phantaſie des Dichters ſeinen Urſprung hat, das zu unterſuchen findet der Leſer keine Zeit und Luſt, er gibt ſich gern dem Zauber des Fremdartigen hin, und dieß um ſo mehr, als jedenfalls — ob echt oder unecht — der Charakter jener öſtlichen Volkspoeſie gewahrt iſt. Wir heben hier nur zwei kurze Beiſpiele heraus, die ſich gleich auf den erſten Blick gegen die oben mitgetheilte längere Probe in Geiſt und Sprache abheben werden.

Zuerſt eine kurze Humoreske über den armen „Teufel" — in der freilich der Leſer Homers einen Zug der Odyſſee verwerthet finden dürfte, die aber deßwegen nicht minder anziehend bleibt:

Die Hausfrau brachte Haferbrod und faſt'gen Bärenſchinken,
Auch Stutenmilch mit Blut vermiſcht, gegohren und berauſchend.
„Trinkt nicht zu viel!" ſo mahnte ſie, die alternde Berlea,
„Sonſt hat Gewalt der böſe Geiſt, der Menſchenfeind Aklatis!"
Und lachend gab zur Antwort drauf Graſuthe ihr, der Hausherr:
„Ach, Weib! Aklatis kommt nicht mehr, er hat ja keine Augen,
Seitdem der ſchlaue Luchymer, des Ahnen Gutsverwalter,
Geblendet ihn, den dummen Tropf, den Stifter alles Böſen!
Sprecht tapfer zu dem kräft'gen Trunk, damit ich's euch erzähle!"

Es zog einmal der Menſchenfeind hier an der Burg vorüber,
Als eben der Verwalter ſich aus Blei goß neue Knöpfe.
Ha! glänzten die im Sonnenſchein, im Strahl der Morgenſonne!
„Was machſt du?" frug Aklatis ſchnell, „ſo Schönes ſieht man nimmer!" —
„Ich gieße neue Augen mir," ſprach drauf der Gutsverwalter,
„Die alten werden trüb und blöd, drum gieße ich mir neue!" —
„Wie? neue Augen? Ei, fürwahr! die Sache läßt ſich hören!"
So ſprach Aklatis, „denn bei Nacht ſeh' ſchlecht ich mit den meinen!
Kannſt nicht auch mir um guten Lohn du ein Paar neue gießen?" —
„Warum nicht?" ſagte Luchymer, „laß auf die Bank dich binden,
Dann ſperrſt du groß die Augen auf; das Weit're ſiehſt du ſelber!" —
„Nenn' deinen Namen mir zuvor, den Namen," ſprach Aklatis,
„Daß ich dich auch empfehlen kann; der Name ehrt den Künſtler!" —
„Ja, einen Namen hab' ich wohl, und wahrlich einen ſchönen!"

Entgegnete ihm Luchymer, „ich heiße ‚Patspadare'.
Ja, ‚Patspadare', ‚Selbſtgethan', ſo nennen ſie mich Alle,
Weil jeglich Ding ich ſelber thu' und niemand Anders heiße!" —
„Nun, Patspadare! gieße denn mir Augen," ſprach Aklatis,
„Ich will dafür zum Lohne dich nach vierzehn Tagen holen!" —
Und unverweilt nun Luchymer ſchnürt auf die Bank den Thoren;
Wie ſperrte der die Augen auf, wie ziſchte laut die Maſſe!
Auf ſprang der Tropf mitſammt der Bank und heulte durch die Felder
Hinaus, hinaus zum wilden Wald — wie freuten ſich die Leute!
„Wer blendete, Aklatis, dich?" ſo frugen ſie ihn Alle. —
Und: „Patspadare", „Selbſtgethan", ſo gab er ſtets zur Antwort.
„Ja: ‚Patspadare'", heulte er — wie freuten ſich die Leute!
Und ſeither kein Aklatis mehr ſchleicht liſtig durch die Häuſer,
Tief in der Hölle, Pekla, tief, da ſitzt er, klagend, heulend.

So ſprach Graſuthe ... u. ſ. w.

Die folgende kleine Erzählung erinnert an ein ſlaviſches Volkslied („von den drei Schwänen"), das wir früher einmal ſelbſt deutſch bearbeiteten[1]. Dasſelbe Motiv fanden wir jüngſt in einer Negerſage bei Krauſe[2]; überall geht Mutterliebe über die Liebe der Schweſter und Braut.

Tawikin fiel und brach den Arm und fiel ſich eine Wunde;
Da kam vom Berg die Laima her, die zauberkund'ge Laima,
Verſprach zu heilen ihm den Arm, zu retten ihm das Leben;
Doch forderte ſie großen Lohn: die rechte Hand der Mutter,
Das lange, ſchwarze Seidenhaar der Schweſter Swaigsdunoka
Und endlich noch den Perlenſchmuck von Srutis, ſeiner Gattin.
Die Mutter gab die rechte Hand mit Freuden hin der Laima,
Das lange, ſchwarze Rabenhaar ſchnitt ſelbſt ſich ab die Schweſter,
Jedoch den ſchönen Perlenſchmuck gab Srutis nicht, die Gattin.
„Der Vater hat mir ihn gekauft, nicht kann ich ihn vermiſſen!"
Da goß ergrimmt die Zauberin Gift in Tawikins Wunde;
Dran ſtarb er gleich, der ſchöne Mann, der lockige Tawikin.
Drei Kuckucksweibchen klagten bald in ſchallend lauten Tönen,
Das eine klagt den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend,
Das andre wenn die Sonne kömmt und wenn ſie ſinkt zum Meere,
Das dritte zwar ruft klagend auch, doch nur bei ſchlechtem Wetter.
Tawikins treue Gattin iſt's, die Schweſter und die Mutter.

Verklungen war der ſüße Ton ...

Doch wir müſſen eilen, unſeren Helden Rudhard und Wolfgang auf ihren weiteren Zügen zu folgen. Rudhard fühlt doch einige Verſuchung, auf des Freundes Anyta Drängen einzugehen, die liebliche Auſtheja beginnt ihm nicht ganz gleichgiltig zu ſein — er wird ſich der Gefahr bewußt, ſeinem chriſtlichen Vaterland und ſeiner Jugendliebe untreu zu werden. Er muß weiter — wohin, das iſt ihm einerlei, nur fort aus den Netzen und Stricken,

---

[1] Vgl. „Heimathweiſen aus der Fremde", S. 38.

[2] „Ein Pferd von Asben-Race." Aus der Hauſſa-Sprache von G. A. Krauſe.

die ihm Freundschaft und Liebe stellen. Zu guter Zeit stellt sich der Wikinger Hwidsek ein, der den Jüngling ebenfalls bald lieb gewinnt und dessen Herz für die abenteuerlichen Fahrten zu begeistern weiß.

Fremdling! Zieh in meine Heimath!
Dort findst du die lieben Berge
Wieder und die schönen Thäler,
Findst ein Volk, das ganz dem deinen
Gleicht an Sitten und an Sprache. . . .

Es kommt nun bald der Frühling,

Hwidsek rüstet schon die Schiffe,
Schon die großen Meeresdrachen,
Die, der weiten Fahrt sich freuend,
Zerren an den Ankertauen,
Hüpfen auf der salz'gen Woge,
Schaukelnd, bäumend sich, begierig,
Vor dem Winde herzufliegen,
Um die Wette, mit ihm spielend. . . .

Rudhard und Wolfgang folgen dem neuen Freunde, dessen Fahrt zuerst an die Mündung der Newa zu den Wenden geht, wo er ebenfalls Schiffe und Krieger zurückgelassen, die während des Winters ihre Tauschgeschäfte besorgten und nun mit Zobelpelzen, Wendensklavinnen, Bernstein u. s. w. beladen sich der kleinen Flotte anschließen sollen. Ungünstiges Wetter hält indeß die Nordmänner einige Tage im Hafen. Wir steigen deßhalb mit den Helden an's Land und werfen einen Blick in das religiöse und commercielle Leben der Wenden. Dann geht's weiter nordwärts, bis ein Sturm die Kühnen zwingt, in der Bucht von Helsingfors zu landen und die Schäden an den Fahrzeugen auszubessern. Hier wohnt das Volk der Hämälainen, dessen König Ragnar Lodbrok ist. Die Fremden werden auf das Beste bewillkommt und eingeladen, dem frohen Feste der Frühlingswende beizuwohnen. Bei der Schilderung dieser Feier hat der Dichter wieder äußerst glückliche Stellen:

Rings um eine große Linde
Setzte man sich hin im Kreise,
Trank den süßen Meth im Becher,
Labte sich mit Bärenschinken,
Aß das Fleisch der Opferthiere
Und das Wildpret, das von Sklaven
Ward herumgereicht am Spieße,
Schön gebräunt und duftend köstlich,
Wohl zum Haferbrode mundend.

In dem Kreise war ein Zaub'rer;
Lindos hieß er, doch man nannte
Nur den Sackmann ihn, den Alten,
Da ein Täschchen er beständig
Bei sich trug, mit den Geräthen,
Die er zur Beschwörung brauchte.
Menschenknochen, Schlangenköpfe,
Gräbererde, Glaskorallen,
Kräuterwurzeln, Unkenschädel,
Elennsklau'n und Seehundszähne
Dienten ihm zu seinen Künsten,
Mußten leihen ihm die Kräfte;
Als ein wohlerfahr'ner Meister,
Als geübt in jedem Werke
Galt er bei den Hämälainen.
Bannen konnte er die Schiffe,
Daß sie trotz des Sturmes Toben,
Trotz des stärksten Windgebrauses
Regungslos an Einer Stelle
Harren mußten, liegen mußten,

Blähten hoch ſich auch die Segel.
Unterthan war ihm der Regen,
Unterthan ihm das Gewölke.
In die Knoten eines Strickes,
Einer Schnur aus weißem Flachſe,
Band die Winde er, die ſchnellen,
Und von allen blies dann keiner.
Wie man Kettenhunde feſſelt,
Band er feſt ſie an dem Seile,
Jeden mit drei ſtarken Knoten.
Wenn davon er einen löste,
So begann es ſtill zu flüſtern,
Mild zu ſäuſeln durch die Blätter,
Leiſ' zu wehen durch's Gebüſche,
Wie ein Hauch, ein Geiſterodem,
Wie der Biene emſig Summen. —
Löste er der Knoten zweie
An der Schnur, der wunderbaren,
Fing es an, im Wald zu rauſchen
Wie das Murmeln eines Baches,
Fing's zu ſeufzen an im Walde
Wie von leiſen Geiſterſtimmen,
Fuhr ein Raſcheln durch die Blätter
Wie vom lauten Flug der Taube,
Wie vom Wellenſchlag am Felſen,
Daß erſchreckt der Vogel lauſchte,
Seinen frohen Sang vergeſſend,
Daß das Reh ſich barg im Schilfe,
In dem Schilf am Stromesufer,
Spähend, ob mit ſeiner Meute
Etwa nahe ſich der Jäger,
Ob durch Buſch und Strauch er dringe,
Durch's Geäſte Bahn ſich brechend. —
Aber wenn der mächt'ge Lindos,
An dem Seil nun auch den dritten,
Auch den letzten Knoten öffnend,
Freiheit völlig gab dem Winde,
Fuhr's daher mit dumpfem Brauſen
Wie das Rauſchen eines Stromes,
Kam daher es mit Gebrülle,
Mit des gier'gen Wolfes Heulen,
Mit des Waſſerfalles Toſen
Fuhr dahin es durch die Wälder,
Bäume fällend, ſtarke Bäume,
Knickend ſie wie Riedgrasſtengel,
Brechend ſie wie Frühlingsblüthen,
Spaltend hohe Tannenſtämme,
Mächt'ge Eichen leicht entwurzelnd,
Reißend ſie aus feſtem Boden.
Weh dem Schiff, das auf dem Meere
Kämpfte dann mit Sturm und Fluthen,
Weh dem Kahne und dem Fiſcher,
Der ſich zwiſchen Riff und Klippe
Mühte, an den Strand zu kommen —
Leichen nur und wenig Bretter
Spülte an das Land die Welle,
Warf die Brandung an das Ufer.

Überaus glücklich iſt der Dichter in der Einführung des „Wunderbaren" Eine „Höllenfahrt" muß nach Homers Vorgang jedes redliche Epos haben. Um dieſem Brauch, aber zugleich der modernen Aufgeklärtheit Rechnung zu tragen, führt der Dichter, unſerer Meinung nach mit vielem Geſchick, den modernen — Hypnotismus ein. Er wird dieſer geheimnißvollen Erſcheinung poetiſch außerordentlich gerecht, und wagt ſogar das Kunſtſtück, uns zuerſt durch „Erzählung" in die Sache einzuweihen, und dann, ohne im mindeſten dem Intereſſe Abbruch zu thun, dieſelbe Sache dramatiſch vorzuführen.

Neben Hwidſek ſaß gemächlich
Rudhard lauſchend dem Geſange,
Und als ſtiller es geworden,
Stiller in dem engen Kreiſe,
Frug voll Neugier er den Fürſten
Nach dem ſonderbaren Zaub'rer,
Ob vielleicht er Trug nur übe,
Stützend ſich auf Aberglauben,
Ob den Wahn des rohen Volkes
Er zu ſeinem Zweck verwende,
An der Thorheit ſich bereichernd —
Oder ob geheime Künſte
Er gelernt von weiſen Männern,
Nützend, was die Erde bietet,
Selt'ner Pflanzen ſtille Kräfte,
Der Metalle Eigenſchaften,
Achtend auf des Waldes Thiere,
Auf des Himmels Vögel achtend,
Auf der Fiſche luſtig Treiben,
Ziehend alles dieß zu Rathe,

So erkennend, was den Andern
Bleiben muß verborgen immer,
So als Zaub'rer Ruhm ſich ſchaffend.

Hwidſek ſprach: „Von Jedem etwas
Iſt's gewiß, was im Vereine
Ihn berühmt macht bei den Leuten,
Ihm den Namen gibt als Meiſter
Bei dem Hämälainen-Volke.
Man erzählt ſich Wunderdinge,
Die er habe ſchon verrichtet,
Wie er Kranke könne heilen,
Wie er ihre Leiden banne,
Feſt ſie banne in die Höhlen
Auf dem Berge Kippumäki,
In die neun gewalt'gen Schlünde,
Wo die gräßliche Kiwutar,
Wainämoinens ſchlimme Tochter,
Plagen kocht und böſe Übel,
Während Hita ſchürt das Feuer,
Hita mit dem Schlangenhaare,
Mit dem Haar aus gift'gen Schlangen,
Die ihr Antlitz, geifernd, ziſchend,
Rings umwallen, rings umwogen,
Grauenhafte Lockenbüſchel. —
Etwas ſah ich ihn vollbringen,
Was gewiß mir Niemand glaubte,
Der dabei nicht war als Zeuge,
Kaum den eig'nen Sinnen trauend.
Durch geheimnißvolle Blicke,
Wunderbare Zauberſänge,
Durch Berührung mit den Händen,
Leichtes, leiſes, leiſes Streicheln
Setzte gegen ſeinen Willen
Tief in Schlaf er einen Jüngling:
Nicht in einen Schlaf, in welchem
Ruhig liegt der ganze Körper,
Nein, der Jüngling ſchien zu wachen,
Schien mir nur zu träumen wachend,
That im Traume, was der Zaub'rer
Ihm befahl zu thuen, Alles;
Sprach geheimnißvolle Worte,
Auskunft gebend über Dinge,
Die zuvor er nie geſehen,
Auskunft gebend über Länder,
Die er nie zuvor noch ſchaute.
Ja, ſein Weſen ſchien verwandelt
Und ſein Geiſt getrennt vom Leibe,
Irrend in der Ferne draußen,
Ferne in dem Reich der Geiſter,
Wo es Lindos haben wollte,
Selt'ne Kunde ihm zu bringen
Aus den Gau'n des blaſſen Todes.
Eine Nadel, eine lange,
Wie die Fiſcher ſie gebrauchen,
Auszubeſſern ihre Netze,
Stach ihm durch die Hand der Zaub'rer,
Mitten durch das Fleiſch der Rechten —
Nicht ein einz'ger Laut des Schmerzes
Kam darob aus ſeinem Munde.
Keine Klage, keinen Seufzer
Hörte man von ſeinen Lippen.
Aber wenn vielleicht du wünſcheſt,
Solch ein Spiel mitanzuſehen —
Lindos zeigt gewiß ſich gerne,
Kann es gleich ihm ja befehlen."

Und er rief herbei den Zaub'rer,
Sprach mit ihm nur wenig Worte,
Und gehorchend eilte dieſer,
Wählte einen blaſſen Jüngling,
Einen Jüngling, hoch an Wuchſe,
Aus dem Volk der Hämälainen,
Einen Jüngling, ſchlank und ſchmächtig,
Hieß im Mittelpunkt des Kreiſes
Dann ihn ſetzen ſich zu Boden,
Gab das Köpfchen einer Viper
In die Hand ihm, in die Rechte,
Unverweilt drauf hinzuſtarren,
Haltend nah' es vor das Auge.
Aus den Saiten der Kandela,
Aus den Saiten ſeiner Zither
Lockte drauf er zarte Weiſen,
Zarte Töne, leiſe klagend,
Faſt wie Sang der Nachtigallen,
Faſt wie Frühlingsruf der Droſſel,
Wie das Schlaflied einer Mutter,
Das ſie ſingt beim Licht der Sterne
An dem Bettchen ihres Kindes,
Immer neu es wiederholend,
Unverdroſſen, unermüdlich,
Bis die Augen ſanft ſich ſchließen,
Bis der Athem ruhig, ruhig,
Kommt und geht, der Hauch des Lebens,
Nährend ſtets die inn're Flamme,
Weckend das verborg'ne Feuer,
Das auch glüht im tiefen Schlafe,
Erſt im Tode ganz erlöſchend. —

Endlich ſchien's genug dem Zaub'rer,
Und das Saitenſpiel verſtummte.
Sachte trat er hin zum Jüngling,
Strich mit ſeinen beiden Händen,
Fühlbar kaum und ſachte, ſachte,
Über ſeine Wangen nieder,
Zehnmal, zwölfmal, ſachte, ſachte,
Aufzuſtehen ihm befehlend
Dann zuletzt im Flüſtertone.
Und der Jüngling, wie im Schlafe,
Wie im Traum fing an zu wandeln,
That im Traume, was der Zaub'rer
Ihm befahl zu thuen, Alles.
That, als ſei er auf dem Schiffe,
Auf bewegtem Waſſer fahrend,
That, als ob im heft'gen Sturme
Er ſich mühe mit dem Ruder;
That dann endlich, wie wenn landend
Er an's ſich're Ufer ſpränge,
An das hochgeleg'ne Ufer.
Und als Lindos ihn befragte,
Wo er ſei, in welcher Gegend,
Gab zur Antwort er voll Schrecken,
Zitternd ſehr am ganzen Leibe:
„Auf dem düſtern Fluß Juori
In der Unterwelt Manala
Fuhr der Tod, Manalon Mötti,
Fuhr der blaſſe Tod mich eben
An das traurige Geſtade,
In das Land der Abgeſchied'nen.
Seht ihr nicht die Feuerwogen
Dort des See's Alawanjärwi,
Hört ihr nicht ſie branden, fluthen,
Seht ihr nicht die Todtenwächter
Perkele und Hijankarki,
Seht ihr nicht ſie dort am Strande
Mit der Alten, Mämälainen,
Mit dem böſen Schlangenweibe,
Dort, die Abgeſchied'nen ſchreckend!"
So der Jüngling ... u. ſ. w.

Der Leſer ſieht ſchon, ohne daß wir ihn darauf beſonders aufmerkſam machen, worauf der Dichter hinausſteuert. Nach ſo langer Trennung mußte wenigſtens auf dieſe Weiſe eine Verbindung des Helden mit der Heimath und der Braut hergeſtellt und ein innerer Fortſchritt der Handlung herbeigeführt werden. Doch wir eilen zum Schluß unſerer Studie, und begnügen uns mit einer äußerſt ſummariſchen Angabe der noch übrigen Reiſen.

Mit Hwidſek alſo ziehen endlich die Deutſchen gegen Norden nach Upſala. Hier lernt Rudhard beſonders die „Skaldenweisheit" kennen, d. h. eine Summe naturreligiöſer Lebensweisheit, welche ihm Olaf der Alte mittheilt, mit dem ſich Rudhard dann auch über das Chriſtenthum und deſſen Lehre unterhält.

Lauſchend der Alte ſaß, wenn ihn mit ernſtem Mund
Rudhard belehrte ſchön, wenn ihm vom Himmelreich,
Von der Unſterblichkeit, wenn von der Seele ihm
Rudhard ſagte manch hohes Wort.

Von der Unſterblichkeit wußte Hinnfrothi nichts;
Gingen die Götter doch ſelber zu Grund zuletzt,
Ging doch Walhalla ſelbſt endlich in Flammen auf,
Mit ihm alle die Seligen! ...

„Liebe am meiſten Gott; aber den Nächſten dann
Ebenſo wie dich ſelbſt!" Lag nicht in dieſem Spruch,
Anwendbar überall, Weisheit verborgen mehr
Als in Olafs Gedankenhort?

Schüttelnd das graue Haupt, ſagte Hinnfrothi drum:
„Armes Normannenland! Schön iſt dein Glaube wohl,
Edel gedacht und groß, aber die Hoffnung fehlt!
Und die Liebe, ſie fehlt dir ganz!"

Aber auch der Norden vermag die beiden Flüchtlinge nicht zu halten. Sobald das Meer wieder schiffbar wird, schließt sich Rudhard mit dem treuen Begleiter einem Zuge nach Bretland an, wird jedoch vom Sturm verschlagen und geräth in Gefangenschaft. Als er sich endlich befreit hat, kommt er zum Lager der Angeln nach Stonwall, wo der Fürst Frotho ihn freundlich aufnimmt. Von Britannien setzen die Flüchtlinge dann über nach Friesland, woselbst sie sich an der Mündung des Rheines niederlassen, um von den Kaufleuten, die aus dem Süden kämen, Nachricht zu erhalten. Ein Jude erkennt sie und eilt nach der Gisenburg, um sich die Belohnung zu verdienen, die Gisok auf das Wiederfinden Rudhards gesetzt hatte. Nach einigen — unserer Ansicht nach viel zu weit ausgesponnenen — Abenteuern in der Heimath wird endlich der in seine Rechte wieder eingesetzte Rudhard mit seiner treuen Mathilde vereinigt.

Fester Glaube, treue Liebe und der Hoffnung Zuversicht
Sind des dunkeln Lebens Sterne, leuchtend mit des Himmels Licht.

Das ist in kurzen Zügen, ja meist nur in leisen Andeutungen der Inhalt der Rudhard-Sage. Der Dichter hat aus dem Vollen geschöpft, ist mit Stoffmassen nicht sparsam umgegangen und erinnert mit dem ganzen Reichthum seiner Erzählung an die alten Epen der Classiker oder auch an die mittelalterlichen Historien. Wir können ob dieses Reichthums dem Dichter nicht zürnen, glauben im Gegentheil, daß sein Vorgehen Nachahmung finden sollte, damit wir bei der jetzigen Begeisterung für das erzählende Gedicht nicht in Gefahr kommen, mit Episoden, zu selbständigem Gedicht ausgesponnen, überschüttet zu werden. Außerdem ist der vorliegende Rahmen außerordentlich glücklich gefunden, auf die natürlichste Weise das germanische Alterthum und das erwachende Christenthum in großem Bilde uns vorzuführen. An der Eintheilung und Vertheilung des reichen Stoffes scheint uns auch — vom Schluß abgesehen — nicht viel ausgesetzt werden zu können. Was dem Ganzen fehlt, ist die letzte Feile sowohl in sprachlicher wie in sachlicher Beziehung. Wo den Dichter die Begeisterung trug, ist die poetische Sprache glanzvoll, wohllautend, fast untadelhaft; so oft er sich aber gleichsam über Sandsteppen oder Felsmassen im weiten Reich seiner Geschichte mühsam hinwegarbeiten mußte, da hat er sich nicht Zeit und Mühe gegönnt, den widerspenstigen spröden Stoff so lange zu bearbeiten, bis die Schlacke der Prosa sich ablöste. Prosaismen der elementärsten Art und in unbegreiflicher Wiederholung verunzieren dann ganze Gesänge und könnten den Leser am Talent des Dichters irre machen, sähe man nicht auf den einfachsten Blick, daß man es mit einem *ersten* Entwurf zu thun hat, dem leider nicht die Wohlthat des neunjährigen Lagerns und wiederholter Correctur zu Theil geworden ist. Wie es nur kam, daß ein Dichter von der unverkennbar seltenen Kraft Lauterers sein Werk in diesem halbfertigen Zustand dem Publikum übergab?! Wir wissen es nicht, aber haben uns erzählen lassen, daß auch Lauterer wie sein Held dem Vaterland den Rücken gekehrt und vor seiner Abreise noch dieses Gedicht dem Druck übergeben habe. Mancherlei

Andeutungen im Verlaufe des Werkes kommen dem Leſer wie Stoßſeufzer vor, die der Dichter ſeinen Helden nur thun läßt, weil er ſelbſt den Druck auf dem Herzen fühlte. Als Kritiker können und müſſen wir von dieſen perſönlichen Beziehungen abſehen, wollen aber noch die Bitte des Epilogs hierhinſetzen, die uns mehr als eine poetiſche Floskel im Munde des Sängers zu ſein ſcheint.

Tugend bleibt, wie auch das Laſter, ſelten unbelohnt hienieden;
Unrecht findet ſeine Strafe, Edelſinn den Seelenfrieden.
Was ſich nicht auf Erden richtet, bleibt dort oben unvergeſſen;
Dort wird Jedem der Vergelter mit genauem Maße meſſen!
Leſer! Möchten einſt wir Alle finden einen milden Richter!
Bete auch ein Paternoſter für den ſchwergeprüften Dichter!

W. Kreiten S. J.

Recenſionen.

Allgemeine Moraltheologie. Von Dr. **Joſeph Schwane,** o. ö. Profeſſor an der königl. Akademie zu Münſter. Mit Approbation des hochwürdigſten Herrn Erzbiſchofs von Freiburg. Gr. 8°. 207 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 3.

Es iſt eine an ſich mißliche Aufgabe, wenn der eine Autor das Werk eines andern, der mit ihm denſelben Gegenſtand behandelt hat, zur öffentlichen Beſprechung ziehen ſoll. Die beßfallſigen Bedenken hat bezüglich vorliegenden Werkes der Recenſent nicht ſo hoch geachtet, daß er darum mit ſeinem Urtheile zurückhalten ſollte. Nach Leſung des Werkes mußte er ſich ſagen: einer auf Reclame berechneten Lobeserhebung hat dasſelbe nicht vonnöthen; einige ſachliche Ausſtellungen oder Conſtatirung von Differenzpunkten können ihm und ſeinem Verfaſſer keinen Eintrag thun.

Der beſonders durch ſeine Dogmengeſchichte rühmlichſt bekannte Verfaſſer hat durch oben angezeigten Band ſeine Moraltheologie zum Abſchluß gebracht. Die früheren Bände über ſpecielle Moraltheologie, welche ſchon längſt ihren Weg in die Öffentlichkeit gefunden haben, wollen wir in unſere Recenſion nicht hineinziehen, ſondern wir beſchränken uns lediglich auf den hier gebotenen Theil [1].

Mit großer Klarheit und mit dogmatiſcher Schärfe, welche den durch Studium ſowohl als durch Lehrvortrag und durch Schrift allſeitig erprobten Fachmann erkennen laſſen, liefert der Verfaſſer eine zuſammenhängende, ſyſtematiſche Erklärung der in der allgemeinen Moraltheologie zu behandelnden Gegenſtände, faſt in der umgekehrten Ordnung als es meiſtens zu geſchehen pflegt. Nach einer in der Einleitung erſchöpfenden Erörterung der Vorfragen über Begriff und Aufgabe der Moraltheologie und ihrer Vergleichung mit verwandten Disciplinen werden in drei Abſchnitten zuerſt die Sittengeſetze (S. 30—90), dann das Gewiſſen (90—113), endlich die ſittlichen Handlungen und Zuſtände (113—199) der Behandlung unterzogen. Es kommen hier im

[1] In dieſem Augenblicke geht uns eine neue Ausgabe der ſpeciellen Moraltheologie des gelehrten Verfaſſers zu, der dritte Theil in zweiter, vermehrter und verbeſſerter Auflage. Wir freuen uns über die günſtige Aufnahme, welche dem Werke damit bekundet wird und welche es vollauf verdient. Die vielen Verbeſſerungen, die Neubehandlung und Ergänzung gerade des ſo wichtigen Theiles über die Gerechtigkeit und die verſchiedenen Rechtsverhältniſſe geben der neuen Auflage erhöhten Werth.

Anm. d. Red.

ersten Abschnitt der Reihe nach die hochwichtigen Fragen über das Endziel des Menschen, natürliches wie übernatürliches, über das natürliche Sittengesetz und dessen Beziehung zu positiven Gesetzen, über den Unterschied zwischen Pflicht und Rath, über die verpflichtende Kraft der menschlichen, kirchlichen wie bürgerlichen Gesetze zur Sprache. — Der zweite Abschnitt bespricht unter Anderm den Probabilismus und die verwandten Systeme. Ohne sich in weitläufige Erörterungen einzulassen, behandelt der Verfasser mit großer Mäßigung seinen Gegenstand praktisch zur Genüge. Mit kurzen Worten beweist er das Grundprincip des Probabilismus; er befürwortet jedoch für specielle Fälle aus pastorellen Klugheitsrücksichten — was kein Probabilist principiell abweist — die Anwendung oder Berücksichtigung auch strengerer Maximen; als Erläuterung des Äquiprobabilismus werden dann diejenigen Regeln herangezogen, welche Gury und Andere als Specialanwendungen des allgemeinen probabilistischen Grundsatzes anführen und erklären. Im dritten Abschnitt endlich findet die Imputabilität und das Verdienst, sowie deren Grundbedingung, die menschliche Freiheit, ihre Behandlung. Ebenso erhält der Leser die nothwendigen Aufschlüsse über die Tugenden, die natürlichen und übernatürlichen, über ihre Zusammengehörigkeit und ihren Einfluß auf die einzelnen Acte des Menschen. Eingehender noch, weil praktisch von größter Wichtigkeit, werden Sünde und Sündhaftigkeit, deren Unterscheidung nach Art und Zahl, ihr Zusammenhang mit Versuchung, Gelegenheit, Gewohnheit und Laster erörtert.

Überall sucht der Verfasser seine Sätze, besonders die grundlegenden Principien, durch Vernunft- und Offenbarungsbeweis zu stützen und die dießbezüglichen falschen Theorien der Häresie und der vielköpfigen Afterphilosophie zu widerlegen. Wohl würden bei einem einheitlichen Ausbauen und Ineinanderfügen aller zusammengehörigen Disciplinen mehrere Ausführungen an die Dogmatik oder Ethik oder Metaphysik verwiesen werden können; allein es läßt sich bei keiner Einzeldisciplin in einem Handbuche vermeiden, daß aus einem andern Zweige Mehreres, nicht bloß als Unterstellung, sondern auch mit seiner Begründung hergenommen werde. In den einzelnen Werken würde es selbst als Lücke vermißt, wenn man sich, statt eine kurze Begründung zu geben, lediglich auf die Wiedergabe des Resultats eines andern Wissenschaftszweiges beschränkte. Das Einzige, was geschehen kann und soll, ist ein vernünftiges Maßhalten in dieser Beziehung. Ein Überschreiten dieser Regel kann dem Verfasser vorliegenden Bandes nicht zum Vorwurf gemacht werden. Er wußte im Gegentheil einige Partien so zu fassen, und wie in Form einer Recapitulation aus anderen Wissenszweigen mit kurzen Sätzen die wichtigsten Punkte für den Gottesbeweis, für den Beweis der menschlichen Freiheit u. s. w. so hervorzuheben, daß damit lange Abhandlungen ersetzt, ja manche derartige überboten werden.

Einiges ist uns beim Durchlesen des Buches aufgestoßen, dem wir nicht, oder nicht ganz beipflichten können. Hier ein paar Beispiele. Nach S. 70 verleiht Gott den Bischöfen *unmittelbar* die Jurisdiction: das ist zum mindesten eine sehr widersprochene Meinung; obgleich die Ein-

setzung und Belassung des bischöflichen Amtes und der bischöflichen Jurisdiction im Allgemeinen göttlicher Anordnung ist. Auf S. 132 wird der virtuelle Einfluß der „Charitas" beim Verdienst so betont, daß den Acten der Furcht oder der Hoffnung kaum mehr eine Verdienstlichkeit bleibt: wir halten das für eine nicht gerechtfertigte Strenge. Wenn es aber S. 146 heißt: „Die satisfactorische Kraft wird an dem guten Werke wohl vermindert, aber ihm nicht völlig genommen, wenn es im Zustande der Ungnade Gottes verrichtet wird," so können wir darin nur ein Versehen des Verfassers nach der zu milden Richtung hin finden, falls der Satz nicht etwa auf die sacramentale Genugthuung eingeschränkt wird. Ferner möchte es der Erklärung bedürfen, wie weit „das Civilgesetz die nähere Erklärung und Specialisirung des Naturgesetzes zum Inhalte" hat (S. 75). — Die Promulgation der päpstlichen Gesetze in den einzelnen Diöcesen wird S. 77 etwas zu stark als erforderlich hingestellt. Ob (S. 88) der Privilegirte die Pflicht habe, Messe lesen zu lassen, möchte nicht so ausgemacht sein. — „Habituell frei gewollt" ist dem Verfasser S. 134 dasjenige, was „aus einem frei gewollten Habitus hervorgeht"; gewöhnlich jedoch nennt man so dasjenige, bezüglich dessen Jemand den freien Willensact zustimmend gehabt und nicht widerrufen hat, so daß dieser Willensact rechtskräftig fortdauert, obgleich er weder actuell noch virtuell mehr besteht. — Daß zum Sittlichbösen auch die Strafe gehöre (S. 163), halten wir für einen verfehlten, mißverständlichen Ausdruck. — Praktisch noch mehr mißverständlich ist es, wenn S. 195 zur Verwirklichung des theologischen Begriffs „Gelegenheit zur Sünde" gefordert wird, daß „nicht bloß eine Versuchung zur Sünde entgegentritt, sondern auch ein Fall in die Sünde schon wiederholt vorgekommen .... sein muß"; nach unserer festen Überzeugung können Verhältnisse, die dem Beichtkinde noch keinen Fall, wohl aber heftige Versuchungen zugezogen haben, sehr wohl eine occasio, vielleicht sogar occasio proxima bilden, und, wenn freiwillig zugelassen, für die Zukunft mit Grund den Sündenfall befürchten lassen, ja moralisch sicher machen. — Ungewöhnlich ist jedenfalls die Erklärung des desiderium efficax zum Unterschiede vom desiderium inefficax, wenn ersteres dahin verstanden wird (S. 179), „daß es schon den Anfang der äußern Sünde in sich fasse": gewöhnlich versteht man unter desiderium efficax dasjenige, was der Verfasser den Entschluß zur Sünde, „decretum peccaminosum", nennt, wohingegen das desiderium inefficax nur eine Velleität bezeichnet.

Doch wir wollen nicht mit diesen paar Ausstellungen vom Buche Abschied nehmen. Viele, sehr viele Partieen des Buches haben auf uns den wohlthuendsten Eindruck gemacht, zumal wo die Behandlung Fragen betraf, welche nicht so selten in theologischen Schriften ungenügend oder schief beantwortet werden. Wir heben beispielshalber den klaren und deutlichen Satz S. 19 hervor, daß es das Zeugniß der Kirche ist, welches für uns den Glauben an die Inspiration der heiligen Schriften begründen muß; desgleichen S. 168, daß in der Strafe das vornehmlichste Moment der „vindicative" Charakter sei. S. 167 ist auf einer halben Seite eine schöne und lichtvolle Erklärung der habituellen Sünde gegeben. S. 147 und 148 bieten in gedrängter Kürze

klar und ſcharf den Unterſchied zwiſchen erworbenen und eingegoſſenen Tugenden, die verſchiedene Bedeutung und Wirkſamkeit beider Arten, beſonders bezüglich der moraliſchen Tugenden.

Dieſe kurzen Andeutungen werden für den Leſer dieſer Zeitſchrift genügen, um ihn von der Richtigkeit deſſen zu überzeugen, was wir Anfangs ſagten: die angeführten Differenzpunkte ſind nicht dazu angethan, das Verdienſt des Verfaſſers und ſeines Werkes zu ſchmälern. Es wird ſeinen Leſerkreis weit über die Reihen derer hinaus finden, welchen das lebendige Wort des Lehrers den weſentlichen Inhalt des Buches ſchon erſchloſſen hatte.

A. Lehmkuhl S. J.

Praelectionum Philosophiae Scholasticae brevis conspectus, auctore *J. van der Aa* S. J., Philosophiae Professore in Coll. S. J. Lovaniensi. I. Logica. p. 135. — II. Ontologia. p. 119. — III. Cosmologia. p. 137. — IV. Psychologia inferior seu de vita organica. p. 100. — V. Psychologia superior seu de vita intellectiva. p. 144. Lovanii, typis Caroli Fonteyn, 1884—1885.

In dieſem neuen Leitfaden beſchenkt uns der hochw. Verfaſſer mit einem durchaus brauchbaren Werkchen, wie wir es ſchon lange gewünſcht und vergebens geſucht hatten. Wir finden in demſelben alle Vorzüge, die es zur Grundlage eines guten philoſophiſchen Unterrichtes tauglich machen. Zunächſt iſt die einfache, klare und überſichtliche Eintheilung des behandelten Stoffes lobend hervorzuheben. Es genügt, das Inhaltsverzeichniß ruhig durchzuleſen, um die ganze Gliederung des betreffenden Buches zu verſtehen und im Gedächtniß zu behalten. Ferner iſt der reiche Stoff, obwohl meiſt aus größeren, bisweilen noch ungedruckten, Werken entnommen, gut bearbeitet und in oft ganz neuer Weiſe klar und lichtvoll vorgelegt. Als größten Vorzug der vorliegenden fünf Bändchen dürfen wir wohl ihre angenehm überraſchende Kürze bezeichnen. Nie ein Satz zuviel; jedes Wort hat ſeine volle Bedeutung. Dabei wollen wir jedoch nicht in Abrede ſtellen, daß mitunter die Argumente etwas zu knapp zugeſchnitten worden ſind. Jedenfalls aber läßt eben dieſe wohlüberlegte, gedrängte Darſtellungsweiſe dem jeweiligen Profeſſor jede erwünſchte Freiheit. Iſt dem philoſophiſchen Curs eine längere Zeit zugemeſſen, mag der freie Vortrag die einzelnen Kapitel je nach ihrer Bedeutung ausführlicher behandeln; Anknüpfungspunkte für derartige nützliche und intereſſante Erweiterungen finden ſich genug. Iſt dagegen mehr oder weniger Eile geboten, ſo kann die Vorleſung ſich auf das Erklären des Allernothwendigſten beſchränken, aber wenigſtens bei Durchſicht des minder Wichtigen auf die etwa nur angedeuteten einſchlägigen Fragen aufmerkſam machen, um ſie dem ſpäteren Studium zu empfehlen. Andererſeits wird auch der Schüler mit dem vorliegenden Leitfaden recht zufrieden ſein. Er iſt ausführlich genug, um ihn nicht zu ſehr mit Nachſchreiben zu beläſtigen; doch auch knapp genug, um ihm manche gute Bemerkung nicht zu erſparen, ſeine Aufmerkſamkeit wach

zuerhalten und ſeinen Geiſt zu Selbſtthätigkeit zu nöthigen. Wer einmal an der Hand eines ſolchen Büchleins, wie das vorliegende, ſeine philoſophiſchen Studien durchgemacht hat, wird dasſelbe liebgewonnen haben und, was nicht zu unterſchätzen iſt, es auch ſpäter von Zeit zu Zeit wieder hervornehmen, um das Gedächtniß bezw. Verſtändniß angeregter Fragen mit Hilfe des alten Bekannten aufzufriſchen.

Im Einzelnen möchten wir Folgendes bemerken. Es ſcheint uns ein geſchickter Griff des erfahrenen Schulmannes zu ſein, daß die ſogen. Logica subjectiva möglichſt bündig und oft nur ſchematiſch dargeſtellt wurde. Da dieſe Formlehren erſt im Laufe des philoſophiſchen Unterrichts völlig erklärt und immer durch praktiſche Anwendung eingeprägt werden, ſo hieße es nur die friſche Begeiſterung für das philoſophiſche Studium im Keime erſticken, wenn man die angehenden Philoſophen mit dieſen trockenen Formeln, Regeln und Begriffen auch nur eine Stunde länger hinhalten wollte, als geradezu nothwendig iſt. Auch hier gilt: Grau iſt alle Theorie. — In der Ontologia hätten wir die berühmte Streitfrage über den Unterſchied zwiſchen essentia und existentia weniger ausführlich behandelt, als der hochw. Verfaſſer gethan hat; jedenfalls hätten wir nicht volle 15 Objectionen angeführt, allein ſchon deßwegen, weil die Argumente der Gegner, obwohl immer und immer wieder in derſelben Weiſe betont, doch nur auf einfachem Mißverſtändniß und nicht auf ſcharfſinniger Speculation beruhen und die ganze Frage ganz und gar nicht die praktiſche Bedeutung hat, die man ihr beſtändig zuzuſchreiben beliebt. — Was die Cosmologia angeht, dürfte die Behandlung der quantitas vielleicht einen verhältnißmäßig zu großen Raum beanſprucht haben. Zeitgemäß und trefflich beantwortet iſt die Frage de activitatis finalitate; dagegen möchte wohl Mancher auch unter den allerbeſt geſinnten Philoſophen ſich finden, welcher mit der Theſe über die qualitates sensibiles nicht vollkommen einverſtanden iſt. Uns will wenigſtens die vorliegende Beweisführung nicht ganz für die Anſicht des Verfaſſers gewinnen; auch ſcheint uns die Beweiskraft der aufgeführten Objectionen in etwa unterſchätzt zu ſein. Indeß läßt ſich, glauben wir, eine obwaltende Meinungsverſchiedenheit, wie ſo oft, auch hier großentheils auf Rechnung der beliebten Ausdrucksweiſe ſetzen. — Aus der Psychologia wollen wir keinen beſonderen Punkt hervorheben, weil uns die Wahl ſchwer fiele und wir doch nicht auf alle eingehen können, ſo gern wir es auch im Intereſſe der Sache möchten. Wir ſchließen mit der Überzeugung, daß der neue Leitfaden von allen Freunden der wahren Philoſophie mit einem herzlichen „Willkommen!“ aufgenommen wird, und ſehen dem glücklichen Abſchluß des ganzen Werkes mit Freude entgegen.

Th. Brühl S. J.

Die Waldenſer und die vorlutheriſche deutſche Bibelüberſetzung. Eine Kritik der neueſten Hypotheſe von Dr. **Franz Joſtes**, Privatdocent der deutſchen Sprache und Literatur an der königlichen Akademie zu Münſter i. W. 8°. 44 S. Münſter, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 1.

Die Behauptung, „Luther habe die Bibel unter der Bank hervorgezogen", ist denn doch schließlich so sehr der Lächerlichkeit verfallen, daß sie höchstens noch in obscuren Tractätlein herumgeistert. Gelegentlich der „Lutherfeier" wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß zahlreiche Ausgaben und Drucke der deutschen Bibelübersetzung bereits vor Luther existirten. Selbst Antiquariatshandlungen trugen zur Verbreitung dieser Kenntniß bei. So offerirte der antiquarische Katalog Nr. 37 von Rosenthal in München Nr. 411 die achte deutsche Bibelausgabe, Augsburg 1480; Nr. 412 die neunte d. B., Nürnberg 1483; Nr. 418 die zehnte d. B., Straßburg 1485; Nr. 420 die elfte, Augsburg 1487; die zwölfte und dreizehnte (Nr. 425, 429) ebenfalls Augsburg 1490 und 1507, und dann Nr. 432 noch eine deutsche Bibel in zwei Theilen, Augsburg 1518 (vgl. Germania vom 15. Nov. 1883; Handweiser Nr. 308, 165 f.). So war es jedem, der die Augen und Ohren nicht absichtlich verschloß, klar geworden, daß selbst die Behauptung, Luther habe zwar nicht die Bibel, aber doch die deutsche Bibel dem deutschen Volke in die Hände gegeben, sich nicht mehr an's ehrliche Tageslicht wagen dürfe.

Dieser mißliche Thatbestand muß in gewissen Kreisen großes Unbehagen verursacht haben. Helfe, was da helfen kann! Und siehe, es dauerte nicht gar lange; ein, nein gleich zwei Retter in der Noth erschienen, ein edles Dioskurenpaar: Keller und H. Haupt, und überraschten die Welt mit der funkelnagelneuen Lehre: „Die bisherige Ansicht, daß die deutsche (vorlutherische) Bibelübersetzung aus orthodox römisch-katholischen Kreisen hervorgegangen sei, ist durchaus irrig: das deutsche Volk verdankt sie den bibelgläubigen Ketzern, den Waldensern." Dieses Ergebniß stellt Keller auf in „Die Reformation und die älteren Reformparteien", Leipzig 1885; dasselbe verficht Dr. Hermann Haupt in „Die deutsche Bibelübersetzung der mittelalterlichen Waldenser in dem Codex Teplensis und der ersten gedruckten deutschen Bibel nachgewiesen", Würzburg 1885.

Daß dieses „Ergebniß" von einem gewissen Theile der Presse und selbst der „wissenschaftlichen" Zeitschriften mit ungemessenem Jubel belobigt wurde, kann nicht Wunder nehmen. Wir Katholiken werden es ja nachgerade gewohnt, daß man jeden Strohhalm ergreift, sobald nur irgend eine Aussicht winkt, man könne unserer Sache etwas am Zeuge flicken. Aber selten noch ist einer geschichtlichen und literarischen Sünde die verdiente Züchtigung und Beschämung so rasch und so bündig und ausgiebig auf dem Fuße nachgefolgt, als dieses Mal. Das Verdienst, diesen Humbug als solchen gebrandmarkt zu haben, gebührt dem oben angezeigten Schriftchen, das damit zugleich einen ergötzlichen Beitrag liefert, wie man hie und da mit der „Wissenschaft" umspringt. Die frische Darstellung und der feine Sarkasmus, mit dem der Herr Verfasser seine gediegenen Ausführungen zu würzen versteht, bieten eine recht angenehme und interessante Lectüre.

Also die deutschen Katholiken haben, so lehrt Dr. Haupt den Spuren Kellers folgend, ihre Bibelübersetzung den Waldensern zu verdanken. Hätte der Mann, bevor er sein Buch schrieb, eine allgemeine Einleitung in das Alte

und Neue Teſtament nachgeſchlagen, oder den Artikel „Bibelüberſetzungen“ in Herzogs Realencyklopädie der proteſtantiſchen Theologie oder in der 2. Auflage von Wetzer und Welte's Kirchenlexikon ſich etwas angeſehen, ſo hätte ihm doch ein Gruſeln vor ſeiner eigenen Behauptung kommen müſſen. Denn aus dieſen Allen zugänglichen Büchern hätte er erſehen, daß die Katholiken auch des Mittelalters Überſetzungen der heiligen Schrift oder wenigſtens der wichtigſten Theile derſelben in den betreffenden Volksſprachen beſaßen. So exiſtiren in Italien viele Manuſcripte (in Florenz allein 40), welche theils die ganze Bibel, theils einzelne Stücke in der Vulgärſprache enthalten und bis in's 14. Jahrhundert hinaufreichen. Im 15. Jahrhundert wurde die ganze heilige Schrift vom Camaldulenſer Nikolaus de Malermi überſetzt und noch im nämlichen Jahrhundert in neun Auflagen gedruckt, worauf im 16. Jahrhundert weitere zwölf Auflagen mit kirchlicher Approbation erfolgten. Ebenſo beſaß Spanien ſeine Bibel in der Volksſprache. In der Bibliotheca Hisp. vetus II, 214 von Nik. Antonio werden viele Handſchriften einer Überſetzung im lemoſiniſchen Dialekte aus dem 15. Jahrhundert genannt. Der Text wird dem Carthäuſer-General Bonifaz Ferrer († 1417) zugeſchrieben. Die Nationalbibliothek zu Paris beſitzt zwei Manuſcripte im lemoſiniſchen Dialekt, eine ganze Bibel und ein unvollſtändiges Altes Teſtament, die älter als das 15. Jahrhundert ſein ſollen. Nicht anders war es in Frankreich. Zahlreiche bis ins 11. Jahrhundert hinaufreichende Handſchriften geben alte Überſetzungen verſchiedener Theile der heiligen Schrift. Auch in England nahm man ſich der Dolmetſchung der heiligen Bücher an. Der ehrwürdige Beda hat nach dem Zeugniſſe Cuthberts, ſeines Schülers, das Evangelium des hl. Johannes überſetzt; im 9. Jahrhundert überſetzte Alfred der Große das Pſalterium; im folgenden Jahrhundert überſetzte der Mönch Älfrik den Pentateuch, das Buch Joſue, Richter, Job, Eſther u. ſ. w.; ebenſo exiſtirte eine Überſetzung der vier Evangelien nach der Itala u. dgl. m. Dieſe Angaben ließen ſich leicht vermehren; man vgl. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon II. S. 741 f. Cornely, Historica et critica introductio I. p. 481 sq.

Und wie ſtand es in Deutſchland? Man kennt eine Überſetzung des Matthäus-Evangeliums aus dem 8. Jahrhundert, eine Evangelienharmonie aus dem 9., mehrere Überſetzungen der Pſalmen, des Hohenliedes, prophetiſcher Bücher, des Buches der Weisheit aus dem 11., 12. und 13. Jahrhundert. In den folgenden Jahrhunderten mehren ſich die Angaben über verſchiedene Überſetzungen (vgl. die o. a. Stellen).

Wer von dieſem Thatbeſtande unter den Katholiken außerhalb und innerhalb Deutſchlands eine blaſſe Ahnung hat, der wird ſchon von vornherein bei der Aufſtellung von Dr. Haupt und Keller den Kopf ſchütteln, und er wird ſich verwundert fragen, wie ſollen nur die Katholiken dazu gekommen ſein, ihre Bibelüberſetzung ſich auf einmal von den Waldenſern zu holen? Doch von dieſem Geſichtspunkte aus behandelt Dr. Franz Joſtes die Frage nicht, ſondern er beſchränkt ſich darauf, die Beweisführungen der beiden Herren zu prüfen. Aber es ſchien zweckdienlich, auch dieſe Erwägung hier wenigſtens anzudeuten.

Sehen wir uns jetzt die „Beweise" für den waldensischen Ursprung der deutschen Bibelübersetzung etwas an. Sie gruppiren sich alle um den Codex Teplensis und zerfallen in zwei Abtheilungen; „der eine Theil beruht auf den kleineren Stücken, die der Codex außer dem Neuen Testamente noch enthält, der andere auf der Beschaffenheit des Neuen Testamentes selbst" (Jostes, S. 8). Also erstens, was für Stücke sind das? Es sind Abschnitte aus Homilien des hl. Chrysostomus, bezw. Augustinus, ein Citat aus dem Liber de Sacramentis des Hugo von St. Victor, sodann ein „Kleiner Katechismus". Was ist an diesen Stücken specifisch Waldensisches? Nein nichts! Oder sehen wir davon ab und geben zu, sie seien waldensisch, was dann? Dann ließe sich höchstens nachweisen, daß die Handschrift im Besitze eines Waldensers gewesen sei; daß die Übersetzung von den Waldensern herrühre, wäre noch lange nicht bewiesen. Nun ein paar Worte über die Stücke selbst. Drei sind lateinisch. Treffend sagt Jostes: „Die lateinischen Stücke müssen zunächst in einer waldensischen Bibel sehr überraschen . . . Was sollen denn die ‚Meister' der Waldenser mit den lateinischen Auszügen aus den Kirchenvätern anfangen? Wie hoch wir die ‚theologische Bildung und Sprachkenntnisse' der deutschen Meister anzuschlagen haben, das kann sich jeder selbst sagen, der sich die Liste der aus aller Herren Länder stammenden ‚Meister' ansieht, welche im Jahre 1392 den Waldensern in Österreich vorstanden. Es waren ihrer damals zwölf und unter diesen drei rusticorum filii, zwei fabri, zwei sutores, je ein sartor, molendinator, carnifex, rasor pannorum . . . Daß aber von ihnen auch nur ein einziger im Stande gewesen sei, diese nicht einmal leichten lateinischen Stellen zu verstehen, gebe ich nicht zu." Und wenn man zur Stützung der Hypothese eine neue Hypothese einführt in der Person eines „waldensischen Geistlichen" d. h. eines theologisch gebildeten Priesters, so entgegnet Jostes mit Recht: der „bleibt eben ein Helfer in der Noth, dessen Existenz noch nachgewiesen werden muß" (S. 9).

Wie sollen diese Stücke für den waldensischen Ursprung des Codex zeugen?

Man höre und bewundere die logische Schärfe von Dr. H. Haupt! Ein Stück ist von Hugo von St. Victor; nun aber wird Hugo oft in den waldensischen Schriften citirt; also —. Die anderen Stücke sind aus Chrysostomus und Augustin entlehnt; nun standen diese bei den Waldensern in Ansehen; also. Der Schluß ist ebenso richtig, wie folgender: in diesem Fragment wird Abraham gelobt; nun aber steht Abraham bei den Mohammedanern in Ansehen; also ist das Fragment mohammedanischen Ursprungs!

Aber der „Kleine Katechismus"? Er enthält nach den Worten Haupts „die vollständig orthodoxe Lehre von den Sacramenten der römischen Kirche"; soll also der Theil waldensisch sein? Er enthält außerdem die sieben Glaubensartikel, die unter dem Namen der zur Seligkeit nothwendigen Stücke sich bis heute in den Katechismen finden. Diese Stücke zu glauben, ist hoffentlich nicht waldensisch; sonst sind Leser und Schreiber der „Stimmen" die besten Waldenser. Haben die Waldenser diese Stücke gewußt und geglaubt, desto besser für sie; aber wie daraus folgen soll, daß, wo diese Stücke stehen, sie

ein Waldenſer hingeſetzt hat, das ſieht kein Menſch ein, außer Dr. Hermann Haupt. Die Unitarier glauben nur an eine Perſon der Gottheit; alſo wo ſteht: höre, Israel, dein Gott iſt einer, da kann nur ein Unitarier ſeine Hand im Spiele haben. Nicht wahr, ein prächtiger Schluß? Ganz nach der Logik des Herrn Dr. H. Haupt.

Was ſoll man erſt ſagen, wenn beſagte Handſchrift Lehrſätze enthält, die den Waldenſern entgegengeſetzt ſind? Die Euchariſtie wird bezeichnet als „Brechung und Gemeinſamung des Brodes" — aber der echt waldenſiſche Tractat in der Dubliner Handſchrift fordert die Euchariſtie unter beiden Geſtalten (vgl. Joſtes S. 17); die Waldenſer hatten faſt alle Heiligenfeſte beſeitigt; aber die Handſchrift kennt Feſte von „Jorge, Maria Magdalena, Lorentz, Michael und allen Heiligen" (S. 17). Das Schönſte iſt aber, daß in der beſagten „waldenſiſchen" Handſchrift im Perikopenverzeichniſſe für die drei Meſſen des Weihnachtsfeſtes Epiſtel und Evangelien angeführt ſind! Nun denke man: ein Waldenſer und die römiſch-katholiſche Meſſe! „Keller und Haupt haben beide gerade das Entſcheidende in dem Perikopenverzeichniſſe überſehen" (S. 19). Ja, wenn dieſe Handſchrift waldenſiſch iſt, dann ſind auch alle Bücher, in denen die katholiſche Meſſe gelobt und empfohlen wird, echt lutheriſch — ganz nach der Logik von Keller und Haupt!

„Wie kommen ferner die Waldenſer an die zwölf Lectionen für die Waſſerweihe am Charſamstage, welche das Verzeichniß aufführt, ſie, die aquam baptismalem non credunt aqua quacunque alia sanctiorem? Um es kurz zu ſagen: das ganze Verzeichniß iſt nach dem römiſchen Meßbuch angelegt, und derjenige, welcher unſere Überſetzung benutzte, ſchloß ſich ſtreng an die römiſche Liturgie an" (S. 20); alſo, ſchließen Keller und Haupt, iſt die Überſetzung waldenſiſch.

Als einen Hauptbeweis für den waldenſiſchen Urſprung der Bibelüberſetzung führt Dr. H. Haupt an „die von der Kirche gegen jede Benutzung einer Bibelüberſetzung gerichteten Verbote". Leider paſſirt ihm dabei wieder allerlei Mißgeſchick. Erſtens exiſtirt kein ſolches allgemeines Verbot, alſo auch nicht mehrere. Zweitens iſt vielleicht auch Dr. H. Haupt fähig und gewillt, einzuſehen, was am folgenden Satze falſch iſt: Preußen hat manche der ſocialdemokratiſchen Schriften verboten und confiscirt, alſo haben die Regierungen Europa's alle Schriften über ſociale Fragen verboten und in ſtaatliche Acht und Aberacht erklärt. Drittens, hätte ſelbſt das Mandat von 1486 die von Haupt gewollte Bedeutung und Ausdehnung gehabt, ſo konnte es doch nicht gegen den katholiſchen Urſprung des Codex Teplensis angeführt werden, weil es etwa 100 Jahre jünger iſt als der Codex. Viertens, die wahre Bedeutung jenes Mandates erhellt ſattſam daraus, daß in Augsburg und Straßburg, d. h. in Städten, die zur Jurisdiction des Mainzer Erzbiſchofes gehörten, nach wie vor unbeanſtandet deutſche Bibeldrucke erſchienen; „wenn die Cenſur wirklich in's Leben getreten iſt, was wohl nicht bezweifelt werden darf, dann müſſen die Ausgaben von 1487, 1490, 1507 und 1518 mit ausdrücklicher Genehmigung der vom Mainzer Erzbiſchof eingeſetzten Cenſurbehörde erſchienen ſein" (S. 22). Schließlich findet es Dr. H. Haupt ſelbſt befrem-

bend, daß die deutſchen Inquiſitoren, die über den waldenſiſchen Urſprung der erſten deutſchen Bibelüberſetzungen nicht wohl hätten im Unklaren ſein können, dieſelben nicht officiell verworfen und anathematiſirt hätten; dieſes Anathem müßten wir doch eigentlich nothwendig vorausſetzen; deſto befremdender ſei es, daß bis jetzt noch kein einziges beſtimmtes Zeugniß für eine ſolche Verwerfung vorliege! Daß dem Dr. H. Haupt ſo ein „Befremden" gekommen, das iſt höchſt vernünftig; daß ihm dabei kein Zweifel an ſeiner Behauptung kommt, iſt leider höchſt unvernünftig! Man denke ſich die Inquiſitoren, die der Verbreitung einer ketzeriſchen Bibel in mehreren Auflagen in aller Gemüthsruhe zuſchauen! und das nach Dr. Haupt trotz der von der Kirche gegen jede Benützung einer Bibelüberſetzung gerichteten Verbote!!

Wenn möglich noch unglücklicher oder täppiſcher iſt Dr. H. Haupt in der zweiten Abtheilung ſeines Beweisverfahrens. Iſt an der Überſetzung etwas, das einer waldenſiſchen Spur von ferne ähnlich ſieht? Wiederum lautet die Antwort: rein nichts. Das Haupt'ſche Verfahren charakteriſirt Joſtes u. a. ſo:

„Von der Stellung der Vulgata in der mittelalterlichen und jetzigen Kirche, von dem Zuſtande der Vulgata-Handſchriften in den verſchiedenen Jahrhunderten, ſowie von ihrem Verhältniß zur Itala hat Haupt keine Ahnung. ... Die Kenntniß der Elementarien auf dieſem Gebiete hätte ihn abgehalten, ein derartiges Kartengebäude mit ſo viel Mühe zu errichten ... Wollte man die Methode Haupts anwenden, ſo würde man mit Leichtigkeit ſämmtliche Vulgata-Handſchriften vom 5. bis in's 15. Jahrhundert als unkatholiſch und wahrſcheinlich die meiſten auch als ‚waldenſiſch' nachweiſen können" (S. 25. 37).

Ein Beiſpiel zur ferneren Illuſtration: Dr. Haupt ſchreibt kühn: „Durch die Thatſache, daß im Codex Toplensis faſt ausnahmslos an Stelle des filius hominis der Vulgata der Ausdruck sun der maid uns entgegentritt, iſt allein ſchon der waldenſiſche Urſprung der Tepler Handſchrift dargethan." Dr. Joſtes entgegnet: „Je ſchwächer der Grund, deſto kräftiger die Behauptung", und weist dann nach, daß man im Mittelalter den Ausdruck „Menſchenſohn" nicht gebrauchte, wohl aber der megde kint, der meide sun. Nach obigem Beweisverfahren des Dr. Haupt wäre Berthold von Regensburg ein Erzwaldenſer geweſen, da er ſehr oft der megede sun gebraucht!

Doch genug! Die Behauptung von Keller und Haupt hat durch Dr. Joſtes eine gründliche Beleuchtung und Abführung erhalten.

Ein Zeichen aber, wie weit Vorurtheile den Sinn für Wahrheit abſtumpfen, iſt die Thatſache, daß die auf allen Seiten ſo löcherige Beweisführung von Keller und Haupt doch von einem Schwarm von Recenſenten, ſelbſt von Profeſſor Harnack, belobhudelt wurde. Dr. Joſtes ſagt am Schluſſe ſeiner verdienſtvollen Schrift: „Wahrlich, wer bei all dieſen Erwägungen noch an der Hypotheſe feſthalten will, der muß mit Pſeudo-Tertullian ſagen: Credo quia absurdum". Ja, ſo ſagen Manche, wenn nur die Hoffnung winkt, man könne der katholiſchen Kirche eins anhängen.

J. Knabenbauer S. J.

Luther's own statements concerning his teaching and its results. By *Henry O'Connor* S. J. Third English edit. London, Burns & Oates, 1885. Preis: 50 *Pf.*

Dieſes Werkchen dürfte auch für deutſche Leſer, die des Engliſchen kundig ſind, inſofern von Intereſſe ſein, als dasſelbe zeigt, wie man in England über Luther denkt. Obſchon das Büchlein nur beiläufig ſiebenzig Seiten zählt, ſo gab es doch Veranlaſſung zu einer ziemlich heftigen literariſchen Fehde. Das proteſtantiſche Leigh Journal ſchrieb am 7. März 1884: „Herr O'Connor iſt kein gewöhnlicher Vorkämpfer der katholiſchen Sache gegen die Reformation. Seine Broſchüre fordert durchaus eine Antwort und wird ohne Zweifel eine erhalten, und zwar von einer gleich erfahrenen und geſchulten Perſönlichkeit der Gegenpartei. Die Herausforderung iſt eine ſolche, die durchaus nicht leichtſinnig angenommen werden darf." Der Kampf entbrannte denn auch richtig; aber einem vorurtheilsfreien Beobachter konnte es auch keinen Augenblick zweifelhaft ſein, auf welche Seite der Sieg ſich neigen werde. Der Verfaſſer hatte eben eine Rüſtung angelegt, die unter allen Umſtänden hieb- und ſtichfeſt war. Er verurtheilt Luthers Werk nicht, ſondern läßt dieſen ſelbſt es verurtheilen. Das ganze Büchlein beſteht beinahe ausſchließlich aus Ausſprüchen Luthers. Um aber von vornherein auch den leiſeſten Verdacht einer Verdrehung der urſprünglichen Lehre des Wittenberger Apoſtaten unmöglich zu machen, hat P. O'Connor ſich eng an den Text der Originalausgaben der Werke Luthers gehalten, die zwiſchen 1513—1546 in Wittenberg erſchienen. Die Citate ſind ganz genau mit Tag und Datum, Seitenzahl, Drucker, Verleger u. ſ. w. angegeben, ſo daß Jeder ſich von der Richtigkeit derſelben leicht überzeugen kann. Zudem iſt auf den Zuſammenhang der Stellen die gebührende Rückſicht genommen und alles, was einem Hineininterpretiren ähnlich ſieht, auf das Vollſtändigſte vermieden worden. So kam es, daß die Gegner nur die fade Ausrede wußten, der Verfaſſer nehme die Ausſprüche des Reformators allzu wörtlich und beachte nicht, daß die Roheiten in der Sprache Luthers der damaligen Zeitrichtung auf das Kerbholz zu ſchreiben ſeien. Das war aber um ſo weniger eine genügende Antwort, als bekanntlich ſchon die Zeitgenoſſen und Freunde des Wittenbergers deſſen Ungeſchlachtheit verabſcheuten. Doch abgeſehen hiervon, was ſollte das gegen P. O'Connors Beweisführung, die alſo lautet: Ein Geſandter Gottes muß mit Würde auftreten, der Wahrheit Zeugniß geben und eine Lehre verkünden, die heilig iſt und zur Heiligkeit führt. Nun aber war Luther in der Art ſeines Auftretens ein Heuchler und ein Polterer, in ſeiner Lehre ſtand er im Widerſpruch mit unzweifelhaft geoffenbarten Wahrheiten; die Früchte ſeiner Lehre aber zeigen, daß der Baum, an dem ſie gewachſen, kein guter ſein konnte. Die einzelnen Theile dieſes Satzes ſind mit Luthers eigenen Worten unwiderſprechlich bewieſen. Daher die Nutzloſigkeit der gegneriſchen Widerlegungsverſuche, daher der Erfolg des Büchleins, das in ſo kurzer Zeit ſchon fünf Auflagen, drei engliſche und zwei amerikaniſche, erlebt hat. Der Grund hiervon liegt darin, daß, wie der Biſchof von Provi-

dence in Amerika ſchrieb, „das Werkchen, wie unſcheinbar es auch im Äußern ſein mag, doch in Wahrheit ſeinem innern Gehalt nach manche Bände über den gleichen Gegenſtand aufwiegt.“

Chriſtian Peſch S. J.

Aus Welt und Kirche. Bilder und Skizzen von Dr. **Franz Hettinger.** I. Bd. Rom und Italien. IV u. 472 S. — II. Bd. Deutſchland und Frankreich. 467 S. 8°. Freiburg, Herder, 1885. Preis des Bandes: *M.* 3.50.

Durch die „Apologie des Chriſtenthums“, welche im Laufe dieſes Jahres ſchon ihre ſechste Auflage erlebt hat, iſt Prälat Hettinger all unſern Leſern und der ganzen katholiſchen Welt als einer der verdienſtvollſten Apologeten der Gegenwart bekannt. Zu Hunderten mögen ſie zählen, die an dieſem herrlichen Werke ihren Glauben neu belebt, ihre Liebe zur Kirche geſtählt, ihren ſinkenden Muth zu heiliger Begeiſterung angefacht haben. Zu Tauſenden zählen jedenfalls diejenigen, welche durch ſeine ebenſo tiefe als anziehende Darſtellung zu einem innigeren Verſtändniß der katholiſchen Lehre und zum freudigſten Bewußtſein ihrer Harmonie und Schönheit gelangt ſind. Es liegt ihr dieſelbe Idee zu Grunde, welche einſt Chateaubriands „Geiſt des Chriſtenthums“ zu einem ſo tief eingreifenden Werke gemacht hat; aber Hettinger iſt nicht nur ein tieferer Kenner chriſtlicher Literatur und Kunſt, als der geiſtreiche Franzoſe, er beherrſcht auch als Theologe das ganze Gebiet der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre, aus welcher die äußere ſchöne Erſcheinung der Kirche in Cultus und Geſchichte, Literatur und Kunſt wie aus ihrer Wurzel hervorgeht. Während er in ſeiner „Fundamentaltheologie“ ſtreng wiſſenſchaftlich die Grundlage ſeiner Apologie entwickelte, hat er nicht aufgehört, ſie durch kleinere Reden und Schriften auf die waltenden Tagesfragen anzuwenden, wie auch die Bedeutung des Katholicismus für Literatur und Kunſt in gründlichſter und lichtvollſter Weiſe darzuthun. Mit Meiſterhand hat er das Treiben eines David Friedrich Strauß gezeichnet und damit die Seichtheit der modernen Bildung in's Herz getroffen; mit der Gründlichkeit eines Fachkenners zugleich und mit der Anmuth eines dichteriſchen Gemüthes hat er Dante's „Göttliche Komödie“ den Kreiſen der Gegenwart wieder näher gerückt: kein froſtiger Commentator, ſondern ein dem Dichter ſelbſt verwandter Geiſt, der ſeine weltumſpannenden Ideen ebenſo zu erfaſſen weiß, wie die zarteſte Blüthe ſeiner dichteriſchen Phantaſie, Dante's Weltmonarchie, wie ſeine reine, träumeriſche Minne zu Beatrice.

Dieſe anſprechende Verbindung von Verſtand und Gemüth, tiefem Wiſſen und feinem Formgefühl, hohem Ernſt und liebenswürdiger Gemüthlichkeit, umfaſſender Weltkenntniß und herzlichſter, kindlicher Glaubensinnigkeit zeigt ſich denn auch wieder in der vorliegenden Schrift, die man als eine belletriſtiſche Zugabe zu ſeiner Apologie betrachten mag. Der Gelehrte ſteigt hier noch mehr aus den Höhen der altehrwürdigen Schultheologie der Vorzeit zu der modernen Geſellſchaft herab, die nun einmal — und zwar mit vollem Recht — nicht bloß unterrichtet, ſondern auch unterhalten ſein will, und paßt

ſich ihr an in anmuthigſter Weiſe, mit Bildern und Skizzen, theils aus eigenen Erlebniſſen, theils aus Reiſeeindrücken, theils aus den vielſeitigſten Studien geſchöpft, aber Alles getragen von jenem echt katholiſchen Geiſte, der Vergangenheit und Gegenwart, Rom, Italien, Deutſchland und Frankreich mit einem gemeinſamen Pulsſchlag belebt. Allüberall findet er die katholiſche Kirche wieder, und wo es etwas Großes und Herrliches, Liebliches und Menſchenbeglückendes gibt, geht es von ihr aus und weist auf ſie zurück. Sie iſt ihm die erhabene Führerin der Weltgeſchichte, ſie iſt die freundliche Leiterin ſeiner eigenen Pilgerfahrt hienieden.

Die erſte Skizze hat den vollen Reiz des Selbſterlebten. Der Verfaſſer zeichnet uns die wichtigſten Momente ſeiner eigenen Bildungsgeſchichte. Er lebt und webt erſt ganz in deutſcher Wiſſenſchaft. Hegel, Schelling, Baader, Fichte, Kant, Spinoza beſchäftigen den jugendlichen Geiſt, dann Stahl und Günther; ſehr enttäuſcht ſiedelt er von der Philoſophie zur Theologie über; doch auch hier findet er wenig Befriedigung, bis ihn endlich äußere Umſtände an das Deutſche Colleg führen. Dieſer beſtgehaßten Anſtalt iſt der übrige Theil der erſten Skizze gewidmet. Sie ſchließt mit einer allerliebſten Cantata dei pifferari, wie ſie der Verfaſſer im heiligen Rom gehört. Die Muſik liegt bei, und wer Klavier ſpielen kann, der mag ſich von dieſem ſchrecklichen Jeſuitenkapitel daran erholen. Sie charakteriſirt die römiſche Volksandacht beſſer als alles, was in des berühmten Göthe Italieniſcher Reiſe darüber zu leſen iſt. Von dem Leben und Treiben der Jeſuiten, wie es Hettinger ſchildert, ſoll hier nichts verrathen werden. Möchten diejenigen das ganze Kapitel leſen, welche nur in der ausſchließlichen Univerſitätsbildung des Klerus das Heil der Welt erblicken, welche ſchon beim Gedanken an Jeſuiten zuſammenfahren oder gar das Deutſche Colleg mitſammt der Geſellſchaft Jeſu auf den Blocksberg wünſchen! Möchten ſie der Verſicherung und den thatſächlichen Nachweiſen eines ſo ausgezeichneten deutſchen Mannes und Gelehrten glauben, daß der echte deutſche Geiſt an dieſer Anſtalt nicht bloß nicht unterdrückt, ſondern in ſchönſter Weiſe gepflegt und gebildet wird! Auch Andere, die ſolche Vorurtheile nicht hegen, werden die pädagogiſchen Partien, beſonders über die ſcholaſtiſche Methode, nicht ohne Nutzen und Befriedigung leſen. Aber auch Rom und ſeine Umgegend lernt man hier kennen, nicht wie bei Göthe, von dem beſchränkten Stubenwinkel eines heidniſchen Kunſtliebhabers aus, der ganz Rom für eine halb lächerliche, halb traurige Betrugskomödie anſieht und von dem Wichtigſten und Bedeutendſten nicht einmal Kenntniß nimmt, ſondern von den Höhen des Vatican und mit dem freien, offenen Auge eines katholiſchen Klerikers und Prieſters, der das kirchliche und wiſſenſchaftliche Leben Roms jahrelang mitgelebt und in ſeinem Einfluß auf das römiſche Volk, auf die Stadt und den Erdkreis vorurtheilsfrei betrachtet hat.

Die zweite Skizze, „Von Rom nach Portiuncula und Aſſiſi", iſt nach kurzer Reiſeeinleitung vorwiegend hiſtoriſch gehalten. Selten iſt wohl der hl. Franz von Aſſiſi ſo wahr, ſo treffend, ſo allſeitig, ſo warm und begeiſternd geſchildert worden. Die Farben ſind aus den Quellen der Zeitgeſchichte ſelbſt geſchöpft, der Geiſt der Schilderung aber aus jenen Tiefen der Empfindung, wie ſie

nur betrachtendes Gebet und das innigſte Verſtändniß des religiöſen Lebens vermitteln können. Wie lebendig ſteht der Heilige vor uns, mit ſeinem wunderreichen Walten und Wirken, ſeiner heldenmüthigen Weltentſagung, ſeinem liebenswürdigen, kindlichen Geiſt, ſeiner Herzensgüte, ſeiner Minnepoeſie, ſeinem Opfermuth, ſeiner großartigen Einwirkung auf die geſammte Zeitgeſchichte, Kirche, Politik, Literatur, Kunſt und Volksleben! Aus dem Herzen des hl. Franciscus heraus erklärt uns Hettinger gewiſſermaßen die ganze mittelalterliche Welt, ihre gewaltigen Gegenſätze, ihre Kämpfe, ihre geiſtigen Bewegungen, die Theologie eines Bonaventura und die Poeſie eines Dante, den erſten Liederfrühling der italieniſchen Literatur und die ſchöpferiſche Fülle der umbriſchen Schule. Und dieſes glänzende Culturbild, durchweht vom Geiſte lebensfreudigſter Poeſie, ſtellt ſich nicht als etwas bloß Vergangenes dar: die drei von Franciscus geſtifteten Orden leben noch, ſein Geiſt wirkt noch fort in der Kirche, und die Andacht von Portiuncula hat ſich zur Weltandacht geſtaltet.

Ein erſchütterndes Gegenbild bietet die dritte Skizze: „Siena und Fra Bernardino Ochino.“ Siena, eine Stadt voll Heiligen — aber auch die Geburtsſtätte des unglücklichen Mönchs, der in der italieniſchen Geſchichte die Umſturzideen des 16. Jahrhunderts verkörpert, der italieniſche Luther. Seine früheren Beziehungen zu Vittoria Colonna und der italieniſchen Reformpartei und ſeine düſteren ſpäteren Lebensſchickſale geſtalten ſich zu einem höchſt intereſſanten Geſchichtsbild, aber auch zu einem höchſt lehrreichen pſychologiſchen Gemälde.

„An drei Gräbern“ lautet der Titel der vierten Skizze. Es ſind die Gräber Dante Alighieri's, des Oſtgothen Theodorich des Großen und der Galla Placidia, gleichſam die Schlußſteine dreier großer weltgeſchichtlicher Perioden — das der Galla Placidia das Mauſoleum des altrömiſchen Reiches, das Theodorichs das Monument der kurzen Gothenherrſchaft in Italien, dasjenige Dante's das Denkmal der höchſten mittelalterlichen Geiſtescultur. Anknüpfend an eine lebhafte Zeichnung des heutigen Ravenna und durchflochten von der Schilderung ſeiner alten Baudenkmale und Kunſtüberreſte, gibt dieſes Kapitel eine treffliche Charakteriſtik jener drei Epochen und ihrer Bezüge zum kirchlichen Leben. Eine Fülle geſchichtlichen Stoffs gliedert ſich da zu einem poeſievollen Stadtgemälde, und wer dasſelbe mit den Strophen vergleicht, die Lord Byron der Gräberſtadt im Child Harold widmet, der wird geſtehen müſſen, daß der deutſche Apologet der ehrwürdigen Stadt eigentlich mehr Poeſie abzugewinnen weiß, als der berühmte engliſche Dichter.

Die zwei letzten Kapitel des Bandes ſind der neueren Zeitgeſchichte gewidmet: „Erinnerungen aus der italieniſchen Revolutionszeit 1859 bis 1869.“ An die Stelle maleriſcher Zeichnung und kirchengeſchichtlicher Charakteriſtik tritt hier eine auf reicher Erfahrung und Kenntniß beruhende Schilderung der italieniſchen Verhältniſſe, wie ſie in jener Zeit ſich entwickelt haben und in ihren Folgen noch fortbeſtehen. Geſchäftliche Aufträge von Seiten der Univerſität Würzburg das eine Mal, die Vorarbeiten zum vaticaniſchen Concil das andere Mal führten den Verfaſſer in die verſchiedenſten Kreiſe des neueren

Italiens ein und ließen ihn einen Einblick in die Zuſtände gewinnen, wie er den meiſten Reiſenden ſchon durch die Kürze des Aufenthalts verwehrt iſt. Sie ergänzen in manchen Punkten die inhaltreichen „Briefe aus Rom“ des P. Kleutgen und führen deſſen Mittheilungen weiter bis in die Zeit des vaticaniſchen Concils, zu deſſen Vorgeſchichte ſie höchſt werthvolle Beiträge enthalten. Geiſtreiche Excurſe über die brennendſten Zeitfragen drängen ſich ungeſucht dem Reiſenden auf, und ein Ausflug nach Monte Caſſino führt aus den dornenreichen Kämpfen der Gegenwart ſchließlich ungeſuchter Weiſe in die freundlichen Regionen italieniſcher Wiſſenſchaft und Kunſt zurück. Ein wunderſchönes Sonett Taſſo's auf das Ordensleben in Monte Caſſino wird zum Schlußaccord, wie denn Perlen italieniſcher Poeſie nicht ſelten die reiche, feſſelnde Darſtellung ſchmücken und heben.

Fordern die Schickſale des neueren Italiens zu ernſteren Betrachtungen heraus, ſo mag dagegen das Herz des Wanderers in den deutſchen Alpenländern, beſonders im Lande Tirol, ſchon etwas fröhlicher aufathmen. Die moderne Hypercivilisation trifft da mit geſundem, echt katholiſchem Volksthum oft in ergötzlicher Weiſe zuſammen. So ſchlägt der Verfaſſer denn am Anfang ſeines zweiten Bandes einen im Allgemeinen fröhlicheren Ton an, und man mag ſich ſchon ein wenig erheitern — das iſt ja ſeine Abſicht — wenn er uns z. B. den „Bergfex“ ſchildert, den er bei einem Ausflug nach Gaſtein gleich auf allen Stationen traf.

„Doch, was iſt denn das, ein Bergfex? Der Bergfex iſt ein Männlein, groß oder klein, deſſen Haupt ein reich ausſtaffirter Tirolerhut deckt; Gamsbart und Spielhahnfedern kann man nämlich in Innsbruck und Salzburg kaufen, und Edelweiß bieten ſie einem auf der Station Brenner in dicken Sträußen an, ſo wohlfeil wie Brombeeren. Ein tadelloſer Leibgurt mit eingeſticktem Namenszug umgibt ſeine ſchmächtigen Lenden; kurze, enge, ſchwarzlederne Hoſen, grüne ‚Beinhösln‘, d. i. Strümpfe, welche Knie und Knöchel offen laſſen, bedecken die dünnen Waden; funkelneue genagelte Bergſchuhe vollenden das Coſtüm. Die dünnen Kniee des Stadtherrn ſchauen aber ſo bleichſüchtig aus den Beinhösln heraus, daß es einen friert bei deren Anblick. Doch der richtige Bergfex weiß Rath; er überzieht ſie mit fleiſchfarbenem Tuche, das hält warm und ‚ſchaut kräftiger her‘. Dazu ſchleppt er einen mächtigen Bergſtock mit, wie Don Quixote ſeine Lanze, auch im Flachlande, von Station zu Station, zur nicht geringen Beläſtigung der Mitreiſenden, die ohnehin häufig ſich bemüßigt ſehen, da der Bergfex mit ſolcher Waffe ausgerüſtet und dem ‚Ruckſack‘ auf den Schultern nicht zum Wagen hinein noch hinaus kann, ihm ihre chriſtlichen Dienſte anzubieten. Daß der Bergfex in verſchiedenen Stellungen ſich photographiren läßt, darf uns nicht Wunder nehmen; ſah ich doch einmal in der Schweiz einen mit einem Gemsfell auf dem Rücken, das er vom Kürſchner erhandelt hatte.“

Das iſt der Bergfex, wie ihn unſer Wanderer ganz köſtlich geſchildert hat. Das iſt aber nicht der echte, wackere Tiroler, wie er in den folgenden Skizzen nach allen Seiten ſeines Lebens wahrheitsgetreu und mit feinſter Beobachtung gezeichnet iſt. Da iſt noch Natur, Geſundheit, Kraft — ein

tief religiöſes Leben, eine von dem Jammer der Zeit noch nicht angefreſſene Natürlichkeit. Niemand wird dieſe lebensvollen Bilder leſen, ohne Luſt zu bekommen, auch einmal von des Tages Laſt und Arbeit, von den Nöthen und Thorheiten unſeres modernen Stadtlebens in dieſer herrlichen Gebirgsnatur auszuraſten. Die Vorwürfe, welche von blaſirten Schulmeiſtern gegen das wackere Gebirgsvolk erhoben worden ſind, werden nicht bloß mit der verdienten Jovialität, ſondern auch mit gediegenen Thatſachen auf die Kläger zurückgewieſen.

„Unſere liberalen Blätter reden viel von der Beſchränktheit des fanatiſchen Klerus in Tirol. Es iſt wahr, ſeeleneifrig iſt der Tiroler Prieſter, aber nicht finſter; der Tropfen romaniſchen Bluts, der in Vielen mit der deutſchen Kraft ſich gemiſcht hat, gibt ihm neben der Nachhaltigkeit und Zähigkeit einen gewiſſen friſchen, frohen Sinn, wie er den Südländern eignet. Mutterwitz hat er von den Eltern ererbt, ebenſo wie den elaſtiſchen Schritt; er geht die ſteilen Höhen wie im Spaziergang hinauf, während die Flachländer ihm keuchend und ſchweißtriefend nachzukommen ſuchen. Ein männliches Selbſtgefühl zeichnet ſelbſt den einfachſten Bauer vieler Thäler aus ... Wie frei und ſelbſtbewußt ſtehen die Männer aus dem Burggrafenamt und Paſſeierthale da, nicht ſich bückend noch ſchmiegend vor den ‚Herren‘; ja der Fremde, wenn er einen noch ſo vornehmen Namen trägt, möge wohl Acht haben, mit dem Bäuerlein anzubinden, beſonders in Religionsſachen.“

Es iſt ein wahres Labſal, dieſe Schilderungen eines Volkes zu leſen, das verhältnißmäßig noch ſo wenig von dem Bildungsjammer der modernen Welt gelitten, dafür Gott im Herzen und Kraft in ſeinen Gliedern bewahrt hat. Die Ausflüge ſelbſt bieten die reichſte Mannigfaltigkeit — erſt Gaſtein, dann Nordtirol, Südtirol und Steiermark. Und der kundige Führer nimmt uns nicht bloß auf die einmal gewohnten Wege mit, wie nach Bozen und Meran, ſondern auch in allerhand Seitenthäler, weniger beſuchte Badeorte, einſame Kirchen, ehrwürdige Klöſter — ſo nach Caſtell Pergine und Luſerna, in's Nonsthal und nach San Romedio, in die Bäuerlesbäder, nach Eppan und an den Gardaſee, durch's Vintſchgau, nach Schloß Tirol, zum Stift Admont und zu dem lieblichen Wallfahrtskirchlein Maria Troſt. Das Leben des Klerus und der Klöſter, die Schul- und Bildungsverhältniſſe, das Treiben und die Bräuche des Volkes ſind in der lebendigſten, anziehendſten Weiſe beſchrieben.

Eine andere Reihe von Wanderbildern führt uns nach Thüringen, auf die Wartburg, zur lieben hl. Eliſabeth, die mit ihren freundlichen Erinnerungen nahezu Luther aus ſeinem eigenen Stammlande vertrieben hat, nach Ruhla und auf den Inſelsberg. Eine dritte bringt uns mit Alban Stolz zuſammen und geleitet uns an ſeiner Seite durch den Schwarzwald. Es iſt faſt verführeriſch, hier eine Parallele zwiſchen den beiden ausgezeichneten Schriftſtellern einfließen zu laſſen, zwiſchen dem urkräftigen, völlig volksthümlichen, ſtets ſich aller künſtlichen Cultur entgegenwerfenden Alban Stolz und dem feingebildeten, künſtleriſch angehauchten, Natur und Kunſt liebevoll verbindenden Verfaſſer dieſer Skizzen; doch jeder von ihnen ſtellt ſeinen tüchtigen Mann,

und das katholiſche Deutſchland kann ſich nur freuen, zwei ſolche Schriftſteller zu beſitzen. Eine vierte Wanderung führt uns endlich auf den heiligen Berg zu Andechs, wo es Gelegenheit gibt, das katholiſche Wallfahrtsleben in ſeiner Beziehung zum Volksleben, wie die zwei Hauptſtile der neuen Architektur, Gothik und Renaiſſance, in geiſtreichen Ausführungen zu beſprechen. Überall verweilt der Verfaſſer bei dem Schönen, Großen, Herrlichen, was die Kirche geſchaffen hat, nur vorübergehend bei den feindlichen Mächten, die ſich ihr entgegenſtellen. Man athmet mit ihm auf, man freut ſich, man jubelt und dankt Gott mit ihm. Es iſt unendlich mehr Gutes auf der Welt, als man nach dem Gradmeſſer der öffentlichen Blätter, ihren Criminal- und Skandalnotizen glauben ſollte. Das Schlechte drängt ſich mit gar viel Geſchrei in den Vordergrund und erfüllt die Welt abwechſelnd mit Ruhmeslärm und Schrecken. Doch der liebe Gott iſt auch noch da, in der Einſamkeit der Berge wie im Gewühl der großen Städte. Tauſende und aber Tauſende dienen ihm in ſtiller, opferfreudiger Liebe und erfüllen den großen, eigentlichen Zweck der Schöpfung, ein Tempel Gottes zu ſein.

Gar lieblich und tröſtend ſind in dieſer Hinſicht die letzten Reiſeſkizzen, die uns Hettinger von einem Aufenthalt in Paris gibt. Er hat die rieſige Weltſtadt zu genau beobachtet, um ſich über ihren hervorſtechenden Charakter zu täuſchen.

„Das iſt Paris," ſagt er, von den Höhen des Montmartre herunterſchauend, „die geſchmückte Buhlerin, die ihren Taumelbecher den Völkern reicht und wie mit einem argen Zaubergeſang ſeit einem Jahrhundert den Sinn der Nationen verwirrt, ihr Herz bethört und den Reigen führt zum tollen Tanz der Revolution. Das iſt Paris, das neue Babel im Weſten, das ſeine hundert Eiſenbahnen wie Polypenarme ausſtreckt nach allen Enden des Landes und weit hinüber über den Rhein, und ſo viel Jugend und Schönheit, Geiſt und Herz, Manneskraft und Talent zu ſich heranzieht, um ſie nur dann wieder zurückzugeben, nachdem es ihr Lebensmark verzehrt und ihr Herzblut ausgeſogen. Alle Stände, alle Klaſſen der Geſellſchaft, hohe adelige Namen, Kaufherren, Gelehrte, Schriftſteller ſinken da jedes Jahr hinab in das Alles gleichmachende Dunkel und Elend der Armuth, und um ſo ſchneller, je höher ſie vorher geſtanden."

Aber wie Clemens Brentano, findet er auch ein zweites Paris, voll der Religioſität, der reinſten Gottesliebe, Selbſtloſigkeit, des höchſten Opfermuths und des Heroismus. Die zwei Kapitel „Der Klerus und Paris" und „Die Wohlthätigkeit in Paris" werden nicht ohne innige Rührung jeden hiervon überzeugen. Wahrhaft ergreifend iſt die Schilderung jener Abtheilung des Spitals St. Lazarus, wo die indomptables, der Abſchaum der weiblichen Bevölkerung von Paris, die himmliſche Geduld der ihnen dienenden Schweſtern zu ſtetem Heroismus herausfordern. Und die Oberin ſagt dem Wanderer: „Nous nous promenons ici comme dans un jardin de roses." Das bringt nur die Liebe Chriſti zu Stande. Als gewaltig ernſte Schlußrede hat der Verfaſſer „Die Königsgräber von St. Denis" gewählt, wo die ganze Geſchichte Frankreichs einigermaßen beiſammen iſt. Er verläßt die Abtei mit

Bossuets ernsten Worten: „O Eitelkeit, o Nichtigkeit! Alles ist Eitelkeit, außer das Bekenntniß unserer Eitelkeit!“ aber auch mit dem tröstenden Vesperhymnus:

O crux ave, spes unica.

Kein Katholik wird das schöne Werk ohne hohen Genuß und wahre Erbauung aus der Hand legen. Möchten auch Protestanten es aufmerksam lesen und beherzigen, was es lebensvoll und unwiderleglich nachweist, die volle Lebenskraft der christlichen Ideen in der katholischen Kirche!

A. Baumgartner S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Leonis X. Pontificis Maximi Regesta gloriosis auspiciis Leonis D. P. PP. XIII. feliciter regnantis e tabularii Vaticani manuscriptis voluminibus aliisque monumentis, adjuvantibus tum eidem archivo addictis tum aliis eruditis viris collegit et edidit Jos. S. R. E. Cardinalis Hergenroether, S. Ap. Sedis archivista. Fasc. II et III. Fol. p. 137—384. Friburgi, Herder, 1885. Preis dieser beiden Fascikel (à *M.* 7.20) *M.* 14.40.

Die hohe Bedeutung des durch Se. Eminenz Cardinal Hergenröther in Angriff genommenen Regestenwerkes haben wir bereits beim Erscheinen des ersten Fascikels eingehend gewürdigt (Bd. XXVII. S. 100 ff.). Das gleiche Lob, welches wir damals der technischen Anordnung des Stoffes und der Ausführung im Einzelnen spenden konnten, gebührt auch vollauf den zwei neu erschienenen Lieferungen. Die im ersten Fascikel veröffentlichten 2348 Nummern sind im zweiten zu 4219 und im dritten zu 6036 vorgeschritten. Bis jetzt reichen die Regesten erst bis zum 1. Januar des Jahres 1514, und so hat sich bereits die Nothwendigkeit ergeben, die Anfangs in Aussicht gestellte Zahl von 12 Lieferungen auf 14—15 zu erhöhen. Auf den Inhalt der wichtigen Publicationen weiter einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Nos Églises. Impressions chrétiennes par l'abbé L. Roger. 4°. XLVI et 315 p. Orléans, H. Herluison, 1885.

Was der Verfasser bietet, ist nicht eine festgefügte Kette wissenschaftlicher Deductionen, sondern ein reicher Strauß aphoristischer Gedanken über alles, was wir tagtäglich in unseren Kirchen sehen. Diese Gedanken sind oft, ja zumeist tiefsinnig, immer fromm und innig, zuweilen nach unserem Dafürhalten nicht kraftvoll genug. Wenn Jemandem die Baugeschichte eines ehrwürdigen Münsters bekannt ist, und er die Schätze, welche künstlerisches Schaffen und freigebige Frömmigkeit da aufgehäuft, nach ihrer künstlerischen und historischen Bedeutung zu würdigen weiß, dann erschließen sich ihm überall die Perspectiven längstvergangener Zeiten. Ähnlich geht es dem Verfasser, nur daß er in seinen Betrachtungen die Baugeschichte des Reiches

Gottes immer vor Augen hat und die unermeßlichen Wirkungskreise des geistlichen Lebens von dort aus überblickt, wo dessen Quellen liegen. Er beginnt mit der Kirche (I), dem Wohnorte Gottes. Dann, weil Ziel und Endpunkt alles Verkehres mit Gott eine Vereinigung mit ihm bildet, folgt die Betrachtung über den Altar (II), das Tabernakel (III), die Communionbank (IV). Sie sagen, daß Gott zu uns kommt, bei uns bleibt, uns zu eigen gehört. Der Taufbrunnen (V) und der Beichtstuhl (VI) sprechen vom Fall am Anfange der Tage und der Erlösung im Mittelpunkte der Zeiten. Von der Kanzel (VII) wird immer noch derselbe Gekreuzigte gepredigt, den der hl. Paulus all sein Wissen nennt, und das Kreuz (VIII) predigt immer noch eindringlich wie nichts Anderes den Sohn Gottes. Vom eigenen ererbten oder gewählten Plätzchen in der Kirche, so reich an Segenserinnerungen, handelt der IX. Abschnitt. Der Verfasser hat nichts übersehen. An der Sammelbüchse für die Armen (X) hat er vortreffliche Gedanken gesammelt. Der Mensch kann nicht nur selbst sprechen und singen, er lehrt es auch todte Werkzeuge und braucht deren Zunge im Dienste Gottes. Die Glocke (XI) ruft laut über Stadt und Land und weckt manch eigenartigen Wiederhall in den Gemüthern; die Orgel (XII) gießt die machtvollen Ströme ihrer Tonfluthen durch die Hallen, die Herzen zu erheben, Gott zu verherrlichen. In einem guten Haushalt ist nicht nur für das Allernothwendigste, es ist reichlich gesorgt, daher in der Kirche die Sacramentalien (XIII, das Weihwasser); in einem guten Haushalt waltet die Mutter, herrscht reger Familiensinn, daher in unseren Kirchen die Muttergotteskapellen (XIV) und die Heiligenstatuen (XV). Sind wir einmal zur Leiche geworden, dann nimmt uns die Kirche in ihr Gärtchen, den Gottesacker, auf (XVI). Der Epilog gilt dem Priester. Der Verfasser gibt da solchen das Wort, die ihm die Hoheit des Priesterthums besonders zu Dank gezeichnet haben. Abbé Roger citirt überhaupt viel, fast zu viel. Lacordaire, Perreyve, Dupanloup, Monsabré begegnet man ja immer gern; auch Lamartine und Chateaubriand mag Manchem noch zusagen. Zuweilen sind aber auch unbedeutende Dicta in Versen und Prosa aufgenommen worden, und endlich ist die christliche Literatur reich genug, um Victor Hugo's nicht zu bedürfen.

Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr. F. Kaulen, Professor der Theologie zu Bonn. Dritte, abermals erweiterte Auflage. Mit Titelbild, 78 in den Text gedruckten Holzschnitten, 6 Tonbildern, 1 Inschrifttafel und 2 Karten. 8°. XII u. 266 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 4; geb. *M.* 6.

Die so rasch eingetretene Nothwendigkeit einer neuen Auflage dieses von uns bereits eingehender charakterisirten Buches (vgl. Bd. XXVI. S. 92 ff.) läßt recht deutlich erkennen, wie rege das Interesse ist, welches auch die weiteren gebildeten Kreise an den Ergebnissen der assyriologischen Wissenschaft nehmen. Gerade diesem Interesse aber kommt die vorliegende Schrift wirklich in dankenswerthester Weise entgegen, indem der gelehrte Herr Verfasser es versteht, die reifen Früchte eingehendster Studien in einer edeln populären Darstellung zum Gemeingut Vieler zu machen. Wenn die neue Auflage sich eine „abermals erweiterte" nennt, so trifft dieß vollauf zu. Vielerorts sind die neuesten Resultate der Assyriologie berücksichtigt worden. Außerdem hat insbesondere das achte Kapitel eine erhebliche Erweiterung und Umarbeitung erfahren, indem dasselbe ein mehr zusammenhängendes, anschauliches Bild der Geschichte der in Rede stehenden Länder vor unseren Augen entrollt. Daß auch die ausführliche Literaturangabe bis in die allerjüngste Vergangenheit weiter-

geführt ist, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Der Verlagshandlung gebührt die Anerkennung, daß sie in dem Eifer, das Buch zu vervollkommnen, hinter dem Verfasser nicht zurückgeblieben ist; so sind die 49 Illustrationen der vorigen Auflage jetzt zu 85 angewachsen.

Das heilige Abendmahl des Leonardo da Vinci. Von Dr. Erich Frantz. Mit einer Abbildung nach dem Stiche des Rafael Morghen. 83 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 1.40.

Erst das eingehende Studium läßt den Werth allbekannter Meisterwerke erkennen und zeigt den Grund des allgemeinen Lobes, in das Viele oft einstimmen, ohne sich über die Ursache ihrer Begeisterung klar zu werden. Der Verfasser bespricht darum die Entstehung, die Bedeutung und die Geschichte des Gemäldes des letzten Abendmahles, dem Leonardo einen großen Theil seines Ruhmes verdankt, weil er in demselben die Kunst von der kleinlichen Richtung der Naturalisten befreite und zu historischer Größe erhob, die edelsten Bestrebungen seiner Vorfahren dem erhabensten Ziele zuführte und in seinen ebenso einfachen als vielsagenden Gestalten, besonders in der wundersamen Gestalt des Erlösers, die wie eine Erscheinung aus der andern Welt die Mitte der Tafel beherrscht, ein für alle Zeiten mustergiltiges Werk schuf. Mit andern Kunstschriftstellern findet der Verfasser große Schwierigkeiten in der Erklärung einiger alten Abendmahlsbilder, in denen Judas als Verräther gekennzeichnet ist, die anderen Jünger über den Verrath ihre Gefühle äußern, der Heiland aber in der lateinischen Segensform seine Hand erhebe, wodurch ein Zwiespalt in's Bild komme, indem die traurige Weissagung und der Segen nicht zusammen passen. Es ist deßhalb darauf hinzuweisen, daß es ein heute weit verbreitetes Mißverständniß ist, die Erhebung zweier Finger und des Daumens immer als Segensform zu erklären, indem der erwähnte Gestus das aus der alten Kunst überkommene Zeichen der Rede ist und später in vielen Fällen, nicht in allen, den gesprochenen Segen begleitet. Der Heiland erhebt demnach in manchen älteren Abendmahlsbildern seine Hand nur, um seine Weissagung zu begleiten und ausdrucksvoller zu machen. Nur ein Mißverständniß bringt also den Zwiespalt in diese Bilder. Möchte bei der Fluth der naturalistischen und deßhalb unchristlichen Kunstschriftstellerei unserer Zeit das Werkchen des geschätzten Verfassers Verbreitung finden und Vielen zeigen, wie die als heidnisch verschrieene Renaissance christliche Stoffe aufgefaßt, dargestellt und dem ästhetischen Gefühl nahe gebracht hat.

Eine Kunstreise durch das Frankenland. Von H. Detzel. Gr. 8°. 133 S. Würzburg, Wörl, 1885. Preis: *M.* 1.70.

Die vorliegende Schrift, Heft 11 und 12 des VI. Bandes der Katholischen Studien, beschreibt in leichter und allgemeinverständlicher Art die Kunstschätze der Städte Ahausen, Schwabach, Nürnberg, Bamberg, Heilbronn, Ansbach, Rothenberg und Dinkelsbühl, welche eine große Zahl Meisterwerke von Wohlgemuth, Dürer, Krafft und Riemenschneider besitzen. Der Verfasser wird sich den Dank der deutschen Kunstfreunde katholischen Glaubens verdienen, wenn er seine Kunstreisen in dieser Art fortsetzt und deren Beschreibung, durch Illustrationen erläutert, herausgibt.

Geschichte des Marktes Holzkirchen. Von Max Heimbucher, erzbischöfl. Seminarpräfect in Freising. Kl. 8°. 141 S. Miesbach, Georg Mayr.

Eine mit Fleiß und Hingebung gearbeitete Einzeldarstellung, wie sie in unserer an historischen Monographieen so reichen Zeit an der Tagesordnung sind, die,

wenngleich sie zunächst nur einem localen Interesse zu dienen beabsichtigt, immerhin einzelne Angaben auch von weiterer Bedeutung enthält, wohin z. B. jene über die seelsorgerlichen Verhältnisse von Holzkirchen im Mittelalter zu rechnen wären. Jedenfalls ist mit dem Schriftchen, was der Verfasser in der Vorrede als Zweck seiner Arbeit bezeichnet, eine in der Localgeschichte Oberbayerns noch bestehende Lücke ausgefüllt.

Miscellen.

Die „Allgemeine israelitische Allianz" hat vor Kurzem einen Bericht über die ersten 25 Jahre ihres Bestehens herausgegeben, welcher zeigt, mit welcher Rührigkeit und mit welchem Erfolge die Juden der Neuzeit ihre Interessen zu vertreten wissen. Die Leiter der Allianz blicken mit hoher Befriedigung auf die Arbeiten der durchlaufenen fünf Lustren zurück. Der Bericht beginnt nämlich mit den Worten: „Die ‚Allgemeine israelitische Allianz' besteht seit 1860. Sie hat in einem Vierteljahrhundert eine ansehnliche Arbeit vollbracht .... Ihre andauernden Anstrengungen zu Gunsten der Juden in allen Weltgegenden, die Kämpfe, welche sie für sich ausficht, das Gute, was sie ihnen erweist, die Schulen und Institutionen, die sie geschaffen hat und weiterbildet, die Theilnahme aller Uneigennützigen, die Popularität, deren sie sich bei den Juden ohne Unterschied der Partei und der Nationalität erfreut, der Haß, den ihr die Judenfeinde geschworen haben, die Verleumdungen, mit denen sie von diesen überschüttet wird — alle diese Thatsachen bezeugen die Bedeutung, welche der Allianz für das Wohl des Judenthums zukommt."

Über den Zweck der Vereinigung gibt der Bericht die folgenden genaueren Erklärungen: „Die Vertheidigung der Ehre des jüdischen Namens gegen jeglichen Angriff; die Ermunterung zum Betriebe jeglicher Handwerksarbeit; der Kampf gegen Unwissenheit und Laster, die Kinder der Knechtschaft; die Arbeit an der Emancipation unserer noch unter einer Ausnahmegesetzgebung seufzenden Brüder durch die Macht der Überzeugung und des moralischen Einflusses; die Beschleunigung und Befestigung ihrer vollständigen Befreiung durch ihre geistige und sittliche Wiedergeburt — das ist in den Hauptgesichtspunkten die Aufgabe, welcher sich die Allgemeine israelitische Allianz geweiht hat.' Das war im Jahre 1860 der Gedanke ihrer Begründer, und derselbe ist kurz und bündig im ersten Artikel ihrer Statuten wie folgt formulirt:

1. Überall an der Emancipation und dem moralischen Fortschritt der Juden zu arbeiten;
2. denen, die in ihrer Eigenschaft als Juden leiden, wirksamen Beistand zu leisten;
3. jede zu diesem Zwecke dienliche Publication zu unterstützen."

Um die Emancipation der Juden zu erreichen, bedient sich die Allianz, wie der Bericht hervorhebt, vorzüglich eines doppelten Mittels: „die Allianz wendet sich an die öffentliche Meinung, welche sie anzuregen und aufzuklären versucht, und an das Wohlwollen der Regierungen". Daß sie hier Erfolge aufzuweisen hat, mit denen sie zufrieden sein kann, geht aus dem Lobe hervor, das sie den „liberalen" Zeitungen und den Regierungen spendet: „Die Hilfe der liberalen Presse hat ihr nie gefehlt, die europäischen Regierungen sind in allen uncivilisirten Ländern stets zu Gunsten der unterdrückten Juden in großmüthiger Weise eingetreten."

Für den „moralischen Fortschritt der Juden" werden wir hauptsächlich auf die Schulen des Orients und Afrika's verwiesen; dabei wird jedoch betont, es bestehe die Absicht: „bald, wenn möglich, der jüdischen Bevölkerung auch in verschiedenen europäischen Ländern eine elementare Bildung, eine gesunde und kräftige Erziehung zu bringen, die Liebe zum Handwerk zu wecken und die Mittel dafür zu verschaffen". Wie es gelingen wird, bei den Juden der europäischen Länder „die Liebe zum Handwerk zu wecken", bezw. Handwerksschulen zu gründen, wie deren thatsächlich über zwanzig im Orient und in Afrika bestehen, wird allerdings noch die Zukunft lehren müssen. Doch weit zahlreicher als die Handwerksschulen sind die bereits gegründeten Elementarschulen. Was übrigens zu gewärtigen ist, wenn diese Schulen der Allianz die Absichten ihrer Gründer zur vollen Verwirklichung bringen, bekunden uns mit aller nur wünschenswerthen Offenheit die folgenden Sätze: „Von ihrer Gründung an hat das Central-Comité die Schulen bereitwillig den Kindern jeglichen Glaubens geöffnet; jeder Familienvater, welcher Religion er auch angehören mag, kann seinen Sohn dorthin bringen; er wird freudige Aufnahme finden. Katholische, mohammedanische, europäische, orientalische, türkische, griechische, armenische Kinder sitzen auf Einer Bank mit den jüdischen Kindern, zwischen ihnen knüpfen sich werthe Freundschaftsbündnisse." Gewiß jüdisch-ideale Zustände das! Ein jüdischer Schulmeister für „Kinder jeglichen Glaubens"! In der That der einfachste und kürzeste Weg, um das: „Jude, Christ und Hottentott, Wir glauben all an Einen Gott", zu Ehren zu bringen.

Allein noch in anderer Beziehung ist dieses Geständniß höchst lehrreich. Die „werthen Freundschaftsbündnisse" verrathen uns das Geheimniß, zumal in Verbindung mit dem folgenden Satze: „Es gibt Städte, in denen die Haltung der Einwohnerschaft gegen die Juden früher eine feindselige gewesen, und jetzt, Dank dem Einfluß der Schulen und des Directors, einen freundlichen Charakter angenommen hat." Emancipation der Juden und überhaupt alles, was auf „die Ehre des jüdischen Namens" Bezug hat, das ist es, was sich durch sämmtliche Bestrebungen hindurchzieht; es ist das Ausschlaggebende, ihm hat sich alles Übrige unterzuordnen, selbst die moralischen und die religiösen Interessen. Darüber helfen alle Phrasen vom „moralischen Fortschritt der Juden", von der „sittlichen und geistigen Hebung der Juden", von dem „Strahle der Civilisation", von der „Wiedergeburt" u. s. w. nicht hinweg. Wer daran noch zweifeln wollte, braucht bloß das Verzeichniß der „Publi-

Digitized by Google

cationen der Allianz" zu prüfen, und er wird sich bis zur Evidenz von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen.

An der Emancipation freilich wird mit allen Kräften gearbeitet, und zwar unter stets zunehmender Betheiligung, wie ebenfalls der Bericht ausweist. Wir heben aus demselben folgende Zahlen aus:

Jahr.	Zahl der Mitglieder.	Beiträge.	Einnahmen.	Ausgaben.
1870	12 526	79 352	99 363	90 937
1875	20 272	113 131	164 525	143 397
1880	22 443	165 997	280 013	251 510
1885	30 310			

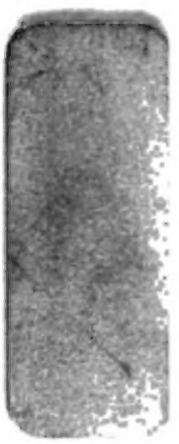
Aus einer andern Tabelle ist die Verbreitung der Allianz in den verschiedenen Ländern ersichtlich. Es mögen aus derselben die Länder hier folgen, welche über 1000 Mitglieder zählen: Bayern 2522, Elsaß-Lothringen 1356, europäische Türkei 1936, Frankreich und Colonien 4798, Holland und Colonien 1367, Preußen 8887, Ungarn 1935.

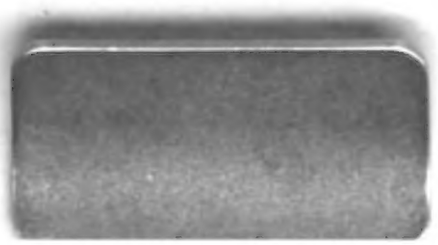
Verhältnißmäßig am schwächsten sind England und Österreich vertreten, England mit nur 50, Österreich mit 157 Mitgliedern. Es wird jedoch im Bericht versichert, daß diese Länder vormals sehr erheblich vertreten gewesen seien. Wie es scheint, haben Streitigkeiten oder Meinungsverschiedenheit die früheren Mitglieder zum Austritt und zur Bildung von neuen Gesellschaften bewogen. Der Bericht äußert sich darüber in sehr verblümter Weise u. a. also: „Die englischen Juden haben im Jahre 1871 eine Gesellschaft begründet, welche sich ‚Englisch-jüdische Association in Verbindung mit der Allgemeinen israelitischen Allianz' (Anglo-Jewish Association, in connexion with the Alliance israelite universelle) benennt. Diese ausgezeichnete Gesellschaft, welche aus der Allianz hervorgegangen ist, verfolgt dieselben Zwecke wie diese; sie unterscheidet sich von derselben nur durch die Unabhängigkeit des leitenden Comité's." Und über die Allianz in Österreich heißt es: „Eine andere Gesellschaft hat sich zwei Jahre später in Wien nach dem Muster der Allianz und unter dem Namen ‚Israelitische Allianz zu Wien' gebildet; sie unterscheidet sich von der Allianz durch das Object ihrer Wirksamkeit. Dieselbe bezweckt vornehmlich die Verbesserung der Lage der Juden im eigenen Lande, aber sie vergißt auch nicht die allgemeinen Interessen des Judenthums."

Die obigen Zahlen beweisen, daß trotz dieser Verluste die „Allgemeine israelitische Allianz" in kräftigem Fortschritt begriffen ist. Ob sich aber die überschwänglichen Hoffnungen der Allianz, wie sie im Schlußworte des Berichts zum Ausdruck gelangen, thatsächlich verwirklichen werden, wollen wir ruhig abwarten. Jedenfalls wird es gut sein, wenn auch die Nicht-Juden für die Thätigkeit der jüdischen Allianz ein offenes Auge bewahren.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064173584





Digitized by Google